

# Die Ortenau

73. Jahresband 1993

Einladung zur

## **Jahresversammlung**

des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V.

am 17. Oktober 1993

in Hornberg/Schwarzwald

8.30 Uhr

Geschäftliche Sitzung und Mitgliederversammlung  
„Gasthaus Krokodil“, Werderstraße 37

10.30 Uhr

Empfang der Stadt Hornberg  
Kath. Kirchenzentrum, Reichenbacher Straße

11.00 Uhr

Festsitzung mit Vortrag von Herrn Ansgar Barth, Schulrat,  
Offenburg/Gutach über „Hornberg in württembergischer Zeit“.  
Kath. Kirchenzentrum, Reichenbacher Straße. Der Empfang wie  
die Festsitzung werden musikalisch umrahmt durch  
die „Hornberger Schwarzwaldspatzen“.

12.30 Uhr

Mittagessen in den Gasthäusern der Stadt.

14.30 Uhr

Nachmittagsprogramm:  
Besichtigung der Evangel. Stadtkirche und der Fa. Duravit AG

Der Bürgermeister  
der Stadt Hornberg

*Thomas Schwertel*

Der Präsident  
des Historischen Vereins  
für Mittelbaden e. V.

*Dr. Dieter Kauß*

# Die Ortenau

Veröffentlichungen  
des Historischen Vereins für Mittelbaden

**73. Jahresband 1993**



Redaktion  
Karl Maier

OFFENBURG/BADEN  
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

ISSN 0342-1503

Die Ortenau

Veröffentlichungen

des Historischen Vereins für Mittelbaden

77. Jahressband 1999



Redaktion  
Konrad

OFFENBURGERBADEN

Verlag Historischer Verein für Mittelbaden  
Gesamtherstellung: Konkordia Druck GmbH, 77815 Bühl  
Nachdruck und photomechanische Wiedergabe nur mit Genehmigung  
des Vereins und der Verfasser

# Inhaltsverzeichnis

Bürgermeister Thomas Schwertel, Grußwort der Stadt Hornberg .....	8
Manfred Hildenbrand, Jahresbericht 1992/93 .....	10
Berichte der Mitgliedergruppen und Fachgruppen .....	13
Landrat Günter Fehringer, 20 Jahre Ortenaukreis .....	57
Hans Klingenberg, Vorläufige Aussiedlerunterbringung im Ortenaukreis. Eine neue staatliche Aufgabe des Landratsamtes seit Januar 1990 .....	77
Carl-Helmut Steckner, Gallo-römische Götterbilder am Oberrhein ....	95
Hans Harter, Zur Identifizierung des „Beinstabs“ von der Willenburg bei Schiltach .....	131
Suso Gartner, Zwei ehemalige Burgen im Bühlertal: Wartenburg und Bernstein .....	136
Peter M. Knierriem und Elke Löhnig, Heimlich bei Nacht und Mondenschein sollt ihr sie begraben! Über mittelalterliche Siedlungsspuren auf dem „Rettig“ in Baden-Baden, eine ungewöhnliche Bestattung und den Aberglauben. Ein Bericht zu den laufenden Ausgrabungen. ....	142
Ludwig Uibel, Der Fünfheimburgerwald .....	154
Ernst Gutmann, Der Hartunger Hof, ein Rittergut im Stollhofener Bann .....	194
Karl Maier, Rüchelnheim, ein ausgegangener Ort bei Urloffen .....	202
Uwe Schellinger, Sigmund Bosch, Täuferpoet von Friesenheim. Zur Lebens- und Gedankenwelt eines Unbekannten .....	220
Erwin Dittler, Ludwig Wilhelm Otto (1754 Kork – 1817 Paris). Stationen einer bemerkenswerten diplomatischen Laufbahn .....	261

Heinz G. Huber, Das arme Dorfschulmeisterlein. Die Situation der Lehrer an den Volksschulen des Renchtales im 19. Jahrhundert ..	296
Josef Werner, Die Badwirtschaft „zum Staufenberg“ in Durbach .....	328
Adolf Schmid, Ein Gedenkblatt für Dr. Friedrich Feyerlin, den ersten Ehrenbürger von Bad Rippoldsau (1826–1893) .....	335
Hans-Martin Pillin, Festvortrag bei der Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden am 18. Oktober 1992 in Achern: Die Revolutionsjahre 1848/49 in der großherzog- lich-badischen Amtsstadt Achern .....	342
Alexander Werner, Maximilian Werner aus Oberkirch und die badische Revolution 1848/49 .....	354
Friedrich Böninger, Auswanderungen nach den USA im 19. Jahrhundert .....	369
Gerhard Finkbeiner, Dörflinbacher Familien gründen in Nordamerika die Farmersiedlung Yankeetown-Red Brush am Ohio (USA) .....	375
Hans-Peter Mölders, Die Nebenbahnen in der nördlichen Ortenau .....	392
Michael Friedmann, ... aus unserem Sortiment erlauben wir uns, Ihnen anzubieten: Rechnungs- und Briefköpfe aus dem Offenburger Stadtarchiv .....	397
Lore und Hansmartin Schwarzmaier, Hermann Hummel. Badischer Abgeordneter und Minister an einer Zeitenwende .....	432
Manfred Hildenbrand, Die „Hölle“ von Haslach. Die beiden Konzentrationslager „Kinzigdamm“ und „Vulkan“ .....	456
Bernd Boll, Konzentrationslager auf Schienen. Eisenbahn- Baubrigaden der SS in Offenburg 1944/45 .....	480
Michael Bärmann, „Dem edelen Zäringaere“. Fragen zu Berthold von Herbolzheim und seiner Alexanderdichtung .....	515

Götz Bubenhofer, Melusina travestita. Die Geschichte des Ritters Peter Diemringer von Staufenberg in Sage und Dichtung unter besonderer Berücksichtigung des Kapitels XXVI von Grimmelshausens Roman „Der seltsame Springinsfeld“ .....	543
Johannes Werner, Varia oder Verschiedenes. Die Abteilung ‚Q‘ in der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt .....	568
Johannes Werner, Kunst-Stücke. Über eine ganz zu Unrecht unbekannte Hochzeitsdichtung der Piaristen von Rastatt .....	579
Ernst Decker, Heinrich Medicus zum 250. Geburtstag.....	589
Frank Schrader, Georg Anton Bredelin (1752–1814). Ein begabter Dichter und Schulmeister aus Biberach an der Riß .....	595
Reiner Haehling von Lanzenauer, Alexandre Dumas besucht das Turennedenkmal .....	607
Gernot Kreutz, Über Kleindenkmale in Offenburg .....	613
Herbert Motz, Zwei Hochkreuze in Ringsheim .....	625
H. Zoche, Mein Lebenswerk – ein Kindheitstraum geht in Erfüllung. Die Geschichte der Restaurierung der St.-Margareten-Kapelle – nach den Erinnerungen von Frau Helene Heinrich-Leister .....	631
Hinweise und Buchbesprechungen .....	636
Autorenverzeichnis .....	664

## Grußwort der Stadt Hornberg

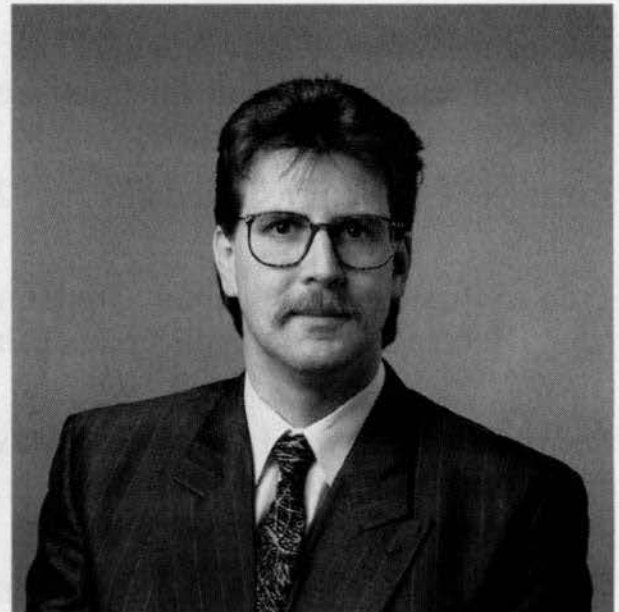
zur Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins  
für Mittelbaden e.V. am 17. Oktober 1993

Zur Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden am 17. Oktober 1993 möchte ich Sie im Namen der Stadt Hornberg herzlich willkommen heißen.

Wir freuen uns, nach unseren 900-Jahr-Feierlichkeiten Tagungsort für die mittelbadischen Historiker zu sein.

Was läge uns Hornbergern bei der Betrachtung unserer Geschichte näher, als auf das „Hornberger Schießen“ einzugehen. Im gesamten deutschen Sprachraum kennt man das Sprichwort:

„Es geht aus wie das Hornberger Schießen“



und es vergeht keine Woche, in der man dieses Sprichwort nicht in einer Zeitung, in einem Leitartikel oder einem sonstigen Beitrag findet. Selbst Friedrich von Schiller läßt in seinem Schauspiel „Die Räuber“, I. Akt, 2. Szene, den Spiegelberg zum Räuber Moss sagen: Da ging's aus wie's Schießen zu Hornberg und mußten abziehen mit langer Nase“.

Mit der Redensart: „Es geht aus wie's Hornberger Schießen“ meint man eine ergebnislose Bemühung oder Unternehmung, also eine Sache, die nicht so verläuft, wie man sie sich vorgestellt hat.

Gerade weil dieses Sprichwort eine solche Popularität besitzt, versuchten schon Generationen vor uns aus dem „Streich“ unserer Vorfahren und der daraus folgenden Redensart etwas zu machen, was jedoch nie so recht gelingen mochte.

Und hier komme ich zum Historischen Verein Hornberg, der mit seinen jährlichen wiederkehrenden Freilichtspielen auf der Hornberger Freilichtbühne in der Vergangenheit Tausenden von Mitmenschen aus dem In- und Ausland diesen Teil unserer Geschichte vermittelte und auch heute noch weitergibt.



Der Jahreshauptversammlung wünsche ich nicht den Ausgang des „Hornberger Schießens“. Allen Teilnehmern wünsche ich einen angenehmen Aufenthalt in Hornberg, eine interessante und informative Tagung und ein paar erholsame Stunden.

*Thomas Schwertel, Bürgermeister*

# Jahresbericht des Historischen Vereins für Mittelbaden 1992/93

*Manfred Hildenbrand*

Die Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden fand am 18. Oktober 1993 in Achern statt. Schwerpunkt der Arbeit des „zweitgrößten Geschichtsvereins der Bundesrepublik“ (3570 Mitglieder), so der Präsident des Historischen Vereins für Mittelbaden, Dr. Dieter Kauß, in der geschäftlichen Sitzung bei seinem Rechenschaftsbericht seien die zahlreichen Veranstaltungen und Projekte der Mitgliedergruppen, die vielfältigen Aktivitäten der acht Fachgruppen mit immer neuen Initiativen sowie die wichtige Arbeit der Denkmalpflege vor Ort. Von großer Wichtigkeit sei auch die enge Zusammenarbeit mit den elsässischen Geschichtsfreunden. So hätten elsässische und mittelbadische Historiker gemeinsam eine Dokumentation der Rheingrenze erarbeitet.

In den Mitgliedergruppen erstreckte sich die Arbeit in erster Linie auf die Betreuung der Museen, Ausstellungen, Herausgabe von Publikationen, Veranstaltung von Vorträgen und Exkursionen sowie die Betreuung von Archiven. Sorge bereite dem Historischen Verein für Mittelbaden, so Dr. Dieter Kauß, die zahlreichen konkurrierenden Vereinigungen, die auf dem Gebiet der Lokalhistorie und Heimatpflege gegründet worden seien.

Der Kassenbericht von Geschäftsführer Theo Schaufler bewies, daß die Kassen- und Geschäftsführung bei ihm in guten Händen sind. Der Redakteur des Jahrbuches „Die Ortenau“ Karl Maier wies in seinem Bericht auf die Fülle von Beiträgen hin, die in der „Ortenau“ erschienen seien. Leider vermisse man immer mehr Aufsätze über das Mittelalter. Dafür seien immer gute Beiträge zur jüngsten Zeitgeschichte vorhanden.

Aufgrund der großen Verdienste für den Historischen Verein für Mittelbaden wurde Theo Schaufler zum Ehrenmitglied ernannt. In seiner Laudatio würdigte Präsident Dr. Dieter Kauß das herausragende Engagement Schauflers für den Gesamtverein, dessen Kassen- und Geschäftsführung er seit 1979 inne hat.

Beim Empfang der Stadt Achern lobte Oberbürgermeister Reinhart Köstlin die Aktivitäten des Historischen Vereins für Mittelbaden und zeichnete die zeitgeschichtlichen Umstände nach, die zur Gründung der Acherner Mitgliedergruppe vor siebzig Jahren führten. Präsident Dr. Dieter Kauß konnte bei der Festversammlung im Bürgersaal zahlreiche Gäste begrüßen,

unter ihnen Landrat Dr. Gerhard Gamber und den Präsidenten sämtlicher Geschichts- und Altertumsvereine des Elsasses Professor Dr. Marcel Thomann (Straßburg). Den Festvortrag hielt Dr. Hans-Martin Pillin über „Die Revolutionsjahre 1848/49 in der großherzoglich-badischen Amtsstadt Achern“. Das Typische der 48er Revolution, so der Festredner, ließe sich auch an den revolutionären Ereignissen in Achern verdeutlichen.

Die musikalische Umrahmung der Festversammlung erfolgte durch den Motettenchor Achern. Das Nachmittagsprogramm umfaßte eine Führung über den Illenauer Friedhof sowie die Besichtigung des Sensen- und Heimatmuseums.

Am 20. März 1993 fand die Frühjahrstagung der 34 Mitgliedergruppen des historischen Vereins für Mittelbaden in Durbach-Ebersweier statt. Der Historische Verein, so Präsident Dr. Dieter Kauß, strebt an, an mehr Orten im Ortenaukreis Mitgliedergruppen zu gründen, und beabsichtigt, intensiv Jugendarbeit zu betreiben. Er bezeichnete die lokal- und regionalgeschichtliche Forschungsarbeit als eine der wichtigsten Aufgaben des Historischen Vereins. Geschäftsführer Theo Schaufler konnte auf die steigenden Mitgliederzahlen hinweisen. Trotz steigender Kosten könne der Mitgliedsbeitrag, der zugleich Preis für das Jahrbuch „Die Ortenau“ sei, noch unverändert beibehalten werden.

Der Leiter der Fachgruppe „Archäologie“ Josef Naudascher berichtete von zahlreichen neuen Funden, die es notwendig machten, daß Teile der Lokalgeschichte in der Ortenau umgeschrieben werden müßten. So seien viele Orte älter, als man bisher angenommen habe. Er warnte Hobby-Archäologen vor dem Suchen mit elektronischen Metallsonden, da dies verboten sei. Die Fachgruppe „Denkmalpflege“, so ihr Leiter, Dr. Dieter Kauß, beschäftigte sich mit Industriedenkmalen. Allgemein wurde bedauert, daß der Ortenaukreis keine Zuschüsse mehr für die Renovierung von Kulturdenkmalen gebe. Nach den Worten des Leiters der Fachgruppe „Flurnamen“ Dr. Ewald Hall sollen die Flurnamen in der gesamten Ortenau erfaßt und erforscht werden.

Sehr mühsam, so der Leiter der Fachgruppe „Grenzstein-Dokumentation“ Dr. Gernot Kreutz, sei die Arbeit, die historischen Marksteine zu erfassen. Die Grenzsteine der Stadt Offenburg sowie der eingemeindeten Orte seien inzwischen aufgenommen worden. Mit dem Thema „Das Museum und die Freizeit älterer Menschen“ beschäftigt sich nach den Worten des Leiters der Fachgruppe „Museen“ Horst Brombacher die Mitglieder dieser Fachgruppe. Die Fachgruppe „Zeitgeschichte“, so ihr Leiter Dr. Wolfgang Gall, hatte als Schwerpunktsthema die Umweltgeschichte auf ihrem Programm.



*Der Präsident des Historischen Vereins für Mittelbaden Dr. Dieter Kauß (links) überreichte dem Geschäftsführer des Vereins Theo Schaufler (rechts) die Urkunde zur Ehrenmitgliedschaft.*

*Foto: Manfred Hildenbrand*

## Berichte der Mitgliedergruppen

### *Achern*

Auf ein außergewöhnlich reich bewegtes Vereinsjahr 1992 kann die Mitgliedergruppe Achern zurückblicken:

Interessante Vortragsabende wechselten – sich sinnvoll ergänzend – mit bedeutsamen Besichtigungen und Bildungsfahrten ab. Denkwürdiger Abschluß und zugleich Höhepunkt der gesamten Veranstaltungen war die Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden am Sonntag, dem 18. Oktober 1992, in Achern, gleichzeitig Fest- und Jubiläumsveranstaltung zum 70jährigen Bestehen der Mitgliedergruppe dieser Stadt.

Gleich die erste Veranstaltung zu Beginn des Jahres 1992 geriet zu einem echten „Publikumsrenner“, als der zweite Vorsitzende des Historischen Vereins für Mittelbaden, Schulamtsdirektor i. R. Kurt Klein, Hausach, am 06. 02. 1992 zum Thema: „Heinrich Hansjakob – ein Leben für das Volk“ einen Farbdiaavortrag darbot. In der ihm eigenen lebendigen Weise verstand es der Referent vortrefflich, den über 100 begeisterten Zuhörern ein lebensvolles Gesamtbild der großen Persönlichkeit Hansjakobs zu vermitteln.

Obwohl kunstinteressierten Zeitgenossen die eindrucksvolle Abteikirche von Schwarzach weithin bekannt ist, folgten am 28. März 1992 über 60 Teilnehmer der Einladung des Historischen Vereins Achern zu einer Führung durch dieses Kleinod romanischer Kirchenbaukunst am Oberrhein. Hans Bohner, ehemaliger Bürgermeister dieser Gemeinde und kenntnisreicher Enthusiast der Kirche, fand die gemäße Tonlage, bei der Führung manchmal komplizierte, aber doch notwendige Fakten bezüglich der geschichtlichen Entwicklung, der stilistischen Eigenheiten und der gelungenen Renovation für alle verständlich darzustellen.

Nach mühsamer organisatorischer Vorarbeit war es möglich geworden, am Samstag, dem 11. April 1992, einen gemeinsamen Besuchstermin für die Salier-Ausstellung in Speyer zu bekommen.

Über 100 historisch Interessierte hatten sich der Lehrfahrt angeschlossen und zeigten sich nach dem Rundgang begeistert von den Exponaten.

Johannes Mühlán, Sasbach, ein geschätzter Burgenkenner, hatte die Aufgabe übernommen, eine Exkursion zu den beiden Windeck-Burgen zu leiten. Zur Vorbereitung dieser Unternehmung hielt der Lehrfahrtsleiter am 11. Juni 1992 zunächst einen einführenden Vortrag, in dem er die Ge-

schichte, die Anlage und die besonderen Bautechniken der zwei Ruinen darstellte.

Am 20. Juni 1992 waren es dann ca. 40 „Burgenfans“, die mit großem Interesse und gesteigerter Aufmerksamkeit der kompetenten Führung durch die Burganlagen der Neu-Windeck bei Lauf und der Alt-Windeck bei Bühl folgten.

Zwei Punkte standen bei der Jahresversammlung der Mitgliedergruppe am 3. 9. 1992 im Vordergrund: die Neuwahl der Vorstandschaft, bei der das bisherige Leitungsteam einstimmig bestätigt wurde, und die Vorbereitung der Elsaß-Exkursion, in deren Verlauf der erste Vorsitzende, Horst Brombacher, einen beeindruckenden Vortrag zu Leben und Werk von Albert Schweitzer hielt.

Am Samstag, dem 11. 9. 1992, startete man bei idealem Reisewetter zu der schon zur Tradition gewordenen alljährlichen Bildungsfahrt ins Elsaß, die in diesem Jahr unter dem Motto „Auf den Spuren von Albert Schweitzer“ stand.

Dank der gründlichen Vorbereitung und der großen Aufgeschlossenheit der ca. 50 Reisetilnehmer wurde der Besuch der Albert-Schweitzer-Gedächtnis-Stätten in Günsbach und Kaysersberg zu einem bleibenden Erlebnis für alle.

Am Sonntag, den 18. Oktober 1992, beging die Mitgliedergruppe Achern das 70jährige Jubiläum ihrer Gründung.

Dies war mit ein Grund, daß die Jahresversammlung des Gesamtverbandes 1992 in Achern durchgeführt wurde.

Nach einer äußerst harmonisch verlaufenen Generalversammlung und einem offiziellen Empfang der Gäste durch den Oberbürgermeister der Stadt Achern, Reinhart Köstlin, konnten die zahlreichen Gäste einen beeindruckenden Festakt erleben, vom Motettenchor Achern musikalisch ausgestaltet, dessen unbestrittener Höhepunkt der Vortrag von Dr. Hans Martin Pillin darstellte, der zu dem Thema „Die Revolutionsjahre 1848/49 in der großherzoglich-badischen Amtsstadt Achern“ umfassende Ausführungen machte.

Ein Besichtigungsprogramm am Nachmittag, das von den Gästen sehr gerne angenommen wurde, beschloß einen heimatgeschichtlich bedeutsamen Tag für die Stadt Achern.

*Elmar Gschwind*

## *Bad Peterstal-Griesbach*

Die Mitgliedergruppe Bad Peterstal-Griesbach hatte im Jahresprogramm 1992 zwei Tagesfahrten und eine Siebentage-Fahrt angeboten.

Die erste Tagesfahrt ging im März nach Nördlingen (Stadtführung und Besuch des Rieskrater-Museums). Bei der Tagesfahrt im Oktober lagen die Ziele im Elsaß. So fuhr man zunächst zur Dompeterkirche in Avolsheim und dann zur dortigen St. Ulrichskapelle (beide frühromanische Bauten). Durch das Breuschtal ging es nach Schirmeck, Natzwiller und später auf den Donon. Zum Abschluß wurde noch in Rosheim ein Halt eingelegt.

Mit der Siebentage-Fahrt im September galt das Interesse dem Mühlviertel in Oberösterreich. Das Programm war sehr vielgestaltig. Vom Standort Ulrichsberg aus wurden täglich neue Ziele angefahren, so u. a. das Prämonstratenserstift Schlägl, Haslach, Freistadt, Sandl (Hinterglasmalerei), Kefermarkt mit dem berühmten gotischen Hochaltar, Engelhartzell mit dem Trappistenstift Engelszell und schon außerhalb des Mühlviertels, das Zisterzienserkloster Stift Zwettl. Als Routen wurden immer landschaftlich reizvolle Straßen gewählt, um auch die Schönheiten der Natur zu erfahren. Aber auch die Hin- und Rückfahrt boten eindrucksvolle Aufenthalte (Hauzenberg, Wallfahrtskirche Sammarei). Wo immer es möglich war, wurden die Besichtigungen unter fachmännischer Führung unternommen.

*Siegfried Spinner*

## *Bühl*

Im Jahre 1992 hat die Ortsgruppe Bühl den Versuch gestartet, mit einem vierteljährlichen „Stammtisch“ das Vereinsleben zu aktivieren. Nach einem Jahr kann man als Zwischenbilanz sagen, die „Stammtische“ wurden von durchschnittlich 12 Personen besucht, was bei einer Mitgliederstärke von 107 Leuten und der Altersstruktur unserer Ortsgruppe als Erfolg zu werten ist.

- |          |  |
|----------|--|
| 17.03.92 | Stammtisch   |
| 02.04.92 | Vortrag „Französische Emigranten und Flüchtlinge in der Markgrafschaft Baden von 1789 bis 1800“ von Frau Dr. Sabine Deitzinger in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule |
| 27.04.92 | Vortrag „Die Windecker und ihre Burgen“ von Herrn Dr. Suso Gartner in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule   |
| 08.05.92 | „Die Bühl – Stollhofener Linie“. Ein Vortrag von Herrn Ernst Gutmann   |
| 29.08.92 | Besichtigung der Kapelle in Kappelwindeck neben der Pfarrkirche. Führung durch Herrn Franz Linz.   |

- 22.09.92 Stammtisch
- 08.10.92 Vortrag von Herrn Kurt Klein, Hausach, über den Heimatdichter Hansjakob in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule.
- 17.10.92 Besichtigung der Burg Fleckenstein mußte wegen des schlechten Wetters und der daraus bedingten geringen Teilnehmerzahl abgesagt werden. Wiederholung 1993.
- 08.12.92 Stammtisch

*Egon Schempp*

### *Ettenheim*

Die Arbeit der Ettenheimer Mitgliedergruppe im Jahr 1992 konzentrierte sich auf die Vorbereitung einer Ausstellung zur Geschichte der Lokalbahn von Ettenheimmünster an den Rhein, die von Bürgermeister R. Hirschner am 20. August 1992 im Bürgersaal im Rahmen des Bärenbrunnenfestes eröffnet wurde. Während der Eröffnungsfeier, bei der Schüler der Grund- und Hauptschule Münchweier das selbstgedichtete „Lied vum Äddemer Enteköpfer“ sangen und spielten, überreichte der Vorsitzende den bei der Ausstellungsvorbereitung aktiven Mitgliedern Ilse Kern, Thomas Dees, Dieter Glatzel, Franz-Josef Henninger, Fernand Louzy und Karl Stiegeler ein Exemplar seines rechtzeitig für die Ausstellung fertiggestellten Buches über die Geschichte des 1893 eröffneten Ettenheimer Bähnles.

Auch bemerkenswerte Ereignisse, an denen Mitglieder außerhalb des Historischen Vereins tätig waren, sollen in diesem Jahresbericht gewürdigt und festgehalten werden. Am 28. August 1992 wurde in Rust von Bürgermeister G. Gorecky im Rahmen der Feierlichkeiten zur Einweihung des neuen Bürgersaales die Ausstellung „Alt-Rust in Bildern“, die auf Initiative und unter der Leitung von Mitglied Karl-Heinz Debacher entstanden war, eröffnet. Dabei wurde auch das von Karl-Heinz Debacher redigierte Buch „Alt-Rust in Bildern“ der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

In Mahlberg wurde am 16. Mai 1992 das „Oberrheinische Tabakmuseum“ eröffnet. Dieses von der Stadt Mahlberg und ihrer Bevölkerung getragene Museum ist in 10jähriger mühseliger Aufbauarbeit entstanden. Zwar hat der Historische Verein Ettenheim am Aufbau keinen Anteil, doch sind mehrere Mitglieder, allen voran Josef Naudascher, seit Jahren aktiv für das Tabakmuseum tätig.

Der aus Münchweier stammende und in Murg/Baden wohnende Oberlandwirtschaftsrat i. R. Emil Schwendemann beschäftigte sich trotz seines



hohen Alters wieder mit der Geschichte und der Mundart seiner Heimat. So übergab er der Bibliothek des Historischen Vereins seine vervielfältigte Abhandlung „Das klösterliche Hofgut BURBACH und Münchweier. Gewinn Hinterfeld (Ruth)“. Sein schon 1985 in nur wenigen Exemplaren veröffentlichte Mundartwörterbuch wurde von der Sparkasse Lahr-Ettenheim und dem Verein zur Kultur- und Heimatpflege Münchweier e. V. unter dem Titel „Ortenauer Wortschatz – Ein Bezeichnungswörterbuch in der Mundart von Ettenheim-Münchweier“ im Dezember 1992 als Buch der Öffentlichkeit übergeben. Auf fast 300 Seiten sind darin über 7000 Dialektwörter aufgezeichnet.

Ende August stellte die Gemeinde Kippenheim das Buch „Streifzug durch die Geschichte von Kippenheim und Schmieheim von A bis Z“ von Walter Staudenmeyer vor.

Vom heimatgeschichtlichen Büchermarkt ist weiter zu berichten, daß der Europa-Park Rust im Dezember 1992 das reichbebilderte Werk „Die Balthasarburg in Rust – Auf den Spuren der Böcklins“ von Willi Thoma herausbrachte.

Im Eisenbahn-Kurier Verlag Freiburg erschien Ende 1992 der Baden betreffende Band der „Deutschen Klein- und Privatbahnen“ von Gerd Wolff und Hans-Dieter Menges. Die von Hans-Dieter Menges bearbeitete Lokalbahn Rhein-Ettenheimmünster enthält neben exaktem historischen und bahntechnischen Angaben auch zahlreiches bisher nicht veröffentlichtes Bildmaterial.

*Bernhard Uttenweiler*

### *Gengenbach*

- 24.2.92 Vorstandssitzung
- 13.3.92 Arbeitskreis Museum
- 24.3.92 Vorbereitende Sitzung zur Jahresversammlung
- 12.4.92 Jahresversammlung der Mitgliedergruppe  
Stammtisch (3 mal)
- 31.7.92 Orgelkonzert mit Stadtpfarrer Udo Hildenbrand im Freiburger Münster zugunsten der Renovierung der „Berglekapelle“
- 25.10.92 Herbstfahrt nach Mahlberg in das Tabakmuseum. Führung: Herr Naudascher. Anschließend Fahrt nach Herbolzheim, Führung Herr Oesterle und Frau Doris Daute
- 13.12.92 Lesung: Frau Marta Schwarz im Torkelkeller: „Der Tod der Alten“

- 14.1.93 Vortrag von Herrn Pfarrer Maier: „Die Entwicklung des Kirchenbaues“  
 5.3.93 Vorstandssitzung  
 28.3.93 Jahresversammlung der Mitgliedergruppe  
 Verschiedene Aktivitäten der Mitglieder: Begehungen, Stadtführungen, Mitarbeit an den „Gengenbacher Blättern“, an der ZDF-Sendung „Treffpunkt“, an der „Kleinen Brauchtumsrunde“ in Zell (21.11.92)  
 Arbeitskreis Museum Haus Löwenberg: Ausstellungen: „Käthe Kollwitz“, „Oesterle“, „Innocenti“, „Schlindwein“, „Nepita“.

*Hertha Schlegel*

### *Haslach i. K.*

Die Mitgliedergruppe Haslach i. K. zählt zur Zeit 177 Mitglieder.

### *Veranstaltungen:*

19. 10. 1992: Vortrag von Professor Dr. Konrad Kunze über das Thema „Die Familiennamen im mittleren Kinzigtal“

23. 11. 1992: Vortrag von Dr. Dieter Kauß über das Thema „Nikolausbrauchtum im Kinzigtal“. Ergänzend dazu eine Lichtbilderdokumentation von Alois Krafczyk

25. 1. 1993: Lichtbildervortrag von Manfred Hildenbrand über das Thema „Hexenverfolgung in unserer Heimat“

17. 5. 1992: Exkursion zur Salierausstellung nach Speyer

*Manfred Hildenbrand*

### *Hausach*

Die Aktivitäten für das Jahr 1992 wurde mit der inzwischen zur Tradition gewordenen „Neujahrsserenade“ der Burgwache des Historischen Vereins – in Begleitung von Burgfrauen und der Hausacher Burgbläser – am Abend des Neujahrtages eröffnet. Mit dem Lichtbildervortrag „25 Jahre Schloßbergaktion“ erinnerte der Vorsitzende an die mehrmonatige Aktion der Hausacher Vereine vor einem Vierteljahrhundert. Jene Säuberung und Verschönerung des Wahrzeichens der Stadt Hausach ging auf die Initiative des Historischen Vereins zurück, der auch die Durchführung organisierte. Im Februar fand auf dem Rathaus ein Gespräch mit Bürgermeister Kienzle und den Vertretern des Vereins über heimatgeschichtliche und denkmalpflegerische Fragen statt. Wenig später empfing der Vorsitzende des Ver-

eins in seiner Eigenschaft als Sprecher der Hausacher Vereine in Begleitung des Bürgermeisters und des Feuerwehrkommandanten Schmidbauer in Stuttgart aus der Hand von Ministerpräsident Teufel den mit 4000 DM dotierten Sonderpreis für „Vorbildliche Kommunale Bürgeraktionen“. Viele dieser Gemeinschaftsprojekte dienten denkmalpflegerischen Maßnahmen, aber auch der „Förderung des Gemeinschaftslebens in Stadt und Dorf“ als Schwerpunktthema für die Preisverleihung. „Auf den Spuren der Schwarzwälder Glaser“ hieß der Titel eines Farblichtbildervortrags von Kurt Klein, zu dem im März in den „Historischen Keller“ des Herrenhauses eingeladen wurde. Ab dem Frühjahr nahm die „Rentnerriege“ des Vereins unter der Regie von Fritz Mayer ihre mehrmalige Tätigkeit auf dem Schloßberg zur Betreuung der vor Jahren vom Verein vorgenommenen Bepflanzung des Hanges unterhalb der Palasmauern wieder auf. An der vom Haslacher Verein in Zusammenarbeit mit der Volksschule organisierten Fahrt zur Salier-Ausstellung in Speyer nahmen auch Hausacher Mitglieder teil. Ebenfalls im Mai erfolgte eine Wanderfahrt in die Hochvogesen mit Besuchen in Ottmarsheim, Thann und im Münstertal. Zur Restauration der Martinskapelle im Kirchspiel Hausach stellte der Verein einen Betrag von 500 DM zur Verfügung. Den gleichen Betrag übergab der Vorsitzende aus der Summe des „Heimatpreises des Ortenaukreises 1991“ für den gleichen Zweck. Ende Juni erhellte das „Johannisfeuer“ eine der kürzesten Nächte des Jahres. Die Ausrichtung des „St. Sixt-Vereinspatroziniums“ lag wieder in den Händen des Historischen Vereins, auf dessen Initiative und Mithilfe vor Jahren die Sixtuskapelle als kunsthistorische Perle restauriert wurde. Eine weitere Wanderfahrt führte „Auf den Spuren Hansjakobs zur seligen Luitgard“ von Schiltach in das einsame Klostertal von Wittichen, aber auch zu den Stätten eines einst blühenden Bergbaus. Am Jubiläum „100 Jahre Freiwillige Feuerwehr Hausach“ beteiligte sich der Verein durch historische Einträge ins Festbuch und durch kleinere Ausstellungen in den örtlichen Geldinstituten. In Zusammenarbeit mit der Stadt Hausach konnte eine Verdoppelung der im Vorjahr durchgeführten Erklärungen sämtlicher Straßennamen vorgenommen werden. Die Stadt Hausach hat einem langgehegten Wunsch des Vereins entsprochen: Im Batterieturm der Burgruine wurde eine starke Decke zur Sicherung, aber auch zur Verbesserung dieses Bauwerkes eingezogen. An der Aufstellung eines umgefahrenen und beschädigten Grenzsteines zwischen den einstigen Territorien des Herzogtums Württemberg und der Fürsten von Fürstenberg, bei der Restauration eines heimatgeschichtlich sehr wertvollen Grabsteins an der Dorfkirche und der Instandhaltung eines Bildstocks beteiligte sich der Verein ebenfalls. Der bekannte Historiker des Kinzigtals, Dr. Hans Harter, hielt im November den Lichtbildervortrag „Die Burg Husen und die Burgen des oberen Kinzigtals“.

*Kurt Klein*

## *Hohberg*

Die Aktivitäten der Mitgliedergruppe Hohberg im Jahre 1992 spiegeln sich wider in 4 Vorträgen, 1 Exkursion und einer dreitägigen Studienfahrt in die Westschweiz.

Die einzelnen Veranstaltungen werden in chronologischer Reihenfolge aufgezählt:

März:

Vortrag im Pfarrsaal in Hofweier über „Die Schule in Hofweier im 19. Jahrhundert“, eine Auswertung der Protokollbücher des Ortsschulrates, ergänzt durch Schulakte des Gemeinderates durch Geistl. Rat. Pfr. Dr. Josef Bayer. Zusammen mit dem vor einiger Zeit erarbeiteten Thema „die Schule im 18. Jahrhundert“ haben wir ein zusammenhängendes Bild über das ländliche Schulwesen etwa ab 1700 bis in die heutige Zeit.

2. April:

Vortrag im Pfarrsaal in Hofweier über das Thema: „Die Schnitzaltäre der Meister H. L. in Niederrotweil und Breisach“. Vortragender war Prof. Hermann Brommer, Merdingen, der derzeit als bester Fachmann in der Kunst der Spätgotik und Kenner der besten Früchte des Meisters H. L. anerkannt ist.

29. bis 31. Mai:

Studienfahrt in die Westschweiz. Besichtigt wurde u. a. in Kaiser Augst die römischen Ausgrabungen, in Avenche das röm. Amphitheater, in Pavern ein ehem. Benediktinerkloster aus dem 11. Jahrhundert, in St. Maurice (Rhônetal) die Abteikirche über den Reliquien der Märtyrer der Thebaischen Legion, in Lausanne die Kathedrale Notre Dame, die Romaimotier, eine ehem. Benediktinerkirche um d. J. 1000, in Orbe die Ausgrabungen röm. Mosaiken, in Grandson die Basilika. Die geistige Führung hatte Frau Theresia Spinner, Emmendingen, übernommen. Neben dem Besuch der historischen Stätten war auch eine Besichtigung der Salzmine Bex mit einem Mittagessen unter Tag.

5. September:

Wanderung auf dem Hansjakobweg. Ausgewählt wurde der Weg von Oberharmersbach über den Mühlstein zum Friedhof Zell a. H. Mit dieser Wanderung hat sich der Ring auf dem Hansjakobweg geschlossen. Die Wandergruppe des Vereins hat in 7 Wanderungen den großen und den kleinen Hansjakobweg erwandert.

26. September:

Halbtagesfahrt nach Freiburg. Unter Führung von Frau Prof. Dr. Schütz wurde das Münster besichtigt. In einem vorausgegangenen Vortrag ging Herr Pfarrer Josef Hermann Maier mehr auf die kunsthistorische Bedeutung des Bauwerks ein, während Frau Dr. Schütz mehr die Symbolik und Aussagekraft hervorhob. Anschließend wurde noch die Schloßruine Landeck bei Mündingen besucht, für uns von Interesse, weil es sich um eine geroldsecker Gründung handelt.

Pfr. Dr. Bayer gab eine Einführung und die nötige Erklärung.

30. Oktober:

Diavortrag vom Schulamtsdirektor a. D. Kurt Klein im Albert-Schweizer-Saal in Diersburg, zum Thema: „Das Brot unserer Väter – alte Erwerbszweige unserer Heimat“. Der Vortrag war gut besucht und fand ein sehr gutes Echo.

4. Dezember:

Vortrag von Pfarrer i. R. Josef Maier aus Obersasbach über das Thema: „Die Rolle des Goldes in Kunst und Kultur“.

Der Vortragende verstand es, in seiner bilderreichen Sprache die bedeutende Rolle von Gold nicht für Schmuck und Kunst, sondern in der Vergangenheit noch mehr für Kult, Religionen und Kultur herauszustellen.

Die neu ins Leben gerufene Fachgruppe „Museum“ hat in diesem Jahr ihre Tätigkeit aufgenommen und hat in mühseliger Kleinarbeit mit der Reinigung und Restaurierung der gesammelten Geräte begonnen.

Der Mitgliederstand des Vereins ist auf 97 angewachsen. Die Jahresversammlung fand am 22. 01. 1993 in der Probierstube des Weingutes Roeder v. Diersburg statt.

Neben den satzungsmäßigen Regularien stand ein Kurvortrag von Pfarrer i. R. Dr. Bayer über das Wirken von Senior Claus (dem 6. Senior der Familie Roeder v. Diersburg).

Karl Göppert ließ in schönen Dias die 3-Tage-Fahrt in die Westschweiz Revue passieren, und die Versammlung schloß mit einer Weinprobe ab.

*Michael Bayer*

## *Hornberg*

Das vergangene Jahr 1992 führte mit großem Erfolg die Tradition der Freilichtaufführungen vom „Hornberger Schießen“ von Erwin Leisinger auf der Storenwaldbühne fort. Hinzu kam das vor allem von den Kindern begeistert aufgenommene Märchenspiel „Das Geheimnis der Eule“ von Gerhard Kienzler. Zusammen mit den Heimatabenden, die wegen der Sanierung der Stadthalle im katholischen Gemeindezentrum an der Reichenbacher Straße veranstaltet wurden, leistete damit der Historische Verein Hornberg für ein weiteres Jahr seinen unverzichtbaren Beitrag zum kulturellen und gesellschaftlichen Leben der Stadt.

Der Förderverein Stadtmuseum Hornberg gilt indes als allgemein anerkannter Träger und Initiator der Erforschung und Pflege der Heimatgeschichte. Er setzte auch 1992 seine Bemühungen fort, für ein künftiges Heimatmuseum geeignete Exponate aus den Bereichen Brauchtum und Sitte, Handwerk und Gewerbe, Heimatgeschichte und Land- und Forstwirtschaft zu erwerben. Außerdem wurden Überlegungen angestellt, welche neuen Räume von der Stadtgemeinde in Anspruch genommen werden könnten, um die vielen Ausstellungsstücke sachgemäß unterzubringen, die sich inzwischen angesammelt haben. Im Rahmen der Hauptversammlung des Fördervereins erhielt dessen rühriger Vorsitzender Wolfgang Neuß aus der Hand von Bürgermeister Thomas Schwertel die Ehrennadel des Landes Baden-Württemberg für hervorragende Verdienste im Ehrenamt. Am 20. Juni wandelten Mitglieder und Freunde des Vereins auf den Spuren ihrer Vorfahren, der einstigen Herren von Hornberg, da der Jahresausflug ins Elsaß und in den Breisgau führte. Nachdem die Teilnehmer dem Soldatenfriedhof von Bergheim und dem alten Städtchen Eguisheim einen Besuch abgestattet hatten, ging die Fahrt über den Rhein zurück nach Ebringen bei Freiburg. Dort galt die Aufmerksamkeit der Hornberger den teilweise restaurierten Resten der Schneeberg, die eine Zeitlang den Herren von Hornberg als Lehen gehörte. Sehr interessant waren dazu die Ausführungen des Vorsitzenden Neuß, der abschließend darauf hindeutete, daß auch diese Exkursion auf die Jubiläumsfeierlichkeiten zur 900jährigen Geschichte Hornbergs im Jahre 1993 hinweisen wollte.

*Adolf Heß*

## *Kehl – Hanauerland*

Vortragsprogramm Winterhalbjahr 1991/92: Leitthema: „Ausgewählte Berufe im Verlauf der Geschichte am Oberrhein“. Herr Prof. Matzen, Straßburg, sprach am 23. 1. 92 zum Thema: „J. P. Hebel und das Elsaß“.

Herr Dr. Kauss, Offenburg, referierte am 20. 2. 1992 über „Die Glasmacherei im Schwarzwald“.

Herr Dr. Fuchs, ehem. Archivar in Straßburg, berichtete am 26. 3. 1992 über „Organisation, Ausbildung, Einrichtung und Rolle der Zünfte“.

Das Winterprogramm 92/93 stand unter dem Leitthema: „Profane und religiöse Orden am Oberrhein“.

Herr Pfarrer Maier aus Erlenbad-Obersasbach sprach am 15. 10. 92 zum Thema: „Der heilige Franziskus und die abendländische Kunst“.

Herr Prof. Brommer, Merdingen, nahm sich am 12. 11. 1992 des Themas an: „Der Deutsche Orden und die Ballei Elsaß-Lothringen“.

Herr v. Heyl, Lahr, beendete die Vortragsreihe am 3. 12. 92: „Der Orden der Johanniter-Malteser“.

Im Rahmen unseres Fahrtenprogramms besuchten wir am 12. 4. 1992 in Speyer die Salier-Ausstellung und auf dem Weg dahin das Schloß Hambach.

Eine Zweitagefahrt nach Metz und Nancy führte uns zu den „Kriegern von Xian“ in der Stiftskirche St. Pierre aux Nonains und in das Jugendstilmuseum in Nancy als Besonderheiten (5./6. 9. 1992).

Fort Rapp/Reichsstett war am 22. 11. 1992 unter Führung von Herrn Schneider Helmut unser Besuchsziel nach einer Führung durch Straßburg.

Auch ein Besuch der Ausstellung „Les Modernes“ im „Alten Zoll“ in Straßburg am 5. 12. 1992 hat sich gelohnt.

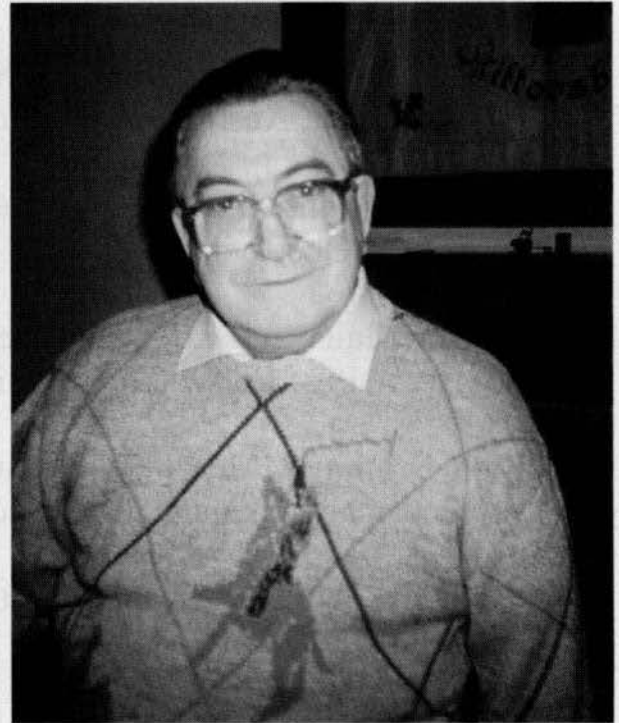
Prag war das Ziel unserer Pfingstreise (8.–13. 6. 1992). Am Mittwoch, dem 4. 11. 1992, gedachten der Vorstand zusammen mit Frau Mechler, Herrn Dr. Kauss und Herrn Schaufler des 10. Todestages von Herrn Wilhelm Mechler auf dem Friedhof in Kehl.

Am Freitag, dem 29. 5. 1992, wurde die Ausstellung „Notgeld“ im Hanauer Museum von Herrn Oberbürgermeister Prössdorf eröffnet.

*Friedrich Fluhr*

## Zum Gedenken an Max Klemm

Am 24. 07. 1992 verstarb Oberstudiendirektor i. R. Max Klemm in seinem 74. Lebensjahr. Max Klemm wurde am 13. 12. 1917 in Goldscheuer geboren. Nach einer Ausbildung zum Techniker begann er eine Weiterbildung am Abendgymnasium, die er jedoch kurz vor dem Abitur wegen Ausbruch des 2. Weltkrieges unterbrechen mußte. Nach Verpflichtung zum Arbeitsdienst erfolgte die Einberufung zum Kriegsdienst im Polen-, Frankreich- und Rußland-Feldzug. Zwischenzeitlich wurde es ihm ermöglicht, das Abitur abzulegen und im September 1943 ein Studium an der Technischen



Hochschule Berlin zu beginnen, das er jedoch im April 1943 erneut unterbrechen mußte, um wieder in den Krieg zu ziehen. Im Sommer 1944 verlor Max Klemm bei einem Fronteinsatz in Frankreich seinen linken Arm und geriet in amerikanische Kriegsgefangenschaft, aus der er im November 1945 entlassen wurde. Da er einen technischen Beruf wegen seiner Verwundung nicht mehr ausüben konnte, entschloß er sich, in Freiburg ein Philologie-Studium in den Fächern Französisch, Englisch und Deutsch zu beginnen. Nach dem Staatsexamen folgte ein einjähriger Auslandsaufenthalt in Frankreich sowie die Referendarzeit in Achern und Offenburg. Im September 1955 wurde er am Kehler Einstein-Gymnasium eingestellt, wo er 1956 zum Studienrat, 1960 zum Oberstudienrat, 1971 zum Studiendirektor und 1972 zum Oberstudiendirektor und stellvertretenden Schuldirektor ernannt wurde. Hier war er 26 Jahre bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1981 tätig und bei seinen Kollegen und Schülern gleichermaßen beliebt und geachtet. Während dieser Zeit gab Max Klemm zusammen mit Dr. Rothmund ein Französisch-Lehrbuch heraus, das in drei Auflagen erschien.

Als Mitglied des Historischen Vereins Mittelbaden galt sein besonderes Interesse der Geschichte seiner Heimatgemeinde Goldscheuer sowie Marlen und Kittesburg. So war es ihm ein besonderes Anliegen, auf Anregung des Historischen Vereins 1962 den Auftrag seiner Heimatgemeinde zur Herausgabe einer Ortschronik zu übernehmen. Dabei konnte er auf ein hand-



schriftliches Manuskript zurückgreifen, das der aus Marlen stammende Oberlehrer i. R. Josef Schäfer verfaßt hatte. Die Herausgabe dieser von Max Klemm redigierten Heimatchronik der Dreiergemeinde Goldscheuer, Marlen und Kittersburg erfolgte im Jahr 1964. Darin wurden die meisten Kapitel von Max Klemm überarbeitet und aktualisiert.

Das besondere Interesse von Max Klemm galt der Sippen- und Ahnenforschung. So stammen aus seiner Feder Beiträge im „'s Bliwisl“ (Veröffentlichungen des Heimatvereins Goldscheuer, Marlen, Kittersburg e. V.) über Auswanderer von Kittersburg nach Amerika (1989). Sein Spezialwissen auf diesem Gebiet führte dazu, daß von ihm diesbezügliche Anfragen aus aller Welt bearbeitet und beantwortet wurden. Leider konnte die von ihm geplante Herausgabe eines Sippenbuches wegen seines Todes nicht mehr verwirklicht werden. Von Max Klemm stammt auch ein Artikel im „'s Bliwisl“ (1990) über die Schulen in Goldscheuer, Marlen und Kittersburg, ferner ein mundartlicher Beitrag (1991).

Die Heimatausstellung im Jahre 1986 aus Anlaß des Kreistrachtenfestes in Marlen erfolgte auf seine Initiative, ebenso die Gründung des Vereins für Heimatpflege in Goldscheuer, Marlen und Kittersburg im Jahre 1987. Er war dessen Vorsitzender bis 1990. In dieser Zeit hat er die behutsame Restauration der in der Gemeinde vorhandenen historischen Wegekreuze sowie des Kriegerdenkmals veranlaßt. Die Neugestaltung des Rathausplatzes und die Errichtung des Goldwäscherbrunnens wurden von ihm mit Rat und Tat begleitet.

Die Ausgestaltung der Heimatstube und des dazugehörigen Ausstellungsraums mit den jährlich wechselnden Sonderausstellungen waren ihm ein besonderes Anliegen.

Sein freundliches Wesen, seine herzliche Art, sein umfassendes heimatkundliches Wissen und Wirken hat entscheidend dazu beigetragen, das Bewußtsein für Heimatgeschichte in seiner Heimatgemeinde zu wecken und zu fördern.

*Dr. med. Karl J. Hüther*

### *Lahr-Friesenheim*

Gemeinsam mit der Lahrer Ortsgruppe der Badischen Heimat, der Volkshochschule Lahr, dem Schwarzwaldverein und der Mitgliedergruppe des Historischen Vereins Ortsgruppe Lahr-Friesenheim wird der geschichts-

interessierten Bevölkerung ein breites Angebot an Vorträgen und Exkursionen angeboten.

Die Lahrer Bevölkerung kann zur Zeit römische Geschichte in natura erleben; das Landesdenkmalamt ist den Römern auf der Spur. Im Dinglinger Mauerfeld, in dem eine ausgedehnte römische Siedlung mit sehr produktiven Töpfereibetrieben lag, werden seit 1991 Sondierungsgrabungen durchgeführt. Dr. Gerhard Fingerling, Leiter der Abt. Archäologie beim Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg, führte 200 Personen im Juni 1992 durch die Grabung und konnte die neuesten Fundstücke der Lahrer Römerstadt vorführen. Die Archäologen gehen davon aus, daß die Dinglinger Römersiedlung im späten 1. Jahrhundert n. Chr. entstand. Entlang der heutigen B3 entwickelte sich eine große Siedlung mit gewerblichen Betrieben. Die Lahrer Römerstadt scheint um 260 n. Chr. durch den Alemanneneinfall ihr Ende gefunden zu haben.

Anläßlich der Landestagung der Badischen Heimat in Lahr am 14. 6. 1992 hielt unser Mitglied, Herr Dr. Bernhard Maier, Kulturreferent der Stadt Lahr, den Festvortrag über „Literatur und Literaten in Lahr“.

Ein Höhepunkt des Vereinsgeschehens war eine gemeinsame Exkursion mit dem Verein für Oberweierer Heimatgeschichte nach Straßburg. Unter kundiger Führung unseres Mitgliedes Helmut Schneider, Kehl, wurde die Straßburger Stadtgeschichte entdeckt.

Ein technisches Kulturdenkmal wurde im Oktober 1992 im Schuttertal vorgestellt. „s Glatze Mühle“ in Seelbach war zu besichtigen, die Mitglieder des Historischen Vereins waren zum Mühlenfest eingeladen und nahmen das Angebot zahlreich wahr.

Vorträge von Studiendirektorin Anne Laubenberger, Freiburg, über „Stefanie Napoleon, erste Großherzogin von Baden“, und von Jürgen H. Schmitt über den Dreißigjährigen Krieg fanden großes Publikumsinteresse. Präsident Dr. Dieter Kauß war mit einem Lichtbildervortrag mit dem Thema „Drei Feldkirchen als Zeugen frühen Christentums in der Ortenau“ im März als Gast in Lahr.

Im weiteren Jahresprogramm sind folgende weitere Veranstaltungen vorgesehen:

Zwei Bände der „Geschichte der Stadt Lahr“ liegen bereits vor. Der dritte Band der Stadtgeschichte, der das 20. Jahrhundert behandelt, wird Ende des Jahres 1993 erscheinen. Die Autoren stellten an insgesamt drei Aben-

den ihre Geschichtsthemen vor und stellten sich den Fragen des Publikums.

Heinrich Hansjakobs Buch „Aus kranken Tagen“ ist wieder lieferbar. Das Werk wurde vom Verlag Moritz Schauenburg neu verlegt. Unser Mitglied Manfred Hildenbrand hielt bei der Buchübergabe den beeindruckenden Festvortrag.

Die Mitgliedergruppe Lahr-Friesenheim hat zur Zeit 101 Mitglieder.

*Ekkehard Klem*

### *Meißenheim*

März 92: Theaterfahrt nach Freiburg. Die „Alemannische Bühne“ erfreute mit der Komödie „Nit ums Verrecke“.

Mai 92: Traditionelle Maiwanderung unter sachkundiger Führung (Schanzfeld, „ans Dich“, Am Faschinad).

Oktober 92: Gemeinsame Fahrt mit dem Heimkehrerortsverband. Besichtigungen und Führungen: Kapelle Ehrentrudis, Tuniberg; Malteserschloß, Heitersheim; ehemalige Klosterkirche in Sulzburg; Römerbad, Badenweiler.

November 92: Auf dem Weihnachtsmarkt in Freiburg. Besichtigung des Freiburger Münsters mit Führung.

*Karl Schmid*

### *Neuried*

#### *1. Arbeitskreis Altenheim / Mitgliedergruppe Neuried*

*März:* Ordentliche Jahrshauptversammlung der Mitgliedergruppe Neuried e. V. in Ichenheim.

Diavortrag: „Bärbel von Ottenheim“ von Herrn Jürgen Schmitt.

*Juli:* Teilnahme der „Trachtengruppe Altenheim“ am Kreistrachtenfest 1992 des Ortenaukreises in Loffenau.

Arbeitstreffen der Frauen unseres Arbeitskreises mit Frau Dr. Heidi Müller, Museum für deutsche Volkskunde Berlin-Dahlem, zum Thema: „Textile Frauenarbeit in Baden“.

*August:* Exkursion der Mitgliedergruppe Neuried nach St. Peter, St. Blasien, St. Trudpert und Sölden. „Barocke und klassizistische Kirchenbaukunst in Südbaden“.

*September:* Kleine Sonderausstellung „Pestschaften, Siegel und Urkunden aus Neuried von 1660 bis 1945“ zum Beginn der neuen Museumssaison. Herausgabe des Vereinsheftes das „Türmel“ (Nr. 6)

*Oktober:* Kameradschaftstreffen des Arbeitskreises Altenheim.

*November:* Eröffnung einer Sonderausstellung im Heimatmuseum Neuried unter dem Thema: „Kostbare Handarbeiten aus über 100 Jahren“, verbunden mit einem Empfang der Gemeindeverwaltung, Gemeinde- u. Ortschaftsräten Neurieds, Herrn Dr. Kauß und Herrn Schaufler sowie den Museumsleitern benachbarter Museen.

1992 ließ die Gemeinde Neuried eine große bauliche Erweiterung des Museums durchführen. Die Eröffnung der neuen Ausstellungsräume ist für Herbst 1993 vorgesehen.

Der Aufgabenbereich des Arbeitskreises liegt hauptsächlich in der Betreuung und Unterhaltung des Heimatmuseums Neuried im Ortsteil Altenheim. Seine Mitglieder erbringen viel ehrenamtliche Arbeit zur Ausgestaltung des Museums und zum Aufbau der jährlichen Sonderausstellungen. Sie leisten jeden Sonntag zusätzlich Museumsdienst und betreuen viele Besuchergruppen bei Sonderführungen an Wochentagen. Im Berichtsjahr zählte das Museum ca. 2300 Besucher.

## *2. Arbeitskreis Ichenheim / Mitgliedergruppe Neuried*

*März:* Ordentliche Jahreshauptversammlung der Mitgliedergruppe Neuried e.V. in Ichenheim.

*Juni:* Fahrt zum Odilienberg und nach Waltersbach. Besuch des Oberlinden- und Heimatmuseums.

Wiederholung der Ausstellung eines vom Arbeitskreis angefertigten Dorfmodells von Ichenheim nach einer Beschreibung aus dem 17. Jahrhundert. Die Raiffeisenbank Ichenheim stellte ihre Räumlichkeiten zur Verfügung.

*August:* Erstmals konnte sich der Arbeitskreis in den durch die Gemeinde

Neuried im ehemaligen katholischen Kindergarten neu gerichteten Arbeitsräumen treffen.

*Oktober:* Fahrt nach Andlau zu einer Stadt- und Kirchenführung.

Ausstellung eines in 500 Arbeitsstunden geschaffenen Modells des Ausstellungsgeländes zur 1924 in Ichenheim durchgeführten großen „Landwirtschafts- und Gewerbeausstellung“ in der Raiffeisenbank Ichenheim. Empfang mit dem Gemeinde- und Ortschaftsrat. Referat zur damaligen Veranstaltung von Herrn Joseph Fäßler. Videoaufnahmen: Herr Gerhard Kubitsa.

*Dezember:* Kameradschaftsabend des Arbeitskreises.

Die Mitglieder beider Arbeitskreise beteiligten sich in den verschiedenen Fachgruppen des Historischen Vereines für Mittelbaden: FG – Museum, FG – Grenzsteine, FG – Gewannamen, FG – Archäologie, FG – Zeitgeschichte, FG – Dialekt.

*Maria Betz, Adolf Herrmann*

### *Oberharmersbach*

Zum 12. Mal hat der Verein den „Jahresrückblick“ zusammengestellt, eine Dokumentation der wichtigsten Ereignisse und Veränderungen in der Gemeinde im Jahresablauf.

Ergänzend dazu wird die Sammlung der Bilder erweitert, um in absehbarer Zeit mit Ausstellungen an die Öffentlichkeit gehen zu können.

In Zusammenarbeit mit der Gemeinde und Gallusbauer Hubert Lehmann in Zuwald liefen Vorgespräche über die Instandsetzung der Säge aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, die wieder mit einem Wasserrad betrieben werden soll. Geplant ist die Fertigstellung bis Sommer 1993.

*Karl-August Lehmann*

### *Oberkirch*

*4. März:* Aschermittwoch Halbtagesfahrt. Durch das Renchtal ging die Reise über den Löcherberg, das Harmersbachtal nach der Freien Reichsstadt Gengenbach. Dort Stadtbesichtigung.

25. April: Mitgliederversammlung im Gasthaus Pflug. Teilnahme auch der Herren Dr. Kauß, Präsident, und Th. Schaufler von der Geschäftsführung. Besprochen wurde die organisatorische Weiterführung der Mitgliedergruppe Oberkirch, da unser Vorsitzender, Herr Vajen, seit längerer Zeit schwer erkrankt war. Das Ergebnis war, daß vorerst Frau E. Mauras, Frau H. Löhr und Herr H. Schneider mit Unterstützung des Herrn H. J. Müller, und somit des Verkehrsamtes Oberkirch, die Arbeit des Herrn Vajen weiterführen.

26. April: Nach längerer Krankheit verstarb unser sehr geschätzter Vorsitzender, Herr Wilhelm James Vajen. Die Mitgliedergruppe Oberkirch verlor in ihm eine Persönlichkeit, der sie immer wieder gedenken wird.

8.–13. Juni: Herr Dorschel, Bad Griesbach, organisierte eine 6-Tage-Fahrt nach Stift Reichersberg (Standquartier)

1. Tag Reisetag.
2. Tag Fahrt nach Passau, von dort Schifffahrt zur Donauschlinge mit Erklärungen über die passierten Orte. Dazwischen Halt bei Stift Engelhartzell.
3. Tag Fahrt nach Obernzell. Besichtigung der Kirche, des Schlosses sowie des Graphitmuseums. Weiter nach Unter-Griesbach zur Fatima-Wallfahrtskirche. Mittags Besuch im Graphitbergwerk Kropfmühl, auf dem Rückweg Besichtigung der Vituskirche mit Orgelspiel in Hauzenberg.
4. Tag Besichtigung der Orte Schärding und Ried im Innkreis.
5. Tag Fahrt nach Metten. Führung durch Klosterkirche und Bibliothek. Weiter nach Schloß Egg, nachmittags zur Rokokokirche in Loh bei Deggendorf. Besichtigung mit Führung. Zurück über Kloster Nideraltteich.
6. Tag Rückfahrt mit Halt in Regensburg zur Stadtbesichtigung.

18. Juli: Frau Schweigert-Gäng hält Lichtbildervortrag über ihre Reise nach Irland. Sie konnte uns viel über ein sehr interessantes Land und seine frühe Christianisierung berichten.

15. August: „Canaltour“, Fahrt mit dem Aussichtsschiff an den Fuß der Vogesen. Besichtigung einer Kristallschleiferei.

13. September: Wiederholung der „Canaltour“ wegen großer Nachfrage.

19. September: Tagesfahrt in den Odenwald und Spessart. Besichtigung des Elfenbeinmuseums in Erbach mit Führung. Mittagspause und Stadt-

bummel in Miltenberg am Main, danach Führung im Wasserschloß Mespelbrunn.

7. November: Herr Katzenberger läßt nochmals durch seinen Videofilm Eindrücke und Erlebnisse der 6-Tage-Fahrt Revue passieren.

12. Dezember: Jahresabschluß im Gasthaus „zum Pflug“. Rückblick auf das vergangene und Vorschau auf das kommende Jahr.

Der monatliche Damen-Nachmittag und Herren-Stammtisch wurden zusammengefaßt. An wechselnden Zielen in der Umgebung Oberkirchs waren die Zusammenkünfte sehr gut besucht.

*Horst Schneider*

### *Offenburg*

Die Ortsgruppe Offenburg hatte im vergangenen Jahr mehrere Todesfälle zu beklagen. Darunter den Tod der Beiratsmitglieder Frau Lore Lott und Herr Walter Roschach.

Frau Ruth Renate Linck zog sich aus Altersgründen aus dem Vorstand des Vereins zurück.

Neu in den Beirat berufen wurden Dr. Wolfgang Gall, Reinhard Männle und Gottfried Wiedemer. Mit Zustimmung des Vorstands des Vereins wechselte Herr Ulrich Spinner den Beiratssitz mit seiner Ehefrau, Frau Jutta Spinner.

Höhepunkt im Vereinsleben im abgelaufenen Jahr war die Eröffnung und Durchführung der Ausstellung von Werken des Windschläger Landschaftsmalers Jutz. Diese Ausstellung war von dem Vereinsmitglied Karl Joggerst angeregt worden. Er übernahm auch wichtige Arbeiten am Katalog und hatte bereits in der ORTENAU auf diesen Sohn Windschlägs aufmerksam gemacht. Im übrigen fanden eine Exkursion und fünf Vortragsveranstaltungen statt. Dabei wies besonders der Vortrag von Professor Wolfgang Hug in die Zukunft. Sein Thema: „Freiheit, Fortschritt, Versagen: Hell und Dunkel in der badischen Geschichte“. Hug nahm seinen Ausgangspunkt von der 48er Revolution, die ihren ersten sichtbaren Ausdruck in dem

Treffen der „entschiedenen Freunde der Verfassung“ im Jahre 1847 fand. Der 150. Jahrestag dieses Ereignisses wird in vier Jahren zu begehen sein. Darauf will sich die Ortsgruppe des Historischen Vereins gut vorbereiten.

*Hans-Joachim Fliedner*

### *Oppenau*

*Januar:* Jahreshauptversammlung; Dias verschiedener Studienfahrten.

*Februar:* „Oppenau auf alten Postkarten“. Diavortrag von Richard Huber, Oppenau.

*März:* „Silbererzbergbau im Mittelalter“, dargestellt am Beispiel von Prinzbach. Vortrag mit Lichtbildern von Andreas Brunn vom Institut für Ur- und Frühgeschichte Freiburg.

*April:* Kultur und Geschichte von Norwegen und die Wechselbeziehungen zu Deutschland. Ein Vortrag mit Lichtbildern von Dr. Morath, Bad Peters-tal.

*Mai:* Studienfahrt nach Bruchsal. Besichtigung von Schloß und Museum der mechanischen Musikinstrumente; Stadtführung und Besuch des Michaelberges.

*Juli:* Studienfahrt nach Reutlingen.

*August:* Studienfahrt nach Gernsbach, Schloß Eberstein und Baden-Baden.

*September:* Kanaltour auf dem Rhein-Marne-Kanal von Arzviller nach Lutzelbourg.

*Oktober:* Studienfahrt ins Elsaß: Rosheim – Champ du Feu – Hunawehr.

*November:* Vortrag: „Die Geschichte der Renchtalbahn“

*Rainer Fettig*

### *Rastatt*

Die Mitgliedergruppe Rastatt hat, wie seit Jahren, einige Vortragsveranstaltungen gemeinsam mit der „Badischen Heimat“, Mitgliedergruppe Rastatt,



veranstaltet. 1992 waren es in den Bereich der Erdgeschichte gehörende Vorträge. Dr. Manfred Löscher referierte im August über „Eiszeit und frühe Nacheiszeit im Oberrheingraben“. Herr Wolfgang Kohler im September über „Achate und andere Mineralien aus dem Raum Baden-Baden und ihre Verwertung“. Beide Vorträge, mit reichlich Bildmaterial veranschaulicht, kamen bei den Besuchern (jeweils an die 30) gut an.

Unter Beteiligung von Mitgliedern des „Historischen Vereins für Mittelbaden“ wurde Ende Juli 1992 mit Genehmigung bzw. im Auftrag des Landesdenkmalamtes eine kleine Sondiergrabung im „Münchwegschlag“ in Baden-Baden-Haueneberstein durchgeführt. Ein geradlinig verlaufender Geländeknick und herumliegende Steine, die Zurichtungsspuren zeigten, hatten an dieser Stelle die Aufmerksamkeit von L. Stemmler (Haueneberstein) erweckt. Seine Meldung hat die Sondiergrabung veranlaßt. Gefunden wurden die Überreste einer vermutlich römischen Mauer. Allerdings fehlte in dem kleinen Grabungsbereich jede Verbandsstruktur des Mauerwerks. Auch fand sich in dem kleinen Aufschluß kein eindeutig datierbares Fundgut. Genaueres wird daher erst eine weitere Sondiergrabung ergeben können. Eine solche wird aber erst möglich sein, wenn das zum größten Teil von einer Schonung bedeckte und eingezäunte Gelände geöffnet und gelichtet wird – nach Auskunft des Försters ist das in etwa 5 Jahren der Fall.

Diese Aktion im Hauenebersteiner Wald führte auch dazu, daß H. Wagner (Muggensturm) nur rund 200 m östlich der Grabungsstelle eine weitere ebenfalls vermutlich römische Siedlungsstelle auffand. Diese war zwar 1924 schon einmal aufgefunden worden. Das wurde aber nie publiziert, so daß die Fundstelle völlig in Vergessenheit geraten war.

Einige wenige andere Geländebegehungen waren ohne Erfolg.

*Gerhard Hoffmann*

### *Rheinau*

Mitgliederversammlung am 7. März 1992 mit dem Vortrag „Aussagen der Quellen zum bäuerlichen Leben des 18. und 19. Jahrhunderts im Schwarzwald“ (Dr. Dieter Kauß).

Studienfahrten: Kelheim (Befreiungshalle); Regensburg (Walhalla); Passau (R. u. W. Demuth); Haslach (Trachtenmuseum, Stadtkern); W. Demuth, K. Schütt; Thann (Münster/Altstadt); Ungersheim (Eco-Museum); Ber-

wartstein (Hans Trapp); Wörth (1879/71); Fleckenstein (R. u. W. Demuth, I. Hügel); Archäologisches Museum in Straßburg (F. Böninger, R. u. W. Demuth).

Vortragsabende und Dia-Vorträge: Zwei Vorträge „UdSSR-GUS“ (Friedrich Zimmer); drei Vorträge über die neuen Bundesländer: „Thüringen – das grüne Herz Deutschlands“, „Mein Sachsen lob ich mir“, „Wir reisen durch Sachsen-Anhalt“ (W. Klein); „Auswirkungen der Tulla’schen Rheinregulierung und die Folgemaßnahmen auf den Rheinwald und seine Bewirtschaftung“ (OForstR. Ihle); „Der Rußlandfeldzug Napoleons 1812/13“ (Paul Hetzel).

Die Bilddokumentation über die Fachwerkhäuser im Bereich der Stadt Rheinau wurde fertiggestellt. Ebenso die Bilddokumentation über die Vermißten und Gefallenen des 2. Weltkrieges für den Ortsteil Freistett. An einer Familien- und Sittengeschichte aus den Kirchenbüchern von Freistett von 1621 und Rheinbischofsheim ab 1581 bis 1800 mit rd. 800 Seiten transkribiertem Text arbeitet zur Zeit F. Böninger. Die Erfassung der Gemarkungs- und Gewinnsteine sowie Abgrenzungen alter Güter wurde durch Erich Krauß fortgesetzt. In unserer Schriftenreihe „Aus der Stadt Rheinau“ sind in neuer ansprechender Form die Hefte 17 und 18, unter der Redaktion von W. Beuche, W. Kasper und W. Klein, erschienen.

*Walter Demuth*

### *Schapbach*

Durch Besuch der Frühjahrs- und Herbsttagung wurde zum Verein und zu umliegenden Mitgliedergruppen Kontakt gehalten. Die Fachgruppen „Grenzsteine“ sowie „Flurnamen“ fanden besonderes Interesse. Ergebnisse stellen sich in kleinen Schritten ein. Nutzungsänderungen von Gebäuden machen die Aufbewahrung von Sammlungsstücken zunehmend schwierig. Aus Nachlässen, Ankauf und Mitgliedergaben konnte der Bestand an Bild- und Schriftdokumenten ausgebaut werden. Mit Bezug auf Veröffentlichungen ist zu bemerken: Im Register II ist der Beitrag über das Harder-Geschlecht richtig unserm Mitglied Hans Harder, Freiburg, Wilmersdorfer Straße 20, zuzuschreiben. Drei Mitglieder stellten die Festschrift „50 Jahre Schwarzwaldverein Schapbach“ zusammen. Die Tageszeitungen gaben über Leserzuschriften die Möglichkeit, Sachverhalte zu klären, so z. B. zu „Hansjakob und das Wolfstal“. Wichtige Beiträge kamen von Besuchern, so zu Personalien der Lehrer Höfler/Wintermantel (Ofer, Ludwigshafen), Schremp (Gemeinde Biederbach), J. J. Hoffmann (Schneider-Smith, USA)

und zur Lehrerbildungsanstalt Straßburg in Bad Rippoldsau. Für den Wolfstalzweig des Flößerweges Kinzigtal sind im Benehmen mit der Gemeindeverwaltung und Herrn Daniel Armbruster weitere Tafeln beschriftet und aufgestellt worden. Mit historischen Hinweisen gespickte Wanderungen führte der Schwarzwaldverein zusammen mit dem HV durch. Die Bücherei erhielt weitere (geschichtliche) Heimatliteratur. Mit Behörden (Denkmalamt) findet kein Austausch statt, was nur bedauert werden kann. Als Berichterstatern über das Ortsgeschehen sei den „Zeitungsleuten“ (Weis, Bächle, Schmid) gedankt.

*Johannes Furtwängler*

### *Seelbach-Schuttertal*

Das Bemühen der Mitgliedergruppe Seelbach-Schuttertal konzentrierte sich 1992/93 wieder wesentlich auf die Wahrung der Kulturlandschaft des Schuttertals. So wandten wir uns

- gegen den Bau eines Campingplatzes in der Talaue der Schutter auf Gemarkung Seelbach
- gegen die Bebauung „Schloßacker“ unmittelbar vor der kulturgeschichtlich bedeutsamen staufischen Tiefburganlage Dautenstein bei Seelbach
- gegen die fortschreitende Zerstörung bzw. Begrenzung des Naturschutzgebietes „Hoher Geisberg“
- gegen die rasch zunehmende Aufforstung unserer Berg- und Tallandschaft im Schuttertal. (Wir fordern eine baldige Mindestflurabgrenzung!)

An Veranstaltungen wurden 1992/93 durchgeführt:

1. Podiumsdiskussion bez. Bau eines Campingplatzes in der Schutter-Talaue am 10. 6. 1992 im Gasthaus Löffler, Seelbach
2. Vorort-Veranstaltung des Arbeitskreises Denkmalpflege zum Thema „Technische Kulturdenkmale im Schuttertal“ am 24. 6. 1992
3. Besuch der Ruine Kirnburg im Bleichtal am 20. 9. 1992
4. Einweihung der Glatzenmühle in Seelbach am 16. 10. 1992
5. Diavortrag über die „Auswanderung der Dörleinbacher nach Nordamerika im 19. Jh.“ am 24. 11. 1992
6. Fortsetzung der Renovierungsarbeiten an der Bauernmühle des Kürzenhofs in Schweighausen-Loh am 19. 12. 1992
7. Besuch des Stadt- und Grimmelshausen-Museums in Oberkirch am 28. 3. 1993
8. Monatliche Sitzungen des Arbeitskreises „Orts- und Familiengeschichte Schweighausen“.

*Gerhard Finkbeiner*

## *Schutterwald*

1. Januar: Vortragsabend mit einigen Lichtbildern. Thema: Auswirkungen des 30jährigen Krieges in unserer Heimat, Referent: Rektor Jürgen Schmidt, Altenheim
2. März: Lichtbildervortrag. Thema: Das Münster in Freiburg, Referent: Pfarrer Hermann Maier, Obersasbach
3. Mai: Sonntagnachmittagsausflug auf Fahrrädern. Besichtigung des historisch interessanten Ottenweierer Hofgutes, derzeit in Besitz der Sängerefamilie Seitz. Führung und Gestaltung durch Herrn Jürgen Seitz
4. Juni: 6-Tagefahrt nach Ungarn  
Eine Erlebnis- und Studienfahrt mit Besichtigung und Stadtrundfahrt in Budapest, Fahrt in die Pußta, Besuch der alten Königsstadt Stuhlweißenburg und der malerischen Kleinstadt Szentendre mit Folklore und Fahrt um den Plattensee
5. Oktober: Tagesfahrt nach Schiltach/Kinzigtal  
Besichtigung des Stadtkerns am Marktplatz, Besuch des Städtischen Museums und Apothekenmuseums. Auf der Heimfahrt gemeinsame Einkehr zum Abschluß
6. November: Mitgliederversammlung mit Erörterung verschiedener Vereinsangelegenheiten und Jahresbericht des Vorsitzenden. Lichtbildervortrag über die Ungarnreise von Mitgliedern, Erläuterung des neuen Jahresprogramms durch den Vorsitzenden.

*A. Hohn*

## *Steinach*

### Diavorträge

- a) „Kerkerbauten“. Ort: Haslach, Referent: Fr. Meckes
- b) „Nikolausbrauchtum im Kinzigtal“. Ort: Haslach, Referent: Dr. Kauß mit Dias von A. Krafzyk

Veranstaltungen: Landeswandertag des BTB/TV Steinach mit Tätigkeiten im organisatorischen Bereich und Museumsdienst

### Gesprächsrunden

- a) Herr Pfarrer Manz/Pfarrgemeinderat/Historischer Verein Steinach zum Thema Wiederaufführung des Krippenspiels der „Drei Weisen mit König Herodes“ nach über 30 Jahren Abstinenz in seiner ursprünglichen Form. Am 6. 1. 1993 wurde dieses Vorhaben realisiert und soll auch künftig beibehalten werden.
- b) Vertreter der „Klausenbigger“-Gruppen/Historischer Verein Steinach – Aussprache und Information.

Mitgliedertreff's: Zwei gesellige Zusammenkünfte

Diverse Arbeitseinsätze

- a) Heimat- und Kleinbrennermuseum – Sauberhaltung des Gebäudes, Reparaturen und Konservierungsarbeiten an diversen Utensilien, Integration neu erhaltener Exponate, Aufbau einer Sonderausstellung alter Postkarten, Dokumente und Stempel zum Thema „Steinach im Wandel der Zeit“ sowie weiterführende Arbeiten im Zuge der Inventarisierung über den PC.
- b) Museumsdienst (Sonntag/Mittwoch).

*Bernd Obert*

### *Yburg*

Das Ziel der Jahresfahrt 1992 der Mitgliedergruppe „Yburg“ war die Klosteranlage Alpirsbach. In der Mitgliederversammlung im November sprach unser Vorstandsmitglied Konrad Velten über „Kohlenbergbau in Umweg und Silbererzbergbau in Neuweier“. Weitere Veranstaltungen fanden in Zusammenarbeit mit dem Bildungswerk Rebland und zum Teil mit der Bäder- und Kurverwaltung Baden-Baden statt: eine Fahrt nach Gengenbach, Besuch des Klosters Lichtental, Vortrag von Frau Margot Fuß, Ba-Ba, über die Großherzogin Luise und historische Führungen in Steinbach, Neuweier und Varnhalt. Zusammen mit dem Schwarzwaldverein wurde im Mai in den Nordvogesen gewandert, mit Erklärungen zur Geschichte von Karl Schwab und Konrad Velten: „Drei Felsen, drei Burgen, drei Seen“. Und wir wanderten „Mit dem Förster durch den Wald“.

Zu den mittelalterlichen Winzertagen 1992 gab es im Reblandmuseum die Sonderausstellung: „Hochzeit und Hausarbeit um die Jahrhundertwende“. In einem kleinen Festakt unterschrieben Baden-Badens Bürgermeister Jörg Zwosta und die Vorsitzende Ursula Schäfer den Nutzungsvertrag für das alte Amtshaus in Steinbach, das Reblandmuseum. Der Verein erhielt damit Schlüsselgewalt.

*Ursula Schäfer*

## *Zell am Harmersbach*

- 09.02.92 Ortsbegehung mit Stadtbaumeister Heizmann: Erarbeitung von Vorschlägen für den Erhalt der nördlichen Stadtmauer und des sog. Dorerhauses.
- 13.02.92 Historischer Verein setzt sich erfolgreich für den Erhalt des Schöttgenhauses ein.
- 20.02.92 Stadt Zell (Schreiben Bürgermeister Behrschmidt) sagt Mithilfe bei der Aufstellung des historischen Tors der Oberen Fabrik zu. Aufstellung soll demnächst erfolgen.
- 12.05.92 Lichtbildervortrag von Vorstandsmitglied August Faißt: „Isenheimer Altar“.
- 16.05.92 Exkursion Oberelsaß II (Colmar und Umgebung) unter Leitung von August Faißt.  
Beide Veranstaltungen waren ausgebucht.
- Juni 92: Dem Antrag des Historischen Vereins an den Bauausschuß des Stadtrates, den Narrenbrunnen an der Hauptstraße nicht wegzuverlegen, wird mehrheitlich zugestimmt. Ein Bauherr hatte einen gegenteiligen Antrag eingebracht.
- Juni 92: Vorschläge zur Neugestaltung und Sicherung des Heimat-Museums Bürgermeister Behrschmidt vorgetragen: Installation von Feuermeldern und Brandschutztüren; Angebot von festen Führungsterminen.
- Mai 92 bis September 92: Die zeitintensivste Unternehmung des Historischen Vereins im Berichtsjahr war die Ermöglichung der Öffnung des Heimatmuseums an allen Sonntagen der touristischen Saison. Viele Mitglieder erklärten sich dankenswerterweise bereit, diesen Sonntagsdienst zu übernehmen. Trotz vergleichsweise geringfügiger Werbung wurde der Sonntagsdienst der besucherstärkste Öffnungstermin. Die Mitglieder erklärten sich bereit, auch 1993 die Sonntagsöffnung zu ermöglichen: ehrenamtlich.
- 14.10.92 Teilnahme Autorenlesung Kurt Klein „Heiteres und Besinnliches“.
- 16.10.92 Die Stadt Erstein (Elsaß) lädt den Vorstand zur Ausstellungseröffnung „Orgeln im Elsaß“ ein.
- 20.10.92 Abschied von dem hochverdienten Vorstandsmitglied und ehrenamtlichen Denkmalpfleger Franz Hoog. Grabrede.
- 1992 Unterstützung des Fördervereins Fürstenberger Hof.
- 28.11.92 Vorsitzender Sandfuchs wendet sich auf der Kundgebung der Stadt Zell am Harmersbach als Sprecher aller Vereine gegen latenten Ausländerhaß und wirbt für mehr Toleranz und Rücksichtnahme.
- Dezember 92: Ausarbeitung eines Artikels über Zeller Geschichte für die anlässlich des Badischen Schachkongresses 93 herausgegebene Festschrift.

*Bertram Sandfuchs*

# Tätigkeitsberichte der Fachgruppen

## Fachgruppe Archäologie

*Wolfgang Peter*

### *Veranstaltungen und Öffentlichkeitsarbeit*

Der Leiter der Arbeitsgemeinschaft zur Pflege und Förderung der Landesarchäologie, Prof. Dr. Planck aus Stuttgart, hat alle Fach- und Amateurarchäologen sowie Freunde der Archäologie zum ersten Tag der „Archäologie in Baden-Württemberg“ nach Konstanz eingeladen.

Die Fachvorträge am ersten Tag waren sehr interessant und hatten ein hohes Niveau. Für den zweiten Tag standen zahlreiche Exkursionen auf dem Programm, die den Teilnehmern sowohl Ausgrabungen und archäologische Denkmäler – von der Altsteinzeit bis zum Mittelalter – als auch das neu eröffnete archäologische Landesmuseum in Konstanz näher brachten.

An diesem ungewöhnlichen und für Archäologen interessanten Ereignis hat auch eine kleine Gruppe des Archäologischen Arbeitskreises teilgenommen.



### *Vorgeschichte*

Im Neubaugebiet „Niederreich von Kehl“ fand Armin Birk eine Pfeilspitze aus braunem Hornstein. Die schön gearbeitete Pfeilspitze weist auf Ober- und Unterseite, insbes. am Rand Retuschen auf. Länge der Pfeilspitze 4,4 cm.

Bei einer Begehung im Januar konnte durch W. Peter im Gewann „Auf dem Buck“ von Friesenheim (Deutsche Grundkarte 7613.7) zwei leicht schwarz verfärbte Stellen mit Scherben sowie teilweise gebranntem Hüttenlehm festgestellt werden.

*Pfeilspitze aus  
Hornstein.*

*Gefunden im  
Neubaugebiet  
„Niederreich“  
von Kehl.*

*Zeichnung:*

*W. Peter*

Nach Genehmigung durch das Landesdenkmalsamt Freiburg und die Grundstückseigentümer erfolgte am 18. 1. 92 eine Sondierungsgrabung an einer Fundstelle, an der auch die Mitarbeiter K. Bosch und W. Rees teilnahmen.

Auf einer Grabungsfläche von  $1,7 \times 1,6$  m und einer Tiefe von 1–1,10 m konnten Scherben von 5 verschiedenen Gefäßen sowie Randstücke weiterer Gefäße aufgefunden werden. Außerdem wurde ein Türgewicht in Kugelform ( $\varnothing$  7,2 cm) aus weißem Ton gefunden. Das Türgewicht weist auf der Oberseite eine kleine Metallöse auf, die Unterseite ist abgeflacht. Über die gesamte Grabungsfläche war gebrannter Hüttenlehm verstreut. Die Innenseite dieser Lehmbrocken zeigt Abdrucksnegative einer leichten Wandkonstruktion aus Rundhölzern; die Außenseiten sind glatt verstrichen. Hüttenlehm und Scherben weisen teilweise starke Brandspuren auf.

Nach dem Grabungsbefund dürfte es sich um ein Wohngebäude aus der Hallstattzeit (500–800 v. Chr.) gehandelt haben. Die Sondierungsgrabung erfaßte nur einen Teil des ehemaligen Gebäudes.

Bereits 1979/80, bei der Verlegung vom Verbandskanal des Abwasserzweckverbandes südl. Ortenau, wurden im Gewann Rotacker westlich von Orschweier sowohl von J. Naudascher als auch vom Geologischen Landesamt Freiburg mehrere Reste von Eisenschmelzöfen im Kanalgraben beobachtet. Sie stammen nach einer durch das Geologische Landesamt veranlaßten Untersuchung möglicherweise aus keltischer (Latènezeit) Zeit.

Als im Frühjahr 1992 auf dem 16 Hektar großen Gelände der Fa. Aldi Bauarbeiten durchgeführt wurden, konnten vor allem im nördlichen Teil eine sehr große Menge Eisenschlacken, weitere Schmelzofenreste sowie eine größere Anzahl vermutlicher Meilerplätze zur Holzverkohlung beobachtet werden. Von J. Naudascher wurde ein Schmelzofenrest ausgegraben und untersucht. Bei den vorgefundenen Strukturen dürfte es sich nach Hinweisen des französischen Geologen D. Leybold und des Forschers E. Kurtz sowie nach dem Grabungsbefund um Eisenschmelzen aus keltischer oder gallo-römischer Zeit handeln.

Neben diesen Resten konnte auf dem südlichen Areal des Baugeländes in über 1,5 m Tiefe der Rest einer prähistorischen Abfallgrube freigelegt werden. Dabei konnte eine große Anzahl Scherben verschiedener Töpfe sowie im Feuer geborstene Steine, darunter auch Mahlberger Basalt, geborgen werden. Eine genauere Untersuchung hierzu steht noch aus.

### *Römerzeit*

Im Gewann „Schuttereger“ von Auenheim fand Sascha Kuhnert zwei weitere spätrömische Münzen. Eine, der schlecht erhaltenen Münzen, zeigt auf der Rückseite das sogenannte Christogramm (ein durch ein P überhö-



tes X). Es sind die griechischen Anfangsbuchstaben für den Namen Christus.

Im Gewann „Hochstein“ von Kehl fand Stefan Bleck Leistenziegel, die auf einer bisher unbekannte römische Siedlungsstelle hinweisen.

Im Gewann „Bahn“ bei Leutesheim fand Stefan Bleck eine weitere bisher nicht bekannte römische Siedlungsstelle.

Bei Feldarbeiten hat J. Eisenbeis im Oberweierer Gewann „Im Abtstal/Auf den Steinackern“ (Flurst. Nr. 1345) in der Nähe des Heerweges, römische Leistenziegel- und Keramikreste sowie geschmiedete Nägel und Steinreste gefunden. Die Relikte weisen auf ein römisches Gebäude hin.

### *Mittelalter und spätere Zeitalter*

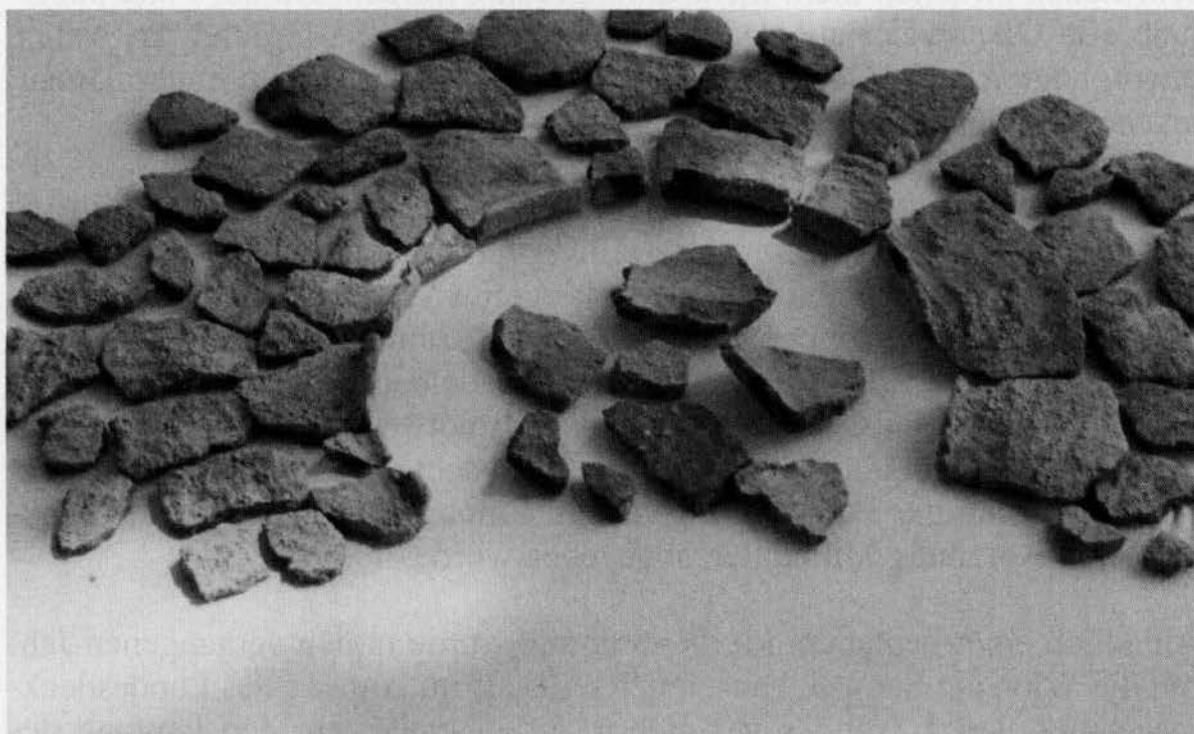
Bei Grabungsarbeiten sind Bauarbeiter im Gewann „Buck“ von Orschweier (Grundstück Blasi, Buckstr. 12) auf einen menschlichen Schädel gestoßen. B. Klahs, ein Mitarbeiter von Telekom, hat den Schädel sowie mehrere andere Knochen bei der Kriminalpolizei Lahr abgeliefert. Eine Ausgrabung des vermuteten restlichen Skeletts konnte aufgrund der fortgeschrittenen Arbeiten nicht mehr durchgeführt werden. Da der Fund außerhalb von Orschweier auf der Westseite einer Anhöhe lag und das östlich davon angrenzende Gewann Breite heißt, dürfte dort neben einer alamanischen Siedlung auch der Bestattungsplatz gelegen haben.

Bei einem Spaziergang in Schmieheim hat F. Bohnert bereits 1979 im Ausgrabung einer Baugrube im Gewann „Kilwert“ (Grundstück H. Keck, Kirchberg 5) eine menschliche Schädeldecke gefunden. Der ebenfalls im Ausgrabung gefundene Bronzeknopf stand nicht im Zusammenhang mit dem Fund und gehört in die frühe Neuzeit. Da die Schädeldecke ohne Beigaben zeitlich nicht eingeordnet werden konnte, war es notwendig, das Gebiet bis zur jetzigen vollständigen Überbauung zu beobachten. Leider blieb dies erfolglos, so daß der Fund ohne genauere Einordnung an das Landesdenkmalamt, Abteilung Mittelalter, abgegeben wurde.

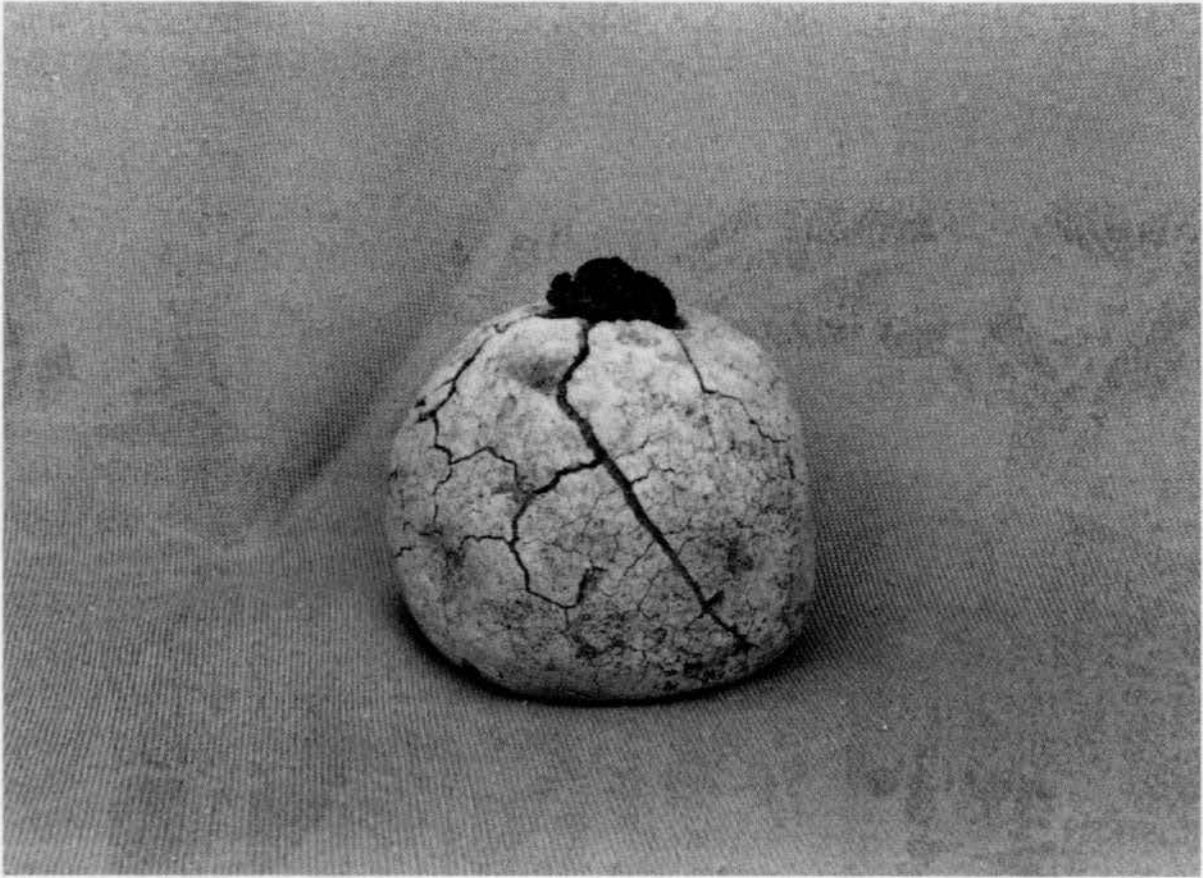
Anlässlich einer geplanten Flurbereinigung wurde in den vergangenen Jahren die Wüstung Schweighausen bei Willstätt im Auftrag des Landesdenkmalamtes von J. Naudascher mehrmals begangen, um den Umfang des abgegangenen Ortes genauer zu lokalisieren. Neben Scherben, Eisenteilen, Glas und Knochen wurden auch Steine von Mauerwerk auf einem ca. 2



*Scherben eines kugelförmigen Gefäßes, das bei der Sondierungsgrabung im Gewann „Auf dem Buck“ von Friesenheim aufgefunden wurde. Foto: W. Peter*

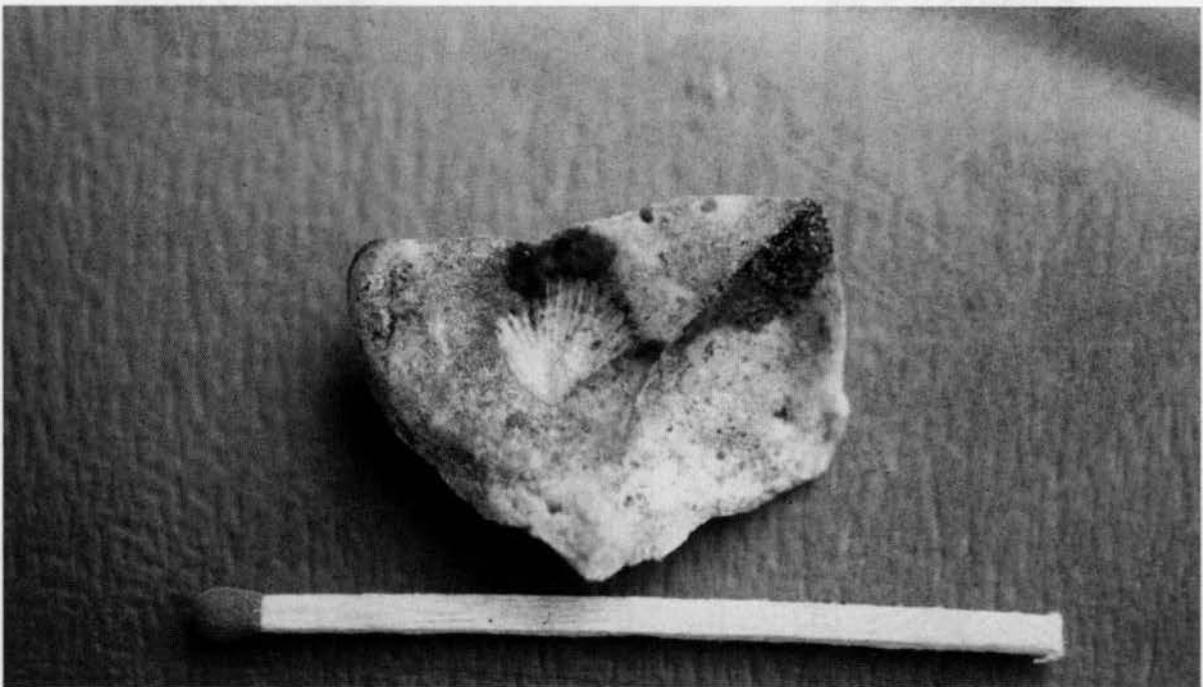


*Scherben von einem Prähistorischen Vorratstopf, von der Ausgrabung auf dem ALDI-Gelände bei Orschweier. Foto: Naudascher*



*Türgewicht mit Öse aus Eisen, von der Sondierungsgrabung im Gewann „Auf dem Buck“ von Friesenheim.*

*Fotot: W. Peter*



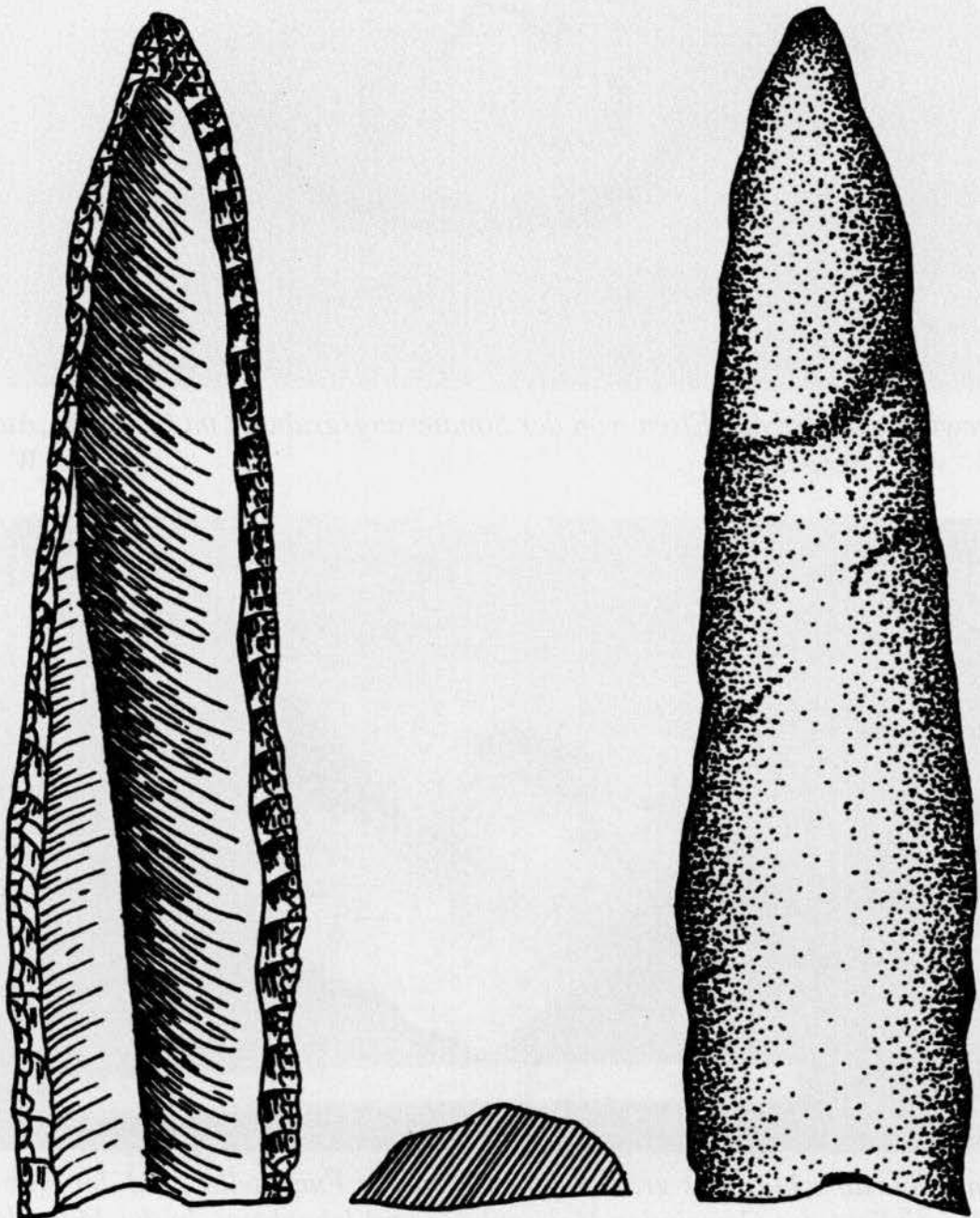
*Kleiner Silexabschlag aus grauem Jaspis von der Fundstelle „Auf der Hub“ und „Buhrlesbühn“ der Gemeinden Meissenheim und Ichenheim. In der Mitte des Abschlags ist der Negativabdruck einer kleinen Muschel zu erkennen, um die sich Kieselsäure ( $\text{SiO}_2$ ) abgelagert hat.*

*Foto: W. Peter*

Hektar großen Areal sowie alte Wegstrukturen und eine größere Vertiefung festgestellt, die möglicherweise von der dörflichen Hanfröze herrührt. Der Ort wurde im 30jährigen Krieg dem Erdboden gleichgemacht.

*Eine Klinge aus Pressigny-Feuerstein von Ringsheim*

Am 18. August fand Herr Hubert Kewitz aus Ringsheim im angefahrenen Mutterboden gegenüber seiner Wohnung eine 12 cm lange Silexklinge.



*Oberseite, Querschnitt und Unterseite der Silexklinge von Ringsheim.*

*Zeichnung: W. Peter*

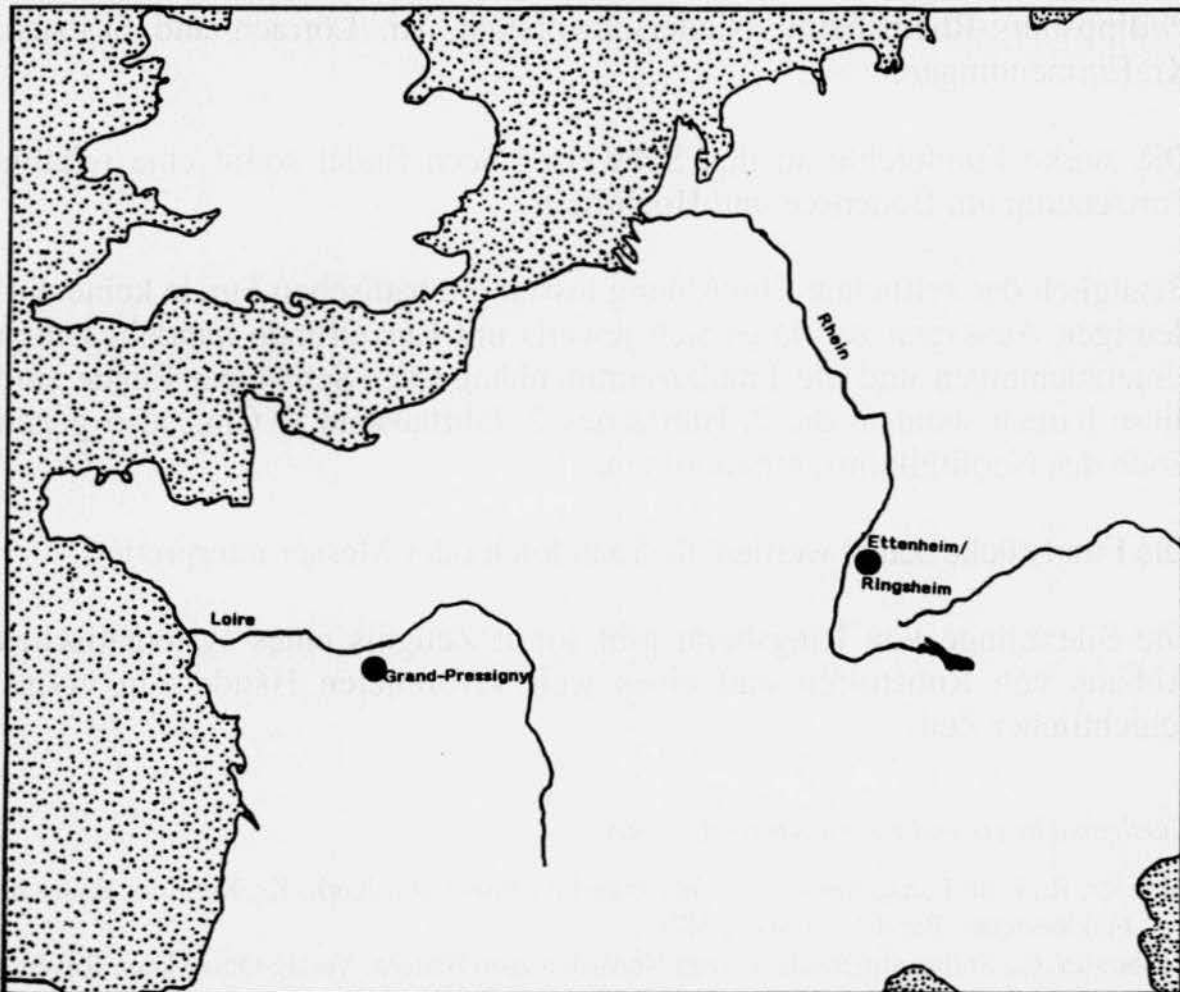
Der Mutterboden soll aus dem Neubaugebiet Marbach, westlich von Ettenheim, stammen.

Die Klinge dürfte sicherlich abgebrochen und somit um einiges länger gewesen sein. Die Klinge ist an der Basis 3 cm breit und verjüngt sich zur Spitze. Die Dicke an der Basis beträgt 1 cm und wird zur Spitze hin schmaler. Beide Seitenkanten sind retuschiert\*. Die Oberfläche ist rechts und links des Mittelgrades glatt. Die Unterseite ist leicht konvex\* gewölbt.

Obwohl immer wieder Artefakte\* aus Silex in der südlichen Ortenau aufgefunden werden und zwischenzeitlich auch größere Fundareale bekannt sind, ist es die Silexklinge von Ringsheim wert, näher betrachtet zu werden.

Außergewöhnlich ist neben der Länge des Artefakts auch seine Herkunft.

Das Material ist dichter, hellbrauner mit weißen Flecken durchsetzter Kreidefeuerstein. Diese Silexart, die in Südwestdeutschland nicht anzutreffen



Karte mit Einzeichnung der Fundstelle und des Herkunftsortes.

Zeichnung: W. Peter

ist, stammt aus Mittelfrankreich. Hier im Département Indre-et-Loire, zwischen den Nebenflüssen Indre und Creuse der Loire, sind im anstehenden Kalktuff Silexknollen aufzufinden. Die großen Mengen dieses Rohmaterials sowie dessen gute Beschaffenheit für eine Weiterverarbeitung haben hier in der Vorzeit eine erste „Industrie“ entstehen lassen.

Spuren eines vorgeschichtlichen Bergbaus finden sich auch am Isteiner Klotz bei Kleinkems in Baden.

Das Verbreitungsgebiet des Pressigny-Feuersteins erstreckt sich – in unterschiedlicher Dichte – über ganz Frankreich. Des weiteren wurde dieser Feuerstein über Nordfrankreich nach Belgien und Holland sowie entlang den Flußläufen Loire, Saône in die Schweiz „exportiert“ und kam so auch nach Baden.

Aus Baden sind bisher lediglich 10 Funde bekannt. Es handelt sich hierbei um Funde aus Kork bei Kehl; Odenheim, Kr. Heilbronn; Bühl; Öflingen und Bad Säckingen, Kr. Waldshut; Bodmann und Öhringen, Kr. Konstanz; Philippsburg-Rheinsheim; Niederschwörstadt, Kr. Lörrach und Sasbach, Kr. Emmendingen.

Die starke Funddichte an den Schweizer Seen findet somit eine relative Fortsetzung am Bodensee und Hochrhein.

Bezüglich der zeitlichen Einordnung lassen die badischen Funde keine eindeutigen Aussagen zu, da es sich jeweils um Einzelfunde handelt. Durch Untersuchungen und die Fundzusammenhänge der Schweizer Funde sind diese jedoch wohl in die 2. Hälfte des 3. Jahrtausend v. Chr., also gegen Ende des Neolithikums, einzuordnen.

Die Fundstücke selbst werden als Spandolch oder Messer interpretiert.

Die Silexklinge von Ringsheim gibt somit Zeugnis eines systematischen Abbaus von Rohstoffen und eines weit verbreiteten Handels in vorgeschichtlicher Zeit.

#### *Quellennachweis und Fachwörterverzeichnis*

Giessler, R., Eine Lanzenspitze aus Pressigny-Feuerstein von Kork, Kr. Kehl, in: Badische Fundberichte, Band 17 (1941–1947).

Louboutin, C., Steinzeitmenschen: vom Nomaden zum Bauern. Verlag Otto Maier, Ravensburg, 1992.

Pape, W., Importfeuerstein an Hoch- und Oberrhein in Archäologische Nachrichten aus Baden, Heft 29, 1982.

- Pape, W., Pressigny-Feuerstein und Parallelretusche, in: Archäologische Nachrichten aus Baden, Heft 37, 1986.
- Peter, W., Die Ur- und vorgeschichtliche Besiedlung der südlichen Ortenau, in: Die Ortenau, 1986.
- Silex: Feuerstein; Sammelbegriff für verschiedene Mineralien, die aus Kieselsäure ( $\text{SiO}_2$ ) bestehen, z. B. Jaspis, Hornstein.
- Retuschen: Durch Schläge oder Druck erzeugte Absplitterung zur Formgebung von Geräten.
- Artefakte: Von Menschen geschaffene Gegenstände; in diesem Bericht als Werkzeuge zu verstehen.
- Konvex: Nach außen gewölbt (Gegenteil: konkav).

## Fachgruppe Denkmalpflege

*Dieter Kauß*

Zur ersten Sitzung der Fachgruppe Denkmalpflege im Hist. Verein für Mittelbaden am 27. Jan. 1992 hieß deren Vorsitzender die Teilnehmer herzlich willkommen. Aus dem ganzen Bereich des Ortenaukreises waren diese angereist, um Burghard Lohrum aus Ettenheim-Ettenheimmünster über die Dendrochronologie zu hören und die Arbeit für das kommende Jahr zu besprechen. Nach Vorschlag aus dem Interessentenkreis wird die Erhaltung von technischen Denkmälern ein Themenschwerpunkt dieses Jahr sein. Diesem werden daher u. a. die beiden nächsten Termine am 8. April und 24. Juni gewidmet sein.

Gespannt, mit viel Interesse und in einer regen Diskussion wurde der Vortrag von B. Lohrum über die Dendrochronologie, die Wissenschaft von der zeitlichen Einordnung des Fälldatums von Bauhölzern anhand der Jahrringe, von den Anwesenden verfolgt. Es geht dabei um die exakte Bestimmung des Fälldatums eines Baumstammes, die aus der Gleichförmigkeit des Wachses von Jahrringen in bestimmten Jahren und Jahresfolgen abgeleitet wird. Dazu benötigt man Holzproben, die die Waldkante am Holz haben müssen, die keine nennenswerten Wachstumsschäden aufweisen dürfen, mehrere Jahre umfassen, sowie u. U. einige weitere Baunachrichten. Aus den mittlerweile fortgeschriebenen Jahrringprofilen verschiedener Holzarten kann man dann das Fälldatum des betreffenden Bauholzes erschließen, z. B. bei der Eiche im Bereich von Baden-Württemberg von heute bis zu 9000 Jahren zurück etwa. Allgemeine Erkenntnisse dendrochronologischer Untersuchungen zeigen außer den einzelnen Baudaten auch auf, daß im Mittelalter schon Bauholz auf Vorrat gefällt wurde und auch Bauholz über weitere Strecken gehandelt wurde.

Am 8. April 1992 kam die Fachgruppe Denkmalpflege zum zweiten Mal im Jahre 1992 zusammen. Bei dieser Sitzung konnte Dr. H. J. Wörner vom Landesdenkmalamt Freiburg begrüßt werden. Im Vordergrund der Sitzung stand das Thema: „Was ist ein Technisches Denkmal? Welche Schwierigkeiten gibt es bei der Frage der Erhaltung und Unterhaltung dessen?“.

Dazu ergriff Dr. H. J. Wörner das Wort. In einem brillanten Vortrag ging er zunächst auf den Nährboden und den Rahmen der technischen Denkmale im Land Baden ein. Er skizzierte die Vorbedingungen und den Verlauf der Industrialisierung in Baden, um dann kurz auf die Problematik der technischen Denkmäler einzugehen. Diese sind in der Nutzung vor allem viel be-



grenzter als das Baudenkmal, das heute weit elastischer, weil in der Nutzung nicht streng zeitgebunden, anzusehen und zu bewerten ist. Die technischen Einrichtungen wurden zwar zunächst auf 50 Jahre Lebensdauer hin geschaffen; seit 1926 wurde jedoch bewußt eine kürzere Lebens- und Funktionsdauer angestrebt.

Kriterien des Denkmalwertes einer technischen Einrichtung könnten sein: das Alter, die Bedeutung in der allgemeinen und regionalen Technikgeschichte sowie in der Sozialgeschichte. Eine Erhaltung technischer Denkmäler ist ohne Funktion nicht oder nur schwer denkbar. Museen sind dafür denkbar fragwürdig geeignet. Hilfen von außen sind kaum wahrnehmbar. Nach diesen Ausführungen wurde wegen der fortgeschrittenen Zeit nur noch eine kurze Diskussion möglich, die keine neuen Aspekte erbrachte.

Das Schuttertal sollte Zielort zweier Vorort-Veranstaltungen der Fachgruppe Denkmalpflege sein. Zwei Gesichtspunkte sollten dabei beachtet werden: Die Erhaltung und Nutzung technischer Denkmäler sowie die Erhaltung und Nutzung eines Baudenkmals.

Unter der Leitung von Herrn G. Finkbeiner wurden am 24. Juni 1992 die Säge Glatz in Seelbach, die Mühle des Engelhofs im Durenbach und die Jägertonihof-Mühle in Schuttertal besichtigt. Überall wurden die Probleme der Erhaltung, deren Finanzierung sowie die Schwierigkeiten bei der Zuführung einer neuen Nutzung besprochen und kritisch zur Kenntnis genommen. Dabei kam sehr stark in das Bewußtsein aller, wie man einerseits Altes erhalten wolle, andererseits aber viele Hindernisse und Paragraphen eine vertretbare Nutzung einschränken oder vielleicht auf Dauer unmöglich machen, ohne die aber ein Technikdenkmal nur sehr schwer erhalten werden kann.

Am 11. November 1992 war J. Landerer auf Schloß Dautenstein bei Seelbach unser Gastgeber vorort. Er führte uns als Besitzer dieser Anlage durch die Außenbereiche, den Innenhof und das Schloß mit seinem bekannten Tapetenraum. Dabei kamen verschiedenste Fragestellungen und Schwierigkeiten zu Wort, die die Renovierung und Erhaltung unterschiedlich alter Bauteile betrafen: stauferzeitliche Buckelquader in den Türmen der Außenanlage, Renaissanceteile im Kellerbereich, besonders die Erhaltung der sowohl in den Motiven als auch in der Herstellungstechnik eigenartigen Tapeten aus dem beginnenden 19. Jahrhundert. Weitere Fragen betrafen die heutige Nutzung als reinen Wohnbereich sowie natürlich die Finanzierung und die vielfache Eigenarbeit mit viel Gespür und handwerklichem Geschick.

Insgesamt erbrachte die Jahresarbeit 1992 dieser Fachgruppe den interessierten Teilnehmern wichtige Einblicke und Erkenntnisse in die Problematik, ob und wie vor allem technische Denkmäler erhalten und genutzt werden können. Mut und Zuversicht waren zwar zu verspüren, resignative Züge konnten dabei aber auch nicht verborgen bleiben.

# Fachgruppe Grenzstein-Dokumentation

*Gernot Kreuz*

Die Fachgruppe traf sich im vergangenen Jahr im Juni. Derzeit geht die Dokumentation der Marksteine punktuell weiter. Es liegen bisher Erfassungsbögen über historische Grenzsteine bei Lichtenau (am ehem. herrschaftlichen Wald) vor. Außerdem wurden Erhebungen im Gebiet von Baden-Baden dokumentiert, und zwar in dem Bereich, der schon vor der Gebietsreform, vor 1972, zur Stadt gehörte. Weiterhin wurden vor allem die Arbeiten in Rheinau und Neuried (vgl. hierzu „Türmel“ 1992) fortgeführt.

Die Dokumentation der historischen Marksteine der Stadt Offenburg mit seinen 13 Gemarkungen (einschl. der ehem. Waldgemarkung Gottswald) konnte fotografisch und schriftlich abgeschlossen werden. Aufgenommen wurden alle Gemarkungsgrenzsteine (einschl. der alten Hoheitssteine) und Gütersteine (einschl. der Lochen, die Waldbesitz abgrenzen). Hierzu gehören alle die Grenzsteine, die mehr als nur die Abkürzung des Gemarkungsnamens oder Zahlen (fortlaufende Zählungen oder Jahreszahlen) aufweisen. Bei den insgesamt über 370 historischen Mark- und Gütersteinen fanden sich über 35 unterschiedliche Hoheits- (vornehmlich Wappen), Dorf- oder besitzanzeigende Zeichen. Selbstverständlich wurden die Symbole der benachbarten 15 Gemarkungen, die an die Außengrenzen der Offenburger Gemarkungen stoßen, dazugerechnet. Ein Bericht zur Dokumentation sowie Erläuterungen zu den nach den einzelnen Grenzzügen geordneten Erfassungsbögen sind der Dokumentation beigegeben. Diese wird im Stadtarchiv Offenburg aufbewahrt.

Im Juli 1992 wurde die Kopie (angefertigt von Stefanie Goos, Offenburg-Bohlsbach) des ehemaligen Dreimärkers Zunsweier/Ortenberg/Ohlsbach mit den drei Wappen von 1787 als gültiges Grenzzeichen neu gesetzt.

Ein Bericht über den Dreimärkers steht in dem Bericht „Über Kleindenmale in Offenburg“.

# Fachgruppe Flurnamen

*Ewald M. Hall*

Zur Einweisung in die zweite Arbeitsphase „Sammlung der historischen Flurnamen“ trafen sich die Mitarbeiter der Fachgruppe (Gruppe I: Kinzigtal/Renchtal) am 12. Dezember 1992 in Haslach-Schnellingen im Gasthaus „Zur Blume“. Wie üblich war über einen Rundbrief an die Vereinsvorsitzenden zu dieser Zusammenkunft eingeladen worden.

Wie im Projektplan vorgesehen, führte der Fachgruppenleiter in das Sammeln historischer Flurnamen ein. Unter historischen Flurnamen sind die Flurnamen zu verstehen, welche seit dem frühen Mittelalter bis zur Badischen Landesvermessung Mitte des 19. Jahrhunderts in Urkunden, Kopialbüchern, Urbaren, Güterverzeichnissen, Zinsrodeln usw. niedergeschrieben wurden. Er referierte über das Auffinden dieser vielfältigen Quellen in den wichtigsten Archiven, die Sichtung dieser Quellen und die damit verbundenen paläographischen Probleme. Hingewiesen wurde ebenfalls darauf, wie ein genaues, wissenschaftlich tragfähiges Exzerpt eines historischen Flurnamens auszusehen hat.

In der dem Referat folgenden Diskussion kristallisierten sich vier wichtige Punkte heraus:

1. Der Fachgruppenleiter soll eine Musterkarteikarte zur Notation eines Flurnamens erstellen, auf der alle wichtigen Kriterien eingetragen sind, die bei einem Flurnamen erfragt bzw. erarbeitet werden müssen. Diese Musterkarteikarte soll den Mitarbeitern der Fachgruppe als Anhaltspunkt für eine vollständige und einheitliche Sammlung dienen.
2. Aus dem Fürstenbergischen Urkundenbuch sollen Kopien derjenigen Seiten angefertigt werden, die historische Flurnamen aus den Gemeinden des Kinzigtals enthalten. Die Bearbeiter der jeweiligen Gemeinde werden aus diesen Kopien die dort verzeichneten historischen Flurnamen ausschreiben. Ein Muster, wie ein solches Exzerpt eines historischen Flurnamens auszusehen hat, wird ebenfalls vom Fachgruppenleiter erstellt.
3. Vorgeschlagen wurde weiterhin, baldmöglichst das Generallandesarchiv in Karlsruhe zu besuchen. Dort soll exemplarisch an einer Ortschaft die Suche nach historischen Flurnamen nachvollzogen werden. Als Termin wurde Freitag, der 12. März 1993, anberaumt. Nach einer Führung durch

die Räumlichkeiten dieses riesigen Archivs wird vor allem die Frage nach dessen Nutzung für den Flurnamenforscher im Vordergrund stehen.

4. Abschließend wurde die Frage aufgeworfen, in welcher Weise fertige Flurnamensammlungen einem breiteren Interessentenkreis zugänglich gemacht werden könnten. In einem ersten Meinungsbild wurde von den Bearbeitern vorgeschlagen, daß sich die jeweilige örtliche Mitgliedergruppe um die Veröffentlichung der Sammlung kümmern sollte, wobei die Endredaktion in den Händen des Fachgruppenleiters verbleibt.

Im Jahr 1993 soll in die dritte Arbeitsphase „Ordnen, Auswerten und Interpretieren der rezenten und historischen Flurnamen“ eingeführt werden. Der Überblick über diesen letzten Arbeitsschritt wird zwar wieder in Referatsform erfolgen, dann aber in eine individuelle Betreuung der einzelnen Bearbeiter und ihrer speziellen Probleme übergehen müssen.

Zu den sich bereits in Bearbeitung befindenden Flurnamensammlungen (vgl. „Die Ortenau“ 1992, S. 47) sind folgende hinzugekommen: Kappelwindeck (bei Bühl), Willstätt (mit den Ortsteilen Eckartsweier, Hesselhurst, Legelshurst, Sand), Urloffen, Vimbuch.

## Fachgruppe Museen

*Horst Brombacher*

Die bisherige Tradition, zweimal jährlich zusammenzukommen, wurde auch 1992 beibehalten, um sich über neue Museen und Veränderungen in schon bestehenden zu informieren.

Die Frühjahrstagung am 4. April führte 26 Teilnehmer in das Heimatmuseum nach Neuried-Altenheim. Nach einer sachkundigen Führung durch das eindrucksvolle Museum durch Herrn Kurt Noack, der auch Erläuterungen zur Sonderausstellung mit den Schätzen aus Omas Chänsterli gab, traf man sich zu einem Referat. Die Altenhilfekordinatorin des Ortenaukreises, Marie-Luise Marx, trug ihre Gedanken zu dem Thema „Das Museum und die Freizeit älterer Menschen – Chancen und Möglichkeiten aktiver Freizeitgestaltung“ vor. Wegen der Wichtigkeit des Themas wurde dieses Referat bereits im Band 1992 „Die Ortenau“, S. 528 ff., veröffentlicht. Eine fruchtbare Diskussion und ein lebhafter Erfahrungsaustausch schlossen sich dem Referat an. Es zeigte sich dabei, daß die Museen ohne die Tätigkeit älterer Mitbürger ihre Arbeit nicht bewältigen könnten.

Das Heimat- und Grimmelshausen-Museum in Oberkirch war am 26. September Treffpunkt der Herbsttagung. Das erst vor wenigen Jahren eröffnete Museum beeindruckte durch seine moderne und großzügige Gestaltung. So bot sich das Thema „Beschriftung im Museum“ als Fachgespräch geradezu an. Auch bei den Problemkreisen „Eintrittspreise oder Spenden“ und „Entlohnung bzw. Aufwandsentschädigung für die Mitarbeiter“ wurden in der Gesprächsrunde Erfahrungen ausgetauscht. Die 24 Teilnehmer kamen überein, sich auch weiterhin zu treffen, um Erfahrungen zu sammeln und sich durch Besichtigungen und Referate weiterbilden zu können.

# Fachgruppe für neuere und Zeitgeschichte

*Wolfgang M. Gall*

Im Jahr 1992 traf sich unsere Fachgruppe dreimal: zu einer Filmvorführung, einem Dia-Vortrag und einer Exkursion.

Bei unserer ersten Sitzung am 21. März zeigten wir den 45minütigen Videofilm „Am 10. November – Die Vertreibung der Emmendinger Juden“, den der Emmendinger Kreisarchivar Gerhard Auer gedreht hat. Auer fing mit der Kamera die Stätten der Verfolgung auf und vermischte die Bilder mit Interviews von Emmendinger Zeitzeugen, Bürgerinnen und Bürger, die die Zerstörung der Synagoge und den Abtransport der Emmendinger Juden miterlebt haben.

Bei unseren beiden anderen Treffen legten wir unseren Schwerpunkt auf das Thema „Umweltgeschichte“.

Am 21. Mai stelle ich in einem Diavortrag Quellen zur Umweltgeschichte Offenburgs dar. Dabei handelte es sich überwiegend um Archivalien des Stadtarchivs Offenburg. Die zentralen Fragen waren: Wie setzten sich unsere Vorfahren mit der Verschmutzung von Wasser und Luft auseinander? Wie verhielten sich die Behörden und Firmen? Welche Quellen stehen uns in Kommunalarchiven bei der Erforschung der Umweltgeschichte zur Verfügung?

Mein Vortrag gliederte sich thematisch in mehrere Bereiche:

1. Die Abwasserbeseitigung und die Schaffung einer städtischen Kanalisation, dem vielleicht bedeutendsten Großprojekt des vorigen Jahrhunderts neben dem Eisenbahnbau.
2. Die Müllbeseitigung; dabei hinterfragten wir kritisch die Verwendung des modernen Begriffs „Müll“.
3. Die Wasserverschmutzung, hier vor allem die bedenkenlose Verschleuderung und Verschmutzung des Rohstoffs Wasser; Beschwerden über Verschmutzung. Erste Eingriffe durch die Behörden.
4. Die Luftverschmutzung: Die Beispiele zweier „Umweltskandale“ gegen Ende des vorigen Jahrhunderts und während der Weimarer Republik verdeutlichen, daß sich die Offenburger Bevölkerung gegenüber

äußerlich sichtbaren Formen von Umweltverschmutzung (hier: der Luft) keineswegs passiv verhielt. Interessanterweise tauchen beim ersten „Skandal“ in den 1880er Jahren große Ähnlichkeiten mit heutigen Protest- und Beschwichtigungsritualen auf: Protestbriefe mit Unterschriftenlisten der Anwohner – Verschleppung der Angelegenheit und Beschwichtigungsversuche durch die Behörden – Erstellung wissenschaftlicher Gutachten, die den Protest abwiegeln sollen – Verweis auf wirtschaftliche Notwendigkeiten, Intervention der Behörden nach einem nicht mehr abzustreitenden Gesetzesbruch seitens der betreffenden Firma.

Unser drittes Treffen führte uns am 14. November ins Freiburger Naturkundemuseum zur Ausstellung „Befreiungen – Aus der Umweltgeschichte am südlichen Oberrhein“. Mitarbeiter/innen des Arbeitskreises Regionalgeschichte Freiburg e. V., überwiegend Geschichtsstudenten, haben diese Schau in ehrenamtlicher Arbeit zusammengestellt. Dr. Peter Fässler, ein Mitarbeiter des Freiburger Stadtarchivs, führte uns durch die Ausstellung.

War früher wirklich alles besser? Diese Aussage hinterfragten die Ausstellungsmacher/innen, indem sie das historische Spannungsverhältnis zwischen dem Menschen und der Natur in Vitrinen, an Tafeln und Inszenierungen darstellten.

Die Schau teilte sich in sechs thematische Schwerpunkte, u. a. „Stadt und Verkehr“, „Abwasser und Müll“. Ein Katalog wird der Arbeitskreis Regionalgeschichte noch nachliefern.

Abschließend diskutierten wir mit Dr. Fäßler über Stärken und Schwächen des Ausstellungskonzeptes.



## 20 Jahre Ortenaukreis

*Landrat Günter Fehringer*

Der Ortenaukreis – flächengrößter Landkreis Baden-Württembergs – erreicht mit 1859 qkm annähernd die Ausdehnung von Luxemburg. Im Ortenaukreis leben 380 000 Einwohner in insgesamt 51 Städten und Gemeinden, davon in den Großen Kreisstädten Offenburg 54 000, Lahr 36 000, Kehl 31 000 und Achern 22 000. Aus Anlaß des 20jährigen Bestehens des Ortenaukreises will ich versuchen, für diesen Zeitabschnitt Bilanz zu ziehen.

Viele kommunalpolitische Kernprobleme der Gegenwart und der Zukunft übersteigen den örtlichen Bereich und die Leistungsfähigkeit der Gemeinden. Krankenhäuser, Umweltschutz, Abfallbeseitigung, berufliche Bildung und soziale Hilfen sind zentrale Schwerpunkte, aus denen dem Ortenaukreis neue und erweiterte Aufgaben erwachsen sind. Sie stellen zugleich eine Herausforderung an die Verwaltungs- und Finanzkraft des Landkreises dar. Mit seinen Leistungen hat der Ortenaukreis an der Förderung des wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Lebens wie auch an der Entwicklung der Infrastruktur maßgeblichen Anteil. Zahlreiche Aktivitäten berühren den Bürger unmittelbar, so daß Kreispolitik für ihn in vielen Bereichen lebensnah und greifbar geworden ist.

Der aus den früheren Landkreisen Kehl, Lahr, Offenburg und Wolfach sowie dem Bereich Achern des früheren Landkreises Bühl gebildete Ortenaukreis hatte es, was sein Zusammenwachsen angeht, im Vergleich zu anderen Landkreisen besonders schwer. Es gab bei der Kreisreform in Baden-Württemberg keinen anderen Landkreis, der aus so vielen ehemals selbständigen Landkreisen zusammengefügt wurde. Es liegt deshalb auf der Hand, daß seinerzeit die Bildung des neuen Großkreises eher skeptisch, reserviert und abwartend registriert wurde. Zu groß, nicht verwaltbar, nicht bürgernah waren Attribute, die ihm mit in die Wiege gelegt worden sind.

Entgegen mancherlei Befürchtungen hat es sich gezeigt, daß ein Landkreis von der Größenordnung des Ortenaukreises durchaus verwaltbar ist.

Im Hinblick auf die Größe des Ortenaukreises waren sich Verwaltung und Kreistag einig, nur das zu zentralisieren, was unbedingt notwendig und sinnvoll erschien. Besonderes Augenmerk legte der Landkreis auf die Stärkung des flächendeckenden Netzes der berufsbildenden Schulen in

Achern, Kehl, Lahr, Oberkirch, Offenburg und Wolfach. In den früheren Kreisstädten Kehl, Lahr und Wolfach bestehen noch für die publikumsintensiven Bereiche Außenstellen, so z. B. für die Kfz.-Zulassung und die Sozialen Dienste.

Mein Rückblick auf die vergangenen 20 Jahre umreißt die Vielfalt der politischen Entscheidungsfelder sowie die Intensität der kommunalpolitischen Arbeit. Es sollen die wichtigsten Aufgaben des Landkreises in einer Gesamtschau skizziert werden.

### *Krankenhäuser*

Am 1. 1. 1973 übernahm der Ortenaukreis vom ehemaligen Landkreis Kehl das Krankenhaus in Kehl. Gleichzeitig wurde er Mitglied der Krankenhauszweckverbände Ettenheim und Lahr. Heute ist er Träger von acht Häusern in Achern, Ettenheim, Kehl, Lahr, Oberkirch, Offenburg, Wolfach und Zell a. H..

Die Krankenhausbedarfsplanung der Stufen I und II führte bis 1983 zu Veränderungen in der Krankenhauslandschaft in Baden-Württemberg. Von Schließungen betroffen waren meist Häuser mit weniger als 100 Planbetten (häufig Belegkrankenhäuser). Neben einigen geringfügigen Korrekturen mußte der Ortenaukreis als Krankenhausträger die Schließung des Langzeit- und Nachsorgekrankenhauses Ettenheimmünster hinnehmen. Der Krankenhausplan III sah ursprünglich vor, die Betten um 570 zu kürzen. Daß sich diese Zahl letztlich auf 67 Betten reduzieren ließ, beruht wohl nicht zuletzt auf der Erkenntnis, daß Struktur und Größe der Krankenhäuser aufgrund der Leistungs- und Bevölkerungsentwicklung auch weiterhin bedarfsgerecht sind.

Der Ortenaukreis hat für Baumaßnahmen und Gerätebeschaffungen bis 1992 115 Mio. DM aus eigenen Mitteln aufgebracht. Zusammen mit den Fördermitteln des Landes konnten viele Vorhaben verwirklicht werden. Besonders hervorzuheben sind: der Wiederaufbau und die Sanierung des Kreiskrankenhauses Achern, der Erweiterungsbau und die Sanierung des Kreiskrankenhauses Oberkirch, vielfältige Sanierungen in den Kreiskrankenhäusern Kehl und Lahr, insbesondere in den Funktionsbereichen, und letztendlich der Neubau des Kreiskrankenhauses Offenburg mit der Einrichtung einiger neuer Abteilungen. Nach dem Rückzug des Bundes aus der Krankenhausfinanzierung im Jahr 1984/85 versuchten die Länder, die Krankenkassen verstärkt in die Investitionsfinanzierung einzubinden. Dies gelang jedoch nur in sehr begrenztem Maß.

## *218 Mio DM für den Kreisstraßenbau*

Das öffentliche Straßennetz im Ortenaukreis umfaßt eine Gesamtlänge von 3300 km; davon sind 55 km Bundesautobahnen, 286 km Bundesstraßen, 304 km Landesstraßen und 393 km Kreisstraßen.

Das Kreisstraßennetz des Ortenaukreises hat sich seit 1973 infolge von Aufstufungen einiger Gemeindestraßen und Abstufungen von Landesstraßen zu Kreisstraßen von 230 km auf 393 km erweitert. Für die Unterhaltung und den Ausbau bzw. den Neubau der Kreisstraßen, Wirtschaftswege und Radwege hat der Ortenaukreis in den letzten 20 Jahren rd. 218 Mio DM aufgewandt, wovon er mehr als die Hälfte über Zuschüsse des Bundes und des Landes ersetzt erhielt.

Durch die Erhaltung bzw. Schaffung eines leistungsfähigen Kreisstraßennetzes leistete der Ortenaukreis einen wichtigen Beitrag für eine wirksame Strukturpolitik und effektive Wirtschaftsförderung.

## *Das berufliche Schulwesen als Pfeiler für unser Bildungssystem*

Die Stärken des beruflichen Schulwesens liegen in der flächendeckenden Differenziertheit der Bildungsangebote. Angesichts sich rasch ändernder Bedingungen in der Arbeitswelt und eines schnellen technologischen Wandels ist die berufliche Bildung gefordert, ihre Angebotspalette weiterhin flexibel zu gestalten.

Wie kein anderer schulischer Bereich bilden die beruflichen Schulen eine direkte Nahtstelle zu Wirtschaft, Gesellschaft und Technik, zu den Anforderungen des Arbeitsmarktes im Handwerk und in der Industrie, im Sozialwesen und im Pflegebereich. Das berufliche Schulwesen weist eine außerordentliche Band- und Leistungsbreite auf: Berufsschulen, Berufsfachschulen, Berufskollegs, Fachschulen, Berufsoberschulen und berufliche Gymnasien leisten heute einen unverzichtbaren Beitrag zur Sicherung unserer Wirtschaftsstabilität.

Wesentlicher Teil der Weiterentwicklung des beruflichen Schulwesens ist die Stärkung der dualen Ausbildung. Kein Ausbildungssystem eines anderen europäischen Landes hat sich als so erfolgreich erwiesen wie die duale Ausbildung in Betrieb und Schule. Seine Leistungsfähigkeit ist eine wichtige Grundlage bei der Bewältigung der großen Zukunftsaufgaben.

Der Ortenaukreis konnte vor 20 Jahren von den ehemaligen Landkreisen gut funktionierende Berufsschulzentren in Achern, Kehl, Offenburg, Lahr

und Wolfach übernehmen, in denen heute über 13 500 Schüler unterrichtet werden. Es galt seinerzeit, die beruflichen Schulen den stark wachsenden Schülerzahlen und den Veränderungen in der Wirtschaft anzupassen. Allein in den Schulhausbau flossen – mit den Zuschüssen des Landes – in zwei Jahrzehnten über 100 Mio DM.

### *Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach*

Das Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach wurde im Jahre 1964 in der Trägerschaft des Landkreises Wolfach eröffnet. Typische alte Gebäude aus dem Schwarzwald wurden hier zusammengetragen und um den aus dem 16. Jahrhundert stammenden „Vogtsbauernhof“ wieder aufgerichtet. Die Hofgebäude, Nebengebäude und verschiedenste Kleindenkmale, Kräutergärten, Obstanlagen und technische Einrichtungen vermitteln ein eindrucksvolles Bild bäuerlichen Lebens und Arbeitens. Darin spiegeln sich die Kultur und das Brauchtum des Schwarzwaldes und seiner Menschen wider, wie sie seit langer Zeit, teilweise bis in unsere Tage, gelebt wurden.

Im Jahre 1973 übernahm der Ortenaukreis als Träger dieses Museum. Das seiner Fläche nach (vier Hektar) eines der kleinsten Freilichtmuseen in Baden-Württemberg und der Bundesrepublik ist wohl eines der besucherreichsten Freilichtmuseen in Europa mit jährlich rd. 400 000 Besuchern. In seiner dreißigjährigen Geschichte passierten nahezu 10 Millionen Besucher die Pforte des Museums.

### *Umweltschutz*

#### **Grundwasserschutz–Wasserversorgung–Abwasser**

Die wasserwirtschaftlichen Zielsetzungen haben sich in den letzten Jahrzehnten von einer überwiegend quantitativen Bewirtschaftung der Gewässer hin zum Schutz der oberirdischen Gewässer und des Grundwassers überhaupt sowie der damit verbundenen Sicherstellung der Trinkwasserversorgung erweitert.

Die Fließgewässer im Ortenaukreis haben sich in den letzten zwanzig Jahren insgesamt günstig entwickelt, dank des verstärkten Baus und Ausbaus von kommunalen, gewerblichen und industriellen Kläranlagen. Fortschritte sind auch durch die Regenwasserbehandlung erzielt worden. Insbesondere die Belastung mit biologisch abbaubaren Substanzen, deren Abbau in Ge-

wässern mit Sauerstoffverbrauch verbunden ist (sog. Selbstreinigungsvorgänge), hat seit Anfang der 70er Jahre in den Flüssen stark abgenommen. Der durchschnittliche Wert für die organische Belastung in den Oberflächengewässern ging von 1975 – 1980 auf weniger als ein Fünftel zurück.

Die Bilanz bei der Abwasserreinigung im Ortenaukreis kann sich sehen lassen: Über 500 Mio. DM haben die Kommunen und Abwasserverbände in Abwasserbeseitigungsanlagen investiert. Dabei wurden sie durch erhebliche Landeszuschüsse unterstützt. Diese finanziellen Anstrengungen auf dem Abwassersektor haben sich gelohnt. Die Abwasserbelastung ist vermindert, die Gewässergüte wirkungsvoll verbessert worden. Diese Verbesserungen sind in Gewässergütekarten dokumentiert.

Einen Großteil ihrer Arbeit widmete die untere Wasserbehörde neben dem Schutz der Oberflächengewässer dem Schutz des Grundwassers, das von den meisten kreisangehörigen Gemeinden für die öffentliche Trinkwasserversorgung genutzt wird. Dies wird auch in Zukunft so bleiben.

Die Gewässerschutzpolitik bewegt sich dynamisch fort. Dazu tragen vertiefte Kenntnisse der wissenschaftlich und praktisch tätigen Fachleute, bessere Untersuchungsmethoden einerseits sowie die wachsende Anteilnahme der Öffentlichkeit an Umweltfragen andererseits bei. Gewässerschutz ist eine Daueraufgabe. Die Vergangenheit hat gezeigt, daß hierfür von jedem Einzelnen Opfer gebracht werden müssen. Der bisherige Erfolg spricht für sich.

## **Luftreinhaltung und Lärmschutz**

Auch im Bereich der Luftreinhaltung und des Lärmschutzes hat sich in den letzten Jahren einiges verändert. Das Bundes-Immissionsschutzgesetz, das am 15. März 1974 in Kraft getreten ist, dehnte den Katalog der genehmigungsbedürftigen Anlagen, für die umfangreiche Verfahren mit Öffentlichkeitsbeteiligung durchzuführen sind, von 44 auf 221 Anlagearten aus. Auf der Grundlage dieses Gesetzes hat der Gesetzgeber 21 Verordnungen erlassen. Hinzu kommen die Bestimmungen der Technischen Anleitung zur Reinhaltung der Luft – TA Luft – sowie die Bestimmungen der Technischen Anleitung zum Schutz gegen Lärm – TA Lärm.

Im Ortenaukreis sind derzeit 439 genehmigungsbedürftige Anlagen in Betrieb, 360 werden durch die untere Immissionsschutzbehörde betreut. Für

die übrigen Anlagen ist das Regierungspräsidium Freiburg bzw. das Staatl. Gewerbeaufsichtsamt Freiburg zuständig.

## **Naturschutz**

Der Zielsetzung des Naturschutzgesetzes, die freie Natur als Lebensgrundlage von Menschen, Tieren und Pflanzen zu schützen, zu pflegen und zu entwickeln, wird insbesondere durch die Ausweisung von Natur- und Landschaftsschutzgebieten entsprochen. Im Ortenaukreis konnten in den letzten 20 Jahren immerhin Flächen von insgesamt 1973 ha unter Naturschutz gestellt werden, wobei die Schutzgebiete des „Taubergießen“ mit 1 265 ha, die „Elzwiesen“ mit ca. 300 ha und das „Karlsruher-Grat-Gottschlägtal“ mit 154 ha zu den größten und wertvollsten Flächen zählen. Im gleichen Zeitraum wurden Landschaftsschutzgebiete mit einer Gesamtfläche von 4672 ha ausgewiesen. Größte Gebiete sind hier das „Obere Achertal“ mit 3600 ha und das „Moosenmättle“ auf Gemarkung Wolfach mit 591 ha. Zusammen sind annähernd 9% der Kreisfläche unter Natur- und Landschaftsschutz gestellt.

Ein wichtiges Hilfsmittel zur fachlichen Beratung – auch für die Gemeinden – stellt die vom Ortenaukreis in den letzten Jahren durchgeführte Kartierung der Feuchtgebiete dar. Die erhobenen Daten erleichtern die Arbeit der Naturschutzbehörde und können auch als Grundlage im weiteren Sinne für die durch den Gesetzgeber geforderte Biotopkartierung dienen.

## *Abfallwirtschaft*

Die schadlose Entsorgung von Abfällen hat sich in den letzten Jahrzehnten zu einem gewichtigen Umweltproblem entwickelt. Es war notwendig, die stark ansteigende Müllflut in geordnete Bahnen zu lenken.

## **Abfallwirtschaft heute**

Der Ortenaukreis hat in seiner neugefaßten Abfallwirtschaftssatzung die Bestimmung des § 1 Landesabfallgesetz übernommen. Danach ist jeder gehalten.

- das Entstehen von Abfällen zu vermeiden,
- die Menge der Abfälle zu vermindern,
- die Schadstoffe in Abfällen gering zu halten,
- zur stofflichen Verwertung der Abfälle beizutragen.

Abfälle sind den entsorgungspflichtigen Körperschaften, hier dem Ortenaukreis, so zu überlassen, daß ein möglichst großer Anteil stofflich verwertet werden kann.

Als abfallentsorgungspflichtige Körperschaft hat der Ortenaukreis die Pflicht, Abfälle einzusammeln, zu befördern und zu entsorgen.

Der Ortenaukreis betreibt nur noch die Hausmülldeponie Haslach. Die Deponie Oppenau wurde 1983 und die Deponie Oberkirch-Nußbach wurde Ende 1990 geschlossen. Außerdem ist der Ortenaukreis zu 45% am Zweckverband Abfallbeseitigung Kahlenberg, der eine Deponie in Ringsheim betreibt, beteiligt; die restlichen 55% des Kontingents stehen vertraglich dem Landkreis Emmendingen zur Verfügung.

Die Laufzeiten der Deponie Vulkan in Haslach sowie der Deponie Kahlenberg in Ringsheim betragen nur noch wenige Jahre.

Im September 1991 hat der Ortenaukreis eine Standortuntersuchung für eine künftige Restmülldeponie in Auftrag gegeben. Diese führte das Büro Wasser- und Abfalltechnik, Karlsruhe, durch. Das Projekt wurde von einer Arbeitsgruppe begleitet, die sich aus Vertretern des Ortenaukreises sowie der zu beteiligenden Fach- und Genehmigungsbehörden zusammensetzt.

Am Beginn der Untersuchung wurde die gesamte Fläche des Landkreises daraufhin untersucht, welche Flächen für eine Deponienutzung von vornherein ausscheiden (Negativflächen). Hierzu zählen z. B. Natur- und Wasserschutzgebiete sowie Siedlungsflächen einschl. zugehöriger Abstandszonen. Die verbleibenden Flächen, etwa 120, mußten nach weiterer Auswertung vorhandener Unterlagen auf 80 reduziert werden. Standortbegehungen und detaillierte Betrachtungen führten zu einer weiteren Filtration dieser 80 Standortbereiche. Erhalten blieben neun Bereiche, die einer abschließenden Bewertung mittels unterschiedlicher Fachgutachten, z. B. hinsichtlich Meteorologie, Geologie und Landespflege unterzogen wurden. Fünf dieser Standorte liegen im Bereich der Vorbergzone und vier im Schwarzwald. In der Rheinebene konnten in Abhängigkeit der herrschenden Grundwasserverhältnisse keine Standortbereiche ausgewiesen werden.

Nach einer zwischenzeitlich durchgeführten Feinbewertung verbleiben noch vier Standorte. Diese werden in einem nächsten Schritt, der Umweltverträglichkeitsuntersuchung Stufe II, weiter untersucht.

Um die Bevölkerung rechtzeitig und umfassend zu informieren, wurden für die Bürgerinnen und Bürger aller Gemeinden, auf deren Gemarkungen

sich die Standortalternativen befinden, Informationsveranstaltungen durchgeführt, bei denen der Landrat, seine Mitarbeiter sowie der Gutachter des beratenden Büros für Fragen und Auskünfte zur Verfügung standen.

Mit der geplanten Nachrüstung der Straßburger Müllverbrennungsanlage soll Mitte dieses Jahres begonnen werden. Die Bauzeit wird auf etwa zwei Jahre veranschlagt. Für die weitere Zukunft denkt die Städtegemeinschaft Straßburg daran, eine neue Müllverbrennungsanlage zu bauen, in der auch der Ortenaukreis seinen gesamten Restmüll entsorgen könnte. Konkrete Vorstellungen liegen jedoch noch nicht vor. Hinzu kommt, daß der Ältestenrat in seiner n. ö. Sitzung vom 16. 02. 1993 sich zusammen mit dem Landrat dahingehend geäußert hat, daß eine Kooperation mit Straßburg nur bezüglich der bisherigen zur Müllverbrennung angelieferten Mengen angestrebt werden soll und nicht eine Konzeption, die auf eine neue Anlage ausgerichtet ist. Gegenüber Straßburg wurde diese Absicht noch nicht mitgeteilt.

Das Verwaltungsgericht in Straßburg hat aufgrund einer Klage des Umweltverbandes Alsace Nature den weiteren Import der Abfälle zur Müllverbrennungsanlage der Städtegemeinschaft Straßburg durch einstweilige Verfügung vom 19. 02. 1993 mit der Begründung untersagt, daß die Bundesrepublik Deutschland die Basler Konvention über den grenzüberschreitenden Mülltransport zwar unterzeichnet, aber nicht ratifiziert habe. Es bestünde auch kein bilateraler deutsch-französischer Vertrag über die Müllentsorgung. Die 1974 in Betrieb genommene und als veraltet geltende Anlage stelle aufgrund ihres überhöhten Schadstoffausstoßes eine Gesundheitsgefährdung für die Bewohner des Raumes Kehl/Straßburg dar.

Das endgültige Urteil des Verwaltungsgerichts Straßburg steht zwar noch aus, nach dem Verlauf der mündlichen Verhandlung am 18. 03. 1993 ist aber damit zu rechnen, daß das Gericht die bisher geäußerte Auffassung bestätigen wird.

Der Ortenaukreis betreibt derzeit 22 Erdaushubdeponien. Drei Deponien sind in Planung.

Bei den meisten Deponien wird Strauch- und Heckenschnitt angenommen, separat gelagert und von Zeit zu Zeit durch einen Unternehmer gehäckselt.

Eine durch den Zweckverband Abfallbeseitigung Kahlenberg in Auftrag gegebene Standortanalyse für eine Müllverbrennungsanlage war Anlaß heftiger Diskussion über das Für und Wider einer Müllverbrennungsanlage sowohl in den Kreisgremien als auch in der Bevölkerung. Ein Beschluß,



welche Art der Entsorgung für die Zukunft gewählt wird, ist noch nicht gefallen. Ein im Oktober 1990 durchgeführtes Hearing über die künftige Abfallentsorgung im Ortenaukreis sollte die Möglichkeiten einer geordneten modernen Abfallentsorgung aufzeigen.

Große Hoffnung setzt der Ortenaukreis in das Thermoselect-Verfahren, ein Hochtemperaturrecycling zur Energie- und Rohstoffgewinnung. Dieses Verfahren wurde dem Kreistag auf einer Besichtigungsfahrt nach Verbania am Lago Maggiore vorgestellt. Der Ortenaukreis hat beim Umweltministerium den Antrag gestellt, die Anlage als Pilotprojekt anerkennen zu lassen.

Gleichgültig für welche Entsorgungsanlagen sich der Kreistag entscheiden wird, die Durchsetzung von geeigneten Standorten wird immer schwieriger, da im Bereich der Abfallentsorgung oft die Emotionen die Sachargumente überlagern.

Der Kreistag hat im Rahmen der Verabschiedung des Abfallwirtschaftskonzeptes beschlossen, eine Änderung des derzeit praktizierten pauschalen Gebührensystems im Hausmüllbereich einzuführen. Ab dem 1. 1. 1994 soll ein mengenabhängiges Gebührensystem gelten.

Mit Wirkung zum 1. 4. 1992 wurde im Ortenaukreis das Duale System eingeführt.

Nach der Verpackungsverordnung wurde der Wirtschaft u. a. die Verpflichtung auferlegt, gebrauchte Verkaufsverpackungen in oder in unmittelbarer Nähe der Verkaufsstelle kostenlos zurückzunehmen. Diese Rücknahmepflicht der gebrauchten Verkaufsverpackungen entfällt für solche Hersteller und Vertreiber, die sich an einem System beteiligen, das flächendeckend im Einzugsgebiet eine regelmäßige Abholung gebrauchter Verkaufsverpackungen beim Endverbraucher oder in der Nähe des Endverbrauchers gewährleistet. Genau diese Aufgabe wird durch das im Ortenaukreis eingeführte duale System wahrgenommen. Eine Verpflichtung zur Rücknahme von Verpackungsabfällen in oder in unmittelbarer Nähe der Verkaufsstelle entfällt somit. Im Ortenaukreis hatte dies zur Folge, daß die bisher verwendete Grüne Tonne als Mehrkomponententonne nur noch für Papier und Pappe zur Verfügung steht. Altglas ist zu den flächendeckend im Ortenaukreis aufgestellten Altglascontainern zu bringen. Metalle, Kunststoffe und Verbundstoffe werden mit dem Gelben Sack eingesammelt. Die Einführung des Gelben Sackes im Frühjahr 1992 war stürmisch. Die Wogen haben sich zwischenzeitlich gelegt, insbesondere was die Stellplatzfrage für die zusätzlichen Gefäße betraf. Den meisten Bürgern ist nicht bekannt, daß durch die Erfassung der Wertstoffe im Rahmen des dua-

len Systems keine Abfallgebühren erhoben werden. Der Konsument finanziert über den sog. Verpackungspfennig, der im Kaufpreis der Waren mit beinhaltet ist, dieses Wertstofffassungssystem.

Viermal jährlich, je zweimal im Frühjahr und Herbst, sammelt der Ortenaukreis pflanzliche Abfälle, insbesondere Strauch- und Heckenschnitt, ein. Diese Aktion soll dazu beitragen, die auf den Deponien des Ortenaukreises zu entsorgenden Abfallmengen weiter zu reduzieren sowie die Rückführung der pflanzlichen Abfälle als Bodenverbesserungsmaterial in den natürlichen Kreislauf zu erreichen.

Der Ortenaukreis gewährt für jeden im Handel zu erwerbenden Kompostbehälter einen Zuschuß von 20 DM. Von einigen Gemeinden werden zusätzliche Zuschüsse gewährt. Seit Beginn der Aktion im Sommer 1989 wurden ca. 13 000 Behälter bezuschußt. Damit jedem Einwohner des Ortenaukreises die eigene Kompostherstellung auch gelingt, bietet der Ortenaukreis neben Informationsmaterialien zusätzlich Vorträge und Kurse in Sachen Kompost an.

Der Ausschuß für Umwelt und Technik hat beschlossen, die versuchsweise Einführung einer Biotonne für organische Abfälle im Rahmen eines einjährigen Versuchs in der Stadt Achern durchzuführen. Dieser Versuch wird bis zur möglicherweise kreisweiten Einführung der Biotonne fortgeführt.

Aufgrund des Verfalls des Altpapierpreises sowie der gewollten Fortführung der durch die Vereine initiierten Altpapiersammlungen gewährt der Ortenaukreis einen Zuschuß von 10 DM pro Tonne gesammeltes Altpapier.

In den vergangenen Jahren wurden jährlich ca. 200 000 m<sup>3</sup> Erdaushub auf den Deponien des Ortenaukreises entsorgt. Auch für Erdaushub werden Deponien immer knapper. Die Suche nach neuen Standorten gestalten sich schwieriger. Es ist daher notwendig, verwertbare Abfälle möglichst auch zu verwerten. Deshalb hat der Ortenaukreis im Herbst 1989 eine Erdaushubbörse ins Leben gerufen.

Die getrennte Sammlung von Problemabfällen ist zum festen Bestandteil der Abfallentsorgung im Ortenaukreis geworden. Die Problemmüllsammlungen werden zweimal jährlich, jeweils im Frühjahr und Herbst, durchgeführt. Als Problemabfälle des Hausmülls werden Abfälle bezeichnet, die sich eigentlich schon an der Grenze zum Sondermüll bewegen, aber meist in Privathaushalten in geringen Mengen anfallen. Dabei handelt es sich überwiegend um Chemikalien, Farb- und Lackreste, Verdüner, Säuren,

Gifte, Pflanzen- und Holzschutzmittel, Batterien, Leuchtstoffröhren und anderes mehr.

Kühlschränke und Gefriertruhen enthalten Fluorchlorkohlenwasserstoffe (FCKW), Kompressorenöl sowie Isoliermaterialien. Die bei einer unsachgemäßen Behandlung von Kühlgeräten freigesetzten FCKW werden in erster Linie für Schäden an dem in der Stratosphäre enthaltenen Ozonmantel verantwortlich gemacht. Der Ortenaukreis hat sich diesem Problem angenommen. In der Anfangsphase war nur eine Teilentsorgung möglich, d. h. es wurden lediglich die Flüssigkeiten (Kältemittel und Kompressorenöl) abgesaugt. Seit August 1990 werden auch die in den Isolierschäumen sich befindenden Rückstände von FCKW entsorgt. Die in den Kühlgeräten enthaltenen Wertstoffe, wie Metall, Kunststoff, Holz, Isoliermaterialien sowie die technischen Flüssigkeiten werden in den Wirtschaftskreislauf zurückgeführt.

Beim Ortenaukreis sind sechs Abfallberater beschäftigt. Eine Abfallberaterin sieht den Schwerpunkt ihrer Aufgabe darin, Schüler in Sachen Abfallvermeidung und -verwertung zu informieren und zu beraten. Auch in Kindergärten sowie in der Erwachsenenbildung ist sie im Einsatz. Vorträge bzw. Beratungen erfolgen nach vorheriger Terminabsprache. Zwei Berater sind für die Eigenkompostierung eingesetzt, zwei für den gewerblichen Bereich.

### *Aktive Sozialpolitik*

Seit Bestehen des Ortenaukreises wurde versucht, eine offensive, präventive und aktive Sozialhilfepolitik zu gestalten. Der soziale Rechtsstaat weist den Landkreisen wichtige Aufgaben mit der Trägerschaft der Sozial- und Jugendhilfe zu. Der Ortenaukreis hat sich in den letzten 20 Jahren nicht allein auf den gesetzlichen Auftrag beschränkt.

In der Sozialplanung gelang die Entwicklung der Sozialen Dienste, zweier Pflegestellenpläne, eines Behindertenplans, eines Altenplans, eines Psychiatrieplans und einer Dokumentation über die Arbeit der Psychologischen Beratungsstellen. Damit konnte die inhaltliche Arbeit des Ortenaukreises gestaltet werden. Die Planung strukturierte das Aufgabenfeld der im Ortenaukreis bestehenden Ämter und Dienste und auch den Bereich der freien Wohlfahrtspflege.

Der Ortenaukreis hat, um den Vorrang der offenen Hilfe zu garantieren, bestehende Dienste ausgebaut und neue Dienste geschaffen; insbesondere die

Sozialen Dienste in Achern, Kehl, Lahr, Offenburg und Wolfach. Damit wurde versucht, eine bürgernahe Hilfe zu sichern. Mit der Einrichtung der Sozialpsychiatrischen Dienste vor 4 Jahren wurden die Ansätze des Psychiatrieplans vertieft mit dem Ziel, eine gemeindenahe Psychiatrie auf- und auszubauen.

Die Psychologischen Beratungsstellen in Achern, Kehl und Lahr garantieren beratende und therapeutische Angebote für Familien, Kinder und Jugendliche in Problemsituationen. Die vom Caritasverband getragenen und vom Ortenaukreis maßgeblich mitfinanzierten Stellen sichern zusammen mit den kreiseigenen Stellen ein plurales und flächendeckendes Angebot.

Im Bereich der Behindertenhilfe wurde ein Fahrdienst für alle Schwerstbehinderten gefördert und eine Frühberatungsstelle errichtet. In der Altenhilfe ist es gelungen, 40 Kurzzeitpflegeplätze zu schaffen. Daneben gibt es bereits die Tagespflege im Ortenaukreis als weiteres Instrument der offenen Hilfe. Da die Heimhilfen in allen ihren Formen die Finanzen des Ortenaukreises stark beeinträchtigen und offene Hilfe in der Regel die humanere und kostengünstigere ist, muß auch die Priorität weiterhin auf den vielfältigen Formen der offenen Hilfen liegen.

Sorge bereitet dem Ortenaukreis der starke Anstieg der Sozial- und Jugendhilfeaufwendungen, der sowohl beim Landeswohlfahrtsverband als auch in der eigenen Zuständigkeit festzustellen ist.

Der unverhältnismäßig starke Anstieg der Kosten im sozialen Bereich zu Beginn der 80er Jahre führte bei den Sozialleistungsträgern zu finanziellen Schwierigkeiten, die Einsparungen notwendig machten. Auch bei der Sozialhilfe erfolgten durch das Haushaltsstrukturgesetz vom 22. 12. 1981 Einsparungen im Leistungsrecht. Weitere Änderungen des BSHG erfolgten durch das Haushaltsbegleitgesetz 1984, durch das der Vorrang der offenen gegenüber der stationären Hilfe ausdrücklich festgelegt wurde.

Trotz der gesetzlichen Leistungseinschränkungen sind die Aufwendungen für die Sozialhilfe zum Teil sprunghaft angestiegen. Der Zuschußbedarf hat sich im Zeitraum von 1982 bis heute verdoppelt. Entsprechendes gilt auch für die LWV-Umlage. Hauptursachen sind die Hilfe zum Lebensunterhalt und die Hilfe zur Pflege. Die Bruttoaufwendungen allein für die Hilfe zum Lebensunterhalt stiegen von 1982 bis 1991 von 15 427 000 DM auf 57 709 000 DM an. Der Anteil dieser Hilfe an allen Sozialhilfeausgaben erhöhte sich im genannten Zeitraum von 66,6% auf 75,5%.

Der wesentliche Grund für die Kostensteigerung liegt darin, daß der Anteil der Sozialhilfeempfänger in der Gesamtbevölkerung angestiegen ist. Im Jahre 1982 bezogen 8864 Personen Leistungen nach dem BSHG. Dies entspricht einem Anteil von 25 Personen pro 1000 Einwohner. Die Zahl der Hilfeempfänger ist bis 1992 auf 16 455 Personen angestiegen. Der Anteil der Hilfeempfänger an der Gesamtbevölkerung erhöhte sich damit auf 44 Personen je 1000 Einwohner. Dieser Trend setzt sich weiterhin fort. Die Ursachen liegen hauptsächlich in Leistungseinschränkungen bei vorrangigen Hilfen. Hier ist die Arbeitslosenunterstützung beispielhaft anzuführen, die vom Bund infolge der Zunahme von Arbeitslosen mehrfach reduziert worden ist. Außerdem hat die Zahl der Alleinerziehenden ständig zugenommen, die auf Leistungen der Sozialhilfe angewiesen sind. Die Zahl der alten Menschen ist aufgrund der demographischen Entwicklung stetig angestiegen, so daß sich auch die Zahl der Pflegebedürftigen erhöht hat. In diesem Bereich schlagen die Heimpflegekosten außergewöhnlich stark zu Buche. Bewegten sich die Tagessätze für Pflegesätze 1982 noch in einer Spannbreite von 40 DM bis 100 DM, stiegen sie bis 1992 auf 80 DM bis 160 DM an.

Auch die Struktur des Ortenaukreises mit vier Großen Kreisstädten, wovon die Städte Offenburg und Lahr die Hilfeleistungen nach dem BSHG als Delegationsnehmer gegen Kostenerstattung erbringen, wirkt sich zunehmend durch Verdichtungsräume und soziale Brennpunkte ungünstig auf die finanzielle Belastung des Landkreises aus.

Die Entwicklungen im Bereich der Aussiedler und insbesondere der Asylbewerber hatten massive Auswirkungen auf die Kostenbelastung in der Sozialhilfe. Gerade die Asylbewerber sind fast ausschließlich auf Leistungen der Sozialhilfe angewiesen. Der Anteil der Ausländer unter den Sozialhilfeempfängern machte 1982 insgesamt 529 Personen aus. Dieser stieg bis 1992 auf 3208 Personen an.

Im Bereich der Jugendhilfe wirkte sich der bereits in den 70er Jahren begonnene Ausbau der Sozialen Dienste und der Psychologischen Beratungsstellen positiv aus. Die Arbeit dieser Dienste war und ist auf die präventiven und ambulanten Hilfen konzentriert mit dem Ziel, Herausnahmen von Kindern und Jugendlichen aus ihren Familien möglichst zu vermeiden. War eine Fremdunterbringung nicht zu umgehen, hatte die Erziehung in einer fremden Familie Vorrang vor der Heimerziehung. Ganzheitliche Hilfeansätze erweiterten und verbesserten das Hilfeinstrumentarium. Aufgrund einer offensiven Jugendhilfe war es möglich, die Zahlen der Heimunterbringungen weiter zu senken und den hohen Stand der Familienpflegestellen zu halten.

Diese günstige Entwicklung wirkte sich auch im Kostenbereich positiv aus. Der Jugendhilfeaufwand stieg in den 80er Jahren jeweils nur relativ geringfügig an.

### *Freiwillige Kreisaufgaben*

Dem Ortenaukreis war es in den vergangenen Jahren aufgrund einer günstigen Finanzausstattung möglich, eine Vielzahl von freiwilligen Kreisaufgaben zu fördern. So konnten in den letzten 20 Jahren zum Teil deutliche Akzente im Rahmen der freiwilligen Leistungen des Kreishaushalts gesetzt werden.

Fördermaßnahmen im Bereich der Denkmalpflege, des Fremdenverkehrs, der Landwirtschaft, der Erwachsenenbildung, der Kunst- und Kulturförderung, der Musikschulen sowie der Jugendpflege runden das Bild kreiskommunaler Aktivitäten ab.

Rund 12 Mio DM flossen jährlich in den kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Bereich. Schwerpunkt bildet der ÖPNV mit einem jährlichen Zuschußbedarf von rund 5 Mio DM.

### *Das Landratsamt als untere staatliche Verwaltungsbehörde*

Neben der Wahrnehmung überörtlicher kommunaler Aufgaben darf schließlich die wichtige Funktion des Landratsamtes als untere staatliche Verwaltungsbehörde nicht übersehen werden. In verschiedenen Bereichen – im Bau-, Verkehrs-, Gewerbe-, Polizei- und Ordnungsrecht – muß qualifizierte Verwaltungsarbeit geleistet werden.

### **Motorisierungsdichte**

Die stürmische Entwicklung des Straßenverkehrs in den vergangenen 20 Jahren wird durch zwei Zahlen mehr als deutlich: Bei Gründung des Ortenaukreises im Jahr 1973 waren 101 657 Kraftfahrzeuge zum öffentlichen Verkehr zugelassen, Ende 1992 sind es 270 804!

Bezieht man diese Zahlen auf die Bevölkerungszahl, dann kamen 1973 auf 1000 Einwohner rund 285 Fahrzeuge, während heute die Motorisierungsdichte bei rund 714 Fahrzeugen pro 1000 Einwohner liegt.

## *Ausländer – Asylbewerber*

Das Ausländeramt des Landratsamtes Ortenaukreis ist neben den Großen Kreisstädten für etwa die Hälfte der 20 000 im Ortenaukreis lebenden Ausländer (einschließlich Asylbewerber) zuständig. Diese 20 000 Menschen entsprechen 5,5% der Wohnbevölkerung des Landkreises. Schon vor 20 Jahren hielten sich 18 500 Ausländer, d. h. 4,3% der Wohnbevölkerung bei uns auf. Ein Anstieg der Asylbewerberzahlen ist erst seit etwa fünf Jahren zu verzeichnen. Während 1987 nur 147 im Landkreis lebende Personen um Asyl nachsuchten, waren es Ende November 1992 insgesamt 2385 Personen.

Weitere einschneidende Veränderungen gab es in den letzten 20 Jahren im Bereich der Gesetzgebung des Bundes im Ausländerrecht.

So verabschiedete der Bundestag das Gesetz zur Neuregelung des Ausländerrechts vom 9. Juli 1990 (AuslG 1990). Im Unterschied zu dem bis dahin geltenden Ausländergesetz aus dem Jahre 1965, das Aufenthaltsgenehmigungen grundsätzlich in das Ermessen der Behörden stellte, enthält es nunmehr für Ausländer auch Rechtsansprüche auf Aufenthaltsgenehmigungen.

Das Asylverfahrensgesetz wurde in den letzten Jahren (zuletzt am 26. Juni 1992) mehrmals mit dem Ziel geändert, das Verwaltungs- und Gerichtsverfahren im Asylbereich zu beschleunigen. Die Gemeinden im Landkreis sehen sich seit Jahren mit der Aufgabe konfrontiert, die steil ansteigende Zahl von Asylbewerbern in den Gemeinden unterzubringen. Seit dem 1. Januar 1989 sind alle Gemeinden auch unter 10 000 Einwohnern verpflichtet, Asylbewerber aufzunehmen. Die Zuweisungsquote ist seitdem kontinuierlich gestiegen. Während 1989 für ca. 3 Asylbewerber pro 1000 Einwohner eine Unterkunft gestellt werden mußte, ist diese Quote auf 12 Asylbewerber angestiegen.

## *Struktur- und Wirtschaftsförderung*

Eine moderne Leistungsverwaltung ist ohne Struktur- und Wirtschaftsförderung heute nicht mehr denkbar. Im Ortenaukreis hat sie in den vergangenen 20 Jahren dazu beigetragen, den gewerblichen und landwirtschaftlichen Strukturwandel, der die Lebens- und Arbeitsbedingungen der ländlichen Bevölkerung nachhaltig veränderte, zu erleichtern. Infrastrukturen, zum Beispiel in der Energieversorgung und im öffentlichen Personennahverkehr, hat der Landkreis im Interesse der Kreisbewohner und der einhei-

mischen Wirtschaft entscheidend mitgeformt, indem er umfangreiche Finanzhilfen gewährte.

Nach den wichtigsten Aufgaben der frühen Jahre, darunter die Erarbeitung einer Dokumentation über die Struktur des Ortenaukreises, die Aufstellung eines Kreissportstätten- und eines Radwegebedarfsplanes, wurde der Ortenaukreis in den achtziger Jahren verstärkt auf den Gebieten Wirtschaft, Energie und Verkehr aktiv. So ist die 1983 aufgenommene und danach kontinuierlich ausgebauten Versorgung des Kinzigtäler Raumes mit Erdgas ein Beispiel für wirkungsvolle Strukturförderung durch den Landkreis. Er hatte das Projekt initiiert und im Rahmen eines Zweckverbandes mitfinanziert. Bis heute garantiert das Erdgas den Einwohnern und den Wirtschaftsunternehmen der Zweckverbandsgemeinden eine sichere und rationelle Energieversorgung. Darüber hinaus schont der relativ geringe Schadstoffeintrag des Erdgases die empfindliche Schwarzwaldlandschaft.

Auch auf dem Felde der zukunftssträchtigen neuen Technologien betreibt der Ortenaukreis Wirtschaftsförderung. Seit 1985 ist er stimmberechtigtes Mitglied im Rat einer öffentlich-rechtlichen Stiftung, die den Technologiepark Offenburg trägt.

Der Park – eine Standortgemeinschaft junger High-Tech-Betriebe – hat sich das Ziel gesetzt, das Innovationspotential mittelständischer Unternehmen in der Region zu stärken, innovationsorientierte Existenzgründungen zu erleichtern und die Ansiedlung technologisch fortgeschrittener Unternehmen im Ortenaukreis anzuregen.

Mitte 1987 wurde das Kreisplanungsamt in „Amt für Struktur- und Wirtschaftsförderung“ umbenannt. Gleichzeitig wurde der Leiter des Amtes mit der Funktion eines Wirtschaftsbeauftragten für den Ortenaukreis betraut. Zu seinen Aufgaben gehören die Beratung mittelständischer Betriebe über Möglichkeiten staatlicher Wirtschaftsförderung, die Koordination innerbehördlicher Genehmigungsverfahren, soweit sie Unternehmen betreffen, die Zusammenarbeit mit den Selbstverwaltungsorganen der Wirtschaft und der Informationsaustausch zwischen Landratsamt und staatlichen Förderinstitutionen.

1989 wurde das Landratsamt, das bis dahin schon für Projektbewertungen im Rahmen des Strukturprogrammes Ländlicher Raum verantwortlich war, auch für die Durchführung des Dorfentwicklungsprogrammes zuständig. Beim Landratsamt wurde ein Koordinierungsausschuß eingerichtet, dem der Landrat vorsteht und der die eingereichten Vorhaben prüft, ob sie für die Verbesserung der gemeindlichen Infra- und Wirtschaftsstruktur geeignet



net sind. Beide Programme, die das Land finanziert, sind im Ortenaukreis stark gefragt. Sie haben maßgebend dazu beigetragen, daß die Attraktivität der Gemeinden als Wohn- und Arbeitsorte deutlich gestiegen ist.

1990 wurde der Ortenaukreis Gesellschafter der Wirtschaftsregion Offenburg/Mittelbaden. Außer ihm gehören dieser Arbeitsgemeinschaft zehn Gemeinden sowie Sparkassen und Volksbanken an. Die Gesellschaft bietet die große Chance, den Industrie- und Dienstleistungsunternehmen des In- und benachbarten Auslandes die Struktur- und Standortvorteile der Ortenau über Gemeindegrenzen hinweg zu präsentieren. Der Wirtschaftsraum kann sich nach außen als Einheit darstellen – eine gute Ausgangsbasis, um im Wettbewerb der knappen Ansiedlungsmöglichkeiten erfolgreich mitzuhalten. Man will der Wirtschaftsregion ein gemeinsames Erscheinungsbild geben und die Attraktivität der Ortenau durch standortübergreifende Öffentlichkeitsarbeit bekannt machen. Die Entwicklung der Region soll gefördert werden.

1988 begannen auch im Ortenaukreis umfangreiche organisatorische und technische Vorarbeiten für den Aufbau des Radwegegrundnetzes Baden-Württemberg. Bestehende Rad- und Wirtschaftswege sowie verkehrsarme Straßen wurden zu einem Netz von Radfernwegen verbunden und einheitlich beschildert. Die Wege verknüpfen hauptsächlich Siedlungsschwerpunkte und Erholungsgebiete. Die Ausschilderung des Netzes, für die der Landkreis bisher erhebliche Mittel aufgewendet hat, wird im Frühjahr 1993 abgeschlossen sein.

## **Öffentlicher Personennahverkehr**

Seit fast zehn Jahren nimmt der öffentliche Personennahverkehr – ÖPNV – breiten Raum in der Strukturförderung des Ortenaukreises ein. 1983 wurden dem Landkreis nicht nur genehmigungsrechtliche Pflichten in Angelegenheiten des Omnibuslinienverkehrs vom Lande auferlegt, sondern er übernahm darüber hinaus freiwillig die Aufgabe, den Nahverkehr des ländlichen Raumes im Sinne der kommunalen Daseinsvorsorge zu verbessern. Bis zum heutigen Tag finanziert der Landkreis zahlreiche Nahverkehrsprojekte entweder voll oder durch Zuschüsse, die er Gemeinden und Verkehrsunternehmen auf Antrag gewährt. Beispiele der Förderung sind der Verkehr mit Anruf-Sammeltaxen, der Skibusverkehr zur Schwarzwaldhochstraße, Wetterschutzeinrichtungen an Haltestellen, Omnibushaltebuchten, Fahrgastinformationssysteme sowie Betriebsfunkgeräte und elektronische Fahrscheindrucker für Linienomnibusse.

Das bedeutendste ÖPNV-Vorhaben wurde im Spätsommer 1991 verwirklicht: das Ortenauer Tarifmodell und die Gründung der Tarifgemeinschaft Ortenau (TGO). Der Nahverkehr im Landkreis erhielt ein übersichtliches, von allen Busunternehmen und der Deutschen Bundesbahn getragenes einheitliches Tarifsysteem mit einem preisgünstigen Fahrausweisangebot aus einem Guß.

### *Mit gedämpftem Optimismus in die Zukunft*

Der Ortenaukreis steht vor großen finanziellen Herausforderungen. Drastische Ausgabensteigerungen, vorwiegend im Sozial- und Jugendhilfebereich, engen den Handlungsspielraum stark ein. Auch der Öffentliche Personennahverkehr sowie die acht Kreiskrankenhäuser erfordern hohe finanzielle Aufwendungen. Außerdem stehen schulische Erweiterungsmaßnahmen in Achern, Hausach, Lahr und Offenburg an.

Für die Beurteilung der finanziellen Leistungsfähigkeit des Landkreises ist die Höhe der Investitionsrate von entscheidender Bedeutung. Dieser Betrag muß zumindest die ordentliche Tilgung von Krediten abdecken. Darüber hinaus sollen „freie Mittel“ zur Finanzierung von Investitionen erwirtschaftet werden, was in den vergangenen 18 Jahren teils mit beträchtlichen Beträgen auch möglich war. Seit 1991 nahm dieser Wert ständig ab. 1993 kann keine Netto-Investitionsrate erwirtschaftet werden.

Außerdem nahm die Verschuldung des Ortenaukreises stark zu. Während im Jahr 1973 die Pro-Kopf-Verschuldung bei 80 DM lag, wird dieser Wert 1993 auf über 600 DM ansteigen. Der Ortenaukreis hat damit eine Spitzenposition im Land Baden-Württemberg erreicht.

Zur Finanzierung seiner Ausgaben erhebt der Landkreis von den kreisangehörigen Gemeinden eine Kreisumlage. Als Bemessungsgrundlage dient die Steuerkraftsumme der jeweiligen Gemeinde. 1973 brachte die Kreisumlage 30 Mio DM bei einem Kreisumlagesatz von 21,5%. 1992 lag der Hebesatz bei 23%, umgerechnet bei 115 Mio DM.

In den kommenden Jahren stehen vor allem dringend erforderliche Investitionen im Berufsschulbereich an. Aufgabenschwerpunkte bilden außerdem die Abfallentsorgung sowie der Öffentliche Personennahverkehr. Der finanzielle Handlungsspielraum ist allerdings zu gering, um neue finanzwirksame kreispolitische Akzente setzen zu können.

Die Bewältigung dieser für uns alle wichtigen Aufgaben kann nur dann er-

folgreich in Angriff genommen werden, wenn die notwendigen Finanzierungsmittel bereitgestellt werden können. Wir alle müssen uns dieser Herausforderung in den 90er Jahren stellen.

### *Die Ortenau im Herzen Europas*

Die verkehrsgünstige Lage und der attraktive Standort im geographischen Zentrum der Europäischen Gemeinschaft bieten Gewähr für eine weitere solide wirtschaftliche Entwicklung unserer Region.

Unsere Raumschaft ist prädestiniert zum Vermitteln, zum anerkennenden Miteinander, zur beflügelnden Konkurrenz und zum unvoreingenommenen Zusammenfinden. Wir müssen gemeinsam unsere Möglichkeiten erkennen und unsere grenzüberschreitenden Kräfte freisetzen, um die Ortenau zu einer Region der Begegnung inmitten Europas werden zu lassen. Wir müssen deshalb verstärkt das Gespräch mit den politisch Verantwortlichen im Elsaß suchen, denn die Probleme, die künftig zu bewältigen sind, erfordern in vielen Bereichen grenzüberschreitende Lösungen.

### *Positive Bilanz, Dank an Landrat Dr. Gerhard Gamber*

Der Ortenaukreis hat in den vergangenen 20 Jahren ohne Zweifel im Krankenhauswesen, in der Sozial- und Jugendhilfe, in der Abfallbeseitigung und im berufsbildenden Schulwesen zukunftsweisende Akzente gesetzt. Leistungsfähigkeit und Verwaltungskraft konnten gesteigert, die Investitions- und Dienstleistungsaufgaben, trotz wachsender Ansprüche der Bürger, konzentrierter gelöst werden. Der Landkreis hat sich nicht darauf beschränkt, nur das rechtlich unbedingt Erforderliche zu tun und den vorhandenen Bestand fortzuschreiben; er hat sich bemüht, den ihm vom Gesetzgeber überlassenen Freiraum sinnvoll auszufüllen.

Ich möchte deshalb meinem Amtsvorgänger, Herrn Dr. Gerhard Gamber, und den politisch Verantwortlichen herzlich danken für den Einsatz und ihre verantwortungsbewußten Entscheidungen, die zum Wohle der Ortenauer Bevölkerung getroffen wurden. Landrat Dr. Gerhard Gamber lenkte mit Souveränität nahezu 20 Jahre die Geschicke des Landkreises: offen, bürgernah, weitblickend und tolerant. Er hat sich um den Ortenaukreis verdient gemacht. Äußeres Zeichen seiner Verdienste war die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes 1. Klasse im Rahmen seiner Verabschiedung im Oktober 1992.

Als neugewählter Landrat will ich die Zukunft des Ortenaukreises gemeinsam mit dem Kreistag planen und zum Wohl der hier lebenden Bevölkerung gestalten. Die Menschen unseres Raumes erwarten teilweise neue Antworten und neue Wege zur Gestaltung der Zukunft. Sie wünschen dazu den offenen, ehrlichen und ernstgenommenen Dialog mit denen, die in unserem Raum politische Verantwortung tragen. Wichtig bleibt dabei, daß die Bedürfnisse unserer Mitbürgerinnen und Mitbürger erkannt werden und nach Lösungen gesucht wird, die Akzeptanz bei der Bevölkerung finden können.

# Vorläufige Aussiedlerunterbringung im Ortenaukreis

Eine neue staatliche Aufgabe des Landratsamts seit Januar 1990

*Hans Klingenberg*

Durch das Eingliederungsgesetz<sup>1</sup> des Landes wurde dem Landratsamt Ortenaukreis ab 01. 01. 90 eine neue verantwortungsvolle Aufgabe übertragen. Galt es doch, ab diesem Zeitpunkt die immer mehr anschwellenden Ströme von Aus- und Übersiedlern im Landkreis unverzüglich aufzunehmen, zu verteilen, vorläufig unterzubringen und einzugliedern. Doch bevor die neuen gesetzlichen Aufgaben und deren praktische Umsetzung im Ortenaukreis beschrieben werden, seien noch einige Erläuterungen vorangestellt.

Vereinfachend ausgedrückt, sind Aussiedler<sup>2</sup> Personen mit deutscher Staatsangehörigkeit oder deutscher Volkszugehörigkeit, die aus Osteuropa, vorwiegend aus den ehemals deutschen Ostgebieten, Polen, Rumänien und den GUS-Staaten in Deutschland eintreffen. Übersiedler<sup>3</sup> sind hingegen Deutsche aus der ehemaligen DDR, die bis zum 30. 06. 90 in die Bundesrepublik gekommen sind.

Landläufig wird der zuerst genannte Personenkreis oft mit Asylbewerbern verwechselt. Diese Gruppe bilden jedoch aus dem Ausland einreisende Personen, die weder die deutsche Staatsangehörigkeit noch die deutsche Volkszugehörigkeit vorweisen können und sich auf Artikel 16 Abs. 2 Grundgesetz (politisches Asylrecht) berufen. Insoweit bestehen eigene Anerkennungs-, Aufnahme- und Unterbringungsregelungen.

Die Anerkennung als Aus- oder Übersiedler ist bzw. war an bestimmte gesetzliche Voraussetzungen<sup>4-7</sup> geknüpft. Ausschließlich von diesen beiden Gruppen handelt das nachstehend beschriebene Unterbringungs- und Eingliederungsverfahren.

Bis zum Inkrafttreten des Eingliederungsgesetzes hatte das Regierungspräsidium Freiburg für die vorläufige Unterbringung und Eingliederung der dem Regierungsbezirk zugewiesenen Aus- und Übersiedler Sorge zu tragen. Während in den Jahren 1980 bis 1987 im Jahresdurchschnitt rd. 400 Personen im Ortenaukreis unterzubringen waren, erhöhten sich die Zugangszahlen 1988 auf fast das Dreifache (1 100), um 1989 auf das Elffache (4 600) hochzuschwellen.

Da die Unterbringungskapazitäten der beiden Übergangwohnheime in Ofenbourg, Bühlerfeldstraße (300) und Prinz-Eugen-Straße (60) sowie Lahr, Altvaterstraße (100) und Heiligenstraße (70) seit Mitte 1988 nicht mehr ausreichten, die steigenden Zugänge aufzunehmen, hatte das Regierungspräsidium bereits zu diesem Zeitpunkt begonnen, sog. Ausweichunterkünfte anzumieten. Das waren meist Hotels, Gaststätten, Pensionen und ähnliche Unterbringungseinrichtungen, die sich per privatrechtlich gestaltetem Vertrag gegen Entgelt verpflichteten, die ganze oder einen Teil ihrer Bettenkapazität mit Voll- oder Selbstverpflegung für die Aufnahme von Aus- und Übersiedlern zur Verfügung zu stellen. Unter ihnen befand sich mit dem „Seehotel“ in Achern das größte Objekt, das seine gesamte Kapazität von 170 Betten angeboten hatte. In Zell a. H. mit seinen 7 000 Einwohnern waren Mitte 1990 in 16 Betrieben über 500 Aus- und Übersiedler untergebracht.

Folgende Ursachen lagen dieser dramatischen Zugangsentwicklung zugrunde:

Mit den einsetzenden Liberalisierungsmaßnahmen in den osteuropäischen Ländern waren auch erhebliche Reiseerleichterungen verbunden. Diese nutzten viele Deutsche zunächst aus Polen, dann aus Rumänien und der ehemaligen UdSSR, um als Aussiedler nach Westdeutschland zu gelangen. Sehr lange schon hatten die meisten von ihnen auf die sich nunmehr gebotene Gelegenheit gewartet. Sie, die am längsten und vielleicht am härtesten unter den Kriegs- und Nachkriegsfolgen zu leiden hatten, wollten wieder als Deutsche unter Deutschen leben. Nichtintegration, Vereinsamung, Repressalien und wirtschaftliche Not hatten sie in ihrem Entschluß bestärkt, ihrer Heimat den Rücken zu kehren.

Auch in der ehemaligen DDR hatten Mitte 1989 Perestroika und Glasnost eine Bewegung in Gang gesetzt, die staatlicherseits zunehmend unkontrollierbar wurde und schließlich im November zum Fall der Mauer führte. Ein Strom DDR-Flüchtlinge über Ungarn, die Botschaften von Prag und Warschau und dann in viel größeren Zahlen unmittelbar über die durchlässig gewordene deutsch-deutsche Grenze waren die Folge.

Ogleich der Ortenaukreis dank seiner Fremdenverkehrsstruktur mit Berberbergungsbetrieben reich gesegnet ist, schienen die entsprechenden Ressourcen durch die zusätzlichen Aussiedlerunterbringungen im Spätsommer 1989 allmählich zur Neige zu gehen, just zu dem Zeitpunkt also, als es galt, die ersten Übersiedlerwellen unterzubringen.

Aufgrund entsprechender Appelle des Regierungspräsidiums und des

Landratsamts erklärte sich im September u. a. die Heimschule Lender, St. Pirmin, in Sasbach spontan bereit, rd. 50 Übersiedler (Ungarnflüchtlinge) bei sich aufzunehmen und zu verköstigen. Leider war nicht überall solch ein Entgegenkommen vorzufinden.

Da die Zahl der unterzubringenden Übersiedler immer weiter anwuchs, entschloß sich das Regierungspräsidium im Oktober ein Landesnotaufnahmelager im Ortenaukreis zu errichten. Im Einvernehmen mit der Forstverwaltung wurde die Sporthalle des forstwirtschaftlichen Ausbildungszentrums Mattenhof in Gengenbach hierfür ausgesucht. Im Vorgriff auf den gesetzlichen Aufgabenübergang im kommenden Jahr, wurde das Landratsamt mit der verwaltungsmäßigen Aufnahme und landesweiten Verteilung der eintreffenden Personen beauftragt. Da die ab Januar 1990 zu errichtende Eingliederungsbehörde zu diesem Zeitpunkt noch nicht stand, hatten Amtsleiter und zwei Mitarbeiter des Lastenausgleichsamts diese Aufgabe übernommen. Für die technische Umrüstung waren das Katastrophenschutzamt und das Technische Amt, für die Verköstigung war die Mattenhofverwaltung und für die soziale Betreuung das DRK Offenburg zuständig. Insgesamt wurden so bis Ende des Jahres drei Gruppen mit je 60 Übersiedlern aufgenommen und, wo möglich, entsprechend eigener Wünsche innerhalb oder außerhalb des Ortenaukreises auf freie Ausweichunterkünfte verteilt. Um eine zügige Verteilung zu erreichen, wurde täglich bis in die Nachtstunden und während der Wochenenden gearbeitet. Aufgrund des massiven Ansturms erhielten die meisten Übersiedler sog. Hotelgutscheine bis zur Höhe von 70,- DM/Tag, mit denen sie eine begrenzte Zeit in einem Beherbergungsbetrieb ihrer Wahl unterkommen konnten. Dank der guten Zusammenarbeit aller Verantwortlichen gestaltete sich die Unterbringung von so vielen Menschen auf engem Raum ohne nennenswerte Probleme.

Im November schließlich wurde der durch die Übersiedler verursachte Unterbringungsdruck so groß, daß in Lahr insgesamt drei Turnhallen, darunter die kreiseigene Ortenauhalle, als Bundesnotaufnahmelager eingerichtet werden mußten. Unter Federführung des Regierungspräsidiums waren Bereitschaftspolizei, Stadt Lahr, DRK, Landratsamt und andere Institutionen mit der Errichtung, Verwaltung und Betreuung des Lagers befaßt. Insgesamt wurden so über 1 000 Personen aus der damaligen DDR aufgenommen, vorläufig untergebracht und schließlich im Ortenaukreis oder bundesweit bis Ende des Jahres verteilt. Noch lange danach waren den Mitarbeitern die vielen von langen Strapazen gekennzeichneten, aber glücklichen und hoffnungsvollen Gesichter der Menschen in Erinnerung.

Im Hinblick auf die vorgesehene Aufgabenübertragung vom Regierungs-

präsidium auf den Landkreis war das Landratsamt seit Sommer des Jahres 1989 nicht untätig geblieben. Da die zu schaffende Eingliederungsbehörde dem Ausgleichsamt als eigenständiges Sachgebiet zugeordnet werden sollte, hatten dessen Leiter und der zuständige Dezernent die Aufgabe, schon im Vorfeld für die Aufbauorganisation Sorge zu tragen. Neben den Amtshilfetätigkeiten in Gengenbach und Lahr begab man sich auf die Suche nach neuen Standorten für weitere Übergangswohnheime, denn den Verantwortlichen war längst klar, daß die teure und teilweise abgelegene Ausweichunterbringung nicht das „Nonplusultra“ sein könne. Und so stieß man dann im Spätsommer nach längeren Recherchen auf das Gelände des ehemaligen Dual-Werkes in Appenweier-Urloffen. Nachdem die kommunalpolitischen, rechtlichen und finanziellen Voraussetzungen erfüllt waren, gab das Innenministerium gegen Ende des Jahres schließlich „grünes Licht“ für den Bau eines größeren Wohnheimes. Bereits im März kommenden Jahres sollten die ersten Aus- und Übersiedler dort einziehen.

Da das Regierungspräsidium mangels eigenen Personals die Verwaltung der Ausweichquartiere nicht selbst übernehmen konnte, wurden die beiden Ortenauer Wohnheimverwaltungen damit beauftragt. Der weiterhin anhaltende Unterbringungsdruck führte bei den Heimverwaltungen, insbesondere in Offenburg, zu erheblichen Arbeitsüberlastungen und schließlich zu krankheitsbedingten Personalausfällen. Da das Offenburger Heim seit längerem kaum noch dazu kam, rechtzeitig die Rechnungen der Ausweichquartiere zu überprüfen und anzuweisen, geschweige denn die Unterbringungsgebühren für die Heimbewohner in Rechnung zu stellen, wurden bereits ab November Mitarbeiter des Ausgleichsamts zur Mithilfe dorthin abgeordnet.

Im Dezember 1989 wurden dem Ausgleichsamt eine Kreisinspektorin als verantwortliche Sachbearbeiterin, zwei weitere Sachbearbeiterinnen aus dem verkleinerten Amt für Verteidigungslasten und eine Mitarbeiterin des Schreibsekretariats als Grundstock für die zu bildende Eingliederungsbehörde zugewiesen, die als eigenständiges Sachgebiet dem Ausgleichsamt angegliedert wurde. Diese Anbindung hat sich gut bewährt, da Leitung und Mitarbeiter des Ausgleichsamts mit der Mentalität der Aussiedler aufgrund jahrelanger Erfahrungen vertraut waren. Da das Amt für Verteidigungslasten zum Ende des Jahres auf eine Lohnstelle reduziert worden ist, konnte sich die Eingliederungsbehörde in dessen Räumen etablieren.

Die letzten Tage im Dezember waren bestimmt von hektischer Betriebsamkeit. Selbst an Sylvester und am Neujahrstag traf man sich zu Besprechungen mit den Wohnheimverwaltungen, um letzte Vorbereitungen für die Aufnahme der neuen Aufgaben zu treffen. Überstunden und Urlaubssperre





*Begrüßung von Aussiedlern bei der Zentralen Aufnahme- und Verteilungsstelle des Ortenaukreises beim ÜWH Offenburg.*



*Übergangwohnheim in Appenweier (Fertigstellung im März 1990 mit 280 Plätzen).*



*Übergangwohnheim in Zell a. H. (Fertigstellung im März 1991 mit 170 Plätzen).*



*Ein Wohnblock des Staatl. Übergangwohnhauses Kehl mit insgesamt 660 Plätzen  
(Errichtung im Frühjahr 1992)*

waren längst an der Tagesordnung. Man glaubte, personell, räumlich und organisatorisch einigermaßen gut vorbereitet zu sein. Und das, obwohl die „Großwetterlage“ (bundesweit steigende Zugänge) denkbar ungünstig schien. Waren Ende 1988 „nur“ 800 Aus- und Übersiedler im Ortenaukreis vorläufig untergebracht, befanden sich Ende 1989 bereits über 3 500 Personen in staatlicher Unterbringung, davon 500 in den beiden Wohnheimen und der große Rest in Ausweichquartieren. Die mtl. Zugänge hatten sich binnen Jahresfrist von 100 auf rd. 500 vervielfacht. Demgegenüber schwächten sich die Abgänge aufgrund der immer knapper werdenden Wohnungsressourcen im Landkreis ab.

Am 01. Januar 1990 war es dann soweit. Mit diesem Tag trat das neue Eingliederungsgesetz in Kraft und die Aufgaben der Aufnahme, Verteilung, vorläufigen Unterbringung und Eingliederung von Aus- und Übersiedlern gingen vom Regierungspräsidium auf das Landratsamt Ortenaukreis über.

Intention des Landesgesetzgebers war, die Regierungspräsidien von den Unterbringungsangelegenheiten zu entbinden und stattdessen die Land- und Stadtkreise damit zu betrauen. Aufgrund anderweitiger Erfahrungen hatte sich gezeigt, daß diese aufgrund ihrer Ortsnähe und besseren Ortskenntnis für eine zügigere und effektivere Unterbringung und Integration sorgen können. Bereits in den Vorverhandlungen mit den Land- und Stadtkreisen war man sich einig, daß die Kreise nicht als Kommunalämter, sondern als untere (staatliche) Verwaltungsbehörden (Eingliederungsbehörden) zuständig werden. Das Land erstattet daher die hierfür notwendigen Kosten in Form von Personal- und Verwaltungskostenpauschalen.

Hauptsächlich um einen Punkt wurde in den Verhandlungen zwischen Land und kommunalen Spitzenverbänden bis zuletzt heftig gerungen, ging es doch um den für alle Beteiligten so wichtigen Aussiedlerzuweisungsschlüssel. Einvernehmen herrschte grundsätzlich darin, daß die Quote sowohl die Fläche wie auch die Bevölkerungszahl eines Kreises berücksichtigen müsse. Plädierten die Stadtkreise für eine möglichst geringe Gewichtung des Bevölkerungsanteils, votierten die Landkreise für eine möglichst geringe Berücksichtigung des Flächenanteils. „Wir haben kaum Wohnraum und Bauland für die einheimische Bevölkerung“, argumentierten die einen, „wir können die Menschen doch nicht im Wald unterbringen“, die anderen. Schließlich traf man sich in der Mitte, und die Quote bemißt sich fortan je zur Hälfte nach dem Bevölkerungs- und Flächenanteil. Seitdem hat der Ortenaukreis als flächengrößter Kreis in Baden-Württemberg von allen Stadt- und Landkreisen die meisten Aus- und Übersiedler, nämlich 4,5 v. H. der dem Land zugewiesenen Personen aufzunehmen und behelfsmäßig unter-

zubringen. Ein wahrlich hoher Prozentsatz, der den Landkreis noch vor große Probleme stellen sollte.

Im Eingliederungsgesetz heißt es ziemlich lapidar und vereinfachend:

„Die Eingliederungsbehörden bringen die Personen, soweit erforderlich, vorläufig unter und gewährleisten die Abstimmung mit den anderen Eingliederungsmaßnahmen und -hilfen. Dabei wirken sie im Benehmen mit den anderen Trägern auf eine zügige endgültige Unterbringung und sonstige Eingliederung hin. Übergangswohnheime und Ausweichunterkünfte stehen in der Trägerschaft des Landes. Sie werden von den Eingliederungsbehörden im Namen des Landes geschaffen, verwaltet und betrieben. Die Kreise stellen hierfür das notwendige Personal zur Verfügung.“

Erst die kommenden Monate zeigten wie arbeits-, zeit- und damit personalintensiv die praktische Umsetzung des gesetzlichen Aufgabenkatalogs war, wie groß der Ermessensspielraum war, den es nicht allein mit Verwaltungs- sondern auch mit Lebenserfahrung der Mitarbeiter auszufüllen galt. Zur Durchsetzung bisweilen auch unpopulärer Maßnahmen gehörten Entschlossenheit, Beharrlichkeit und Verhandlungsgeschick genauso wie Einfallsreichtum, Couragiertheit, Spontaneität und soziales Engagement. Daß es für den Umgang mit Aussiedlern eines besonders behutsamen Einfühlungsvermögens bedurfte, verstand sich von selbst.

Am Dienstag, den 2. Januar 1990, dem ersten Arbeitstag nach Inkrafttreten des neuen Gesetzes, hatte man sich viel vorgenommen. Doch daraus wurde nichts. Der Flur zur Eingliederungsbehörde war bereits am frühen Morgen voller Menschen. Die Telefone liefen heiß. Bereits Wochen zuvor hatte das Regierungspräsidium aus Personalmangel die ratsuchenden Aussiedler und Betreiber auf die geänderten Zuständigkeiten des neuen Jahres verwiesen. Diese wollten nun mit Recht Antwort auf ihre vielen Fragen und Probleme. Kinder sollten zu ihren Eltern verlegt werden, Familien mit Kleinkindern fehlte Kindernahrung, Ruhestörungen sollten eingestellt werden, Betreiber wollten früher ihr Entgelt überwiesen haben usw. Die nächsten Tage verliefen ähnlich. Sehlichst erwartete man die Fertigstellung des Wohnheims in Urloffen, um zumindest etwas Luft zu bekommen. Doch bis dahin sollten noch drei Monate vergehen.

Um den drohenden Kollaps in den Wohnheimverwaltungen zu vermeiden, wurden in einem ersten Schritt sämtliche Ausweichunterkünfte zu Beginn des neuen Jahres organisatorisch der Eingliederungsbehörde zugeordnet. Im Klartext hieß dies, daß für die Abrechnungen mit den Inhabern der Beherbergungsbetriebe, für die Gebührenrechnungen der untergebrachten

Personen und für deren verwaltungsmäßige Betreuung fortan nur noch das Landratsamt zuständig war. Gleiches galt auch für das Beschaffungswesen sämtlicher Heime.

Weiter wurde für das gesamte Kreisgebiet eine örtliche Aufnahme- und Verteilungsstelle beim Offenburger Wohnheim eingerichtet. Diese hatte und hat heute noch die Aufgabe, die von den Landesaufnahmelagern Rastatt, Empfingen und Tübingen eintreffenden Neuankömmlinge zu registrieren, zusammen mit den Wohlfahrtsverbänden für eine Erstbetreuung zu sorgen und an die von der Eingliederungsbehörde bestimmten Wohnheime bzw. Ausweichquartiere weiterzuleiten. Dabei wurden und werden nach Möglichkeit Verteilungswünsche der Betroffenen innerhalb des Kreises berücksichtigt.

Um die zahllosen Gebührenrechnungen rasch in den Griff zu bekommen, wartete man nicht auf die vom Innenministerium angekündigte Einführung eines landesweiten EDV-Programms, sondern entwickelte ein eigenes. Und das war gut so. Nur so war noch eine einigermaßen zeitnahe Aufarbeitung der massenhaft angewachsenen Gebührenrückstände möglich.

Damit ein möglichst enger Kontakt mit den wichtigsten Aussiedler-Betreuungsverbänden entstand, wurde unter Federführung des kürzlich in den Ruhestand getretenen Dezernenten ein Arbeitskreis ins Leben gerufen. In regelmäßigen Abständen treffen sich seitdem die Geschäftsführer der freien Wohlfahrtsverbände mit führenden Mitarbeitern der Eingliederungsbehörde zum gegenseitigen Informationsaustausch.

Die Hauptunterbringungskonzeption war die Schaffung von weiteren Wohnheimkapazitäten, um zu einem späteren Zeitpunkt die Zahl der Ausweichunterkünfte zumindest deutlich zu vermindern. Zum einen gab es dort teilweise erhebliche Probleme zwischen den untergebrachten Aus- und Übersiedlern und den Betreibern (mangelnde Essensqualität, -quantität, Ruhestörungen, Reinigungsprobleme), die aufgrund der Eigenverantwortung der Pächter und der örtlichen Abgelegenheit nicht so rasch abzustellen waren. Zum anderen waren die Quartiere infolge hohen Unterbringungsdrucks, Personalmangels und Ortsferne teilweise ohne Besichtigung und zu hohen Tagespreisen (50,- bis 60,- DM pro Person bei Vollversorgung) vom Regierungspräsidium angemietet worden.

Da sich die Zugangszahlen immer noch auf hohem Niveau bewegten und sich die Suche nach Standorten weiterer Wohnheime langwierig gestaltete, mußte weiterhin nach Ausweichquartieren Ausschau gehalten werden. Und die fand man dann auch, wenn auch teilweise weit abgelegen und mit

schlechter Infrastruktur. Doch der zunehmende Unterbringungsdruck ließ keine anderen Alternativen zu, wollte man noch auf Notquartiere in Sporthallen verzichten. Da von nun an die angebotenen Unterkünfte von Mitarbeitern der Eingliederungsbehörde allesamt besichtigt wurden, konnten ungeeignete Objekte beiseite gelassen und für geeignete angemessene Vergütungen (35,- bis 45,- DM pro Person/Tag minus Kinderrabatt) vereinbart werden. Später gelang es immer mehr, Betreiber zu veranlassen, ihre Objekte auf Selbstverpflegung (Kücheninstallation) umzustellen. Diese Unterbringungsvariante hatte für alle Beteiligten Vorteile: Die Aussiedler konnten fortan ihre Mahlzeiten zubereiten, wann und wie sie es gewohnt waren, die Betreiber erhielten keine Beschwerden mehr über mangelnde Essensqualität oder -quantität, und zu guter letzt verminderten sich dadurch die staatlichen Unterbringungskosten im Ortenaukreis beträchtlich (18,- bis 20,- DM/Tag minus Kinderrabatt).

Dem gesteigerten Informationsbedürfnis der Aus- und Übersiedler wurde vielfach Rechnung getragen. Gleich zu Beginn der neuen Tätigkeit wurden Kreisinformationsbörsen in den Wohnheimen, Ausweichunterkünften und im Landratsamt selbst eingerichtet. Wohnungen und Arbeitsstellen konnten so zügig vermittelt werden. Weiter wurden bereits während der Erstbetreuung in Offenburg selbstentwickelte Merkblätter an die Neuankömmlinge verteilt. Auf diese Weise erhielten sie wichtige allgemeine Hinweise, Verhaltensmaßregeln, Kreiskarten und eine Liste mit den wichtigsten Ansprechpartnern beim Landratsamt. So wurde die Eingliederungsbehörde für die Aussiedler zu einer der wichtigsten Anlaufstellen im Landkreis. Gleichzeitig erfüllte sie die Aufgaben einer Koordinationsstelle zwischen den verschiedenen Behörden, Schulen, Betreuungsverbänden und anderen Institutionen.

Endlich konnte ab Ende März 1990 das neue Übergangwohnheim im Urloffener Gewerbegebiet mit einer Kapazität von rd. 300 Plätzen mit Aussiedlern belegt werden. Das war auch bitter nötig, denn der Unterbringungsbestand im Kreis hatte zu diesem Zeitpunkt mit über 4 000 Belegungen, davon bereits 3 500 in Ausweichunterbringung, eine neue Höchstmarke erreicht. Da das Land das entsprechende Areal aufgrund besonderer finanzrechtlicher Konstellationen selbst erworben hatte, wurde das dritte Heim auch in seiner Eigentümerschaft im Rahmen eines speziellen Behelfsbautenprogramms gebaut, was für Baden-Württemberg übrigens ein Novum darstellte.

Das Wohnheim besteht aus 5 Wohngebäuden und einem Funktionsgebäude für Verwaltung und Betreuung, gebaut in Fertigbauweise durch eine große renommierte Ortenauer Firma, nutzbar bis Ende 1996. Die Belegungsdi-

te liegt zwischen 4,0 und 4,5 m<sup>2</sup> pro Person, Gemeinschaftsräume nicht eingerechnet. Für drei bis fünf Familien stehen jeweils eine Küche und ein Bad zur Verfügung. Es ist nur Selbstverpflegung möglich. Neben dem Heimleiter, der in Personalunion noch andere Objekte verwaltet, ist dort ein Hausmeister tätig. Für die soziale und kulturelle Betreuung durch Wohlfahrtsverbände und Landsmannschaften sind entsprechende Räumlichkeiten eingerichtet. Die durchschnittliche Verweildauer liegt in Abhängigkeit vom Wohnungsmarkt zwischen ein und zwei Jahren. Für das öffentlich-rechtlich ausgestaltete Benutzerverhältnis sind monatliche Gebühren von den Bewohnern zu entrichten. Die obigen Angaben gelten übrigens im großen und ganzen für sämtliche Ortenauer Wohnheime.

Neben den immer stärker angewachsenen Aufgaben wie Aussiedlerbetreuung und -beratung, Gebührenerfassung und -berechnung, Hotelabrechnungen standen viele Umeinweisungsverfahren vornehmlich von Aussiedlern aus der ehemaligen UdSSR an. Infolge der neuen Quotenregelung waren viele Großfamilien, die es immer gewohnt waren zusammenzuleben, plötzlich auseinandergerissen worden. So wurden Eltern mit Kleinkindern dem Ortenaukreis zugeteilt, hingegen kamen die Großeltern nach Ravensburg; der Bruder mit Familie mußte im Ortenaukreis Aufenthalt nehmen, die Schwester mit Familie fand sich im Main-Tauber-Kreis wieder. Nur zu verständlich waren die Zusammenlegungswünsche der Betroffenen. Da die Unterbringungsplätze im Ortenaukreis rar geworden waren und der Aufnahmedruck von immer mehr Menschen anhielt, konnte leider nur in vereinzelten Härtefällen positiv entschieden werden.

Einige wenige versuchten, eine für sie ungünstige Verteilungsentscheidung zu umgehen, indem sie bereits bei Bundes- und Landesdurchgangslagern auf eine angeblich private Wohnung im Ortenaukreis verwiesen. In Wirklichkeit kamen sie bei Verwandten oder Bekannten privat unter, in der Hoffnung, bald eine eigene Wohnung im Kreis zu finden. Doch oft hielten diese „Couch- und Wahlverwandtschaften“ nicht lange, und man versuchte eine nachträgliche Aufnahme in die staatl. Unterbringung zu erreichen. Auch in diesen Fällen mußte restriktiv entschieden werden, um die durch hohe Zugangszahlen ohnehin bis aufs äußerste angespannte Unterbringungssituation nicht noch weiter zu verschärfen. Außerdem galt es, Präzedenz- und Berufungsfälle strikt zu vermeiden.

Ende Mai 1990 kletterte der Unterbringungsbestand mit knapp 4 300 Belegungen, davon 3 500 in Ausweichunterbringung, auf eine neue Rekordmarke. Und der Kulminationspunkt war noch immer nicht erreicht. Da selbst kleinere und kleinste Gaststätten und Pensionen zwischenzeitlich belegt waren, Appelle des Landratsamts auf Bereitstellung anderer Unter-



*Staatl. Übergangswohnheim des Ortenaukreises in Lahr, Altvaterstraße mit rund 100 Plätzen*

bringungseinrichtungen auf wenig Erfolg stießen und Containerlösungen politisch nicht gewollt und zu kostenintensiv waren, blieb jetzt nur noch die Errichtung von Notunterkünften übrig. Wollte man die Neuankömmlinge nicht in Zelten unterbringen (die allerletzte und schlechteste Alternative), war nur noch die Umrüstung von Sport- und Turnhallen möglich. Und so fiel Mitte Juni die Entscheidung, die Sporthalle des Mattenhofs in Gegenbach für die Notunterbringung von rd. 100 vornehmlich rußlanddeutschen Aussiedlern zu reaktivieren. Anfang Juli begann man mit der Belegung, binnen weniger Tage war die Halle voll.

Mitte des Jahres traten dann zwei lang ersehnte Gesetze in Kraft, die den Aufnahme- und Unterbringungsdruck nachhaltig entschärfen sollten. Infolge der bevorstehenden deutschen Wiedervereinigung endete das Notaufnahmeverfahren für Übersiedler zum 1. Juli 1990<sup>3</sup>. Zum selben Zeitpunkt hatten ausreisewillige Deutsche ihren Aussiedlerstatus noch vor ihrer Ausreise im Heimatland beim Bundesverwaltungsamt Köln feststellen zu lassen (gelenktes Aufnahmeverfahren)<sup>6</sup>.

Beide Neuregelungen konnten jedoch zunächst nicht verhindern, daß sich



die Zuweisungsquoten weiterhin dramatisch erhöhten. Die Wochenzugänge lagen im Juni und Juli nunmehr zwischen 160 und 180. So kam dann, was nun unausweichlich war, die Einrichtung weiterer Sporthallen als Notunterkünfte. In mehreren Krisengesprächen zwischen Großen Kreisstädten, Schulleitern und Ortenaukreis wurde die Reihenfolge der künftigen Standorte festgelegt. Danach war Offenburg mit der Sporthalle in Bühl zuerst auf dem Plan. Es folgten Lahr (Ortenauhalle), Kehl (Einstein-Gymnasium) und schließlich Achern.

Trotz mancherlei Bedenken und Befürchtungen der ortsansässigen Bevölkerung wurde die Bühler Halle umgerüstet und von Mitte Juli bis Anfang September mit rd. 100 Aussiedlern, vorwiegend Rußlanddeutschen, belegt. Hervorzuheben in diesem Zusammenhang war die Aufklärungsarbeit des seinerzeitigen Ortsvorstehers, die maßgeblich dazu beigetragen hatte, daß vorhandene, aber letztlich doch unbegründete Ängste der Einwohner in große Aufnahmebereitschaft und Sympathiebezeugungen umschlugen. Auch die vielen haupt- und ehrenamtlichen Helfer, stellvertretend seien hier die Damen und Herren des Offenburger DRK-Kreisverbands genannt, dürfen an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben. Hatten sie es doch gerade übernommen, die heimatlosen Menschen in einer denkbar ungünstigen Ausgangslage auf ihren ersten Schritten in einer ungewohnten Umwelt zu begleiten.

Mittlerweile war auch schon die Ortenauhalle in Lahr für die Unterbringung von bis zu 200 weiteren Personen umgerüstet. Man mußte und wollte vorbereitet sein, denn Ende Juli betrug die Wochenzuweisung 190 Aussiedler; dies entsprach einem Monatszugang von über 800. Der Unterbringungsbestand erreichte jetzt die Höchstmarke von knapp 5000 Belegungen, davon rd. 4000 Menschen in Ausweichunterkünften und 200 in den beiden Hallen in Gengenbach und Bühl. Fieberhaft wurde nach weiteren Ausweichunterkünften gesucht, um nicht zu sagen „gefhahndet“. Denn jede Unterbringung in einer noch so kleinen und abgelegenen Pension oder Gaststätte war menschengerechter als in einer notdürftig eingerichteten Sporthalle. Und man wurde immer noch fündig, obgleich bereits 140 Betriebe unter Vertrag standen.

Dann endlich, Anfang August, fielen die Wochenzugänge auf die Hälfte ab. Die beiden gesetzlichen Neuregelungen zur Jahresmitte zeigten Wirkung. Es durfte tief durchgeatmet werden. Den folgenden Neuankömmlingen konnten so größtenteils weitere Hallenbelegungen erspart bleiben. Hiergegen fiel die geänderte Landesgebührenordnung zum gleichen Zeitpunkt und die daraus resultierende aufwendige Änderung des EDV-Programms nicht mehr so stark ins Gewicht.

Im Gegensatz zu anderen Kreisen setzte der Ortenaukreis bereits von Anfang an auf die Erstellung bzw. Anmietung weiterer Übergangswohnheime. Man ging und geht auch heute noch davon aus, daß die Aufnahme, Unterbringung und Integration von Aussiedlern aus Osteuropa Aufgaben sind, die noch weit ins nächste Jahrtausend reichen werden. Noch vor der Zeit des Unterbringungsnotstands wurde ständig nach geeigneten Standorten bzw. Gebäuden Ausschau gehalten. Finanzprogramme des Landes sollten Gemeinden und privaten Investoren Anreize geben. Schließlich konnte man ab Frühsommer 1990 in Lahr, Zell a. H. und Friesenheim die ersten vertraglichen Vereinbarungen festzurren. Viele Objekte wurden trotz langer und intensiver Verhandlungen aus unterschiedlichen Gründen nicht realisiert (u. a. Behelfsbautenprojekt in Ettenheim; Umbau der Hanfwerke in Oberachern; Ausbau des Hotelkomplexes Bachmatt in Sasbachwalden; später dann die Wagram-Kaserne in Offenburg und Gebäude in Rheinau-Linx). Noch mehr Objekte waren bereits nach Besichtigung und Vorgesprächen nicht zum Tragen gekommen, darunter zahlreiche gewöhnliche Mietwohnungen. Man kam schon früh überein, dem ohnehin stagnierenden Wohnungsmarkt nicht noch zusätzlich Wohnraum zu entziehen, den man doch so dringend für die endgültige Versorgung von Aussiedlern und anderen Personen benötigte.

Ende Dezember 1990, während sich die inzwischen personell verstärkte Eingliederungsbehörde vornehmlich mit der Aufarbeitung der vielen Gebührenrückstände und der rückständigen Hotelrechnungen zu befassen hatte, fiel die monatliche Zuweisung auf rd. 200 Aussiedler. Zu diesem Zeitpunkt waren kreisweit immer noch über 4 500 Belegungen zu verzeichnen; 4 400 Neuzugänge mußten binnen Jahresfrist untergebracht werden. Die Notunterbringungen in den Hallen hatte man jedoch bereits im Herbst beenden können. Es war schon verwunderlich, daß trotz der permanenten Wohnungsknappheit sich immer noch monatlich rd. 300 Personen aus den vorläufigen Unterkünften des Landkreises abmeldeten. Alle fanden sicherlich nicht eine eigene Wohnung. Viele kamen vermutlich bei Verwandten und Bekannten unter. Mögen hierfür auch eine vorangegangene Hallenbelegung oder eine ungünstige Ausweichunterbringung Ursachen gewesen sein.

Zu Beginn des Jahres 1991, als man gerade eine neue Wohnheimordnung erlassen hatte, um erstmals nach den gewonnenen Erfahrungen des abgelaufenen Jahres auch das Zusammenleben in den vielen Ausweichquartieren zu regeln, standen doch ziemlich plötzlich und unerwartet mehrere Wohnheimofferten ins Haus. Infolge der deutschen Wiedervereinigung im vergangenen Oktober hatten die französischen Streitkräfte schon sehr bald signalisiert, ihre Unterkünfte im Ortenaukreis in Kürze zu räumen. Da das

Landratsamt weiterhin einen unverändert hohen Wohnheimplatzbedarf hatte, wurde eine Vielzahl von angebotenen Kasernen und Wohnhäusern in Offenburg, Kehl und Rheinau zusammen mit anderen bedarfsanmeldenden Vertretern der verschiedensten Bundes-, Landes- und Kommunalbehörden sowie anderer Institutionen besichtigt. Aufgrund unterschiedlicher Interessenlagen der Beteiligten waren mehrere längere Gespräche und Verhandlungen notwendig. Schließlich fielen die Entscheidungen im Sommer 1991. Im Einvernehmen mit den Städten Offenburg und Kehl konnte das Landratsamt ein Wohngebäude in der Moltkestraße bzw. fünf Wohngebäude in der Richard-Wagner-Straße zur Einrichtung weiterer Wohnheime anmieten.

Doch bevor es dazu kam, wurden noch drei im letzten Jahr geplante Vorhaben bezugsreif. Im März 1991 wurde der von privat erstellte und angemietete Neubau in Lahr, Beim Weißen Stein mit knapp 70 Plätzen seiner Bestimmung übergeben. Noch im gleichen Monat konnte ein weiterer Neubaukomplex mit drei Gebäuden und rd. 170 Plätzen, gebaut im Rahmen des Landesbehelfsbautenprogramms, in Zell a. H., Kapellenstraße bezogen werden. Nach demselben Programm, aber mit beträchtlichen Verzögerungen, entstand im September in Friesenheim, Siemensstraße ein Komplex mit vier Gebäuden und 190 Plätzen. Bei den zuletzt genannten Objekten wurden die Standortgemeinden Eigentümer mit der Maßgabe, daß das Land die Gebäude längstens für sieben Jahre unentgeltlich für Unterbringungszwecke nutzen darf.

Zwei Monate später, ab Dezember 1991, konnte der erste „französische“ Wohnblock in Offenburg, Moltkestraße mit 150 Plätzen bezogen werden. Zu diesem Zeitpunkt belief sich die aktuelle Belegungszahl nur noch auf knapp 3 000, davon befanden sich beinahe 1 300 Aussiedler in Wohnheimen des Ortenaukreises. Diese erfreuliche Zahl durfte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß noch rd. 1 700 Menschen in 100 Ausweichquartieren untergebracht waren. Nach teilweise schwierigen und langwierigen Vertragsverhandlungen mit den Betreibern konnte allerdings erreicht werden, daß die überwiegende Mehrheit der dort untergebrachten Aussiedler (ca. 1 600) sich selbst verköstigen durfte. So konnte der Tagespreis in den meisten Fällen von bis zu 45,- DM auf max. 20,- DM abgesenkt werden. Die Neuzuweisungen an Aussiedlern im abgelaufenen Jahr überschritten nur knapp die Zahl von 1 300.

Ab Februar 1992 wurde schließlich der größte Wohnheimkomplex im Ortenaukreis mit fünf mehrstöckigen Wohngebäuden und insgesamt 660 Plätzen in Kehl, Richard-Wagner-Straße seiner Bestimmung übergeben. Die dem Bund gehörenden Häuser waren vereinbarungsgemäß von der städt.

Wohnungsbaugesellschaft Kehl angemietet, nach den Wünschen des Landratsamts für Wohnheimzwecke entsprechend hergerichtet und an dieses für mehrere Jahre weitervermietet worden. Dank freundlichem Entgegenkommen und unbürokratischem Engagement der Verantwortlichen der Stadt Kehl und der Kehler Wohnbau ist dieses große Projekt gut und zügig fertiggestellt worden. Im darauffolgenden Mai wurde schließlich das bislang letzte und kleinste, einer Bank gehörende Objekt in Lautenbach, Hinter Winterbach mit rd. 60 Plätzen angemietet.

Wer dachte, nach Erstellung der vielen neuen Wohnheimplätze, mittlerweile insgesamt über 2 100 und damit die höchste Anzahl im Land, eine gewisse Beruhigung in die Unterbringungssituation zu bekommen, sah sich schon bald getäuscht. Da die monatlichen Zuweisungen im Frühjahr 1992 auf rd. 100 abgefallen waren, reichten diese bei weitem nicht aus, die neu geschaffenen Heimplätze unverzüglich und vollständig zu belegen. Infolgedessen wurden Umverlegungen aus den noch bestehenden Ausweichquartieren vorgenommen. Diese waren aus Gründen einer effektiven verwaltungsmäßigen und sozialen Betreuung und nicht zuletzt aus Kostengründen erforderlich, wollte man neben den anteiligen Miet- und Personalkosten für jeden unbelegten Heimplatz nicht noch weiterhin die Unterbringungskosten für den tatsächlich belegten Platz im Ausweichquartier bezahlen. Der weitaus größte Teil der Betroffenen kam den Umsetzungsbitten der Eingliederungsbehörde, wenn auch teilweise nur sehr zögerlich, nach. Ein kleinerer Teil jedoch bestand beharrlich auf die Beibehaltung des bisherigen Quartiers. Einige beriefen sich auf Arbeitsaufnahme oder Aussicht auf baldige Wohnung am Ort, andere auf schulpflichtige Kinder. Sie wurden dabei unterstützt von Arbeitgebern, Lehrern und nicht zuletzt den Wirten. So hatte nun die Eingliederungsbehörde jeden Einzelfall genau zu überprüfen. War die Argumentation glaubhaft und schlüssig, wurde im Rahmen einer Härteregelung ein befristetes Verbleiben zugelassen.

Ende Dezember 1992 hatten die Aussiedler-Neuzuweisungen des abgelauenen Jahres die Vorjahreszahl erreicht; der Unterbringungsbestand reduzierte sich auf knapp 2 100, davon nur noch rd. 30 in Ausweichquartieren. Der dortige Tagessatz konnte auf 15,- DM/Person abgesenkt werden.

Im April 1993 befinden sich noch knapp 2 000 Aussiedler in den staatlichen Unterkünften des Ortenaukreises. Die Neuzugänge von rd. 80 pro Monat halten sich in etwa die Waage mit den Abmeldungen. Kürzlich hat der letzte Übersiedler aus der ehemaligen DDR seine Unterkunft verlassen. Seit Monatsanfang ist kein einziges Ausweichquartier mehr belegt. Infolge der langen Dichtbelegungszeiten mußten viele Betriebe nach Vertragsende von Grund auf renoviert werden. In den Heimen ist allmählich etwas Platz

entstanden, um die zwangsläufig entstandene Enge etwas aufzulockern, den untergebrachten Menschen damit das Zusammenleben etwas erträglicher zu gestalten. Seitdem die Eingliederungsbehörde zunehmend mehr dazu kommt, sich Nachweise über rechtzeitige und intensive Wohnungssuche vorlegen zu lassen, erhöht sich die Akzeptanz der Angesprochenen, auch Wohnungen anzunehmen, die etwas weiter entfernt liegen, weniger Standard besitzen oder etwas teurer sind. Auf Beschwerden von Heimverwaltungen, Aussiedlern, Anwohnern, die aufgrund der konzentrierten Belegung nicht ausbleiben, sich aber dennoch in Grenzen halten, kann heute rasch und angemessen reagiert werden.

Nachdem seit Anfang 1990 insgesamt rd. 7 500 Aus- und Übersiedler im Ortenaukreis – teilweise unter extremen Bedingungen – aufgenommen, vorläufig untergebracht und größtenteils schon eingegliedert worden sind, kann konstatiert werden, daß die Aufgabenverlagerung auf das Landratsamt nicht nur sinnvoll, sondern geradezu notwendig war. Krisensituationen, wie die vergangenen im Jahr 1990, wären nach altem Recht und bisheriger Kompetenz nur schwerlich zu meistern gewesen. Eingliederungsgesetz und Eingliederungsbehörde haben die Bewährungsprobe bestanden. Sie bilden sicherlich auch weiterhin geeignete Instrumentarien, um auf etwaige Zugangserhöhungen angemessen reagieren zu können.

Wie kläglich wären jedoch sämtliche Unterbringungs- und Eingliederungskonzeptionen gescheitert, zumindest Stückwerk geblieben, hätten nicht alle Angesprochenen bei ihrer Verwirklichung verantwortungsvoll mitgewirkt. Waren es nun die Oberbürgermeister und Bürgermeister der Standortgemeinden von Wohnheimen, die Leiter und Mitarbeiter anderer Behörden (staatl. Hochbauamt, staatl. Liegenschaftsamt, Oberfinanzdirektion, staatl. Schulamt, Arbeitsamt, Regierungspräsidium, Innenministerium u. a.), die haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiter der caritativen Verbände, Kirchen, Vereine und Landsmannschaften oder die Betreiber und Pächter der Ausweichunterkünfte, alle haben zum Gelingen der Aussiedlerintegration im Ortenaukreis ihren Anteil dazu beigetragen. Niemals zuvor seit den Nachkriegsjahren hatte es jemals einen so hohen Eingliederungsbedarf in solch kurzer Zeit gegeben.

Nach vorsichtigen Schätzungen leben noch rd. 3,5 Mio. Deutsche in den Ländern Osteuropas. Umfragen zufolge trägt sich der größte Teil von ihnen mit Ausreiseabsichten nach Deutschland. Wohl führten Aussiedleraufnahme-gesetz und Kriegsfolgenbereinigungsgesetz ab Spätsommer 1990 zu einer Verstetigung und Steuerung des Zustroms bzw. mit Beginn dieses Jahres zu einer De-facto-Kontingentierung (rd. 220 000 Aussiedler jährlich). Beide Regelungen dürften jedoch keine geeigneten Instrumentarien sein,

einen erneuten Massenansturm zu verhindern. Und bei anhaltendem wirtschaftlichen Niedergang in Osteuropa sowie zunehmenden Nationalitätenkonflikten und damit verbundenen Repressalien, Vereinsamung und Armut wäre eine Torschlußpanik vornehmlich unter den Deutschen aus der ehemaligen UdSSR nicht ganz auszuschließen. Jedenfalls haben sich Bund, Land und damit auch der Ortenaukreis auf die Aufnahme, Unterbringung und Eingliederung weiterer Aussiedler noch über viele Jahre hinweg einzustellen. Gleiches gilt für die Betreuungsverbände, deren Fördermittel nicht weiter reduziert werden sollten.

Trotz zunehmender sprachlicher und schulischer Probleme, trotz abnehmender Ressourcen auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt bei gleichzeitig reduzierter staatlicher Förderung gelingt die Integration, wenn auch fortan etwas verlangsamt, in das kulturelle, soziale und wirtschaftliche Leben des Ortenaukreises. Es bestehen begründete Aussichten, daß die heutigen Aussiedler bald ebenso gute Kreisbewohner werden, wie die vielen Flüchtlinge, Vertriebenen, Aus- und Übersiedler vor ihnen. Schätzungsweise annähernd 25% der heutigen Kreisbevölkerung setzt sich aus diesen Personengruppen zusammen. Nach Meinung führender Bevölkerungs- und Wirtschaftswissenschaftler bietet einerseits die günstige Altersstruktur der Aussiedler gute Voraussetzungen, um der zunehmenden Vergreisung der einheimischen Bevölkerung entgegenzuwirken, andererseits gab und gibt der kontinuierliche Zuzug von Aussiedlern der deutschen Wirtschaft wichtige Impulse. Man sollte ihnen daher weiterhin gute Startchancen geben.

#### *Anmerkungen*

- 1 Eingliederungsgesetz (EglG) des Landes BW vom 04. 12. 89 (GBl. S. 497)
- 2 Kriegsfolgenbereinigungsgesetz (KfbG) des Bundes vom 21. 12. 92 (BGBl. I S. 2094 ff) [i. V. mit dem Bundesvertriebenengesetz (s. unten) wurde der Begriff des „Aussiedlers“ durch den Begriff des „Spätaussiedlers“ für Einreisen nach dem 31. 12. 92 ersetzt]
- 3 Gesetz zur Aufhebung des Aufnahmegesetzes des Bundes vom 26.06.90 (BGBl. I S. 1142) [Übersiedleraufnahme endete ab 01. 07. 90]
- 4 Grundgesetz vom 23. 05. 49 (BGBl. S. 1);[hier: Art. 116]
- 5 Bundesvertriebenengesetz (BVFG) i. d. F. vom 03. 09. 71 (BGBl. I S. 1565 ff, ber. S. 1807) zul. geändert durch KfbG (s. oben)
- 6 Aussiedleraufnahmegesetz (AAG) des Bundes vom 28. 06. 90 (BGBl. I S. 1247)
- 7 Lastenausgleichsgesetz (LAG) des Bundes i. d. F. vom 01. 10. 69 (BGBl. I S. 1909), zul. geändert durch KfbG (s. oben)

# Gallo-römische Götterbilder am Oberrhein

*Carl-Helmut Steckner*

Der überlieferte Bestand ist einerseits umfangreich, andererseits ist er lückenhaft. Im ersten nachchristlichen Jahrhundert setzt im wesentlichen erst die figürliche Darstellung in Stein, Ton und Bronze ein, von wenigen Ausnahmen, raren Holzfunden und Münzen aus der Zeit des unabhängigen Gallien, abgesehen. Beim Versuch, eine Übersicht zu geben, muß der Blick über den engeren geographischen Rahmen hinausgehen, um Zusammenhänge deutlicher zu sehen. Dabei handelt es sich um Darstellungen der klassisch griechisch-römischen Götterwelt, antike Autoren und aus späterer Zeit schriftliche Zeugnisse aus Irland etwa als Ersatz für fehlende schriftliche Quellen aus Gallien. Ungewißheiten bestehen bei den Spezialisten weiterhin. Der französische Forscher J. Vendryes mußte 1948 feststellen, daß man hier Dinge zu verfolgen glaube, die sich dem Zugriff regelmäßig wieder entziehen. Jan de Vries, Utrecht, war sich 1961 gewiß, daß Abschließendes über die keltische Religion noch lange auf sich warten lassen werde. Er sieht die Aufgabe darin, anhand des indogermanischen Göttersystems als Ariadnefaden einen Weg durch das große Labyrinth der keltischen Religion zu finden und in das Chaos keltischer Überlieferungen Ordnung zu bringen. Auskünfte über indo-europäische/indogermanische Wurzeln hält die vergleichende Religions- und Sprachwissenschaft bereit.

Georges Dumézil (1966) rekonstruierte ein gemeinsames indo-europäisches religiöses, kosmisches und soziales System mit Gottheiten, die sich nach drei Funktionsbereichen unterscheiden lassen: Oberherrschaft, Krieg und Fruchtbarkeit/Jenseits. Ihre Verkörperung durch Taranis, Teutates und Esus hat sich bei dem konservativsten der indo-europäischen Völker, den Kelten, erhalten.

Dieser Weg ist seitdem weiterverfolgt worden. Auf vielen Jahren eigener Forschung aufbauend, kommt J. J. Hatt in „Mythes et Dieux de la Gaule“ (1989) zu einem Gesamtüberblick und zu einer Synthese unter Heranziehung aller Quellen mit teilweise neuen Interpretationen. Ein neues Gebiet wurde erschlossen, die Ausdeutung der als Schmuckformen erscheinenden keltischen religiösen Symbole und magischen Schutzzeichen, die Geräte, Schmuck, Münzen und Waffen in einer Art von Horror vacui überziehen.

## *Vergleich und Interpretation*

Ehe die Gallier sich die Ausdrucksmittel aneigneten, ihren religiösen Vorstellungen bildliche oder inschriftliche Form zu geben, fehlte den Römern der rechte Zugang zum Verständnis. Cäsars römischer Blick interpretierte die ihm fremde Götterwelt auf seine Weise. Ihm folgte nach Plinius und Lucan 100 Jahre nach Cäsars „De bello Gallico“ die „Germania“ des Tacitus, der im 43. Kapitel den Begriff „interpretatio Romana“ einführte. Ihn übernahm der klassische Archäologe Georg Wissowa (Halle) um 1916/19. Doch die einseitig römische Sicht ließ sich nicht aufrechterhalten, das Problem hatte eine zweite Seite, ein Janusgesicht. Was als „provinzial-römisch“ eingestuft worden war, wurde mit zunehmender Kenntnis dieses Zweiges der klassischen Archäologie als selbständige keltische, keltisch- oder gallo-römische Kunstäußerung anerkannt. Im Umkehrschluß konnte es auch eine keltische Interpretation römischer Gottheiten geben. So sprach Albert Grenier 1960 von einheimischen keltischen Gottheiten, die nicht zu römischen Gottheiten wurden, sondern auch von römischen Göttern, die zu einheimischen wurden. J. J. Hatt folgt beiden Interpretationsweisen, der keltischen, die eigentlich die ältere ist, und der römischen, jüngereren.

Von dem jetzigen Forschungsstand ausgehend, soll im Überblick eine Auswahl von Funden aus dem Oberrheingebiet, einschließlich dem Dekumatenland, dem Elsaß und angrenzenden Gebieten gegeben werden, wobei Belege und Zusammenhänge auch außerhalb gesucht werden müssen.

## *Zum zeitlichen Rahmen*

Cäsar hat in achtjährigem Feldzug 58–50 Gallien erobert, das 51/50 zur römischen Provinz erklärt wurde. Lange Zeit davor gab es keltische Handelsbeziehungen zu Griechen und Etruskern, auch kriegerische Begegnungen: Einnahme Roms 500, Einfälle nach Oberitalien 396 und 179, Vorstoß der Kelten bis Delphi 279. Cäsars erfolgreicher Expedition gegen die Gallier folgte die Befestigung der Rheingrenze mit einer Kette von Kastellen durch Drusus (Straßburg–Argentorate 12 v. Chr.), die unter Claudius 41–54 an die Donau vorgeschoben wurde. Von Straßburg aus stellte unter Vespasian der Legat Cornelius Clemens 74 die erste Straßenverbindung zur Donau her, wo die Grenze durch neue Kastelle gesichert wurde. Das bisherige Vorland, kaiserliches Domänenland, Dekumatenland, Zehntland, wurde mit Galliern besiedelt und, vermutlich noch unter Vespasian, das Gebiet rechts wie links des Rheins vermessen (Centuriation, Limitation), um Verwaltungsgrundlagen zu schaffen. Danach wurden Liegenschafts-



kataster angelegt zur Besteuerung auf der einen und zur Landverteilung auf der anderen Seite (Sprachzeugnisse sind Strickäcker = striga und Jeuch = jugerum). Unter Trajan (98–117) bekam das Dekumateland dann die Verwaltungsstruktur der Civitates oder Stammesgemeinden, und die beiden Germanien (G. inferior und G. superior) erhielten um 85 den Status römischer Provinzen, den Gallien seit 16 besaß.

Mit dieser politischen Gleichstellung ging die religiöse Gleichstellung einher, die der Beibehaltung alter Göttervorstellungen nichts in den Weg legte, von der Verfolgung der Druiden abgesehen. Die Orientierung unter Hunderten von lokalen und regionalen Gottheiten fällt heute noch schwerer als zu der Zeit, als die Römer eigene Götter zum Vergleich nehmen konnten. Eine lange Liste von 400 Namen ergeben die aus Inschriften bekannten Götter, welche von den 500 Stämmen Galliens verehrt wurden<sup>1</sup>.

Schon früh hatten die romanisierten Gallier die Art römischer Götterdarstellungen angenommen und sich der klassischen Formenwelt angenähert. Neben stadtrömischen Anleihen entwickelten sich in den römischen Provinzen eigene Formtraditionen. Und später, im 3. Jahrhundert, trat unter Constantin die römische Komponente wieder zurück, um von „barbarischen“ Formen verdrängt zu werden, die das dunkle Mittelalter ankündigten, in das die karolingische Renaissance wieder Licht bringen sollte.

Während der Pax Romana von der Mitte des 1. bis des 3. Jahrhunderts herrschte auch am Rhein Frieden. In dieser Zeit haben die gallo-römischen Götterbilder ihre Formen gefunden. Diese Entwicklung endete unter den Soldatenkaisern nach militärischer Anarchie mit den Einfällen der Alemannen (260–275).

### *Jupiter-Taranis*

Cäsar sagt im „Gallischen Krieg“, sechstes Buch, über die Gallier: „Ihr Hauptgott ist Merkur. Er hat die meisten Bildsäulen“. Unter den anderen Göttern nach ihm nennt er Jupiter, den König des Himmels. Im Berner Kommentar zu Lucanus „Pharsalia“ heißt es, „sie setzen Jupiter dem Gott des Krieges und dem höchsten Himmelsgott Taranis gleich“. Sie hätten ihm früher Menschenopfer gebracht, heute seien ihm Tieropfer genug. Das galt für das 1. Jahrhundert n. Chr. Der Himmelsgott ist auf dem Kessel von Gundestrup dargestellt mit dem Himmelsrad<sup>2</sup>. Für die Entstehungszeit des Kessels (1. Jahrh. v. Chr.) gilt der Hinweis von Lucan, daß die Opfer für Taranis und für Teutates wie für Esus nicht weniger unmenschlich seien als

die Opfer für die skythische Diana. Für Taranis, der mit Mars und mit Dis Pater gleichgesetzt wird, sperrt man die Opfer in einen Holzkäfig, um sie darin bei lebendigem Leibe zu verbrennen<sup>3</sup>.

Taranis wird dargestellt, sitzend mit zwei widderköpfigen Schlangen als Erdsymbolen, die er mit den Händen hält, Adler und Rad sind weitere Attribute. Er ist mit einer Muttergöttheit vermählt, und der Sohn heißt Taranucus. Eine der fünf bekannten Nennungen dieses keltischen Namens befindet sich auf einem Altar aus dem Lagerdorf des Kastells Heilbronn-Böckingen (Mus. Stuttgart). In beider Namen steckt der Wortstamm „taran, Donner“, und die Nebenform Tanaros verweist auf den Germanengott Donar. Jupiter-Taranis bringt Regen und Sonne. Symbole des Taranis sind Pferd, Spirale und, mit gebogenen oder geraden (drei oder vier) Speichen, Rad oder Rosette<sup>4</sup>.

Im Volksbrauch hat sich das Rad erhalten. Ursprünglich als feuriges Rad von der Höhe ins Tal gerollt, lebt es als glühende Buchenholzscheiben fort, die im Schwarzwald und in den Vogesen wie im Moselgebiet vom Berg hoch und weit hinausgeschlagen werden. Sonntag nach Fasnacht, Bauernfasnacht, ist die Nacht des Scheibenschlagens. In der Märtyrergeschichte des Vincentius von Agen ist davon als heidnischem Brauch die Rede<sup>5, 6</sup>. Jupiter-Taranis wird thronend oder reitend bzw. fahrend dargestellt. Der bärtige Gott thront mit Adler, Zepter, Blitz oder Rad als Einzelfigur oder mit Juno als Götterpaar als Krönung von Jupitergigantensäulen. Häufiger reitet der gepanzerte, blitzeschleudernde Gott über einen am Boden liegenden, voraus oder zurück blickenden schlangenschwänzigen Giganten hinweg. Statt des galoppierenden Pferdes ist es manchmal ein zweispänniger Wagen. Auch stehend mit Blitzbündel und Lanze wird der siegreiche Jupiter-Taranis neben dem Giganten dargestellt. Immer wird damit der Triumph des himmlischen Lichts über die dunklen, unterirdischen Kräfte beschworen, vielleicht auch der Sieg der Römer über die Welt der Barbaren und ihre Götter<sup>7</sup>. Solche Säulen haben in der Regel bei oder auf Gutschhöfen auf der höchsten Stelle gestanden, auch an Wegkreuzungen und in Tempelbezirken.

Neben dem Weihepfeiler der Schiffer von Paris und dem ähnlichen Pfeiler von Mavilly in Dijon (beide 1. Jh. n. Chr.) gilt als Vorbild für diesen Säulentypus die auf dem Capitol in Rom 63 v. Chr. errichtete Jupitersäule. An gleicher Stelle war zuvor ein Jupiterbild vom Blitz zerstört worden. Die Errichtung der Säule war eine Sühnehandlung im Zusammenhang mit der katilinarischen Verschwörung. Aus ähnlichem Anlaß wurde zum Heil Kaiser Neros in Mainz eine Jupitersäule in der Mitte des 1. Jh. n. Chr. errichtet. Ihre Form diente als Vorbild für weitere Säulen bis gegen 260, errichtet

als private Weihungen, im Gegensatz zu Mainz ohne politische Gründe. Das Reitermotiv hat sein Vorbild in Reitergrabsteinen mit dem am Boden liegenden Besiegten. Analog zu den von Eliade in alten Religionsformen beobachteten Vorstellungen von einer Weltachse, die Himmel und Erde trägt und verbindet, könnte hier der Pfeiler und die Säule diesen Pfahl bedeuten, der die Erde der Menschen mit dem Himmel verbindet.

Zur Verbreitung: Für Obergermanien werden 300 Säulen, für Gallien (vornehmlich Ostgallien) 150 bis 200 Säulen gezählt<sup>8, 9, 10</sup>. Den Sockel der Säulen bilden Viergöttersteine, Blöcke mit vier Reliefs in der kanonischen Zusammensetzung von zwei weiblichen und zwei männlichen Göttern (Juno, Minerva, Merkur, Herkules oder Juno, Minerva, Apollo, Herkules). Darüber ist oft ein Zwischensockel eingeschoben mit sieben Wochengöttern oder auch acht Götterreliefs. Der aufgehende Säulenschaft ist von Schuppen bedeckt, auch mit Eichenlaub oder Weinranken belegt.

Das meist korinthische Kapitell mit vier Köpfen, die vier Jahreszeiten darstellend, trägt die Standplatte für das Bild des Jupiter-Taranis, meist reitend oder thronend, allein oder mit Juno zur Seite. Einfache Säulen auf dem Land kommen ohne Viergöttersteine als Sockel aus. Auch Wochengöttersteine kommen selten vor, fehlen z. B. in Straßburg.

Gut erhaltene, ergänzte oder kodierte ganze Säulen wurden wiedererrichtet in Mainz, Saalburg, Ladenburg, Walheim und Hausen an der Zaber und Stuttgart, in Frankreich auf dem Donon und in Metz. In Cussy-la-Colonne steht die einzige fast ganz erhaltene Säule seit der Antike auf ihrem Platz.

Bruchstücke von zwei Säulen wurden in der Ortenau gefunden. Auf dem noch 41 cm hohen Unterteil eines Viergöttersteins, in Eckartsweier zwischen 1895 und 1898 ausgegraben, sind zwei weibliche und zwei männliche Gottheiten erkennbar, nach der häufigsten kanonischen Götterkombination wohl Juno, Minerva, Herkules und Merkur. Teile einer anderen Jupitergigantensäule kommen aus Lichtenau-Benshurt. Der Fund von 1922 besteht aus einem Jupiterkopf und einem auf der Standplatte liegenden Giganten (Mus. Offenburg)<sup>11</sup>.

Nur in Teilen sind die Jupitergigantensäulen meist erhalten, wobei die Viergöttersteine wie manche Kapitelle als besonders gute Arbeiten herausragen, so in den Museen von Mainz (von etwa 25 Säulen), in Stuttgart (Originalteile von Hausen), weiter in Metz, Nancy, Epinal, Trier, Karlsruhe, Mannheim, Frankfurt, Wiesbaden und in Straßburg (mit Teilen vom Donon und Seltz). Außerhalb des Lagers Argentorate, in den Canabae, haben zwei Jupitergigantensäulen gestanden, auf dem Kleberplatz und in der



*Jupitergigantenreiter-Gruppe, Bruchstücke aus Lichtenau-Benshurt. Maß der Grundplatte 22 × 38 cm (Ritterhaus-Mus. Offenburg)*

Langen Straße. Weitere Teile wurden gefunden: Schuppensäulen, Viergöttersteine, Kapitelle, Jupiter-Juno-Gruppen und -Altäre<sup>12</sup>.

Die Anzahl der Jupitergigantensäulen im Elsaß ist anhand der Bruchstücke von Viergöttersteinen und Säulenaufsätzen (Jupiter, Juno, Gigantenreiter) auf rund 30 zu schätzen<sup>13</sup>. Im Departement Sarrebourg (Lothringen) hat Linckenheld etwa 20 Standorte festgestellt<sup>14</sup>.

Zu den Viergöttersteinen als Sockel der Jupitergigantensäulen gibt es als Variante eine vereinfachte Form, erhalten als Teil einer ursprünglich höheren konischen Säule mit der Darstellung von vier Köpfen. Ein Exemplar im Straßburger Archäologischen Museum wurde im Hof des Gymnasiums Fustel de Coulanges neben dem Münster gefunden. Der konische Teil einer Steinsäule weist vier Köpfe auf, einer davon bärtig, die in die vier Himmelsrichtungen blicken. Ihm ähnelt ein Stein aus Ehl mit vier Köpfen, gedeutet als Jupiter-Taranis mit Bart, Merkur-Teutates, Apollo-Grannus oder Belenus und Esus-Cernunnos mit Gehörn (Mus. Straßburg). Ein Viergötterstein derselben Art aus Meistratzheim mit zwei weiblichen und zwei männlichen Köpfen befindet sich im Museum Mülhausen. Aus dem Rhein bei Grauelsbaum wurde in den 60er Jahren ein vierter Stein mit ähnlicher Grundform geborgen. Er zeigt vier männliche bartlose Köpfe (Mus. Kehl). Alle sind ins 3. Jahrhundert n. Chr. zu datieren<sup>15, 16</sup>.



*Viergötterstein aus dem Rhein bei Grauelsbaum, 3. Jh. n. Chr. Fund ca. 1970 (Hanauer Mus. Kehl)*

Sie können unter die Wegegöttersteine eingeordnet werden, so wie sie den Diviae, Triviae oder Quadriviae geweiht waren und an den Kreuzungen Schutz auf unsicheren Reisewegen versprochen.

## Teutates

Wenn die Gallier bei schweren Krankheiten oder vor Gefahren Hilfe suchten, pflegten sie Menschenopfer darzubringen oder zu geloben, und die Druiden leiteten die gottesdienstlichen Handlungen. Auch im Namen des Staates wurde geopfert, in der Überzeugung, die unsterblichen Götter könnten nur dadurch besänftigt werden, daß für ein Menschenleben ein anderes dargebracht werde. Was Cäsar in den „*Commentarii de Bello Gallico*“ schildert, das ergänzt Lucanus (30–65) in seiner Dichtung „*Pharsalia*“. Danach wird in der Sprache der Gallier Merkur Teutates genannt. Sie ehren ihn durch blutige Opfer, indem sie einen Menschen kopfüber in einen Kessel halten und ertränken. Es gibt bei anderen Autoren eine Version, nach der Teutates mit Mars gleichgesetzt wird. Zu dessen Ehre findet entweder ein grausames Blutbad statt bei Kämpfen, die ihm geweiht werden, oder, wie es früher bei den Kelten Brauch war, werden ihm, wie anderen Göttern auch, mehrere Menschen geopfert. Dies ging, zur Besänftigung der Götter, dem Kampf voraus, denen danach die Beute geweiht wurde wie das Leben

der Gefangenen, denen schon auf dem Schlachtfeld die Köpfe abgeschlagen wurden, die die Sieger für sich behielten<sup>17</sup>. Auch Frauen, schreibt Strabo, opfern bekränzte Kriegsgefangene, sammeln ihr Blut im Kessel, um daraus weiszusagen.



*Medrus von Marienthal, Anf. 3. Jh. n. Chr. (Archäol. Mus. Straßburg)*  
Inchrift: DEO MEDRV MATUTINA  
COBNERTI FILIA

Was solche Berichte aus der Zeit vor der Unterwerfung Galliens durch die Römer aussagen, bestätigt die Darstellung einer Opferhandlung auf dem Silberkessel von Gundstrup aus dem 2. vorchristlichen Jahrhundert (Mus. Kopenhagen). Ein Druide ertränkt hier einen Krieger und opfert ihn dem Teutates. Teutates ist nackt, mit kleinem Schultermantel und dem Schwert auf einem Relief vom Donon in einem Rückgriff auf frühere einheimische Formen im 3. nachchristlichen Jahrhundert dargestellt worden (Mus. Straßburg). Auch auf der getriebenen Beinschiene eines Legionärs aus Fort-Louis ist das Sym-

bol des Teutates, eine horizontale doppel-S-förmige Klammer, Zeichen seines Begleittieres, des Widders, zu erkennen (Mus. Hagenau)<sup>18</sup>. Widder, Widderhörner und Eber sind Attribute des Gottes.

Mider oder Medrus wird mit Teutates gleichgesetzt und nackt mit Helm, Lanze und Stier dargestellt auf zwei Reliefs aus Marienthal (Mus. Straßburg) und aus Gunstett (Mus. Hagenau), d. h. im Gebiet der Triboker, die Teutates als Krieger verehrten<sup>19</sup>. Der kriegerische Gott gilt als Beschützer der Stämme. Das Wort selbst weist darauf hin. In ihm enthalten ist der Bestandteil „touto“ oder „teuto“ für „Stamm“. Er dürfte enthalten sein in der Inschrift toutonos auf dem Miltenberger Toutonenstein wie im Stammesnamen der Germanen. So steht der Name Toutatis für Teutates auf manchen römischen Inschriften.

### *Esus*

Den zweiten Platz in der gallischen Götterordnung nimmt nach Lucanus' Meinung der Gott Esus ein. Esus ist der Gott mit der Mistel.

Er wird dargestellt, wie er mit der Sichel einen Büschel von Mistelblättern vom Eichbaum abschneidet oder einen Eichbaum mit der Axt bearbeitet. So zu sehen auf dem Schiffer-Pfeiler, der 1711 unter dem Chor von Notre Dame in Paris gefunden wurde (Cluny-Mus.) bzw. auf einem Trierer Weihestein (Mus. Trier). Ihn begleiten drei Kraniche (verwandelte Matres) und ein Stier, dazu Merkur mit Rosmerta im Trierer Beispiel.

Das Schneiden der Mistel vollziehen keltische Druiden, wie Plinius schreibt, in feierlicher Handlung am sechsten Tag des Mondes „und führen zwei weiße Stiere, deren Hörner noch nie gebunden waren, an die Stelle. Ein weißgekleideter Priester klettert auf den Baum und schneidet mit einer goldenen Sichel die Mistel ab, die dann in einem weißen Tuch aufgefangen wird. Dann opfern sie die Tiere“<sup>20</sup>.

Ursprünglich wurden dem Gott Esus Menschen geopfert, indem man sie mit ihren vier Gliedmaßen an zurückgebogene Baumäste band, die sie, nach dem Loslassen, zerrissen. Esus gilt als Gott der Pflanzenwelt und als Erdgott. Im Zusammenhang mit seinem Pharsalia-Epos heißt es dazu im Berner Kommentar, das Volk beschwichtige den Zorn des grausamen Teutates und des schrecklichen Esus mit rohen Opferungen auf dem Altar, deren Unmenschlichkeit den Opfern für Taranis und die skythische Diana

nicht nachstehen<sup>21</sup>. Esus wurde auch mit Mars, vor allem mit Merkur verglichen. Die früheren Menschenopfer sind abgelöst worden durch Tieropfer oder Weihegaben in der Spätzeit. Er ist Gott der Naturreichtümer und der Totenwelt. Sein Symbol ist das einfache oder doppelte Mistelblatt, das auch als Ornament erscheint<sup>22</sup>.

Vom elsässischen Donon stammen zwei Reliefdarstellungen des nackten jugendlichen Esus mit dem Geldbeutel aus dem 3. Jahrhundert (Mus. Straßburg). Ihm wird als Symbol das Füllhorn auf der Legionärs-Beinschiene im Hagenauer Museum zugewiesen<sup>23</sup>. Es hat sich der alte grausame Gott zu einem Reichtumsspender verjüngt.



*Merkurrelief von der Wasenburg bei Niederbronn, Fund 1968/69 (Archäol. Mus. Niederbronn)*  
*Inschrift: . . RCVRIO AEDEM . . . . VIS ORNAMENTIS*

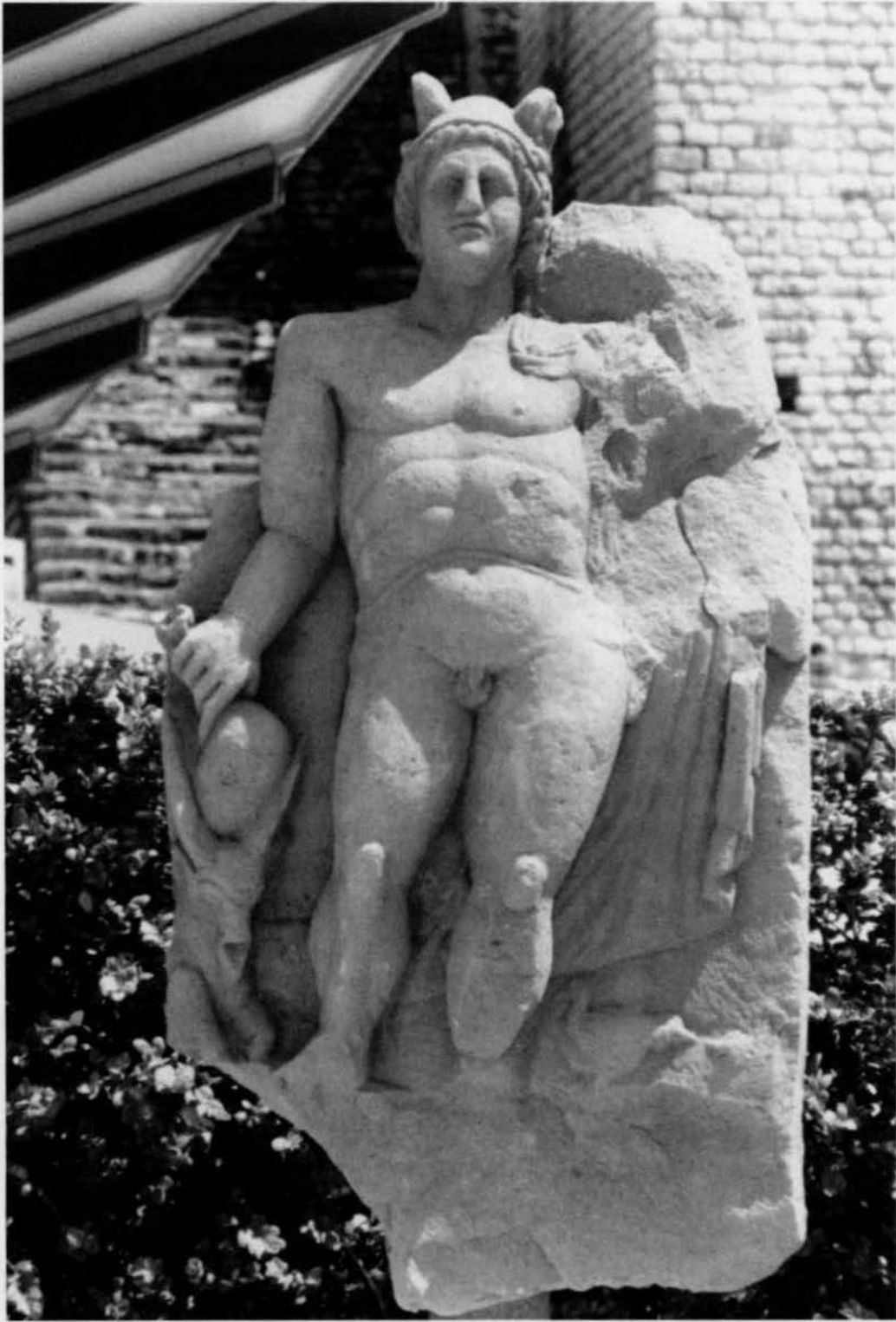
### *Merkur und Rosmerta*

In seinen Kommentaren zum Gallischen Krieg nennt Cäsar Merkur den keltischen Hauptgott. Er wird verehrt als Erfinder der Künste, als schützender Geleiter auf Wegen und Straßen und größter Förderer von Gewinn und Handel und nach antiker Tradition als Gott der Kaufleute, flinker Götterbote, geschickter Schelm und auch als Gott der Diebe.

Er wurde ganz besonders häufig angerufen und dargestellt. 350 Bild Darstellungen und Reste von Merkurtempeln im alten Gallien sind bekannt und fast 450 Inschriften<sup>24</sup>. Allein im Elsaß sind es 42 Weihinschriften und 50 Reliefbilder<sup>25</sup>, dazu kommen in der Schweiz 21 Inschriften<sup>26</sup>.

Er wird dargestellt nach griechisch-römischem Vorbild mit dem Flügelhut (Petasos), dem Geldbeutel, dem Schlangenstab (Caduceus), der ursprünglich Heroldsstab (Kerykeion) des Götterboten Hermes war, den Flügelschuhen, dem kurzen, über





*Merkurrelief vom Brandsteig bei Schenkenzell. Kopie im Römermuseum Augst, Schweiz..*



*Merkurstatuetten, Bronze, 2.-3. Jh. n. Chr. (Mus. Montbéliard)*

die Schulter geworfenen Mantel (Chlamys) und seinen Begleitern, Hahn und Bock, selten Schildkröte und Eber.

Lukanus (Pharsalia) setzt ihn mit dem keltischen Gott Teutates gleich, aber auch mit dem Gott Esus. Merkur trug zahlreiche lokale Beinamen, 46 Stammesbezeichnungen wurden gezählt<sup>27</sup> – sie sind Ausdruck der Beliebtheit. Er heißt Merkur Cimbrianus in Heidelberg, Cissonius in Straßburg-Königshofen, Köln, Rheinzabern und Trier, Visucius in Köngen und Pfalzburg, Alaunus in Mannheim, Cosumis in Metz, dort auch Mercalis, Avernus in Köln. Merkur wurde sowohl verehrt aus großer Hochachtung und Distanz als Magnus, Sanctus oder Sanctissimus wie aus praktischem Nutzen und realistischer Nähe als Mercalis und Negotiator (Händler), Cissonius (Fuhrmann), Clavariates (Zimmermann) oder einfach Matutinus (steht auf beim Hahnenschrei).

Ein bedeutendes Bergheiligtum des Mars hat sich auf der Wasenburg bei Niederbronn befunden, wo Goethe „eine gut erhaltene Inschrift, die dem Mercur ein dankbares Gelübde abstattet“, las. Sie war 1583 entdeckt worden als eine von über 20 Inschriften und figürlichen Darstellungen und Spuren von zwei Bauten (Mus. Niederbronn). Zahlreiche Weiheinschriften und Reliefs bewahren die Museen in Straßburg und Metz auf. Mit dem Dionysos (Bacchus)-Kind auf dem Arm, Caduceus und Geldbeutel ist Merkur 17mal dargestellt u. a. in den Museen in Straßburg, Wiesbaden, Stuttgart und Speyer.

Auf Merkurtempel gibt es Hinweise aus Obrigheim und Mainz-Finthen (Museen Mannheim und Mainz), ebenso lassen ein Altar und weitere Funde auf ein Merkurheiligtum in Ettlingen schließen.

Zur häuslichen Verehrung waren Bronzestatuetten bestimmt, stehende aus Zabern und Straßburg (Mus. Straßburg u. Mühlhausen), sitzende aus Mandeuere/Epomanduodurum (Mus. Basel) und Schwarzenacker, hier mit Ziegenbock, Hahn und Eber. Auch der kleine Hausaltar mit der Weihung an den Mars Domesticus aus Mainz-Kastel und ein Hausaltar im Museum Colmar gehören hierher.

Eine silberne, einst vergoldete Merkurstatuette (7,7 cm hoch, gefunden 1936 Marlener Str./Kinziglauf) im Ritterhausmuseum Offenburg kann als Kabinettstück gelten. Der Gott mit kurzem Mantel über der linken Schulter und dem Unterarm, der den verlorenen Schlangenstab hielt, faßt mit der Rechten den Geldbeutel und trägt die Flügelhaube auf dem Kopf.

1983 wurde ein 120 cm hohes Weiherelief aus Sandstein geborgen. Der



*Merkur-Herkules und Rosmerta-Fortuna von der Kirche in Appenweier, Fund 1978 (St. Michael, Appenweier)*

Merkur von der römischen Straßenstation Brandsteig bei Schenkenzell trägt Schultermantel, Flügelhut, Schlangenstab, und den Geldbeutel hält er zwischen den Hörnern des Ziegenbocks, der ihn mit zwei Hähnen begleitet. 1922 ist ein 23 cm hoher Merkurkopf im Willstätter Wald zwischen Eckartsweier und Hesselhurst gefunden worden (Mus. Offenburg)<sup>28</sup>. Neben der Anpassung des Gottes an regionale Traditionen durch Beinamen geschah dies auch durch Beigabe einer Gefährtin. Etwa 60 solcher Götterpaare sind bekannt. Es sind die hellen, leuchtenden, männlichen Götter wie Merkur, Mars, Jupiter und Apollo, die eine solche Gefährtin erhalten. Die Göttin ist stets als Frau, Mutter, Quelle der Fruchtbarkeit, der Gesundheit und des Lebens wie des Todes gemeint.

Häufige Begleiterin des Merkurs ist Rosmerta, die ihm zur Rechten sitzt oder steht als Muttergottheit, Göttin der Fruchtbarkeit und Fülle, mit dem Früchtekorb oder der Spindel, Verwandte der Fortuna mit dem Füllhorn und Nachfolgerin der griechischen Maja. Dieser Maja ist auch der Merkuraltar von Ettlingen geweiht (Mus. Ettlingen). Als Visucius und Visucia ist das Götterpaar von Königen bezeichnet (Mus. Stuttgart). In Trier, Speyer, Straßburg und Karlsruhe werden weitere Bilder in den Museen gezeigt. In Straßburg ist das Bruchstück eines Reliefs, auf dem das Paar noch erkennbar ist, an einem Haus in der Rue du Sanglier/Hauergasse eingemauert. Einen seltenen Bronze-Kopf der Göttin, überlebensgroß, bewahrt das Mainzer Landesmuseum. Schlangenstab und Beutel hält Rosmerta – Maja ebenso wie ihr benachbarter Gefährte Merkur auf einem Siebengötterstein aus Schwaigern-Stetten (Mus. Stuttgart u. Aalen).

Ein Steinbild in Haslach ist wohl auch als Darstellung von Merkur und Rosmerta aufzufassen. Das Relief von Appenweier ist noch weniger deutlich: Merkur hat Züge von Herkules und Rosmerta solche von Fortuna mit dem Füllhorn (St. Michael, Appenweier). Als Mischgestalt aus drei Göttern ist er in das Schema eines Viergöttersteins in Reims neben Jupiter, Esus und einer Göttinnenmischung eingepaßt: Hesperidenäpfel, Lyra, Keule, Schlangenstab und Geldbeutel ergeben eine Kombination aus Merkur, Herkules und Apollo.

Ein drittes Mittel, die römischen Merkmale des Merkur zu verwischen, war neben der Namensgebung und Ergänzung durch eine Gefährtin, die Vervielfachung. Merkur wurde mit zwei Gesichtern, janusköpfig, dargestellt, und auf das Gebiet der Remer um Reims beschränkte sich die Version mit drei Köpfen. Die Dreizahl sollte Merkurs Allgegenwart, Umsichtigkeit und Wendigkeit anschaulich vervielfachen. Es war alte keltische Tradition, bestimmten Gottheiten durch eine Mehrzahl von Köpfen Allmächtigkeit zuzuschreiben wie andererseits dem Kopf einen hohen Prestigewert.

Eine seltene, besondere Art der Hervorhebung stellt ein silbener Roques dar, der Merkur als mächtigen keltischen Gott kennzeichnet (Bronzestatue aus Mathey, Doubs, im Mus. Montbéliard, 1./2. Jh. n. Chr.).

### *Minerva*

Über die letzte der drei wichtigsten Gottheiten Galliens, die Cäsar nennt, sagt er, sie lehre die Anfangsgründe des Handwerks und der Künste. In Rom bildet sie als Schutzgöttin in der gleichen Funktion mit Jupiter und Juno die kapitolinische Trias. Als Jupiters Tochter ist sie wehrhaft gerüstet und behelmt, mit der Lanze bewaffnet, vom Schuppenpanzer mit dem Böses abweisenden Medusenhaupt und dem Schild geschützt, zur Abwehr, nicht um anzugreifen. Die Eule ist ihre Begleiterin, Zeichen des Verstandes, des Wissens und der Weisheit. Der römische Bildkanon wurde beibehalten, wurde durch keine gallische Interpretation wesentlich verändert. Allerdings gibt es Spuren einer Vorgängerin, der großen Göttin der Kelten, Rigani, die als erobernde, aggressive, kriegerische Himmelsgöttin charakterisiert und mit Minerva assoziiert wird<sup>29</sup>.

Es sind die Handwerker, die den Schutz der Göttin vor allem suchen, Berufe, die Geschicklichkeit und Intelligenz, weniger solche, die Kraft erfordern, die Weber also, die Färber, Schuster, die Zimmerleute, die Goldschmiede, Bildhauer, Maler und die Musiker, aber auch die Lehrer und Ärzte. Musiker des Limeskastells Oberscheidental waren es, die der Minerva einen Weihaltar stifteten (Mus. Karlsruhe). Zwei Minerva-Statuen und ein Bronzekopf der Göttin stammen aus dem Vicus des Kastells Öhringen (Mus.



*Minerva vom Viergötterstein der Jupitergigantensäule, Kleberplatz, Straßburg, um 200 n. Chr. Fund 1954 (Archäol. Mus. Straßburg)*

Stuttgart und Öhringen). Mehrere Inschriften wurden in Baden-Baden gefunden, ein Steinrelief im Vicus des Kastells Wimpfen.

Neben der Darstellung einer stehenden Minerva aus Niederbronn gibt es im Elsaß eine seltene sitzende Göttin, von einem Hahn begleitet, dargestellt in einer Nische auf einem Weiherelief aus Bischtroff (Mus. Straßburg). In einer Dreiergruppe erscheint Minerva mit Merkur und Apollo auf Weihesteinchen aus Lauterburg, Stettfeld und Conweiler (Mus. Straßburg, Karlsruhe, Stuttgart). Vierergruppen bilden in der Regel Minerva mit Juno und zwei Göttern, fast immer Merkur mit Apollo oder mit Herkules, stehend im Relief dargestellt auf den vier Seiten der Sockelsteine von Jupitergigantensäulen wie in Au am Rhein und Berwangen (Mus. Karlsruhe), Maulbronn (Mus. Stuttgart) und Ladenburg. Unter den Straßburger Viergöttersteinen fällt die Qualität des Fundes vom Kleberplatz auf, Minerva ist in Gesellschaft von Juno, Merkur und Herkules dargestellt, und hier im Handwerkerviertel der Garnisonstadt tritt sie militärisch auf mit einem über der Schulter am Schulterriemen befestigten Militärmantel, riesigem Rundschild, gepanzert und behelmt, mit der Lanze in der Rechten.

Bei anderer Zusammensetzung der Bewohner im Hinterland einer Stadt ohne Garnison kann sich auch die Auswahl der Gottheiten ändern. Wenn in Westgallien Minerva mit Merkur und Vulkan eine Art „Technikertrio“ bilden, dann lassen solche Reliefs auf eine andere Wirtschaftsstruktur schließen, nämlich auf metallverarbeitendes Gewerbe.

### *Apollo und Sirona*

Sein Tempel in Delphi war Ort des apollinischen Orakels, dessen Dreifuß er gegen Herakles verteidigt hat. Der Sohn des Zeus und der Leto, Bruder der Artemis – Diana, Musenführer und Herr der Tierwelt, galt den Römern als heilender Gott und Arzt. Augustus stellte sein Erneuerungsprogramm unter seinen Schutz und weihte ihm einen Apollotempel auf dem Palatin in Rom. So wie Cäsar ihn sah, nahm er in der Verehrung durch die Gallier die zweite Stelle nach Merkur ein. Sein Kult reichte von der Donau bis zur Bretagne. Nach der Eroberung Galliens suchten die verfolgten Druiden Zuflucht in den Apollo-Heiligtümern des Landes.

Mit dem Strahlenkranz wurde Apollo als Sonnengott ausgezeichnet, als Gott der Musik mit der Leier dargestellt, Köcher, Bogen und Greif kommen als Attribute hinzu. Sein Sohn Asklepios war Gott der Heilkunde, und der von der Schlange umwundene Äskulapstab wurde Berufssignum der Ärzte. In den Tempeln und Weiheorten Apollos, den Heilbädern, be-

schränkte man sich nicht auf die Wasserheilung, zu den Heilmitteln gehörten auch Räucheropfer, Schlaf und Traumdeutungen, und es entwickelte sich ein regelrechter Kurbadbetrieb.

Der Name Apollos wurde oft verbunden mit einheimischen Namen wie Belenus, Borvo, Bormo oder Grannus. Dieser, auch in Rom als Apollo-Grannus mit einem Weihstein verehrte heilende Gott, verlieh seinen Ruf dem Heilbad in Nîmes und den Bädern Aquae Granni – Aachen und Grand. Von dem einst berühmten, nach Apollo-Grannus benannten Badeort Grand in den Westvogesen sind kaum Spuren erhalten geblieben. Seine Rolle ist abzuschätzen an der Bedeutung, die ihm der Besuch Kaiser Konstantins auf dem Weg von Trier nach Rom gab. Die Apollopriester in Grand prophezeiten ihm den Sieg bei der Milvischen Brücke in Rom 310<sup>30</sup>.

Apollo Grannus ist in Walheim bei Ludwigsburg mit Leier, Köcher, Bogen und einem Kästchen in der Hand dargestellt, im Trierer Altbachtalheiligtum mit Zweig und Kanne, Darstellungen gibt es von Neuenstadt, Rottenburg und Autun, Inschriften in Baden-Baden und Wiesbaden.

Sirona, die Sonnen- und Heilgöttin, ist Apollos Begleiterin, mit Früchteschale und Schlange dargestellt, auch unter dem Namen Damona, Bormona verehrt. Auf einem Votivstein ist sie abgebildet neben Apoll in Stuttgart, Bitburg, Großbottwar und im Quellheiligtum Niedaltdorf. Als Göttin der Gestirne kennzeichnet sie der Halbmond auf dem Kopf.

Auch einzeln, getrennt von Apollo, wurde Sirona als Göttin des Heilwassers verehrt in Hochscheid (Mus. Trier) und in Pforzheim, wo 1947 ihr Holzbild in einem Brunnen gefunden wurde (Mus. Pforzheim). Die Verehrung der Sirona ist bezeugt für Bitburg, Wiesbaden und Nierstein. Von rund zwanzig Inschriften ist der Name der Göttin Sirona bekannt<sup>31</sup>.

### *Herkules*

Der griechische Halbgott, Prototyp männlicher Kraft, der als eine seiner 12 Arbeiten den nemeischen Löwen erlegte, um künftig sein unverwundbares Fell zu tragen, der mit List die goldenen Äpfel der Hesperiden errang, wurde von den Römern als Gott des Kämpfens und des Siegens, aber auch des Handels und des Gewinns verehrt.

Wie Lukian aus Samosata (ca. 120–180 n. Chr.) ihn schildert, trägt Herkules das Löwenfell über Kopf und Schulter und stützt sich auf die Keule in der Rechten. Er trägt den Köcher über der Schulter auf dem Rücken und



hält den Bogen in der Hand oder die drei Äpfel der Hesperiden. Der alte Herkules verweist auf andere Eigenschaften, zieht Menschen hinter sich her mit dem Geklingel von Goldketten und Bernstein. Ihm wird die Macht des Wortes zugeschrieben. Er ist älter und weiser geworden und zieht die Rede der Gewalt vor. Von den Kelten wurde er Ogmios genannt, der das Ogham-Alphabet erfunden haben soll, daher zieht er eine Menge Menschen hinter sich her, die an seine Zunge gekettet sind. Über 100 Wehinschriften und 340 Steinbilder sind auf altem gallischem Boden erhalten, besonders im Gebiet zwischen Mosel und Rhein<sup>32</sup>.

Dies hängt mit der Häufigkeit der Jupitergigantensäulen und ihren Viergöttersteinsockeln mit 160 Herkulesdarstellungen zusammen. Als Schutzgott oder auch Gott des Kampfes tritt er in die Nachbarschaft des Gottes Mars. Auch begleitet er Apollo und Äskulap als Beschützer der Fruchtbarkeit und der Heilquellen. Es gab im Straßburger Münster zwei Bronzestatuen und ein Steinrelief des Herkules. Er wurde von den römischen Legionen verehrt und später in christlicher Zeit als „Alter Krutzmann . . . welchen die Teutschen und die alten Tribocher damalen hoch hielten, dessen Bildnuß auch von den Christglaubigen Francken zur Gedechtnuß hernach uffgehalten und biß uff unser Vorelternzeit im Münster in St. Michaels Capell verwahret worden: Biß man dasselb sambt andern Götzen und Bildern außgemustert und Anno 1525 hinweg gethan“.

Damals wurde die St. Michaelskapelle vor der Münsternordseite abgebrochen. In der Münsterbeschreibung des Oseas Schadeus von 1617 ist dieser Bericht Daniel Specklins (1536–1589) wiedergegeben und die Bronzefigur abgebildet. Zwei weitere Steinreliefs wurden auf dem Thomasplatz und in der Bruderhofgasse, eine Bronzestatue in der Thomannsgasse gefunden. Auf einem Viergötterstein ist Herkules dargestellt, von dessen Fund in Wörth 1578 Specklin berichtet, er steht heute beim Rathaus.

Viergöttersteine mit Herkules aus Ehl, Leutenheim, Brumath und Straßburg und eine Einzeldarstellung besitzt das Museum in Straßburg wie die Museen in Mainz, Karlsruhe, Ladenburg und Stuttgart, hier vor allem von Limeskastellen. Fortuna begleitet den Gott auf einem Relief aus Appenweier (St. Michael), dazu mag passen, daß in Köln dem Herkules auch Schmuck geopfert wurde.

### *Mars*

Mars, nach Jupiter der größte Gott der Römer, wurde von ihnen als Mars Ultor, als Rachegott verehrt und mit der Lanze dargestellt.

Den Gott Mars der Gallier setzt Cäsar in ihrer Hierarchie an den dritten Platz und berichtet von der Opferung lebender Gefangener und der Kriegsbeute, die ihm die Gallier vor der Schlacht gelobt haben. Ganze Berge solcher Beutestücke treffe man an heiligen Orten. Auf Diebstahl drohten härteste Strafen.

Etwas anders sah dies ein Jahrhundert nach Cäsar der Dichter Lucanus (30–65). Er setzt Mars mit Esus gleich. Diesem zum Opfer wird ein Mensch an einen Baum geknüpft, und dort läßt man ihn verbluten. Im Kommentar zu Lucanus' Pharsalia-Dichtung ist von Mars-Teutates die Rede, dem man vor der Schlacht die Opfer gelobe, die Teutates zustehen. In diesem keltischen einheimischen Mars haben sich Göttervorstellungen aus der späten Bronzezeit und der Urnenfelderkultur erhalten<sup>33</sup>.

Die über 200 Mars-Nennungen im alten Gallien treten besonders häufig auf im Treverer-Dreieck Trier-Mainz-Speyer, und zwei Drittel haben lokale Stammes-Beinamen.

Von Trier und Luxemburg ist der Lenus-Mars bekannt, von Trier ebenfalls der Mars Intarabus und Iovantucarus, von Reims der Mars Camulus, von Speyer und Trier der Mars Smertrius, von Heilbronn-Böckingen der Mars Caturix (Mus. Stuttgart). In Worms und Mainz trug Mars den Beinamen Lucetius, und es ist derselbe Mars Loucetius, dem ein Trierer Reiter kurz nach Errichtung des Lagers Argentorate einen Altar geweiht hat, Fundort außerhalb des Lagers, bei Jung-St. Peter an der Straße nach Zabern (Mus. Straßburg).

Die Kelten gaben ihren Göttern gern Gefährtinnen. Bei den Nemetern, in der civitas Nemetum in Altrip heißt sie Nemetona (Mus. Mannheim), den Mars-Smertrius begleitet Ancamna in Speyer, den Lenus-Mars die gleiche in Trier, Diana und Mars treten zusammen auf in Trier und Speyer, Minerva ist es in Mainz und Niederbetschdorf, Victoria in Mainz und Gingen am Odenwaldlimes und mit Jupiter als Drittem in Wingen bei Lembach (Mus. Straßburg). Der jugendliche Mars gehört zu den Wochengöttern auf der Hausener Jupitersäule (für Dienstag) und auf mehreren Säulen in Mainz. Dort ziert er den Schlußstein des Torbogens einer Pfeilerhalle, auch mit der phrygischen Mütze ist er dargestellt.

Seine Tempel hatte Lenus-Mars in Trier auf dem linken Moselufer bei einer heiligen Quelle, wo Mars als Freund der Jugend verehrt wurde, in den Kult eingeschlossen waren auch Muttergöttinnen, genannt Xulsigiae.

In Garreburg in Lothringen wurde dem schützenden, heilenden Gott Mars

ein Altar geweiht (Mus. Metz), während er am Odenwaldlimes bei Schlossau fast lebensgroß als Kriegsgott dargestellt wurde (Mus. Karlsruhe) oder gepanzert wie in Brumath (Mus. Straßburg). Dieser 21 cm hohe Torso vom Beginn des 1. Jh. n. Chr. ist der früheste Fund einer gallo-römischen Plastik im Elsaß. In die Spätzeit dagegen, ins 2. oder 3. Jh., ist die Bronze-Reiterstatuette des behelmten Mars zu datieren, die aus dem Iffezheimer Wald stammt (Stadtmuseum Rastatt).

### *Epona*

Das rosenbekränzte Bild der Epona am Stallpfeiler ist das erste, was dem eben zum Esel verzauberten Lucius begegnet. Die Szene seines Romans vom Goldenen Esel schilderte Apulejus. Auch Tertullian und Juvenal schrieben, Eponas Bild sei auf die Pferdekrippen gemalt.

Epona ist die keltische Pferdegöttin, deren Kult aus Gallien im Rom der Kaiserzeit Verbreitung fand. Ihr Kult war bald volkstümlich geworden, in erster Linie bei den Reitern der Auxiliartruppen, den Stallknechten, den Züchtern und allen, die das Pferd als Zug- oder Reittier brauchten. Das lateinische equus und das keltische epo für Pferd waren verwandte Worte. Epona schützte Pferde, Esel und Maultiere. Verbreitet war der Eponakult vom obergermanischen Limes bis zur Mosel und südlich weiter bis zur Saone und Loire. Lothringen, traditionelles Land der Pferdezucht, war auch Mittelpunkt des Eponakultes. Beliebt war die Göttin im Dekumateland und bei den Truppen am Limes, in den Garnisonen, aber auch in den Umspannstationen an den Handelsstraßen und am Cursus Publicus. Die Zahl der Epona-Darstellungen in Stein, Bronze, Terrakotta und Holz wird auf 200 bis 300 geschätzt<sup>34, 35</sup>.

Die Formate großer Gottheiten erreichen die Epona-Darstellungen nie. Es sind kleine Reliefs, bestimmt für die häusliche Verehrung. Am häufigsten ist das Bild der im Damensitz, seltener im Herrensitz, reitenden Göttin mit einer Futterschale in der Hand oder im Schoß. Sie ist meist allein abgebildet, manchmal begleitet von Mars, Herkules, Silvanus oder von den Campestres, den Gottheiten der Militärlager. Selten erscheint sie stehend vor einem Pferd oder zwischen zwei Pferden. Zweimal Epona im Damensitz, von dem Rundkopf des Merkur in der Mitte, symmetrisch nach links und nach rechts reitend, so stellt sich die reizvolle Gruppe dar, die 1924 unter dem Münsternordturm im romanischen Fundament gefunden wurde (Mus. Straßburg). Die Peitsche schwingend, ist Epona in Ladenburg dargestellt. Weitere Varianten sind unter den Darstellungen in den Zivilsiedlungen am Limes zu finden. Epona reitet im Damensitz mit Fußgestell, und ihr Pferd

bewegt sich im Passgang (Königsbach, Kirche, und Freiberg-Heutingsheim), oder sie sitzt zwischen ihren Pferden, drei zur Linken, vier zur Rechten, und darunter wird die Opferhandlung gezeigt: Altar mit dem Opfernden und dem Opferschwein, das ein Diener heranzführt, die Amphora mit dem Opferwein dahinter, und nebenan der Wagen, von drei Pferden gezogen, denen die Opferhandlung gilt als Danksagung an Epona für glückliche Rückkehr von der Reise (Freiberg-Beihingen)<sup>36</sup>. Eine Tonfigur der Epona, im Damensitz auf stehendem Pferd, hat ihre farbige Fassung behalten (Boppard, jetzt Koblenz).

### *Sucellus und Nantosvelta*

Die römische Entsprechung des Sucellus ist der volkstümliche Silvanus, ein Gott der wilden und auch der gebändigten Natur, der Wälder und ihrer Bewohner, des Bodens, den sie bebauen und der Früchte, ein Gott, der den Lebenden Nahrung gewährt und der die Toten aufnimmt.

Dargestellt wird er mit Rebmesser oder Sichelmesser, mit einem Stab mit Knauf und einem Hund.

Vom keltischen Sucellus, dem Gott mit dem Hammer, dem Hammer- oder Schlegel-Gott gibt es rund 200 Darstellungen vorwiegend am Unterlauf der Rhône, und vom Götterpaar Sucellus-Nantosvelta im Gebiet der Mediomatriker und im Dekumateland bis zum Main. Wichtigstes Attribut des Sucellus ist der Hammer mit langem Stiel, mannshoch, von der Linken umfaßt wie eine Stütze oder ein Zepter. Wie Silvanus hält er in der Rechten eine Sichel (Sichelmesser, Rebmesser), einen Becher (die Olla, einen Knochen- oder Aschenkrug) oder eine Panflöte, eine Keule oder einen Geldbeutel. Er bietet manchmal eine Platte mit Speise dar oder hält ein Füllhorn. Auch die Attribute des Merkur und des Herkules werden dem Sucellus beigegeben, so eine Tierhaut, doch nicht des Löwen, sondern des Wolfes. Der Hammer wurde mit dem Hammer Wodans verglichen. Er ähnelt manchmal einem Faß, oder er wurde als Hammer des Bierbrauers angesehen. Auch ein Weinfuß und eine Weinamphore kommen als Attribute vor. Sucellus gleicht in vielem dem Silvanus, aber seine Bedeutung bleibt schwer erkennbar. Ihn unterscheidet die Verbindung mit der Unterweltsgöttin Nantosvelta.

Das Paar wird sitzend dargestellt. Die Göttin hält an einem langen Stab ein Gebilde in die Höhe, das als Bienenkorb gedeutet wurde, doch eher einem kleinen Tempel, einer Ädikula, oder einem kleinen Hausgrabstein gleicht. Aus einem römischen Keller in Karlsruhe-Grünwinkel stammt das sitzende

Paar der Unterweltsgottheiten, von dem Sucellus mit einer Zackenkrone den langgestielten Hammer in der Rechten hält (Mus. Karlsruhe). Aus dem lothringischen Sarrebourg kommt ein weiteres Relief des Paares, das stehend dargestellt ist. Der Gott hält den langen Stiel des Hammers, die Göttin auf ebensolanger Stange ein Tempelchen in die Höhe. Auf dem Sockel darunter ist wie ein Apotropäum ein großer Rabe abgebildet, ein heiliger Vogel der Kelten und des Gottes Apollo-Lug. Ein weiteres Relief zeigt den stehenden Sucellus allein, der nicht den Hammer, sondern das Tempelchen auf der Stange in die Höhe hält (beide Museum Metz).

Den stehenden, bärtigen Hammergott gibt ein Relief aus Oberseebach wieder. Er ist bekleidet mit Tunika und Gürtel, mit Ringschließe und einem Mantel, den eine Fibel auf der Schulter hält. Mit der linken Hand umfaßt er einen Becher (Olla) und mit der rechten den langstieligen Hammer. Der Relieftteil mit Nantosvelta ist verloren (beide Mus. Straßburg).

Häufig wurden bronzene Sucellus-Statuetten gefunden, die wohl als Hausgötter verehrt wurden. Ein Tempel für Sucellus und seine Gefährtin stand neben dem Lager in Saalburg (die Reste wurden dem Straßenbau geopfert), und neuerdings sind Reste eines Sucellus-Tempels in Burgund freigelegt worden.

Über das von Nantosvelta gehaltene Tempelchen kann vielleicht ein Fund aus dem Limeskastell Hönehaus südlich von Walldürn Auskunft geben. Es ist 12,8 cm hoch mit den Bodenabmessungen 13×9,5 cm und war dem Gott der glücklichen Zufälle (Bonis Casibus) geweiht, zu datieren Ende 2./erste Hälfte 3. Jahrhundert. Die Ädikula hat auf der Giebelseite eine halbrunde Nischenöffnung und ein Loch auf der Unterseite, entspricht also etwa dem Stabhaus, wie es Nantosvelta auf der Stange emporhält<sup>37</sup>.

### *Die Muttergöttinnen*

Die Muttergottheiten, wie sie in Südgallien (der Gallia Narbonensis), in West-, Mittel- und Ostgallien und im Rheinland verehrt wurden, gelten als indo-europäisches Erbe. Sie gehen auf vorgeschichtliche Fruchtbarkeitsidole agrarischer Stammesgesellschaften zurück: „Die Frau vertritt die Stelle der Erde und setzt der Erde Muttertum unter den Sterblichen fort“ – zitiert nach J. J. Bachofen<sup>38</sup>.

Züge alter Gynaikokratie-Gesellschaften waren bei den Galliern noch lebendig und fanden gegenüber den patriarchalischen Vorstellungen der Römer neuen Ausdruck: Erdgötter behaupteten sich gegen Himmelsgötter.

Ihren eigenständigen Charakter bezeugen die Darstellungen der Muttergottheiten in einer Formensprache, für die römische Bildhauerkunst neue Ausdrucksmittel bereitstellte.

Im Rheingebiet um Köln und Bonn sind die Matres, Matronen oder einfach Mütter einzeln, zu zweit oder in Dreiergruppen mit zahlreichen lokalen, langen, zungenbrecherischen Beinamen bedacht worden: Boudunnehische, aumeanhenische, axsinginehische, audrinehische, udravarinehische, vallabnehische, andrusteische, fernovineische Matronen. Mit wenigen Silben kommen nur wenige aus: Aufanische, aflische oder malvisische Matronen.

Einzeln wird die Göttin sitzend dargestellt, im langen, faltenreichen Gewand, mit einer Früchteschale oder einem Füllhorn auf dem Schoß, manchmal begleitet von einem kleinen Mädchen oder einem Hund, der an den Cerberus erinnert. Die Mütter sind mit dem Leben und Tod gleich vertraut, und wie es Lukanus in den „Pharsalia“ sagt, ist für die Kelten der Tod nur die Mitte eines langen Lebens<sup>39</sup>.

Als Zweiergruppe halten die sitzenden Göttinnen ebenfalls Schalen mit Früchten. Auch fahrend in einem Wagen werden sie dargestellt (Mus. Dijon). Aus einer Muttergöttin und einem Gott wie Sucellus, Mars oder Merkur können auch Paare gebildet werden.

Dreiergruppen waren in Ostgallien und am Rhein beliebt. Köln, Bonn, Trier, Besançon, Dijon und Autun bieten Beispiele. Eine Triade ist stehend dargestellt, mit drei Füllhörnern und einer leeren Schale (Mus. Dijon). Meistens sitzen die Göttinnen nebeneinander in der Nische einer Ädikula auf einer Bank. Alle oder die beiden äußeren tragen den hohen runden Kopfputz der Matronen. Sie haben Füllhörner oder Körbe mit Früchten auf dem Schoß, die mittlere hält oft ein Wickelkind.

Die Fundumstände besagen etwas über ihre Bedeutung. Die in einer Villa Rustica gefundene Göttin sollte dem Haus und seinen Bewohnern Schutz gewähren. Oft beschützen die Matres Heilquellen, und Tonfiguren von Friedhöfen waren Wegbegleiterinnen ins Jenseits.

Matronentempel wurden errichtet den Vacallinehae bei Nettersheim/Pesch und den Matronis Fachinehis in Zingsheim in der Eifel, den Aufaniabus in Bonn und den Matres Treverae in Trier. Ein kleiner Tempel stand an der Nordostecke des Römerlagers in Straßburg, und auf dem Platz südlich des Münsters fand sich eine stehende Muttergöttin aus dem 3. Jahrhundert (Mus. Straßburg). Auch die Museen in Brumath und Hagenau besitzen sol-

che Darstellungen. Ein Altar und ein Relief, das die Muttergöttin sitzend mit einem Kind auf dem Arm und einem anderen, das sich anlehnt, zeigt, befindet sich in Ladenburg. Am Limes wurde den Althahenischen Matronen ein Altar geweiht (Mus. Karlsruhe). Eine kleine Tonfigur stellt die Muttergöttin sitzend mit großem runden Kopfputz dar im Museum Worms.

In der Volksmythologie und der Volkskunst haben die drei Matronen als die Drei Frauen fortgelebt: Einbet, Wilbet und Worbet. Ihre Spuren finden sich auf dem Gengenbacher Castelberg (Einbet) und in der Klosterkirche (Drei Frauen am Grabe) wie im Wormser Dom und in Alt Sankt Peter zu Straßburg (Grab der Einbet, Wilbet und Worbet; Wallfahrt kinderloser Frauen).

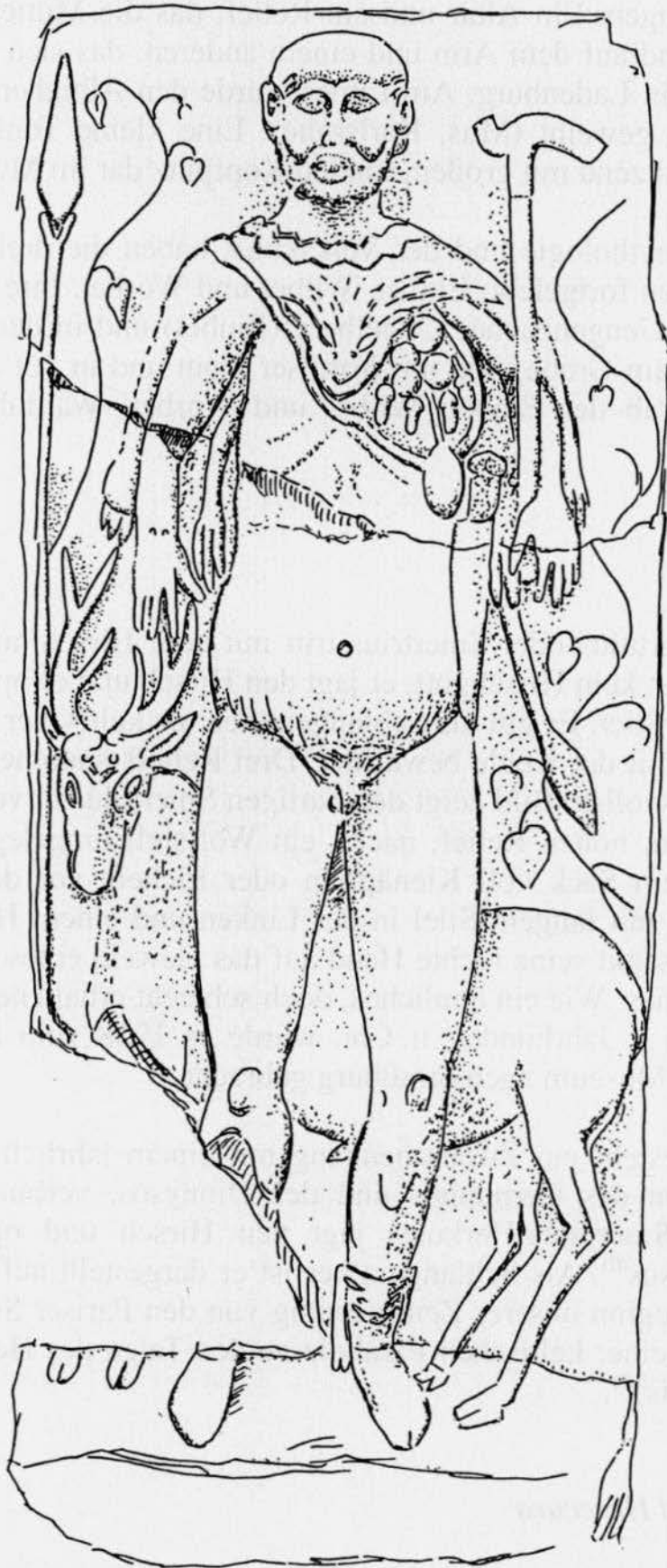
### *Smertulus*

Der Gott Smertulus oder Smertrius tritt mit dem Hirsch auf wie Cernunnos. Aber er ist kein Hirschgott, er jagt den Hirsch und er opfert ihn, er opfert auch den Stier. Er gilt als Schlangentöter, als keltischer Herkules. Wie dieser, ist er mit der Keule bewaffnet. Drei Reliefs stammen vom Donon. Das eindrucksvollste Bild zeigt den bärtigen Smertulus in voller Größe auf einem 1,76 cm hohen Relief, nackt, ein Wolfsfell umgelegt, in Jagdstiefeln, mit einem Sack voll Kienäpfeln oder Eicheln vor der Brust, einer Krummhacke mit langem Stiel in der Linken und einem Hirschfänger an der Seite. Er senkt seine rechte Hand auf das Geweih eines hinter ihm stehenden Hirsches. Wie ein ähnliches, doch schlecht erhaltenes Relief, ebenfalls aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. wurde es 1958 vom Donon ins Archäologische Museum nach Straßburg gebracht.

Nach Hatt besteht ein Zusammenhang mit einem jährlich stattfindenden Fest zu Ehren des Cernunnos und des Dionysos, verbunden mit einer Hirschjagd: Smertulus-Herkules jagt den Hirsch und opfert ihn dem Cernunnos-Esus<sup>40</sup>. Als Schlangentöter ist er dargestellt auf dem zu Ehren Jupiters zu Beginn unserer Zeitrechnung von den Pariser Schiffern errichteten Pfeiler, einer keltischen Parallele zu den Taten des Herkules (Cluny-Museum, Paris)<sup>41</sup>.

### *Dis Pater und Herecura*

Dis Pater ist eine römische Gottheit, ein reicher Unterweltsgott, der dem griechischen Pluto, dem höllischen Bruder des Zeus – Jupiter, entspricht und mit seiner Gemahlin Persephone – Proserpina ein Paar bildet. Er



*Smertulus mit dem Hirsch vom Donon. Anf. 3. Jh. n. Chr. (Archäol. Mus. Straßburg)*



herrscht über die Toten, die Unterwelt, die Nacht. An ihrem unterirdischen Altar wird dem Gott ein schwarzer Stier, der Göttin eine Kuh geopfert.

„Die Gallier geben den Dis für ihren Stammvater aus und sagen, dies sei von den Druiden überliefert worden“. Cäsar schreibt auch, daß sie daher jeden Zeitablauf nicht nach der Zahl der Tage, sondern der Nächte bestimmen („Bellum Gallicum,“ VI, 18).

Lucanus setzt den Gott mit Teutates gleich, und der fordere die gleichen Opfer („Pharsalia“). Dis Pater wird auch als Gott des Ahnenkultes angesehen und als Drachentöter.

Für Dis Pater gibt es ein Beispiel aus Niederbetschdorf im Unter-Elsaß und für das Paar Dis Pater und Herecura zwei, aus Oberseebach und aus Soultzbach (Mus. Straßburg). Aus Süddeutschland sind etwa zwanzig Weihinschriften an Dis Pater, aus Gallien kaum solche bekannt.

Eine nennt auch die Begleiterin Herecura und stammt aus Salzbach bei Ettlingen<sup>42</sup>. Ein Weihealtar für Dis Pater und Proserpina kommt aus dem Brenztal. Mit diesem werden weitere Motivbilder des Paares wie der thronenden Göttin Herecura mit einem Korb voll Früchten auf dem Schoß im Stuttgarter Landesmuseum gezeigt.

Eine 13,5 cm hohe Bronzestatue vom ausgehenden dritten Jahrhundert n. Chr. stellt den Gott dar in Stiefeln, mit einer Kutte mit Kapuze und zwei um den Leib gewundenen Stricken (Mus. Straßburg).

### *Vosegus*

Vosegus ist der Lokalgott der Berglandschaft der Vogesen und des Wasgau. Er nimmt hier die Stelle des alten römischen Waldgottes Silvanus ein, aber auch die eines weiter verbreiteten, möglicherweise vorkeltischen Gottes<sup>43</sup>.

In der lokalen Version wird er als Jagdgott von Hund und Frischling begleitet, oder er hält einen Wildschweinkopf in der Hand. Er hat als göttliche Begleiterin Hekate oder Diana in Trier, in der Pfalz, wie in ganz Nordgallien, wo sie als höchste Göttin der Kelten gilt.

Ihr Name Hekate wird zusammen mit Merkur und Vosegus auf einer nicht erhaltenen Weihinschrift genannt, die 1732 in einem Tempel auf dem Donon ausgegraben wurde<sup>44</sup>.

Vosegus ist dargestellt auf zwei Reliefs im Nordelsaß, stehend, bekleidet mit einem auf der rechten Schulter von einer Fibel zusammengehaltenen Mantel, mit Bogen und Köcher auf dem Rücken, auf dem linken Unterarme einen Frischling tragend (Museum Straßburg und Kirchenmauer Langensultzbach).

Ein stark beschädigtes Relief mit dem Namen des Vosegus aus Zinswiller bewahrt das Museum in Niederbronn. Dem zuzuordnen ist ein Eberkopf von der Wasenburg (Mus. Niederbronn). In ihrem Namen wie in dem des Wasigensteins ist der des Gottes Vosegus noch enthalten.

Eine Weihung an „Vogeso“ wurde in der Kirche von Görsdorf und in Bergzabern gefunden<sup>45</sup>. Ein weiterer Beleg für die Bekanntheit des Vosegus im nördlichen Wasgau ist der Weihealtar aus Neustadt/Weinstraße im Museum Speyer.

### *Diana*

Der Name der Diana bedeutet die Leuchtende, und sie wurde oft als Mondgöttin angesehen. In Rom hatte sie auf dem Aventin ihren Tempel und am Nemisee ein weiteres Heiligtum; einer ihrer Tempel war Männern verschlossen. Sie war Beschützerin der Frauen und der Sklaven. Wie die griechische Artemis war die Schwester Apolls die jungfräuliche Göttin der Wälder, der Wildnis, und sie jagte als Gefährtin des Herkules. In der Antike wurde sie nicht wenig gefürchtet, da sie die Opferung der Iphigenie gefordert hatte.

Symphorian von Autun, der 270 als Märtyrer starb, hat Apollo als alten Hirten bezeichnet und Diana als Mittagsgespens, das durch die Wälder streife, die Menschen erschrecke und den Beinamen Trivia oder Dreiweggöttin trage. Gregor von Tours erwähnt im 6. Jahrhundert die Darstellung der Göttin im Wagen, in dem sie schützend Felder und Weingärten durchfähre. Auch mit der großen Göttin der Kelten Rigani wird sie in Verbindung gebracht, einer Gottheit indo-europäischen Ursprungs<sup>46</sup>.

In der Antike wurde Diana von klassischen italienischen Werkstätten dargestellt mit hochgegürteter Tunika und Jagdstiefeln, mit Pfeil und Bogen, neben einem Baum stehend oder eilend in Begleitung von Hund, Hirsch oder Hasen. Die Straßburger Bronze-Diana, 15,7 cm hoch, stellt eine regionale Version dar, stehend, die Rechte auf die Hüfte gestützt mit hochgegürteter Tunika, auf der Brust eine Rundscheibe (wohl Hirschhornamulett) mit Löchern für die Tragebänder; am Fundort in der Goldschmiedgas-



*Diana vom Tempel der Straßenstation bei Friesenheim, 2.–3. Jh. n. Chr., Fund 1973 (Archäol. Mus. Freiburg)*

se, an der höchsten Stelle und dem möglichen Verteilerpunkt der Wasserleitung des Lagers, vielleicht zu einem Nymphäum gehörend<sup>47</sup>. Der Kopf einer Steinfigur fand sich beim Broglie-Platz (Banque de France).

Im 16. Jahrhundert berichtet Beatus Rhenanus von einem Diana-Bild in Ebersmünster, das verloren ist. Ein Reliefbild der Göttin gelangte aus dem Wald bei Niederbetschdorf ins Westercamp-Museum nach Weissenburg. Aus dem Dekumatenland ist eine Weihinschrift von Baden-Baden, ein kleiner Diana-Tempel mit qualitativem Torso von Friesenheim (Mus. Freiburg) und ein Altar von Marbach, von Tribokern geweiht, bekannt. Reste eines Apollo und Diana geweihten Umgangstempels in Augst sind dem Straßenbau gewichen.

Auf dem Donon hat Diana (hier als Hekate) zum Begleiter den Lokalgott Vogesus und Merkur und im pfälzisch-lothringischen Grenzgebiet den Waldgott Silvanus, in Bad Niederbronn Gott Apollo wie in Hambach, hier einer Gruppe von acht Gottheiten angehörend.

Die Waldbewohner der Ardennen und des Schwarzwaldes haben der Diana eigene Namen gegeben.

Die Göttin tritt auf als Quell- und Fluß-Nymphe, Herrin von Wald und Wild, als gutartige oder aber bösertige Fee, auf einsamen Höhen des Schwarzwaldes als Dea Abnoba und in den Ardennenwäldern als Dea Arduinna. Der Name Mons Abnoba steht für Schwarzwald in der „Germania“ des Tacitus (55–115 n. Chr.) wie bei Plinius (23–79 n. Chr.). In diesem Gebiet haben sich mehrere Namensbeispiele erhalten. Auf die Lokalgöttin weisen hin ein Altar der Deana Abnoba in Mühlenbach im Kinzigtal (Fund von 1778, Mus. Offenburg), eine verlorene Weihinschrift vom Brandsteig und ein ebenfalls verlorener Votivstein vom Kastell Waldmössingen jenseits des Schwarzwaldes. Ein Bildrelief in Sankt Georgen von der Brigachquelle zeigt Diana Abnoba mit einem Hasen zusammen mit dem Gott Cernunnos und einer dritten Gottheit<sup>48</sup>.

Ein weiterer Altarstein ist der Diana Abnoba und den Deae Quadriviae, den Vierwegegöttinnen, gewidmet (Mus. Pforzheim)<sup>49</sup>.

Die Abnoba wurde noch weiter östlich verehrt. Im Cannstatter Lagervicus gehörte ihr und der Magna Mater ein Tempel, und auch ein Altar war ihr geweiht (Mus. Stuttgart). Aus Sindelfingen stammt ein Reliefbruchstück: Die Göttin greift über ihre rechte Schulter nach einem Pfeil im Köcher so wie auf einem Relief aus Karlsruhe-Mühlburg mit der Inschrift „Deae Abnobae“ – Der Göttin Abnoba (Mus. Karlsruhe)<sup>50</sup>.

Der Hüterin der Heilquelle in Badenweiler war ein Altar mit der Inschrift „Deae Abnobae“ geweiht, der 1784 bei der Badruine gefunden wurde und sich noch dort befindet. Etwa zehn Darstellungen der Dea Abnoba aus Baden-Württemberg sind bekannt.

Weniger häufig sind die der Arduinna. Eine Bronzefigur der Göttin, auf einem Eber reitend, befindet sich in der Pariser Nationalbibliothek<sup>51, 52</sup>. Ein Steinrelief der Diana Arduinna aus dem Ardennengebiet, stehend, von Hund und Hirsch begleitet, stammt von Klüsserath bei Detzem (Mus. Trier).

### *Cernunnos*

Eine keltische Erfindung: Darauf lassen der keltische Name, die beschränkte Verbreitung und die Attribute des Gottes schließen. Der Gott wird im Buddha- oder Schneidersitz dargestellt, ein Hirschgeweih auf dem Kopf, eine Schale in der Hand, der sich zwei Schlangen mit Widderköpfen nähern, oder ein Sack steht vor ihm, aus dem Münzen quellen und auf einen Hirsch und einen Stier zuströmen. Der Gott ist von Tieren umgeben.

Er trägt einen oder zwei Halsringe, Torques, am Geweih, am Hals oder hält sie in den Händen. Auch mit Hirsch, Hund und Wolf inmitten von Tieren sitzend wird er dargestellt, eine Schlange in der einen, einen Halsring in der anderen Hand, einen zweiten um den Hals. Solche Bilder vermitteln der Kessel von Gundstrup aus dem 2. oder 1. Jh. vor Chr. und der Pariser Schiffer-Pfeiler aus dem 1. Jh. nach Chr. Ähnliches war der klassischen Antike unbekannt, und die Entstehung solcher Vorstellungen von einer Halb-Tier-Halb-Menschen-Gestalt kann gut als jungsteinzeitliche Jagdmagie zur Vermehrung des Wildes gedeutet werden<sup>53</sup>.

Hirsche und Hirschgespanne gibt es als Felszeichnungen von Skandinaviern bis ins norditalienische Val Camonica (Brescia). Diese in den Ostalpen gelten als Jagd- und Fruchtbarkeitszauber, sind wohl die frühesten und reichen bis in die Eisenzeit. Das Hornsymbol bedeutet Kraft, die lebt, stirbt und wiederentsteht im Rhythmus der Natur. Die Schlange ist das Tier der Unterwelt, der Hirsch das Totentier, das als besonders heilig geschätzt wurde. Ein weiteres archaisches Element ist der Schneidersitz, bei den Kelten seit dem 3. vorchristlichen Jahrhundert nachzuweisen, der auf die Induskultur zurückgeht. Geweih und Halsring wurden bei Berührung der Donaukelten mit den Skythen übernommen. Die Verstärkung durch Verdoppelung oder Verdreifachung der Attribute oder der Köpfe keltischer Götter ist von den Slawen, den Griechen und aus Indien bekannt.

Zeitgenössische literarische Zeugnisse ließ die ausschließlich mündliche Überlieferung der Druiden nicht zu. Dennoch hat sich in Irland, das keinerlei römische Einflüsse erlebt hat, keltische Mythentradition erhalten, die (mit Vorsicht) zur Deutung solcher Götterbilder herangezogen werden kann. Nicht Eindeutigkeit und Klarheit, sondern Wandelbarkeit und Mehrdeutigkeit sind diesen keltischen Mythen wie den Darstellungen eigentümlich. Damit muß man sich abfinden. Eine Episode, die Geoffroy de Montmouth (1154) schildert, scheint Cernunnos in die Nähe Merlins zu rücken, des Beraters König Arthurs. Der Zauberer Merlin ist in Rom, heißt es dort. Er tritt auf als wilder Waldmensch und als Hirsch mit Zehnergeweih, mit verdrehten Händen und Füßen, schwarzem langem Haar, wunderbar alt und krumm, in Wolfsfelle gekleidet, mit Riesenohren an einem Riesenkopf, so groß wie ein Kalbskopf, mit einer großen Keule, begleitet von einer Herde Hirschen, Hindinnen, Damhirschen und Rotwild.

Merlin wird von den Römern durch die Straßen gejagt und findet Zuflucht an Cäsars Hof. Nach einem Speiseopfer im Eichenwald deutet ihm der Zauberer, Seher, Dichter und lachende Narr einen Traum und verabschiedet sich. In hebräischen Buchstaben auf eine Tür geschrieben, hinterläßt er eine Nachricht: Alle, die dies lesen, sollen wissen, daß der große geweih-

tragende Hirsch, der in Rom gejagt wurde und der wilde Mann, der dem Kaiser seinen Traum gedeutet hat, Merlin gewesen ist. Merlins Reittier ist der Hirsch, seine Waffe das Hirschgeweih. Er reißt es vom Kopf, wirft es auf seinen Gegner und zertrümmert den Schädel<sup>54</sup>.

Für die eigentümliche Buddha-Sitzhaltung des Cernunnos gibt es außer dem Pariser Pfeiler und dem Gundestrup-Kessel in Kopenhagen Beispiele in Reims, Epinal, Autun und Vendeuvres. Dazu gehört eine Bronzestatue in Mainz (RGZM).

Stehend ist er mit dem Hirsch abgebildet, auf dem Briga-Stein in Sankt Georgen, auch der als Smertrius interpretierte stehende Hirschgott vom Donon könnte den Cernunnos darstellen (Mus. Straßburg). Mit Füllhorn, Hirsch und Stier erscheint er auf einem Relief vom Titelberg (Mus. Luxemburg). Seine vielfache Wirkung soll Cernunnos mit drei Köpfen demonstrieren wie in Langres, Beaune und Les Bolards-Nuits-Saint Georges. Aber auch einer weiblichen Gottheit wird das Geweih als Attribut beigegeben, so in Clermont-Ferrand.

### *Hausgräber*

Im Gebiet der Mediomatriker um ihren Hauptort Metz, das bis zum Rhein reichte, treten häufig Grabhäuser oder Hausgräber, Hausgrabsteine oder Hüttengrabsteine auf, die auch als Opferschreine oder Votivhäuschen bezeichnet werden. Sie kommen nicht vor in der Enklave, die den suebischen Tribokern innerhalb des Mediomatrikergebiets im Wasgau um den Hauptort Brumath, Brocomagus, nach dem Sieg Cäsars über Ariovist nach 70 v. Chr. eingeräumt wurde.

Nach Linckenhelds Erkenntnissen sind es Aschenurnen aus Stein; dem unterirdischen Totenhaus entspricht der darüber sichtbare Hausgrabstein. Diese Nachfolger der schon im Saale-Elstergebiet bekannten La-Tène-zeitlichen Aschenurnen aus Ton sind auf Berggebiete beschränkt. Sie gehen also nicht auf römischen Einfluß zurück, allerdings haben sie sich später in römischer Zeit zu größeren Denkmälern vom Typ der Igeler Säule weiterentwickelt<sup>55</sup>.

Der verbreitetste Typus im Mediomatrikergebiet trägt auf der Giebelseite Zeichen von Sonne (Kreis, Rad, Rosette, Blätter) oder Mond (Sichel), später auch Akroterien. Das Loch am unteren Rand öffnet den Zugang zur Unterwelt. Es kann als kleines Tor oder als Nische ausgebildet sein, die eine weibliche Büste aufnimmt (Wasserwald, selten). Zwei aneinanderge-



*Hausgrabstein vom Grafenstein bei Zabern, Anfang 3. Jh. n. Chr. (Archäol. Mus. Straßburg)*

setzte Hausgräber bilden ein Doppelgrabmal. Die verschiedenen Formen sind zu finden in den Museen von Metz, Nancy, Zabern und Straßburg. Ein Hausgrabstein mit Höhlung für die Aschurne kommt aus Rottenburg (Mus. Stuttgart).

Deutlichen Hinweis auf die Unterwelt gibt die Göttin des Totenreichs, Nantosvelta. Sie hält auf einer Stange einen kleinen Hausgrabstein in die Höhe, der einer Ädikula ähnelt. Der Fund in einem Odenwald-Limeskastell, ein 12,8 cm hohes Votivhäuschen oder Opferschrein, entspricht etwa diesem Attribut der Nantosvelta<sup>56</sup>.

Für eine Bestätigung solcher Zusammenhänge fehlen weitere Belege.

### *Zusammenfassung*

Die religiösen Vorstellungen der Gallier wurden von der römischen Staatsreligion überlagert. Doch die Volksreligion der Besiegten blieb als breiter Untergrund lebendig. Die Vielzahl der Stämme und Clans mit eigenen Überlieferungen sorgte für große Vielfalt der Gottheiten. Für den Zusammenhalt sorgten die Druiden bis zur Verdrängung und Verfolgung durch die Römer. Die Konzentration religiöser Denkmale aus drei bis vier Jahrhunderten auf wenige Museen läßt vergessen, daß diese Bilder, Säulen und Altäre über die ganze Landschaft verstreut und allgegenwärtig waren. Sie markierten hervorragende Plätze der Götterverehrung im Alltag wie im Jahreslauf, im Leben des einzelnen wie des Stammes: Heiligtümer an gemeinsamen Grenzpunkten von Stämmen, Tempel in den Städten, Jupiter-säulen auf Märkten und Plätzen, bei Gutshöfen, Wegegötter an Kreuzwegen, Grabmäler auf Friedhöfen an den Straßen vor der Stadt.

Die soziale Zusammensetzung der Bevölkerung und örtliche Traditionen bestimmten, je nach den Erwartungen, die Auswahl der Götter, verschieden für Handwerker, Kaufleute, Beamte, Garnisons- oder Handelsort, für Kastell oder Vicus, für Grenzlage oder Hinterland, beeinflusste auch Qua-

lität, Größe und Quantität der Denkmäler. Jupiter-Taranis hatte seinen Platz eher auf dem Land als Bild alter Erd- und neuer Himmelsgötter, Herkules im Garnisonsort, Minerva oder Vulkan in der Handwerkersiedlung, Merkur mit Rosmerta fast überall, Epona dort, wo das Pferd unentbehrlich war, die Matres bei den Quellen, bei den Toten, im Dorf und im Haus.

Schon früh halfen die Kultbilder dem Menschen auf seinen immer gefährdeten Wegen. Viele keltische Traditionen wurzelten noch in den Vorstellungen alter Agrargesellschaften, die mit Opfern versuchten, unberechenbare Naturmächte wohlwollend zu stimmen. Barbarische Opferbräuche waren nach Kontakten mit Rom längst veredelt worden. Die Pax Romana brachte nach der Eroberung Friedenszeiten und tiefgreifende Veränderungen, einen Wechsel mit tiefer Verunsicherung. Um so wichtiger wurden die Götterbilder. Sie dienten der Orientierung nach dem Zusammenbruch, verkörperten eine in den Boden eingeschriebene traditionelle göttliche Ordnung, die allgegenwärtig war, ein Buch, das die Gallier zu lesen verstanden, eine Bestätigung ihrer Identität unter der römischen Neuordnung in dem völlig anderen Geist der griechisch-römischen Antike. Diese religiösen Zeugnisse der keltischen Götterwelt waren die letzten, bevor sie mit dem römischen Pantheon von christlichen Vorstellungen abgelöst wurden.

#### *Literatur in Auswahl*

- Bachofen, Johann Jakob, Mutterrecht und Urreligion, Stuttgart 1984.  
Bauchhenss, Gerhard, Jupitergigantensäulen, Stuttgart 1976.  
Bauchhenss, G., Noelke, P., Die Jupitersäulen in den germanischen Provinzen Germania Superior, Germania Inferior, Bonn 1981.  
Bittel, Kimmig, Schiek, Die Kelten in Baden-Württemberg, Stuttgart 1981.  
Boulenger, Jacques, Les romans de la Table ronde, Paris 1971.  
Cämmerer, Bernhard: Frd. Mitt. v. Dr. Bernhard Cämmerer, Karlsruhe, v. 9. 12. 1981.  
Deyts, Simone, Images des dieux de la Gaule, Paris 1992.  
Dumézil, Georges, La religion romaine archaïque, Paris 1966.  
Duval, Paul-Marie, Les dieux de la Gaule, Paris 1976.  
Duval, Paul-Marie, Gallien, Stuttgart 1979.  
Eliade, Mircea, Das Heilige und das Profane, Hamburg 1957.  
Filtzinger, Planck, Cämmerer, Die Römer in Baden-Württemberg, Stuttgart 1976.  
Fingerlin, Gerhard, Ein Merkurrelief aus der römischen Straßenstation „Brandsteig“, Gemeinde Schenkenzell, Kreis Rottweil, in Arch. Ausgr. in Baden-Württemberg 1983.  
Frazer, James George, Der goldene Zweig, Frankfurt 1977.  
Grenier, Albert, Manuel d'archéologie gallo-romaine. Les monuments des eaux, Paris 1960.  
Halbwachs, Maurice, Das kollektive Gedächtnis, Frankfurt 1985.  
Hatt, J.-J., Observations sur quelques statuettes gallo-romaines en bronze du Musée de Strasbourg. Revue archéol. de l'Est et du Centre-Est, 1961, 135–137.



- Hatt, Jean-Jacques, Inventaire des collections publiques françaises, Strasbourg, Sculptures antiques régionales, Paris 1964.
- Hatt, J.-J., Histoire de la Gaule Romaine, Paris 1966.
- Hatt, J.-J., Les dieux gaulois en Alsace, Rev. arch. de l'Est, 1971.
- Hatt, J.-J., Petry, F., Le sanctuaire de la Wasenbourg de Niederbronn (Bas-Rhin), Cahiers Alsaciens d'Arch., d'Art et d'Hist. 1972.
- Hatt, J.-J., Die keltische Götterwelt und ihre bildliche Darstellung in vorrömischer Zeit, in: Die Kelten in Mitteleuropa, Salzburg 1980.
- Hatt, J.-J., Eine Interpretation der Bilder und Szenen auf dem Silberkessel von Gundestrup, in: Die Kelten in Mitteleuropa, Salzburg 1980.
- Hatt, J.-J., Mythes et dieux de la Gaule, Paris 1989.
- Heinz, W., Der Altar der Diana Abnoba in Badenweiler, in: Arch. Nachr. a. Baden, 27, 1981.
- Hetzl, Alfred, Römische Funde in Eckartsweier, Ortenau 1992.
- Hubert, Henri, Les Celtes depuis l'époque de la Tène et la civilisation celtique, Paris 1974.
- Kat. Les dieux de la Gaule romaine, Luxembourg, 1989.
- Kat. Das keltische Jahrtausend, München/Rosenheim, 1993.
- Linckenheld, Emile, Les stèles funéraires en forme de maison chez les médiomatriques en Gaule, 1927.
- Linckenheld, Emile, Répertoire de l'arrondissement de Sarrebourg, Sarrebourg 1929.
- Markale, Jean, L'épopée celtique d'Irlande, Paris 1971.
- Petry, François, La vie religieuse du Strasbourg romain, in: – 12 aux origines des Strasbourg, 1988.
- Schallmeyer, E., Neue Denkmäler des Jupiterkultes aus Nordbaden, in Arch. Nachr. a. Baden 40/41, 1988.
- Struck, W., Späthallstattzeitliche Siedlungsspuren und eine römische Straßenstation bei Friesenheim, Ortenaukreis, in Arch. Nachr. a.B. 16. 1976.
- Thevenot, Emile, Histoire des Gaulois, Paris 1966.
- Thevenot, Emile, Divinités et sanctuaires de la Gaule, Paris 1968.
- Vendryes, J., La religion des Celtes, Paris 1949.
- de Vries, Jan, Keltische Religion, Stuttgart 1961.
- Wagner-Roser, S., Ein „Hermerakles“-Fortuna-Relief aus der Ortenau, Arch. Nachr. a. Baden 43, 1990.
- Wiegels, R., Ein römisches Inschriftenhäuschen aus dem Kleinkastell Hönehaus (Odenwald), Arch. Nachr. a. Baden 15, 1975.

### Anmerkungen

- 1 Thevenot 1966, S. 31, 96.
- 2 Deyts 1992, S. 141.
- 3 Hatt 1980, S. 53.
- 4 Hatt 1989, S. 39, 40, 57.
- 5 Hatt 1971, S. 205.
- 6 Hatt 1989, S. 189.
- 7 Duval 1976, S. 74.
- 8 Bauchhenss 1976, S. 16.
- 9 de Vries 1961, S. 30.

- 10 Thevenot 1968, S. 28.
- 11 Cämmerer 1981.
- 12 Petry 1988, S. 87, 88.
- 13 Hatt 1971, S. 208.
- 14 Linckenheld 1929.
- 15 Hatt 1971, S. 208.
- 16 Hatt 1989, S. 147.
- 17 Thevenot 1966, S. 94.
- 18 Hatt 1989, S. 45.
- 19 Hatt 1989, S. 210.
- 20 Frazer 1977, S. 956.
- 21 de Vries 1961, S. 98.
- 22 Hatt 1989, S. 48.
- 23 Hatt 1989, S. 113.
- 24 Duval 1979, S. 327.
- 25 Hatt 1971, S. 216–219.
- 26 Hatt 1989, S. 160.
- 27 Hatt 1989, S. 216.
- 28 Cämmerer 1981.
- 29 Hatt 1989, S. 30.
- 30 Hatt 1989, S. 256.
- 31 Thevenot 1968, S. 104.
- 32 de Vries 1961, S. 61.
- 33 Hatt 1989, S. 20.
- 34 Thevenot 1968, S. 185–189.
- 35 Deyts 1992, S. 51–57.
- 36 Filtzinger 1976, S. 214.
- 37 Wiegels 1975, S. 16–23.
- 38 Bachofen 1984, S. 147.
- 39 Markale 1971, S. 15.
- 40 Hatt 1989, S. 87.
- 41 Duval 1976, S. 97.
- 42 de Vries 1961, S. 81.
- 43 Hatt 1989, S. 88.
- 44 Hatt 1971, S. 226.
- 45 Hatt 1971, S. 226, 227.
- 46 Hatt 1989, S. 31, 270.
- 47 Hatt 1961, S. 135–137.
- 48 Bittel 1981, S. 477.
- 49 Filtzinger 1976, S. 240.
- 50 Filtzinger 1976, S. 189, 327.
- 51 Duval 1976, S. 52.
- 52 Deyts 1992, S. 47.
- 53 de Vries 1961, S. 167.
- 54 Boulenger 1971, S. 118–124.
- 55 Linckenheld 1927, S. 123, 130, 142.
- 56 Wiegels 1975, S. 16–23.

Herkunft der Abbildungen: Carl-Helmut Steckner

# Zur Identifizierung des „Beinstabs“ von der Willenburg bei Schiltach

*Hans Harter*

Die in den Jahren 1959–1970 durchgeführten Grabungen auf dem „Schlöbleberg“ (663 m ü. d. M., Gemarkung Schiltach, Landkreis Rottweil), die die Reste einer hochmittelalterlichen Burganlage ans Tageslicht brachten<sup>1</sup>, haben Forschungsprobleme aufgeworfen, die zum Teil bis heute nicht gelöst sind. Von historischer Seite konnte immerhin der Name „Willenburg“ festgestellt und darüber hinaus, durch die Erhellung des geschichtlichen Umfeldes, eine zähringisch-teckische Herrschaftsburg des 12./13. Jahrhunderts wahrscheinlich gemacht werden<sup>2</sup>. Kaum geleistet wurde bisher die archäologische Aufarbeitung der Bodenfunde, mit Ausnahme der dendrochronologischen Untersuchung eines Balkenstücks, die ein Fällungsjahr zwischen 1194–1200 erbrachte<sup>3</sup>.

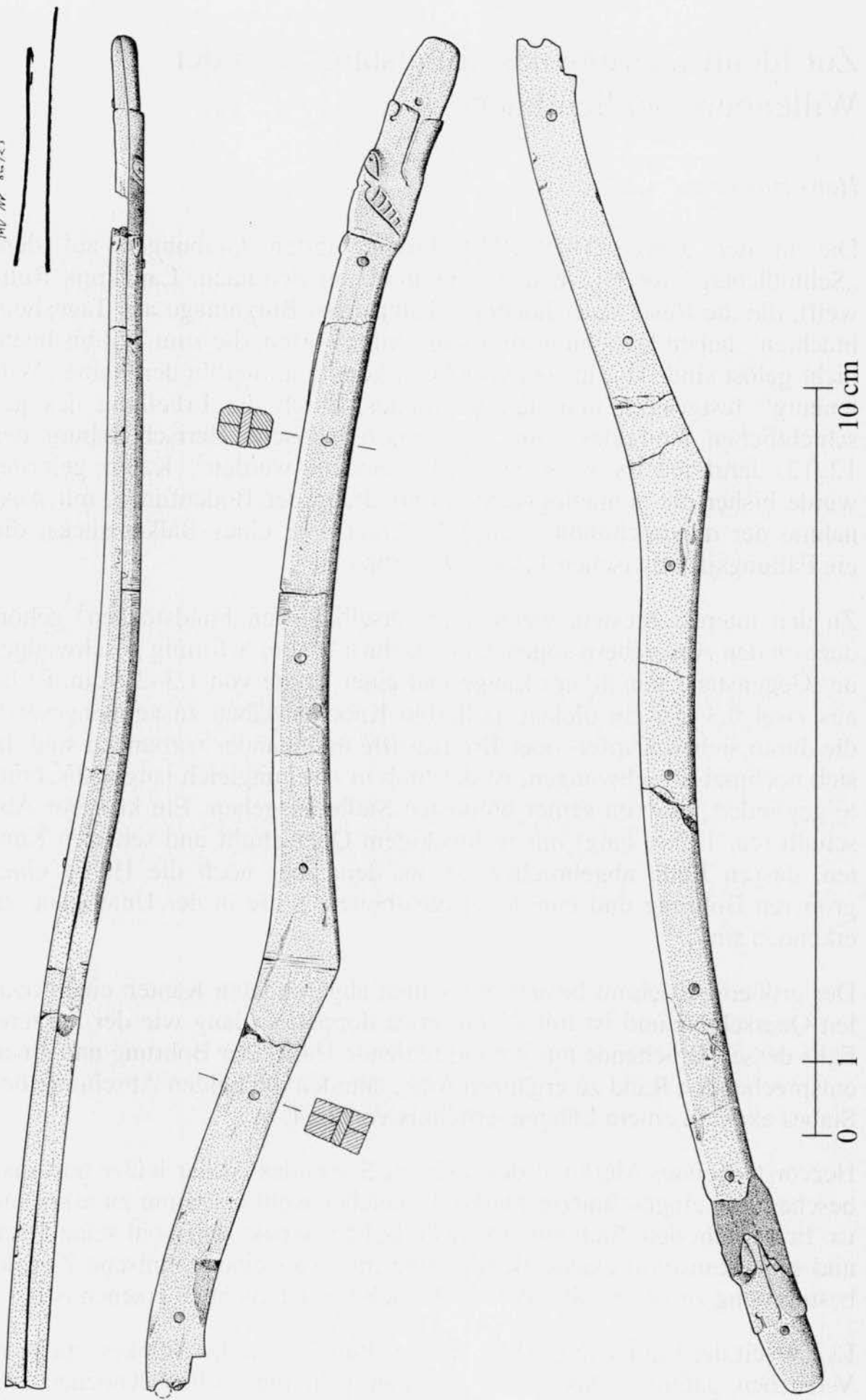
Zu den interessantesten, wenn auch rätselhaftesten Fundstücken<sup>4</sup> gehört der von den Ausgräbern sogenannte „Beinstab“, ein S-förmig geschwungener Gegenstand von 40 cm Länge und einer Breite von 1,3–2,3 cm. Er ist aus zwei 0,3–0,6 cm dicken, polierten Knochenstäben zusammengesetzt, die durch sieben Kupfer- oder Bronzestifte miteinander verbunden sind. In sich nochmals geschwungen, ist der Stab in zwei ungleich lange Abschnitte gegliedert, die von seiner breitesten Stelle ausgehen: Ein kürzerer Abschnitt (ca. 13 cm lang) mit rechteckigem Querschnitt und scharfen Kanten, dessen Ende abgebrochen ist, an dem aber noch die Hälfte einer größeren Bohrung und eine herausgearbeitete Stufe in der Unterkante zu erkennen sind.

Der größere Abschnitt besitzt mit seinen abgerundeten Kanten einen ovalen Querschnitt und ist mit 27 cm etwa doppelt so lang wie der kürzere. Falls dessen Bruchende nur um die fehlende Hälfte der Bohrung und einen entsprechenden Rand zu ergänzen wäre, stünden die beiden Abschnitte des Stabes exakt in einem Längenverhältnis von 2 : 1.

Hervorstechendes Merkmal des anderen Stabendes ist der leider teilweise beschädigte, eingeschnitzte Tierkopf, welcher wohl als Hund zu erkennen ist. Er verleiht dem Stab einen künstlerischen Aspekt, wiewohl seine Form und seine kunstvoll-exakte Bearbeitung ihm eher eine technische Zweckbestimmung zuweisen läßt, die auf Anhieb freilich nicht zu ersehen ist.

Es hat seit der Entdeckung 1965 und der Publikation des Stückes<sup>5</sup> nicht an Versuchen gefehlt, „das Rätsel um den geheimnisvollen Knochen“ zu

Schulfindel / 10 Hakenbohrer  
Inv. Nr. 85/23



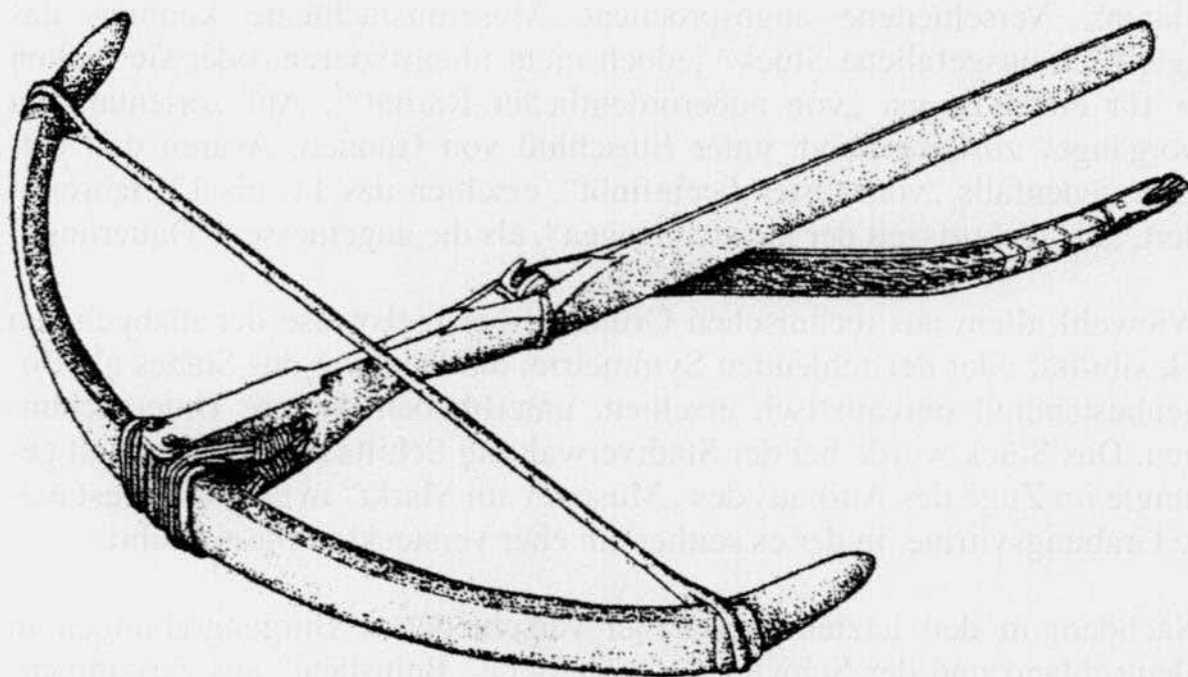
klären<sup>6</sup>. Verschiedene angesprochene Museumsfachleute konnten das „gänzlich ausgefallene Stück“ jedoch nicht identifizieren, oder sie hielten es für einen Bogen „von außerordentlicher Rarität“<sup>7</sup>. Auf „orientalische Vorgänge“ zurückgehend, unter Einschluß von Hunnen, Avaren und Ungarn, jedenfalls „vom Osten beeinflußt“, erschien das 11. bis 12. Jahrhundert, „die Geburtszeit der meisten Bogen“, als die angemessene Datierung<sup>8</sup>.

Wiewohl allein aus technischen Gründen, beispielsweise der mangelnden Flexibilität oder der fehlenden Symmetrie, die Deutung des Stabes als Bogenbestandteil unrealistisch erschien, unterblieben weitere Untersuchungen. Das Stück wurde bei der Stadtverwaltung Schiltach deponiert und gelangte im Zuge des Aufbaus des „Museum am Markt“ in eine dort gestaltete Grabungsvitrine, in der es seither ein eher verstecktes Dasein führt.

Nachdem in den letzten Jahren bei verschiedenen Burgengrabungen in Deutschland und der Schweiz ganz ähnliche „Beinstäbe“ aus Zusammenhängen des 10.–12. Jahrhunderts zutage kamen, die 1992 in Speyer bei der Salierausstellung präsentiert wurden<sup>9</sup>, kann nun auch das Stück von der Willenburg seiner Identifizierung zugeführt werden. Wie dieses, so bestehen die Vergleichsstücke aus Knochen (oder Hirschgeweih), haben ähnliche Dimensionen von etwa 30–40 cm Länge und sind aus zwei Schalen zusammengesetzt, die mit Stiften verbunden wurden. Auch die geschwungene Form und die Gestaltung der beiden Enden – Tierkopf bzw. Bohrung und Stufen – gleichen sich<sup>10</sup>, so daß ihnen, die als *Armbrust-Abzugsbügel* bestimmt sind, der Willenburger Stab zur Seite gestellt werden kann<sup>11</sup>. Er ist nicht nur ein relativ großes, sondern auch besonders gut erhaltenes Exemplar dieser Gattung, die einen fortgeschrittenen Mechanismus in der Entwicklung dieser Waffe darstellt<sup>12</sup>.

Bereits den Römern als Kriegs- und Jagdwaffe bekannt, ist die Armbrust in West- und Nordeuropa wiederum seit dem 10. Jahrhundert in Schrift- und Bildquellen nachzuweisen und wurde beispielsweise von den Rittern des 1. Kreuzzuges (1096–1099) als Waffe von durchschlagender Schußkraft gebraucht. Eine Armbrust besteht aus zwei aus Holz gefertigten Teilen, dem Bogen und dem quer dazu angebrachten „Baum“, der den Feststellmechanismus beherbergt. Dieser bestand im Hochmittelalter aus einer sogenannten „Nuß“, einer kleinen, in dem Baum eingepaßten Walze aus Hirschgeweih, und dem stabförmigen Abzugsbügel, dessen Zweischaligkeit ihm eine erhöhte Bruchfestigkeit verlieh.

Die Nuß hielt mittels in sie eingeschnittener Kerben die Bogensehne und das Schaftende des Armbrustbolzens fest, und eine dritte Kerbe nahm von unten den Abzugsbügel auf, dessen Spitze in die Nuß einrastete und sie,



*Rekonstruktion einer Armbrust mit sogenanntem Nußschloß und einem reich verzierten Abzugsbügel. Abbildung aus: „Das Reich der Salier 1024-1125“, mit freundlicher Genehmigung des Jan Thorbecke Verlages, Sigmaringen.*

unter Spannung des Bogens, in Position hielt. Bei dem Exemplar von der Willenburg ist diese Spitze leider abgebrochen, doch ist noch die Bohrung zu erkennen, die den Achsstift aufnahm, der die Stange im Baum befestigte und um die sie drehbar war. Die Stufe an der Unterkante dieses Stangendes paßte in ein entsprechendes Widerlager in der Aushöhlung des Armbrustbaumes und diente dazu, den starken Druck der gespannten Sehne auf Nuß und Abzugsbügel abzufangen. Der Schuß wurde gelöst, indem der mit dem Tierkopf verzierte Griff des Bügels nach oben gezogen und seine Spitze damit aus der Nuß herausgedreht wurde. Sie war freigegeben und drehte sich, dem starken Druck der Sehne nachgebend, wobei der Bolzen aus dem Baum herausgeschleudert wurde.<sup>13</sup>

Da zum Fundgut der Willenburg auch eiserne Armbrustbolzen gehören<sup>14</sup>, kann das Vorhandensein einer solchen Waffe auf dieser Burg nicht überraschen, die vor allem auch zur Verteidigung hinter schützenden Mauern eingesetzt wurde. Der 40 cm lange Abzugsbügel läßt auf eine Gesamtlänge der Armbrust von etwa 70 cm schließen<sup>15</sup>, deren aus Holz gefertigter Baum und Bogen sich im Boden nicht erhalten haben, während die Nuß (bisher) nicht gefunden wurde.

Vom Typus her also eine „Armbrust mit Nußschloß“<sup>16</sup>, gleicht der erhaltene romanische Abzugsbügel von der Willenburg Funden, die ins 10. bzw.

11. Jahrhundert datiert sind.<sup>17</sup> Ob diese Zeitstellung auch für das Willenburger Stück gilt, müßte genauer untersucht werden. Es dürfte jedenfalls eine frühe Existenz dieser Burg, im 12. Jahrhundert etwa, bestätigen. Darüber hinaus steht es, jetzt als *Armbrust-Abzugsbügel* identifiziert, für eine seltene Art von Funden aus hochmittelalterlicher Zeit, die nicht nur technisch verblüffen, sondern auch künstlerisch beeindruckend.

#### Anmerkungen

- 1 Vgl. die Grabungsberichte: F. Schmider, Die Grabungen auf der Willenburg bei Schiltach, in: Die Ortenau 42 (1962), S. 158–163; ebd. 44 (1964), S. 178–183; ebd. 46 (1966), S. 140–144; ebd. 48 (1968), S. 225–232; Laib, F., und Pfau, H., Die Grabungen auf der Willenburg bei Schiltach, in: Die Ortenau 51 (1971), S. 110–116.
- 2 Vgl. dazu neuerdings: H. Harter, Adel und Burgen im oberen Kinziggebiet. Studien zur Besiedlung und hochmittelalterlichen Herrschaftsbildung im Mittleren Schwarzwald, Freiburg/München 1992 (= Forschungen zur Oberrheinischen Landesgeschichte Bd. 37), S. 286 ff., wo auch die ältere Literatur verzeichnet ist.
- 3 Vgl. ebd., S. 287, Anm. 167.
- 4 Vgl. zu ihrer Dokumentation die Grabungsberichte (wie Anm. 1) und: Schiltach. Schwarzwaldstadt im Kinzigtal, hg. von der Stadt Schiltach, bearb. von H. Harter und E. Harter-Bachmann, Freiburg i. Br. 1980, S. 50–53. Ein Teil der Funde ist heute im Schiltacher „Museum am Markt“ ausgestellt.
- 5 F. Schmider 1966 (wie Anm. 1), S. 142 ff.
- 6 Ebd., S. 142.
- 7 Ebd.
- 8 Ebd., S. 142, 144.
- 9 Vgl. A. Kluge-Pinsker, Bogen und Armbrust, in: Das Reich der Salier 1024–1125. Katalog zur Ausstellung des Landes Rheinland-Pfalz, Sigmaringen 1992, S. 96–99.
- 10 Vgl. ebd.
- 11 Diese Zuordnung bestätigte Frau Dr. A. Kluge-Pinsker, Römisch-Germanisches Zentralmuseum Mainz, die Bearbeiterin der entsprechenden Vitrine der Salierausstellung (freundliche Mitteilung an den Verfasser vom 15. 6. 1992).
- 12 Wie Anm. 9, S. 97.
- 13 Diese Ausführungen beruhen auf der Darstellung von A. Kluge-Pinsker (wie Anm. 9).
- 14 Vgl. Laib, F., und Pfau, H. (wie Anm. 1), S. 111.
- 15 Vgl. A. Kluge-Pinsker (wie Anm. 9), S. 97.
- 16 Vgl. ebd.
- 17 Vgl. ebd., S. 98 f., Nr. 2: Armbrust-Abzugsbügel aus Braunschweig (10. Jahrhundert); Nr. 5: Armbrust-Abzugsbügel von der Burg Altenberg im Kanton Basel-Land (11. Jahrhundert). – Vgl. auch: Anm. 11.

Herrn Dr. Peter Schmidt-Thomé, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg, bin ich für Ratschläge und für die durch ihn ermöglichte zeichnerische Dokumentation des Willenburger Abzugsbügels zu Dank verpflichtet.

Zu danken ist auch dem Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen, für die Genehmigung des Abdrucks der Armbrust-Abbildung. Sie ist entnommen aus: Das Reich der Salier 1024–1125. Katalog zur Ausstellung des Landes Rheinland-Pfalz, veranstaltet vom römisch-germanischen Zentralmuseum Mainz, Forschungsinstitut für Vor- und Frühgeschichte, in Verbindung mit dem Bischöflichen Dom- und Diözesanmuseum Mainz, Jan Thorbecke Verlag 1992, S. 96.

## Zwei ehemalige Burgen im Bühlertal: Wartenburg und Bernstein

*Suso Gartner*

Burgen und Schlösser sind wichtige Zeugnisse unserer Vergangenheit. Als militärische, wirtschaftliche und rechtliche Brennpunkte mittelalterlicher Herrschaftsorganisation dokumentieren sie Ordnungs- und Machtansprüche des hohen und niederen Adels einer Landschaft. Die erhaltenen Festen mit ihren Bergfrieden und Wohngebäuden künden oft noch heute von dem ehemaligen Glanz und der Pracht ihrer ehemaligen Bewohner und haben schon sehr früh das Interesse der Geschichtsforschung erregt. Dagegen ist den spärlichen Hinweisen oder Überresten ehemaliger Burgstellen nur selten die ihnen gebührende Beachtung geschenkt worden.

### *Die Wartenburg in der Liehenbach*

Von dieser ehemaligen Burg kennen wir bis heute nur den Namen und die ungefähre Lage. A. Krieger weist in seinem Topographischen Wörterbuch des Großherzogtums Baden<sup>1</sup> auf ein Güterverzeichnis von 1492<sup>2</sup> hin, in dem von fünf Steckhaufen Reben gelegen „uff der wartenburg“ die Rede ist. 1533 heißt es in einem Berain:<sup>3</sup> „Item xiiij steckhuffen rebenn ein tag(wan) [...] Einsyt am liehenbechlin, anndersyt am Erwis Buhel [...] Stost oben an wartenperger gass(en), vnnd an Sannt Margrethen pfrond gut ziehenn hinden an heynlings graben.“ Im Jahre 1581 wird in einer Urkunde schließlich eine „Wartengaß“ genannt<sup>4</sup>. Es hat den Anschein, als ob schon zu dieser Zeit kaum noch Hinweise oder Überreste einer ehemaligen Burg vorhanden waren. Karl von Beust spricht dann allerdings 1857 von einer Burg, „welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zur Wohnung des Pfarrers und Schullehrers eingerichtet wurde“<sup>5</sup>.

Ein erster Beleg taucht allerdings schon um 1350/60 in einem Rodel, in dem die Zinsen der Kappler Kirche beschrieben sind, auf: „ze liehenbach stosset vff den weg an der wartenburg“<sup>6</sup>.

Das Bestimmungswort des Burgennamens mhd. warte, wart bezeichnet einen Platz, von dem aus gespäht, gelauert wird. Als Name von Burgen ist er im deutschen Sprachraum häufig belegt.

Wie aus einer Urkunde des Jahres 1325 hervorgeht, besaßen die Windecker Güter, Gülten und Zinsen im Bühlertal<sup>7</sup>. 1336 erlauben sie ihrem Lehens-



mann, dem Edelknecht Albrecht Spachbach, seiner Frau Else, Tochter des Edelknechts Bertold von Bach, 50 Mark Silber auf Gütern und Gülten zu verwidmen<sup>8</sup>. Darunter befand sich der Weinzehnte zu Liehenbach und andere Zinsen. Als die Straßburger Söldner 1370/71 Altwindeck belagerten und die Burg nicht einnehmen konnten, verwüsteten sie das Bühlertal, um die Windecker zu schädigen<sup>9</sup>.

An zentraler Stelle beim Ausgang des „Bühler Tals“ könnte diese kleine Burg die Besitzungen der dort begüterten Herren gesichert und vielleicht die Verkehrswege talaufwärts überwacht haben.

### *Der Burgstadel Bern- oder Bärenstein*

Nur wenig abseits vom lärmenden Verkehrsstrom der Schwarzwaldhochstraße stößt der Wanderer, wenn er vom Kurhaus Sand das Wiedenbachtal hinabgeht, auf eine kleine Gruppe mächtiger Granitfelsblöcke unweit einer Weggabelung. Ein kleiner Seitenpfad zweigt zuvor ab und führt an den Fuß einer steilen Steintreppe, deren 68 Stufen auf eine kleine Aussichtsplattform münden. In luftiger Höhe angelangt, schweift der Blick nach Westen bis ins vordere Bühlertal. Man muß schon genauer hinsehen, um in



*Behauene Sandsteinblöcke auf der Geröllhalde*

*Foto: S. Gartner*

dieser „Waldeinsamkeit“ weit ab von Höfen und Zinken eine mittelalterliche Burg zu vermuten. Keine Mauer ist mehr zu sehen, doch findet man allenthalben Buckelquader aus Sandstein mit Randschlag verschiedenen Formats, teils eingemauert bei der Plattform, teils auf dem von Farn überwachsenen Geröllfeld unterhalb der Granitfelsen. Reste von ausgehauenen Türgewänden, Fenstern, Bögen, Schwellen liegen verstreut herum. Bei näherem Zusehen findet man einen Graben an der Bergseite. Am Granitfelsen selbst kann man an verschiedenen Stellen ausgehauene Nischen erkennen, die als Auflage für Pfosten und Balken gedient haben können. Tonscherben, Dachziegelreste und Bruchstücke von Gefäßen, meist aus spätmittelalterlicher Zeit, sind aus einem Schutthügel am Fuß des Felsen geborgen worden. Das Bruchstück eines Gefäßes könnte ins 12./13. Jahrhundert weisen, was mit der Buckelquadertechnik übereinstimmen dürfte. Doch bleibt eine sorgfältige archäologische Überprüfung noch ein Desiderat.

Hugo Schneider schreibt im Burgenband der Ortenau über den Bärenstein: „Da schriftliche Quellen fehlen, weiß man nicht, wer die Herren von Bärenstein waren“<sup>10</sup>. Im folgenden soll versucht werden, ausgehend von der neueren Zeit, etwas Licht in das vermeintliche Dunkel der ehemaligen Burg dringen zu lassen.

Der schon oben erwähnte Freiherr von Beust beschreibt 1857 die Überreste der Burg Bärenstein folgendermaßen: „Der Fels, den das Volk den Bärenfels nennt, ist hoch, und die einzelnen Steinblöcke sind gleichsam wie von Menschenhänden auf einander gethürmt und zusammengefügt. Um denselben herum ist eine Vertiefung, welche sich in einer kleinen Entfernung um den ganzen Felsen herumzieht. An dem Felsen selbst sieht man an einigen Stellen kleine Steine, welche aufeinandergefügt waren. Es sind dies unzweifelhaft Überreste von Mauern; allein der Mörtel ist verwittert. In der Umgebung sieht man mehrere behauene, viereckige Steine liegen, welche ganz das Ansehen haben, als hätten sie früher als Thoreinfassungen oder Fenstergestelle gedient. Solcher Steine waren früher mehrere da, welche aber wegen ihrer Brauchbarkeit zum Bauen benützt wurden. Ein solcher Stein, ein altgothischer Fenster- oder Portalbogen, in der Höhe von 4' und Breite von 2' 7", wurde hier ebenfalls gefunden und vor mehreren Jahren nach Bühl gebracht, wo er sich jetzt im Besitze des Hrn. Fabrikanten Hermann Massenbach befindet“<sup>11</sup>.

Schon Ende des 16. Jahrhunderts lag das Schloß Bernstein in Trümmern, wie aus einer Markbeschreibung aus dem Jahr 1598 zu ersehen ist. Sie schreibt, daß die Markung durchs Tal hinunter bis an Burgstadel Bernstein gehe, „davor Jaren daß Schloß Bernstain gestanden, Ist zum theyl ein selbs

gewachsener velsen, zum theyl aber mit quater stückhen gemauret, zu sehen [...]“<sup>12</sup>. Die Burg Bernstein lag an einer Grenze zwischen windeckischem und markgräfischem Besitz, wie aus der Erneuerung des gemeinen Stabs Bühl von 1533 zu belegen ist<sup>13</sup>. Danach geht der Bühler Amtsbezirk „vff das bletych [Plättig], von dannen biß gein Bernstein, Von Bernstein biß Inn sick(en)wald [...]“. Jakob von Windeck hatte 1566 von Graf Bernhard von Eberstein die Erlaubnis erhalten, in dessen Wildbännen am Bernstein („Berenstein“), Wiedenbach, Sickenwald jagen zu dürfen. Markierungssteine mit den Wappen der Windecker und der Markgrafen von Baden wurden aber schon 1550 angebracht<sup>14</sup>.

Wenn bisher keine früheren urkundliche Nachrichten des Burgstadels aufgefunden werden konnten, so lag das auch daran, daß die Herausgeber der Regesten der Markgrafen von Baden eine Nennung aus dem Jahr 1426 mit der gleichnamigen Burg Bernstein im Elsaß bei Dambach identifizierten<sup>15</sup>. In dieser Urkunde bekennt der Edelknecht Bechtold Cloblauch (Knobloch), daß er von Markgraf

Bernhard von Baden die Hälfte der Burg Bernstein mit Wäldern, Wassern, Wunn und Weide und Zubehör als Mannlehen erhalten habe. Die Urkunde enthält die Vereinbarung, daß der Edelknecht mit seinem Schwager Burkhard von Windeck, dem die andere Hälfte der Burg zustehe, mit Wissen und im Beisein des Markgrafen einen Burgfrieden vereinbare. Ein weiterer Lehenrevers eines Wilhelm Klobloch datiert aus dem Jahre 1451<sup>16</sup>. Nach dem Wortlaut der beiden Urkunden steht dem Markgrafen das Öffnungsrecht am Schloß Bernstein zu.



*Burgstadel Bernstein von Südosten*

*Foto: S. Gartner*

In der Urkunde von 1426 werden auch die Vorbesitzer des badischen Anteils genannt: Hans Cunzmann von Staffurt und Heinz Glatz von Lomers-

heim. Hans Conzmann von Staffurt war mit der Witwe des Ritters Reinhard von Windeck Anna von Hattstatt verheiratet, Heinz Glatz von Lomersheim hatte Margaretha von Windeck (gest. vor 14. 8. 1410) zur Frau. Bertold Knobloch wiederum hatte Barbara von Windeck, die Schwester Burkhard's, geehelicht<sup>17</sup>.

Doch gibt es noch eine frühere Quelle über die ehemaligen Burgbesitzer. Im Jahre 1415 traf sich der Edelknecht Hans von Windeck mit den Brüdern Reinbold und Peter von Neuwindeck auf deren Schloß Neuwindeck, um über den Verbleib der gemeinsamen Urkunden einen Vertrag zu vereinbaren. Man beschloß, sie in dem „Briefgewölbe“ des Edelknechts Reinhard von Großweier aufzubewahren. In der Abmachung wird in regestenartiger Zusammenfassung der Inhalt von 35 Urkunden genannt. Das 29. Stück hatte folgenden Betreff: Als Markgraf Friedrich und Markgraf Rudolf, Wecker, Brüder, zu kaufen gegeben haben Herrn Johann von Windeck den halben Bühel zu „Sande“ und den Graben<sup>18</sup>. Bei den beiden Markgrafen handelt es sich um Friedrich III. und Rudolf V., gen. Wecker, Söhne Rudolfs IV., die nach dem Tod Hermanns IX. 1353 sich das Land teilten, einzelne Rechte aber gemeinsam besaßen. Rudolf V. starb 1361, so daß wir annehmen können, daß der Verkauf des „Sandbühels“ zwischen 1353 und 1361<sup>19</sup> stattgefunden haben muß.

Gegen Ende des 15. Jhs. wurde die Burg wohl nicht mehr im Bau erhalten. Eine Urkunde von 1500<sup>20</sup> berichtet von Zinsen von 5 Schilling Pfennig, die eine Witwe namens Metzger vom Burgstadel zu Sand an die Windecker zu zahlen hatte. Vielleicht wurden damals noch einige Gebäude für die Vieh- und Weidewirtschaft genutzt. Mit der Verbesserung der Feuerwaffen und Belagerungsgeschütze verloren die Burgen im 15. Jahrhundert ihre Bedeutung, sofern sie nicht zu bastionsartigen Festungen umgebaut werden konnten und verkehrsgünstig lagen.

Die Burg Bernstein scheint also ursprünglich in den Händen der badischen Markgrafen gewesen zu sein. An dieser abgelegenen Stelle könnte sie den Zugang zum Bühlertal von Osten her abgesichert haben. Die Windecker selbst besaßen ja als Lehen der Ebersteiner, später der Markgrafen, Altwindeck und die Wälder auf dem Schwarzwald, worunter wohl auch ein Teil der Bernsteiner Waldungen gehörte. Auch im Bühlertal lag umfangreicher windeckischer Besitz. Deshalb scheint es kaum verwunderlich, wenn sie um die Mitte des 14. Jahrhunderts die Hälfte der Burg Bernstein erwarben.

## Anmerkungen

- 1 A. Krieger, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, hrsg. von der Bad. Hist. Kommission, Bd. 1, Sp. 339, Heidelberg 1904.
- 2 Generallandesarchiv Karlsruhe (= GLA) 66/1430, 13.
- 3 GLA 66/1432, 100 v.
- 4 GLA 67/56, 263.
- 5 Karl von Beust, Die Ritter von Windeck, Rastatt 1857, S. 30.
- 6 GLA 37/Nr. 2451. Edition: S. Gartner, Zinsverzeichnisse der Kappler Kirche aus dem 14. Jahrhundert, in: Bühler Heimatgeschichte 7 (1993), S. 27, Z. 14.
- 7 GLA 37/4910.
- 8 GLA 67/1414, 114–116. Nach einer Urk. von 1432 Juli 5 (GLA 37/4935) gehören den Windeckern der Weinzehnte (zusammen mit Schuch v. Enzberg), der Sickenwald und Eigenleute.
- 9 Die Chroniken der oberrheinischen Städte, Straßburg, Bd. 2, S. 806. Vgl. dazu S. Gartner, Die Windecker und ihre Burgen, Bühl (1991), S. 16 ff.
- 10 H. Schneider, Der Burgstadel Bärenstein, in: Burgen und Schlösser in Mittelbaden, hrsg. v. H. Schneider, S. 164 f.  
Literatur zu Bernstein:  
Karl von Beust, Die Ritter von Windeck, Rastatt, 1857, S. 78–83.  
Ernst Batzer, Das Schloß Bernstein, in: Ortenau 21/1934, S. 175.  
Karl Schleh, Schloß Bernstein im Bühlertal, in: Ortenau 54/1974, S. 155–160.  
Zeitungsartikel:  
Paul Braun, Burg Bärenstein im Bühlertal, in: Badisches Tagblatt, 13. 11. 1962.  
W. R., Sensationeller Fund im Bühler Höhegebiet, in: Acher- und Bühler Bote, 20. 6. 1970, Nr. 140, S. 9.  
Suso Gartner, Burg sicherte das Bühlertal, in: Acher- und Bühler Bote, 19. 9. 1992, Nr. 218, S. 16.
- 11 K. von Beust, a.a.O., S. 78.
- 12 GLA 66/1437, 8r.
- 13 GLA 66/1432, 4.
- 14 GLA 72/von Windeck, 1566 August 24.–GLA 37/4915, 1771 Juni 7 – Juli 20: Stein Nr. 116; 12 „Ein alter Stein Einseits das fürstl. baadische anderseits das Windeckische Wappen auf der Wittichstrutt, woraus 1771, linker handt hinein ist ein altes Burg Stadtel Bärenstein genannt“. – Vgl. auch 37/4961, Punkt 9: Streitigkeiten um Bernsteiner Wälder 1528.
- 15 RMB I, Nr. 2912. Urk. vom 4. Mai 1426, GLA 44/von Knobloch Nr. 5168. – Herr B. Metz, Straßburg, war unabhängig von mir zum gleichen Ergebnis gelangt, wie er mir freundlicherweise brieflich mitteilt.
- 16 GLA 67/38, 52r.
- 17 J. Kindler von Knobloch, Oberbadisches Geschlechterbuch, Bd. 2, Heidelberg 1905, S. 318 und S. Gartner, Regesten der Herren von Windeck, in Vorbereitung.
- 18 GLA 44/11428 vom 3. Febr. 1415.
- 19 B. Sütterlin, Geschichte Badens, Bd. 1, Karlsruhe 2. Aufl. 1968, S. 259 f.
- 20 GLA 37/4921.

Heimlich bei Nacht und Mondenschein sollt ihr sie  
begraben!

Über mittelalterliche Siedlungsspuren auf dem „Rettig“ in  
Baden-Baden, eine ungewöhnliche Bestattung und den Aber-  
glauben

Ein Bericht zu den laufenden Ausgrabungen\*

*Peter M. Knierriem und Elke Löhnig*

*Vorwort*

Seit der Fertigstellung des Berichts zu den archäologischen Ausgrabungen auf dem „Rettig“ für das letztjährige Jahrbuch des Historischen Vereins ist mittlerweile ein ganzes Jahr vergangen. Dieses Jahr, in dem die Ausgrabungsarbeiten nur während einer kurzen Winterpause ruhten, brachte erwartungsgemäß eine Vielzahl an neuen Funden und Erkenntnissen zur antiken und nachrömischen Geschichte dieses „Stadtteiles“.

Das Hauptaugenmerk des vorliegenden Berichtes gilt dieses Mal nicht – wie es vielleicht zu erwarten stünde – den römischen Überresten, im Mittelpunkt der Betrachtungen sollen vielmehr die nicht minder interessanten Relikte einer spätmittelalterlichen Ansiedlung stehen, die Jahrhunderte nach der römischen Epoche das Bild des Rettigs prägte. Der erste Teil des folgenden Berichtes dient zunächst der Beschreibung und Erklärung der freigelegten Gebäudereste, der darauf folgende Abschnitt ist einem ungewöhnlichen Fund aus dem Gebäudeinneren gewidmet. Ein Fund, der uns in seiner kulturhistorischen Bedeutung in die Welt des mittelalterlichen Aberglaubens führen soll.

*Der „Rettig“ im Mittelalter*

Das Grabungsareal liegt deutlich außerhalb der mittelalterlichen Stadtmauer. Die ältesten verfügbaren Karten und Ansichten zeigen das Gebiet – soweit identifizierbar – unbebaut und mit Baumbestand. Die älteste aus Urkunden erschließbare Bebauung entstand erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts<sup>1</sup>. Für die Zeit des Mittelalters und der Frühneuzeit konnte bisher bestenfalls eine landwirtschaftliche Nutzung angenommen werden. Diesem Bild entsprachen zunächst auch die Funde, die im Verlauf der Ausgrabungen geborgen werden konnten. Schon im Verlauf der ersten Grabungskam-

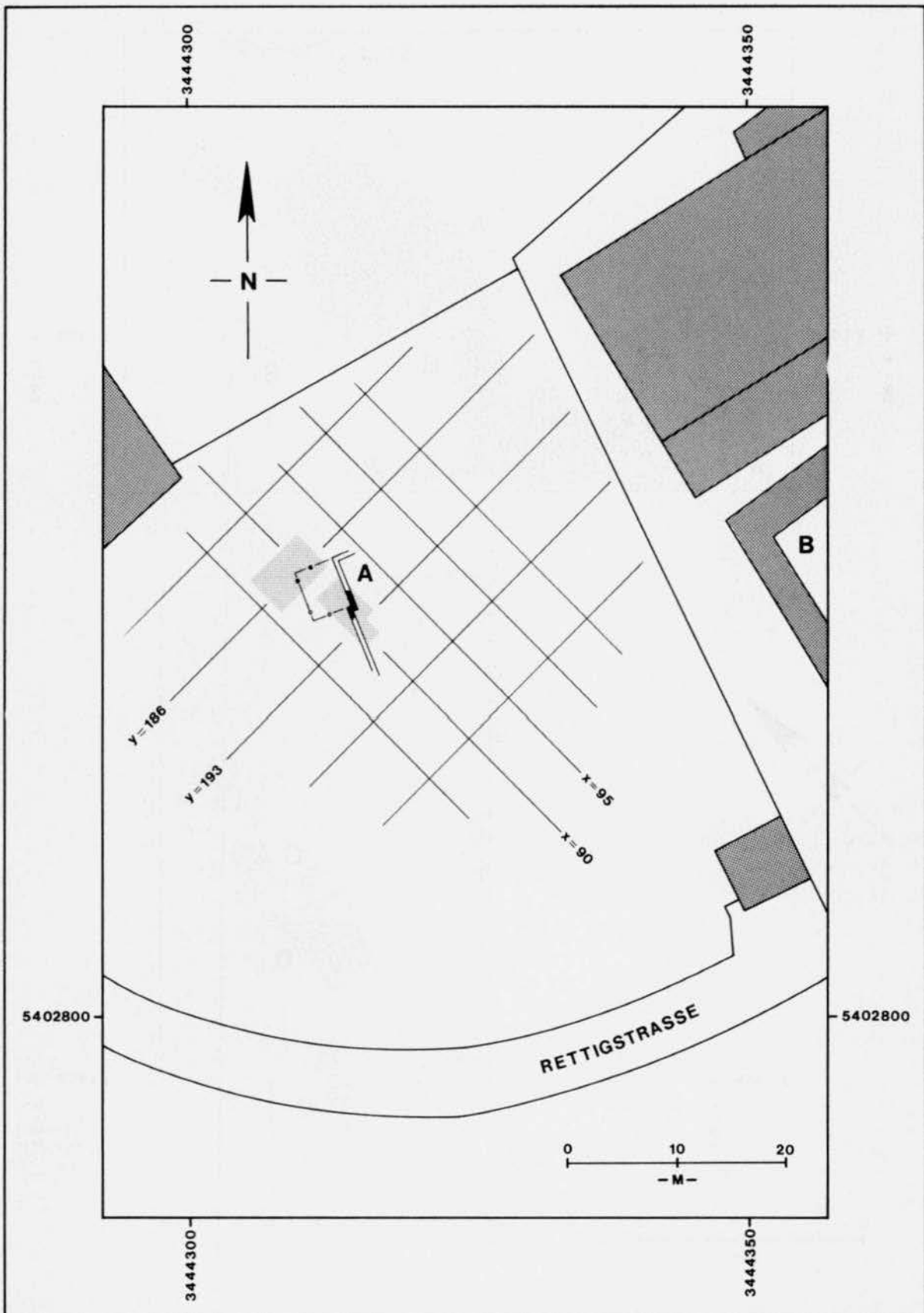


Abb. 1: Baden-Baden, Rettigstr. 5. Schematischer Gesamtplan der ausgegrabenen mittelalterlichen Gebäudereste. A mittelalterlicher Gebäuderest (schwarz = nachgewiesene Struktur, nur Umrißlinie = angenommener Mauerverlauf oder Pfosten-aufleger). – B Realschule Baden-Baden. – Raster hell = Grabungsflächen mit mittelalterlichen Gebäudespuren. – Raster dunkel = moderne Bebauung. – X und Y = Koordinaten des grabungsinternen Vermessungssystems.

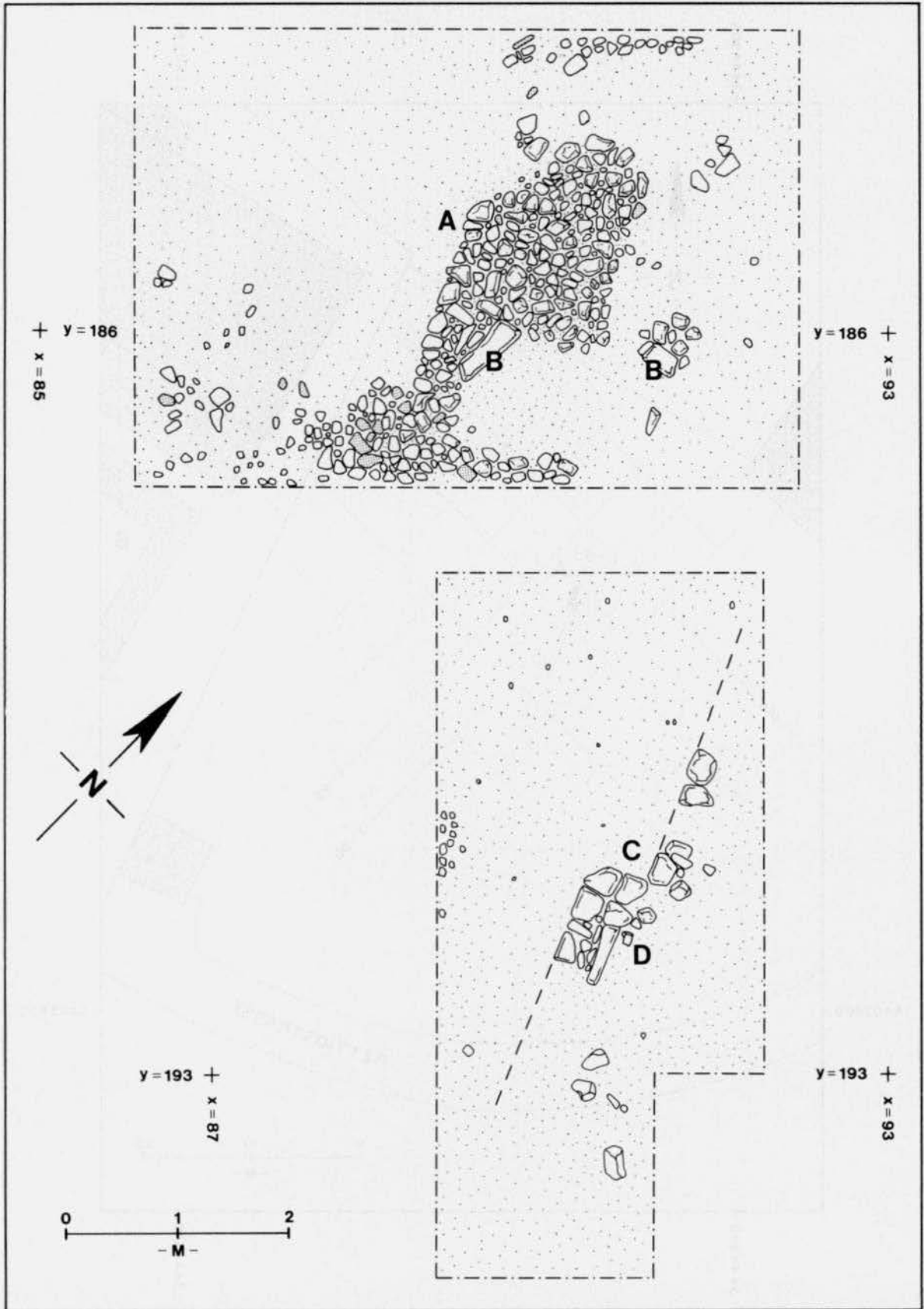


Abb. 2: Baden-Baden, Rettigstr. 5. Steingerechter Gesamtplan der mittelalterlichen Gebäudes Spuren. A Hopfplasterung. – B Pfostenaufleger. – C Mauerzug. – D seitlich abgelegter Einhenkeltopf, Nachgeburtbestattung.



pagne im Jahr 1991 traten im Bereich der Humusdeckschichten mittelalterliche Keramikfragmente zutage. Eine gewisse Fundhäufung konnte im Bereich römischer Mauerzüge beobachtet werden. Gerade diese Funde aus den Ausbruchgräben der antiken Mauern sind stille Zeugen einer massiven Ausbeutung der römischen Ruinen im ausgehenden Mittelalter.

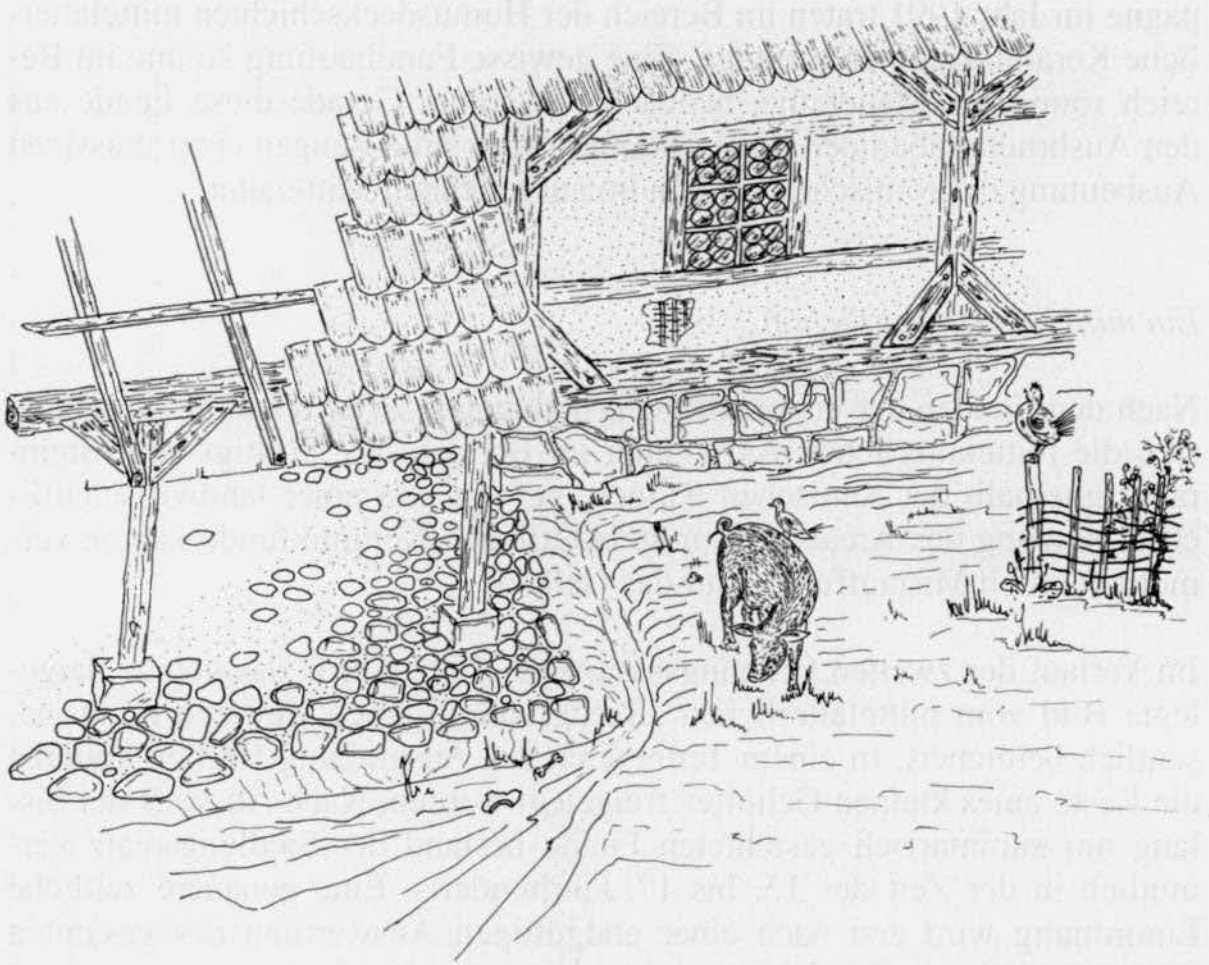
### *Ein mittelalterliches Gehöft*

Nach den Funden der ersten Grabungskampagne zu urteilen, beschränkten sich die mittelalterlichen Aktivitäten im Bereich des „Rettigs“ auf Steinraub innerhalb der römischen Ruinen, gefolgt von einer landwirtschaftlichen Nutzung des Areals. Die mittelalterlichen Keramikfunde kamen vermutlich durch Mistauffuhren auf das Gelände.

Im Verlauf der zweiten Grabungskampagne 1992 wurde das gerade dargelegte Bild vom mittelalterlichen „Rettig“ durch einen weiteren Fund wesentlich bereichert. In einem Teilbereich der Ausgrabungsflächen konnten die Reste eines kleinen Gehöftes freigelegt werden. Nach Ausweis der bislang nur summarisch gesichteten Funde bestand der Siedlungsplatz vermutlich in der Zeit des 15. bis 17. Jahrhunderts. Eine genauere zeitliche Einordnung wird erst nach einer endgültigen Auswertung des gesamten Fundmaterials möglich sein.

Die Substanz des Gebäudes war durch Bodenerosion und Gartengestalterische Maßnahmen des 19. Jahrhunderts stark zerstört. Erhalten blieben Reste der westlichen Außenmauer, Teile einer Hofpflasterung und zwei Pfostenauflieger eines Vordaches (Abb. 1, 2 und 3). Das Haus selbst war wohl in Fachwerkbauweise errichtet. Bei dem freigelegten Mauerwerk handelt es sich vermutlich um die Reste einer kleinen Sockelmauer (ursprüngliche Höhe etwa 50 bis 80 cm), die den Schwellbalkenrahmen des Fachwerkhäuses trug. Nordwestlich des Gebäudes blieben Teile eines ehemals überdachten Hofes erhalten. Als Baumaterial für Mauer und Hofpflasterung fand – wie nicht anders zu erwarten – ausschließlich römisches Altmaterial Verwendung. Sorgfältig zurechtgehauene Mauersteine und römischer Dachziegelbruch waren willkommene Baustoffe.

Von den Bewohnern des Hauses und ihrem Leben sind leider nur wenige Spuren erhalten geblieben. Das Inventar einer Abfallgrube und die zahlreich aufgetretenen Streufunde im engeren Siedlungsbereich bilden das Spektrum der damals verwendeten Gebrauchsgegenstände. Zur Innenausstattung und Aufteilung des Hauses sind kaum Aussagen möglich, da sich kein Laufhorizont erhalten hatte. Einzig und allein die Scherben von Ofen-



*Abb. 3: Baden-Baden, Rettigstr. 5. Rekonstruktionsvorschlag des freigelegten Bereiches des mittelalterlichen Gebäudes. Teile der Bauausstattung (Dachziegel und Fensterglas) sind durch das Fundmaterial belegt.*

kacheln lassen uns einen Teil der ehemaligen Raumausstattung erschließen. So fanden sich die Reste von insgesamt drei – in chronologischer Abfolge stehenden – Kachelöfen, die im Winter für warme Stuben sorgten. Als letztes kam dieser Aufgabe ein Ofen nach, der aus aufwendig verzierten und glasierten Nischenkacheln spätgotischer Formensprache gesetzt war.

### *Heimlich bei Nacht . . . – Der archäologische Befund*

Im Verlauf archäologischer Ausgrabungen stößt man gelegentlich auf Funde, deren Auffindungssituation im Moment unlogisch und rätselhaft erscheint. Dies gilt vor allem in Fällen, in denen die Fundsituation einzelner oder mehrerer Gegenstände eine intentionelle Anlage oder Vergrabung andeutet, deren Hintergründe und Bedeutung aber nicht sofort erkennbar



*Abb. 4: Baden-Baden, Rettigstr. 5. Detailaufnahme des Einhenkeltopfes in Fundlage. Das Gefäß war durch den Erddruck zerscherbt. Für die vorliegende Aufnahme wurde das überdeckende Scherbenmaterial des Gefäßkörpers bereits entfernt. Deutlich sichtbar wurde in diesem Ausgrabungsstadium erstmals der leicht nach außen gekippte Deckel, der das Gefäß ursprünglich verschloß.*

sind. Die Deutung solcher Funde ist gerade in Fällen, in denen Vorstellungen und Bräuche aus dem Bereich des Volksaberglaubens ihren Niederschlag finden, bisweilen schwierig.

Ein solcher rätselhafter Fund, an den sich Fragen zur Umsetzung mittelalterlichen Aberglaubens anknüpfen, kam in den bereits beschriebenen Überresten des mittelalterlichen Hauses zum Vorschein. Im Gebäudeinneren, auf der Innenseite der westlichen Außenmauer, fand sich auf der Höhe

der untersten Steinlage, etwa 40–50 cm unter dem ehemaligen Fußboden des Hauses, ein Einhenkeltopf (Abb. 6). Das Gefäß war parallel zur Mauer auf der Seite abgelegt, der Henkel zeigte nach oben, die Öffnung nach Norden. Der Topf selbst war noch mit einem Deckel verschlossen (Abb. 4). Das Gefäß war bei seiner Auffindung durch den Erddruck zerscherbt, die einzelnen Teile lagen aber noch im Verband. Nach der Freilegung wurde das Gefäß geöffnet, außer eingeschwemmter Erde konnte aber kein Inhalt nachgewiesen werden. Topf und Deckel wiesen keinerlei Gebrauchsspuren auf, beide Stücke sind offenbar als neuwertige Gegenstände in beschriebener Weise vergraben worden. Aufgrund formaler Vergleiche ist von einer Niederlegung des Gefäßes im 15./16. Jahrhundert auszugehen.

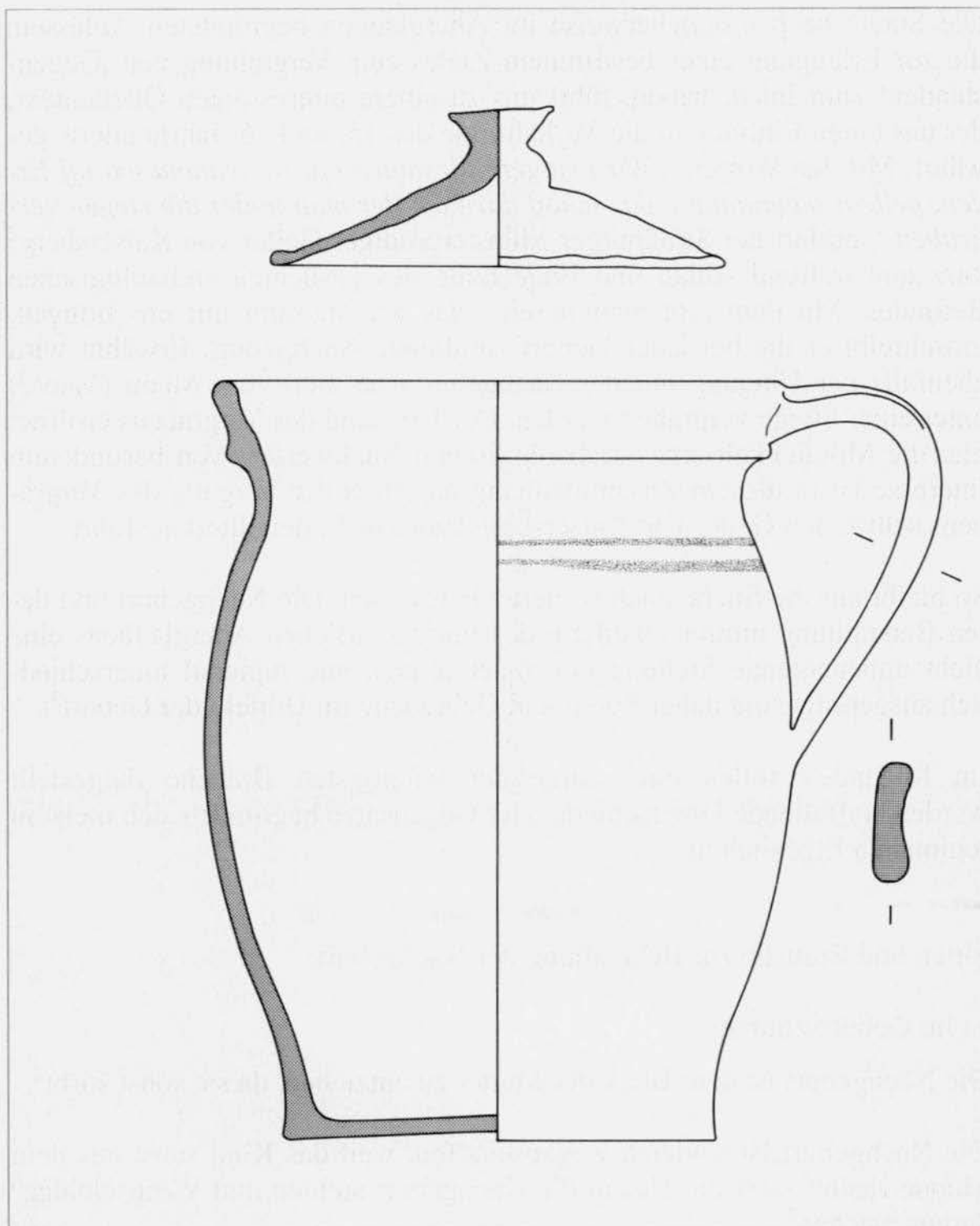
*Heimlich bei Nacht . . . –*

*Spurensuche in der volkskundlichen Überlieferung*

Eine zentrale Frage verbindet sich unweigerlich mit diesem seltsamen Fund: Aus welchem Grund vergräbt jemand einen offensichtlich leeren, neuwertigen und sorgfältig verschlossenen Topf in seinem Haus? Der Weg



Abb. 5: Ein Vergleichsfund aus Pforzheim (Grabung Kappelhofplatz 1989). Die Bestattung fand sich ebenfalls innerhalb eines Gebäudes im Bereich des Kellers. Sowohl die Baden-Badener als auch die Pforzheimer Bestattungen wurden nach gleichen „Regeln“ angelegt: seitlich abgelegter Einhenkeltopf, Öffnung nach Norden und Vergrabung innerhalb eines Gebäudes.



*Abb. 6: Baden-Baden, Rettigstr. 5. „Nachgeburtstopf“ und Deckel. Einhenkeltopf mit Karniesrand. Unglasierte Drehscheibenware. Hellbeiger Scherben mit leichter Sandmagerung. Die Schulter des Gefäßes ist mit zwei umlaufenden, roten Dekorstreifen verziert. Der zum Topf gehörige Deckel wurde nach dem Drehen stark gestaucht und ist aus diesem Grund nicht unerheblich deformiert. – M = 1:2.*

zur Lösung und Erklärung des Phänomens führt tatsächlich in die Vorstellungswelten des mittelalterlichen Aberglaubens.

Die Suche nach möglicherweise im Aberglauben begründeten Anlässen, die zur Erlangung eines bestimmten Zieles eine Vergrabung von ‚Gegenständen‘ zum Inhalt haben, führt uns zu einem interessanten Quellentext, der uns einen Einblick in die Verhältnisse des 15. und 16. Jahrhunderts gewährt. Mit den Worten: „*Wir bringen allesamen ein rot wammesch uff Erden, pellem secundinam, das muoß darnach der man under die stegen vergraben*“, erklärt der Straßburger Münsterprediger Geiler von Kaisersberg<sup>2</sup> kurz und treffend Anlaß und Entstehung des gesuchten archäologischen Befundes. Mit dem „rot wammesch“, das wir allesamt mit uns bringen, umschreibt er die bei jeder Geburt anfallende Nachgeburt. Erwähnt wird ebenfalls der Umgang mit der Nachgeburt: sie muß vom Mann (Vater?) unter einer Stiege vergraben werden. Der Umstand des Vergrabens eröffnet hier die Möglichkeit eines archäologischen Nachweises. Von besonderem Interesse ist in diesem Zusammenhang natürlich der Vorgang des Vergrabens selbst, den Geiler von Kaisersberg leider nicht detailliert ausführt.

So bleibt nur die Suche nach weiteren Hinweisen. Die Nachgeburt und deren Behandlung nimmt innerhalb des mittelalterlichen Aberglaubens eine nicht unbedeutende Stellung ein, facettenreich und regional unterschiedlich ausgeprägt sind daher Sitten und Gebräuche im Umfeld der Geburt<sup>3</sup>.

Im folgenden sollen nun einige der wichtigsten Bräuche dargestellt werden, auffallende Unterschiede oder Gegensätze begründen sich meist in regionalen Eigenheiten.

Sitten und Bräuche zur Behandlung der Nachgeburt:

1) Im Geburtszimmer:

Die Nachgeburt ist dem Blick der Mutter zu entziehen, da sie sonst stirbt<sup>4</sup>.

Die Nachgeburt ist sogleich wegzuschaffen, weil das Kind sonst aus dem Munde riecht<sup>5</sup> oder die Hexen die Nachgeburt stehlen und Wechselbälge<sup>6</sup> daraus machen<sup>7</sup>.

2) Zur Wahl des Bestattungsplatzes:

Die Nachgeburt soll an einem Ort, wohin weder Sonne noch Mond scheint, begraben werden, weil das Kind ansonsten eine schlechte Hautfarbe bekommt<sup>8</sup>.

Bestattung der Nachgeburt im Freien: unter dem Grenzzaun<sup>9</sup>, im Garten unter Fruchtbäumen<sup>10</sup> (bestattet man die Nachgeburt unter einem jungen

Obstbaum, gedeiht das Kind besonders gut), unter einem Rosenstock<sup>11</sup> (um dem Kind Mundgeruch zu ersparen).

Die Nachgeburt soll ausdrücklich nicht im Freien begraben werden<sup>12</sup>: in der Scheune<sup>13</sup>, im Stall<sup>14</sup>, unter der Diele<sup>15</sup>, unter einer Stiege<sup>16</sup> und tief im Keller<sup>17</sup>.

3) Art und Zeitpunkt der Bestattung:

Die Nachgeburt soll nach Sonnenuntergang<sup>18</sup>, bisweilen heimlich unter Sprüchen<sup>19</sup> oder Vaterunserbeten<sup>20</sup> bestattet werden.

Die Nachgeburt soll in einem neuen Topf mit Deckel bestattet werden<sup>21</sup>.

*Heimlich bei Nacht . . . – Archäologie und Volkskunde im Vergleich – Erkenntnisse für die Region Baden-Baden*

Die beiden letzten Abschnitte galten der Beschreibung des archäologischen Befundes und der volkskundlichen Überlieferung. Der archäologische Befund des ‚leeren‘ Topfes kann im Vergleich mit den volkskundlichen Quellen nun ziemlich sicher als Relikt einer Nachgeburtbestattung angesehen werden. Gleichzeitig erlaubt der Befund aber auch Aussagen zu dem – ansonsten unbekanntem – Nachgeburtsaberglauben in der Region Baden-Baden. Aus dem archäologischen Fund und der allgemeinen volkskundlichen Überlieferung läßt sich für Baden-Baden ein Brauchtum erschließen, dem zufolge die Bestattung innerhalb eines Gebäudes und in einem neuen, mit Deckel verschlossenen, Topf vorgenommen werden mußte. Weitere, ehemals sicher vorhandene Sitten, die beispielsweise Tageszeit und Begleithandlungen der Bestattung regelten, sind natürlich nicht mehr zu erfassen. Hier wäre es an einem Dokumentenfeld in Archiven oder Privathand, Licht in das Dunkel eines alten Brauches zu bringen.

Eines aber zeigt dieser Fund vom „Rettig“ doch sehr deutlich, daß selbst einem auf den ersten Blick unscheinbar und bedeutungslos wirkenden Gefäß kulturhistorische Erkenntnisse abzugewinnen sind, Voraussetzung hierfür ist allerdings die genaue Registrierung und Dokumentation der Fundsituation. Von dem Topf alleine hätte man in Unkenntnis der Fundumstände die in diesem Bericht dargelegten Erkenntnisse nicht ableiten können.

## Anmerkungen

\* Die Ausgrabungen werden vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg unter der wissenschaftlichen Leitung von Herrn Dr. E. Schallmayer durchgeführt. Die örtliche Grabungsleitung liegt in den Händen der Verfasser. Die Verfasser möchten an dieser Stelle Herrn Dr. E. Schallmayer für die Publikationserlaubnis dieses Berichtes herzlich danken. Besonderer Dank gilt einigen Personen, die durch ideelle und materielle Hilfe die Ausgrabungsarbeiten in lobenswerter Weise unterstützten und somit einen nicht unwesentlichen Beitrag zum Gelingen der Ausgrabung leisteten.

*Unser herzlichster Dank gilt in diesem Zusammenhang:*

Herrn Erich Benz (Realschule Baden-Baden);

Herrn Erich Naber (Rektor Realschule Baden-Baden);

Familie Maria und Istvan Palos (Restaurant „Zum Nest“, Baden-Baden);

Frl. Emilie Ruf (Baden-Baden)

und Frau Susanne Vogt (Baden-Baden).

- 1 Haus des Präfekturrat Huvelin aus Straßburg (erbaut 1809). Literatur: E. Lacroix, P. Hirschfeld und H. Niester, Die Kunstdenkmäler Badens 11. Die Kunstdenkmäler der Stadt Baden-Baden (Karlsruhe 1942), S. 382 f.
- 2 Geiler von Kaisersberg, Predigt vom Wannenkremer. In: Joh. Pauli, Brösamlin (Straßburg 1517), Bl. 109.
- 3 Eine umfassende Darstellung zum Thema Nachgeburt wurde von B. Kummer erarbeitet: B. Kummer, Artikel ‚Nachgeburt‘. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Herausgegeben von H. Bächtold-Stäubli unter Mitwirkung von E. Hoffmann-Krayer mit einem Vorwort von Chr. Daxelmüller (Berlin, New-York 1987, unveränd. Nachdruck der Ausgabe Berlin/Leipzig 1935), Band 6, S. 760 ff.
- 4 C. Seyfarth, Aberglaube und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens. Ein Beitrag zur Volkskunde des Königreichs Sachsen (Leipzig 1913), S. 284.
- 5 H. Höhn, Sitte und Brauch bei Geburt, Taufe und in der Kindheit. Mitteilungen über volkstümliche Überlieferungen in Württemberg 4 (Stuttgart 1910), S. 261.
- 6 Der Begriff „Wechselbalg“ steht im Volksaberglauben für ein ausgetauschtes, untergeschobenes Kind. Nach abergläubischen Vorstellungen stehlen dämonische Mächte zuweilen ein Kind der Menschen und legen an dessen Stelle ein anderes Kind, den sogenannten Wechselbalg, unter. Häufig findet sich die Bezeichnung Wechselbalg auf ein Kind angewendet, das durch dämonische und magische Zeugung geschaffen wurde, um es in das Geschlecht der Menschen zum Schaden und zur Plage einzuschmuggeln. Weiterführende Literatur: G. Piaschewski, Artikel ‚Wechselbalg‘. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Herausgegeben von H. Bächtold-Stäubli, unter Mitwirkung von E. Hoffmann-Krayer, mit einem Vorwort von Chr. Daxelmüller (Berlin, New-York 1987, unveränd. Nachdruck der Ausgabe Berlin/Leipzig 1941) Band 9, S. 835 ff. und G. Piaschewski, Der Wechselbalg. Ein Beitrag zum Aberglauben der nordeuropäischen Völker (Breslau 1935).
- 7 H. Höhn, a. a. O. (Anm. 5).
- 8 A. Kuhn und W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche etc. (Leipzig 1848), S. 432. & E. M. Fogel, Beliefs and Superstitions of the Pennsylvania Germans (Philadelphia 1915), S. 51, & A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglauben der Gegenwart. 3. Bearbeitung von E. H. Meyer (Berlin 1900) § 574.



- 9 J. M. Gaßner, Aus Sitte und Brauch der Mettersdorfer. Ein Beitrag zur siebenbürgisch-sächsischen Volkskunde (Bistritz 1902) S. 15.
- 10 F. Schönwerth, Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen. 1. Teil (Augsburg 1857), S. 179.
- 11 H. Höhn, a. a. O. (Anm. 5), S. 261.
- 12 A. Birlinger (Hrsg.), Volksthümliches aus Schwaben. 1. Teil (Freiburg 1861), S. 486.
- 13 G. Sajaktzis, Gräcowalachische Sitten und Gebräuche. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 4, 1894, S. 136.
- 14 L. Strackerjan, Aberglauben und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg. Herausgegeben von K. Willoh<sup>2</sup> (Oldenburg 1909), 1. Band, S. 140.
- 15 P. Bartels, Fortpflanzung, Wochenbett und Taufe in Brauch und Glauben der weiss-russischen Landbevölkerung. Nach Angaben von Olga Bartels, Gouv. Smolensk, zusammengestellt. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 17, 1907, S. 167.
- 16 Geiler von Kaisersberg, a. a. O. (Anm. 2).
- 17 A. Wuttke, a. a. O. (Anm. 8), & A. Lütolf, Sagen, Bräuche und Legenden aus den fünf Orten Lucern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug (Lucern 1865), S. 553.
- 18 F. Schönwerth, a. a. O. (Anm. 10), 1. Teil, S. 179.
- 19 L. Strackerjan, a. a. O. (Anm. 14), 2. Band, S. 202.
- 20 H. Höhn, a. a. O. (Anm. 5), S. 261.
- 21 F. Schönwerth, a. a. O. (Anm. 10), 1. Teil, S. 179.

#### *Abbildungsnachweis*

- Abb. 1–4 und 6: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Archäologische Denkmalpflege, Außenstelle Karlsruhe. Ausführung: Verfasser.
- Abb. 5: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Archäologische Denkmalpflege, Außenstelle Karlsruhe. Nach: E. Schallmayer, Der Kappelhofplatz – Ausgrabungen im ältesten Siedlungsteil Pforzheims. In: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1989 (Stuttgart 1990), S. 142, Abb. 98.

# Der Fünfheimburgerwald

*Ludwig Uibel*

## *Die Lage*

Der Fünfheimburgerwald war ein Teil der Niederwaldzone, die sich in nord-südlicher Richtung zwischen Schwarzwald und Rhein erstreckte. Seinen Namen erhielt er von den fünf Gemeinden, die bei seiner Entstehung bzw. Abgrenzung mitwirkten (Scherzheim, Ulm, Schwarzach, Greffern, Moos) und die diesem Areal die Rechtsform einer Waldgenossenschaft gaben. An seiner Geschichte interessiert neben politischen und rechtlichen Aspekten vor allem die ökonomischen und ökologischen: Sie zeigt, wie der Mensch jahrhundertlang die Nutzung und Ausbeutung durch genossenschaftliche Einigungen zu regeln sucht, wie aber unter dem unaufhaltsam wachsenden Bevölkerungsdruck die rechtlichen Absprachen zerbrechen und der Wald das Opfer eines gnadenlosen Kampfes um die Ressourcen geworden ist.

Der Fünfheimburgerwald gehörte geographisch in die Nutzungssphäre der Siedlungen, die sich um den Königshof Ulm und die Kirche in Scherzheim gruppierten. In seinem Namen steckt die Zahl der bei seiner Namensgebung maßgebenden Dörfer. Dieses uralte Kirchspiel ist von natürlichen Grenzen umgeben:

1. Im Westen ist es der Rhein. 2. Im Osten sind es die Überbleibsel des ehemaligen Kinzig-Murg-Flusses mit ihren sumpfigen Wäldern. 3. Die Grenze im Norden bilden die Bäche zwischen Schwarzach und Stollhofen. Diese Nordgrenze wurde nicht ohne Grund vom „Türkenlouis“ als Verteidigungslinie ausgewählt (Bühl-Stollhofener Linie). 4. Der Unterlauf der Rench ist die Südgrenze. Daß auch dieser eine Sperrwirkung hatte, daran erinnern die Wehrhäge (Flurname: „Werrhaj“).

Im Ulmer Weistum finden wir die ältesten Angaben über diese Grenzen der Scherzheimer Mark:

„Diese recht hat ein apt zu lihen eynem iglichen der gesessen ist jn der marcken von der Merhenlachen bitze jn den Ryne (Südgrenze!) und von dem Illihag bitz zue velndor in die bach (Nordgrenze!)“<sup>1</sup>. Von den genannten Flurnamen ist heute nur noch der Velterbach bekannt.

An das Kirchspiel Scherzheim schloß sich nach Norden das Kirchspiel Stollhofen mit den Bannwaldgemeinden Söllingen und Hügelsheim an.

Das Kloster Schwarzach setzte sich genau auf die Nahtstelle der beiden Kirchspiele, vielleicht um sich in beiden ein Mitsprache- und ein Nutzungsrecht zu sichern.

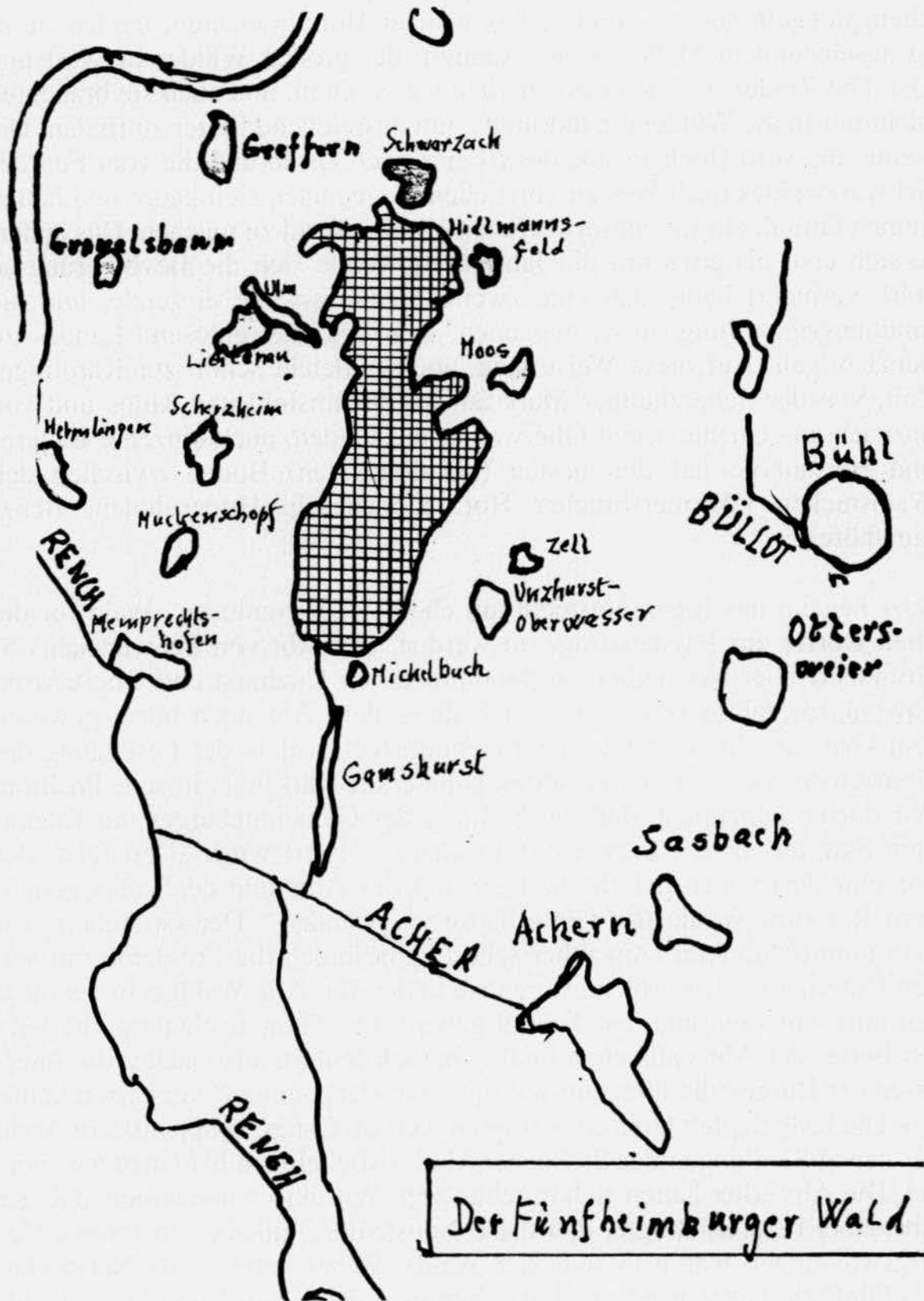


Abb. 1

## *Die Entstehungsgeschichte*

Zur Zeit der Gründung des Klosters Schwarzach<sup>2</sup> in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts war die Bevölkerungsdichte in den beiden genannten Kirchensprengeln gering. Wenn die Bewohner Holz brauchten, fanden sie es in ausweichendem Maße an den Rändern der großen Wälder in West und Ost. Die Rinder- und Schweineherden waren klein, und auch sie brauchten nicht tief in die Wälder einzudringen, um ausreichend Futter zu finden. Die Leute, die vom Hochgestade des Rheins nach Osten und die vom Fuß des Schwarzwaldes nach Westen vorstießen, begegneten sich kaum und hatten keinen Grund, ein Eigentumsrecht am Wald geltend zu machen. Das änderte sich erst, als etwa um die Jahrtausendwende sich die Bevölkerung so stark vermehrt hatte, daß eine zweite Siedlungswelle einsetzte, und die landhungrigen Jungbauern begannen, sich des „herrenlosen“ Landes zu bemächtigen. Auf diese Weise sind, aber vielleicht schon zur Karolinger Zeit, von der Scherzheimer Mark aus Hildmannsfeld und Moos und von Sasbach aus Unzhurst und Oberwasser entstanden, auch einzelne Bauern- und Herrnhöfe auf den besten (hochliegenden) Böden zwischen den Waldstücken (Warmersbrucher Hof, Sippenesch, Hurstscholen, Benzhursthöfe).

Jetzt begann das Eigentumsrecht am ehemals „herrenlosen“ Wald für die alten Dörfer zur Existenzfrage zu werden. Der Abt von Schwarzach war Grundherr aller Neusiedler, ausgenommen von Unzhurst und Oberwasser, obwohl zur Jahrtausendwende auch diese dem Abt noch hörig gewesen sein könnten<sup>3</sup>. In der Frage des Eigentumsrechts, d. h. der Festlegung der Grenzen des Gemeinschaftswaldes, hatte er die stärkste politische Position. Wir dürfen annehmen, daß die Stellung der Gemeindebürger mit folgendem Satz aus dem Ulmer Weistum charakterisiert wird: „Den Rest (der Frevelgelder) sollen die Heimbürgen mit des Abts und des Volks gemeinem Rat zum Wohle des Gotteshauses verwenden.“ Der Grundherr war kein unumschränkter Gewaltherrscher. Er besprach die Probleme mit seinen Untertanen, denn solche waren sie in der Tat. Alle Waldgenossen müssen ihm schwören und den Todfall geben<sup>4</sup>. Die Grenzfestlegung, die letzten Endes der Abt vollziehen mußte, berücksichtigte also sicher die Interessen der Bürger, die ihrerseits auf das „alte Herkommen“ verweisen konnten. Die festgelegten Grenzen verliefen weit im Osten, knapp an dem Areal der neuen Siedlungen der Sasbacher Mark (Michelbuch bis Unzhurst) vorbei. Die Altsiedler hatten sich durchgesetzt. Wir dürfen annehmen, daß der Abt dabei berücksichtigte, daß diese Neusiedler Teilhaber an großen Gebirgswaldungen waren (Windecker Wald). Sicher hatte er als Nutznießer des Fünfheimburgerwalds auch das Interesse des Klosters im Auge. Waldgenossen am jetzt fest umgrenzten Wald waren die Kirchspielleute der al-

ten Scherzheimer Mutterpfarrei, die nach den Hauptorten in Angehörige von fünf Heimbürgtümer gegliedert waren: Schwarzach (mit Hildmannsfeld), Scherzheim (mit Helmlingen und Muckenschopf), Ulm, Greffern und Moos. Zu Scherzheim kamen später noch die Neugründungen Lichtenau und Grauelsbaum hinzu. In den Urkunden wurde der Fünfheimburgerwald auch „Oberwald“, weil er oberhalb des Klosters lag, oder Scherzheimer Wald genannt, weil sein Hauptteil hinter Scherzheim lag.

Den obenstehenden Ausführungen über die Entstehung des Fünfheimburgerwaldes ist die Erkenntnis zugrunde gelegt, die Martin Wellmer in seiner 1938 erschienenen Dissertation „Zur Entstehungsgeschichte der Markgenossenschaften, der Vierdörferwald bei Emmendingen“<sup>5</sup>, gewonnen hat. Wellmer schreibt: „Die Grundfrage der Geschichte des Vierdörferwaldes haben wir...dahin entschieden, daß es sich zwar um eine freie Markgenossenschaft handelt, daß sie aber nicht in der Zeit der Landnahme ihren Ursprung gehabt hat, sondern sich etwa um die Jahrtausendwende gebildet hat, um die althergebrachten Nutzungsrechte alter Dörfer gegen die Ansprüche jüngerer Siedlungen zu verteidigen“<sup>6</sup>. Schon in der Einleitung der zitierten Arbeit steht: „Wir stehen heute an einem Punkt, an dem sich die Wissenschaft immer mehr von der alten Lehre lossagt“<sup>7</sup>.

H. Stäbler<sup>8</sup>, ein Vertreter der alten Lehre, nimmt nämlich die die Regulierung der gegenseitigen Verhältnisse von Privatbesitz und Gemeingut von Anbeginn der Siedlung (Landnahme!) als gegeben an. Während Friedrich Lütge<sup>9</sup> fast zeitgleich mit Wellmer (1937) die Meinung vertritt, daß diese Entwicklung später einsetzte: „Die Ausbildung der Markgenossenschaften hängt zusammen mit der Ausdehnung der Siedlungen und der Heranbildung von Grundherrschaften, womit der Eigentumsgedanke lebendig werden mußte. Erst die Karolingerzeit beginnt linear abzugrenzen“<sup>10</sup>.

Da sich die Entstehungsgeschichte des Fünfheimburgerwaldes mangels früher Urkunden nicht mit absoluter Sicherheit auf eine der drei Hypothesen festlegen läßt, ist bei diesem Thema Zurückhaltung angemahnt, was nicht heißt, daß man nicht einer Version den Vorzug geben darf, wie es in dieser Arbeit geschehen ist. Die Annahme von F. Lütge schlägt ohnehin eine Brücke zur Auffassung von M. Wellmer, indem sie einen zeitlichen Spielraum in Richtung Jahrtausendwende erlaubt.

### *Die Grenzkontrolle*

Durch die Festlegung von Grenzen war der gemeinsame Wald vor äußeren Zugriffen geschützt. Das war von großer Bedeutung für die Genossen-

schaftsgemeinden, denn er war eine wichtige Grundlage ihrer materiellen Existenz. Wie im Mittelalter allgemein üblich, wurden diese Eigentums- und Hoheitsgrenzen durch „Untergänge“ kontrolliert. Schon das Ulmer Weistum schreibt: „Me geschehe ez not, daz man eyns wurde vnd vnderganß bedürffte in der marke, so sollent die viere heimbürgen komen zue dem fünfften gan swartzach vnd sollent damit dem apte zue rat werden, wann vnd wie manigen geschwornen sie wollent haben vorgan vnd soll yne der heimbürge sin geschworn dar myt yme bringen, vnd sol yne der apte daz heltum lihen myt in zue tragen...“<sup>11</sup>. Das Heiltum (Reliquie) hob den Untergang in den Rang einer Kulthandlung, ein Zeichen, welche Wichtigkeit man ihm beimaß. In späteren Zeiten (16.–18. Jahrhundert) veranstaltete man die Untergänge zusammen mit den jeweiligen Grenznachbarn, die ja dasselbe Interesse an der Kontrolle der Grenze hatten. Die Untergänger, sieben von jeder Partei, gingen abwechselnd hintereinander, voran der Vorgänger, der ein besonders erfahrener Mitbürger sein mußte. Ein Protokoll aus dem Jahre 1554 ist ein Verzeichnis von 57 Grenzzeichen, Lochen genannt, beigelegt (wahrscheinlich die Ostgrenze des Fünfheimburgerwaldes betreffend), das einen Einblick in die praktische Grenzfestlegung gibt. Bei den Grenzmalen überwiegen die Pfähle. Es kommen aber auch Bäume (mit eingeschlagenen Kreuzzeichen) und Steine vor. Ein Untergangsprotokoll von 1593 nennt die Hoheitsträger der Grenzkommission: Graf Philipp von Hanau, Abt Georg von Schwarzach, Markgraf Fortunat von Baden und den „Edlen Vesten Junkherr Philipp von Seldeneck, des heiligen römischen Reiches Erzküchenmeisters als Markherr der (Sasbacher) Mark“. Die Grenzkontrollen sollten alle 8–9 Jahre stattfinden<sup>12</sup>.

Mit der Frage der Garantie der Grenzen erhebt sich die Frage nach der politischen Gewalt im Gebiet des Fünfheimburgerwaldes.

### *Die Landesherrn*

Diese Frage haben wir bereits bei der Entstehungsgeschichte beantwortet. Im Ulmer Weistum ist das so formuliert: „Me ein apt von Swartzach hat alle recht vnd allen gewalt vber walt vnd weyde, daz da heisset twynge vnd banne, ...“

Um das Jahr 1300 bahnte sich aber hier ein Wandel an. Das unterelsässische Geschlecht der Lichtenberger, maßgeblich gefördert durch den Straßburger Bischof Konrad III., ein Mitglied dieser Familie, setzt sich im Südteil der Abtei fest. „Dieser politische Wandel erklärt sich aus alten Rechten des Bistums Straßburg über die südlich der Acher liegenden Besitzungen des Klosters Schwarzach. In diese sind im 13. Jahrhundert die Lichtenberger eingerückt“<sup>13</sup>. Es gelang ihnen, das später als Gericht Lichtenau bezeichnete Gebiet als Eigentum zu erwerben<sup>14</sup>. Das Ulmer Weistum be-

schreibt die Grenzen dieses Besitzes so: „Darnach solle ein grave friden und ban geben hie dissyt der Brantzenlachen bitz zue dem Illehack vntze Vlmen vnd die bache“<sup>15</sup>. Der schon früher zitierte Passus, wonach der Abt in der ganzen Scherzheimer Mark Hoheitsrechte hatte (alle Leute müssen ihm schwören und Abgaben leisten), war damit überholt. Die Beschreibung des lichtenbergischen Gebiets war offenbar bei der Niederschrift des Ulmer Weistums als Zusatz an den überlieferten Text angehängt worden. Der Prozeß der Inbesitznahme erreichte erst im Jahre 1422 durch die „Richtung und Sühne“ zu Baden ein Ende. Darin wurde auch das bisher klösterliche Gericht in Scherzheim den Lichtenbergern zuerkannt<sup>16</sup>.

Im Artikel 4 dieses Vertrags wurde festgelegt: „Das Lichtenbergische Heimburgtum ist bei Lichtenau, der Bürgermeister, daselbst Oberheimbürge, hat die Führung“. Der Herr von Lichtenberg (später der Graf von Hanau-Lichtenberg) wurde dadurch Oberbannherr, der Abt von Schwarzach Unterbannherr des gemeinen Waldes. Das hatte zur Folge, daß das Verwaltungszentrum des Fünfheimburgerwaldes vom Kloster Schwarzach in die neugegründete Stadt (1300) Lichtenau verlegt wurde. Mit der Einsetzung der beiden Bannherrn war auch die Frage der Jurisdiktion (Rechtshoheit) geregelt. Diese wurde erst kurz vor der Auflösung der Waldgenossenschaft durch das Kloster zum Problem gemacht, als es die Jurisdiktion für das gesamte Gebiet bis nach Michelbuch für sich beanspruchte<sup>17</sup>. Den dabei entstandenen Streit schlichtete das Kaiserliche Kammergericht mit einer Sentenz vom 30. März 1792 in den Artikeln 3 bis 5. In seinem Jagdbesitz (nördlich des Sippenesch) hat das Kloster volle Jurisdiktion. Im hanauischen Jagdbezirk muß es dieselbe mit Hanau-Lichtenberg teilen<sup>18</sup>. Bei dieser Regelung blieb es bis zum Ende des Gemeinschaftswaldes. Der durch diese Neuregelung der Verwaltung zwischen dem Kloster und der Herrschaft Lichtenberg geschaffene Dualismus war mit ein Grund für den Niedergang des gemeinsamen Waldes.

### *Die Waldnutzung*

Die Waldgenossen nutzten von dem, was ihnen der Wald bot, im wesentlichen drei Dinge:

1. Das Holz als Bau- und Brennholz.
2. Die Früchte von Eichen und Buchen (Das Eckern).
3. Die Waldweide für das Großvieh.

Lange bot ihnen der gemeinsame Wald alle Nutzungen in Hülle und Fülle, so daß ein Eingreifen der Bannherrn in die Art und Weise dieser Nutzungen unnötig war. Als aber im Spätmittelalter durch das Bevölkerungs-

wachstum die Zahl der Waldgenossen immer größer wurde, kam der Zeitpunkt, an dem diese nicht mehr beliebig viele Schweine in den Wald treiben konnten wie ehemals.

### *Das Eckern*

Der Schweinebestand mußte kontingentiert, d. h. der nicht vermehrbaren Fruchtbarkeit des Waldes angepaßt werden. Im Ulmer Weistum wurden die erlaubten Quoten festgelegt: Der Abt als Inhaber aller politischen Gewalt (vor 1300) befreite sich und seine Amtsherrn, Kämmerer, Kellner, Spittler usw. von der Rationierung. Die Genannten durften beliebig viele Schweine in den Wald treiben. Die Pächter der Klostersgüter, die Förster und St. Peters Schultheiß wurden mit 32 Schweinerechten ausgestattet, der Büttel mit 16. Der gemeine Waldgenosse mußte sich mit dem Eintrieb von vier Schweinen begnügen (eine Witwe mit zwei). Da letztere natürlich durch ihre große Zahl (mehrere Hundert in der gesamten Mark) den Ausschlag gaben, wurde trotz der bevorzugten Behandlung der „Spitzen der Behörden“ und der Gutspächter der gewünschte Effekt sicher erreicht. An Holz schien zu dieser Zeit noch kein Mangel geherrscht zu haben, denn es wurde überhaupt nicht erwähnt, ebensowenig wie die Viehweide.

Die Vorschriften der Waldbewirtschaftung, wie sie als erstes das Ulmer Weistum überliefert, wurden Waldordnungen genannt. Im Laufe der folgenden 300 Jahre wurden derer noch mehrere in Kraft gesetzt, da die veränderten äußeren Bedingungen eine Anpassung derselben an die neuen Zeitverhältnisse erforderlich machten.

### *Die Reihe der Waldordnungen*

Im Jahre 1422 erfolgte durch den Vertrag von Baden<sup>19</sup> eine Ergänzung der Ordnung des Ulmer Weistums. Sie war durch das Aufkommen des Geschlechts der Lichtenberger im Südteil der Mark notwendig geworden und regelte das Verhältnis zwischen dem Kloster Schwarzach und der Herrschaft Lichtenberg. Bei der Waldnutzung wurden keine Neuerungen eingeführt. Es sollte alles beim „alten Herkommen“ bleiben. Die herausgehobene Stellung des Lichtenauer Heimbürgen wurde bereits beim Thema „Landesherrn“ beschrieben. Besondere Wünsche bei der Waldnutzung konnte nur er genehmigen.

Die nächste, sehr ausführliche, aus 24 Artikeln bestehende Waldordnung, erschien 1492 als Bestandteil des Salbuchs von Lichtenau<sup>20</sup>.



Ein noch ausführlicherer Waldspruch wurde 1538 in Kraft gesetzt (36 Artikel)<sup>21</sup>. Diese Waldordnung erfuhr 1584 eine Erneuerung<sup>22</sup>, da, wie die vergangenen Jahrzehnte gezeigt hatten, durch die weitere Bevölkeringvermehrung eine übermäßige Waldnutzung den Wald zu verwüsten drohte. Da diese Waldordnung nicht den erhofften Erfolg brachte – der Mißbrauch der Waldnutzung ging weiter –, schlug der Lichtenauer Amtmann Joh. Philipp Flach von Schwarzenburg 1614 auf Befehl des Grafen Reinholds I. Alarm, prangerte die dauernden Verstöße des Abts, der Adligen und der gemeinen Waldgenossen gegen Geist und Buchstaben der Waldordnung an und verlangte Ergänzungen der geltenden Bestimmungen<sup>23</sup>, die auch, in 10 Artikeln<sup>24</sup> zusammengefaßt, erarbeitet wurden. Was folgte, war Resignation, besonders nachdem am Ende des nun folgenden Dreißigjährigen Kriegs die Waldverwüstung so weit fortgeschritten war, daß es für die Pflege der kümmerlichen Reste des Waldbestandes im gemeinen Wald keiner umfangreichen neuen Ordnung bedurfte. Indessen stellen für den Historiker besagte Waldordnungen die ergiebigste Quelle zur Erforschung der Geschichte des Fünfheimburger Waldes dar. Kehren wir nach diesem Exkurs zum Problem des Eckerns zurück.

Die Bestimmungen des Ulmer Weistums über die Regulierung des Schweineeintriebs, des sogenannten Eckerns, haben wir bereits kennengelernt. Die Ordnung von 1422 lockerte die Bestimmungen bzw. wollte sie mehr den wirklichen Verhältnissen anpassen: „Weiter ist alt Herkommen und soll es auch bleiben, daß die fünf Heimbürger in den fünf Kirchspielen jährlich übereinkommen, wieviel Schweine man in das Eckern schlagen soll,...“<sup>25</sup>. Von den Privilegien der klösterlichen und der lichtenbergischen Beamten war keine Rede. Wahrscheinlich hatten die Heimbürger nur die Aufgabe, die Zahl der zum Eintrieb erlaubten Schweine der Waldgenossen dem Umfang der Eckerernte anzupassen. Denn wie sich 1492 zeigte, wurde in der Waldordnung dieses Jahres die schon im Ulmer Weistum genannten Zahlen wieder aufgeführt, aber ausschließlich auf ein Volleckern, d. h. auf eine Vollernte beschränkt. Bei halber Ernte war auch die Zahl der einzutreibenden Schweine zu halbieren. Diese Halbierung galt aber nicht für den Abt bzw. die Herrschaft Lichtenbeg und deren Höfe. Zu den eben genannten beiden Privilegierten kam 1492 noch der Lichtenauer Amtmann als dritter hinzu. Desgleichen erschien bei den mit 32 Schweinrechten Ausgestatteten an Stelle des Schultheißen von Schwarzach der Oberheimbürge von Lichtenau. Wenn ein Berechtigter keine Schweine haben sollte, so konnte er seine Rechte verkaufen. Die Waldhöfe wurden verpflichtet, für überzählige Schweine (mehr als vier) und die Moren (Mutterschweine) einen „Dechtem“<sup>26</sup> von vier Schilling pro Schwein zu zahlen. Diese Gebühr hatten auch die Michelbacher Höfe zu entrichten. Die Dechtem-Gelder gingen allein an die Herrschaft Lichtenberg. Von den 24 Artikeln der

Waldordnung von 1492 betrafen die Hälfte das Eckerrecht, ein Zeichen, welche Bedeutung die Schweinemast in der Waldnutzung gewonnen hatte. Die Einschränkung des Eintriebs bei halber Ernte war zur Zeit der Entstehung des Ulmer Weistums noch nicht nötig gewesen, ein erster Hinweis auf die stetig wachsende Zahl der Markgenossen.

In den noch folgenden Waldordnungen wurde nur noch in der von 1538 in drei nebensächlichen Punkten auf das Eckern eingegangen:

1. Der erste erlaubte den Schweineeintrieb nur für solche Tiere, die bereits am Jacobitag (25. Juli) im Besitz des Tierhalters waren. Damit sollte offenbar verhindert werden, daß Berechtigte mit unbegrenzten Schweinerechten (die Spitzen der Grundherrschaften!), dann, wenn ein gutes Eckerjahr erkannt würde (was erst im August möglich ist), ihren Schweinebestand durch Zukauf erhöhten. Bei schlechter Ernte wäre ein solches Vorhaben sehr unrentabel.

2. Die Waldhöfe sollten ihre Schweine nur mit der allgemeinen Herde, auf jeden Fall aber nicht vorzeitig in den Wald treiben. Eine Nichtbeachtung dieser Bestimmung hätte ihnen bei ihrer Nähe zu den Eckerbäumen große Vorteile verschafft.

3. Der dritte Punkt betraf das Verbot der Spekulation mit Schweinerechten durch Kauf und Wiederverkauf<sup>27</sup>.

Zum Abschluß des Themas Schweinemast wollen wir einen zahlenmäßigen Überblick gewinnen, wieviel Schweine nach den Angaben von 1492 ungefähr in den Fünfheimburgerwald getrieben wurden:

Das Lichtenauer Heimburtum bestand nach dem Salbuch von 1492<sup>28</sup> aus 108 Haushaltungen (Lichtenau 41, Scherzheim 28, Helmlingen 28, Muckenschopf 11), das ergab vervierfacht einen Schweineeintrieb von 432 Stück. Die drei Förster und der Oberheimbuge von Lichtenau durften je 32 Schweine eintreiben (=128 Stück). Zusammen ergab das 560 Schweine. Dazu kamen noch die vier übrigen Heimburtümer, die Herrschaft Lichtenberg und das Kloster Schwarzach, so daß wir davon ausgehen dürfen, daß die Gesamtzahl der Schweinerechte näher bei 2000 als bei 1000 lag, eine wahrhaft erstaunliche Menge. Dabei darf nicht vergessen werden, daß für die Bürger noch die Gemeindewälder zur Verfügung standen (und für den Abt die Klosterwälder). Der Schweinefleischverbrauch muß als im 15. Jahrhundert sehr viel höher gewesen sein als zur Zeit der Auflösung der Waldgenossenschaft.

### *Die Waldweide*

Der Auftrieb des Großviehs in die Wald- und Wiesenflächen des gemeinen Waldes spielte in der Landwirtschaft der Waldgenossen auch eine wichtige Rolle. Erstaunlicherweise machte nicht eine einzige der Waldordnungen irgendwelche Vorschriften über die Art dieser Nutzung: Nur die Kontrolle der Hirten wurde im Ulmer Weistum den Förstern übertragen: „Me und die selben fürster sollen bessern und uff richten waz versümet wurt an hutende“. In Artikel 18 der Waldordnung von 1492 wurde auch auf die Waldweide hingewiesen: „Item die waldgenossen mogen ouch den walt mit weidgang bruchen...“. Die Waldweide mußte nicht vor einer zu großen Menge von Großvieh geschützt werden. Das hatte seinen Grund offenbar darin, daß der Futtermittelvorrat für die kalte Jahreszeit (Heu!) die Zahl der Tiere begrenzte, wobei die Menge der Kühe und Rinder, die den Winter überlebte, der Waldweide nicht gefährlich werden konnte.

### *Das Wildobst.*

Ein nicht lebenswichtiges, aber gern angenommenes Geschenk der Natur in den Wäldern war das Wildobst (Äpfel, Birnen, Mispeln). Um für alle Waldgenossen gleiche Chancen zu garantieren, wurde in Artikel 28 der Waldordnung von 1538 festgelegt: „Item die Mispeln im Wald sind verboten bis St. Gallentag (16. Okt.), dergleichen Birnen und Äpfel bis St. Adolfstag (30. Aug.) bei guter Sonnen Schein um 7 Uhr. Es sollen auch aus jedem Haus nit mehr dann zwei Menschen gehen zu brechen oder zu lesen. Welcher das verbricht bessert 13 Unzen Pfg“. Bereits 1492 wurde in Artikel 7 das Abhauen von Wildobstbäumen verboten. Die spezifizierte Vorschrift über den Beginn des Obstsammelns zeigt, wie beliebt diese Waldfrüchte bei den Waldgenossen gewesen sein müssen.

### *Die Holznutzung*

Die wichtigste Nutzung des Fünfheimerwaldes war die Holznutzung, die zwei Arten des Holzbedarfs befriedigen mußte:  
Die Lieferung von 1. Bauholz und von 2. Brennholz.

Da diese Bedarfsdeckung in die Substanz des Waldes eingriff, entschied die Art und Weise dieses Eingriffs über die Zukunft des Waldes überhaupt. Nur wenn die Holzentnahme nicht größer war als die Menge des nachwachsenden Holzes, konnte die Waldsubstanz erhalten werden (Nachhaltigkeit). Die im Verlauf von 300 Jahren nacheinander erlassenen Waldord-

nungen versuchten diesem Grundsatz Geltung zu verschaffen. Daran haperte es aber leider gewaltig, und an dieser Diskrepanz ging letzten Endes der Baumbestand des Fünfheimburgerwaldes zugrunde.

Zu Beginn des 14. Jahrhunderts, als das Ulmer Weistum entstand, schien das Gleichgewicht zwischen Nutzung und Zuwachs noch bestanden zu haben. Das Weistum enthielt nur einen kleinen Absatz über den Hieb von Bauholz, der aber nur das Kloster und seine Amtsherrn betraf: „Me sie soltent auch holtz hauwen in den welden yr closter vnd yre hoffe zue buwendende...“. Das sollte sicher nicht jegliches Holzen der Waldgenossen freigeben, sonst hätte man nicht drei Förster eingesetzt. Aber der Eigenbedarf eines jeden Bürgers war bei der Fülle des Holzes garantiert, so daß eine behördliche Regelung unnötig schien.

Diese großzügige Art der Holznutzung wurde in der Waldordnung von 1422 folgendermaßen formuliert: „Wer auch Recht hat im Wald Holz zu hauen, soll die Erlaubnis bei einem Heimbürgen zu Lichtenau holen und soll man es ihm als alt Herkommen nicht versagen“. Die Erinnerung an das „Alt Herkommen“ berechtigt uns zur Annahme, daß eben diese Regelung schon zur Zeit der Abfassung des Ulmer Weistums gegolten hatte, nur war jetzt das Recht der Hiebgenehmigung (vom Schwarzacher Schultheiß?) an den Oberheimbürgen von Lichtenau übergegangen.

Siebzig Jahre später erschien als Bestandteil des Lichtenauer Salbuchs von 1492 eine neue, jetzt ausführlichere Waldordnung. Die beiden Herrschaften, Lichtenberg und die Abtei Schwarzach, bekamen weiterhin für Schloß bzw. Kloster und die zugehörigen Höfe unbegrenzte Nutzung bezüglich des Bau- und des Brennholzes zugestanden. In einer Nebenbemerkung wurde extra darauf hingewiesen, daß die beiden Herrschaften auch „Eichenes“ zu Brennholz schlagen durften (Artikel 5 und 6). Für die gemeinen Waldgenossen galt aber zum ersten Mal eine Einschränkung: Beim Bauholz blieb es bei bisherigen unrationierter Nutzung nach erfolgter Genehmigung durch den Oberheimbürgen, beim Brennholz hingegen wurde das Hauen von Eichen, Buchen, Apfelbäumen und Birnbäumen untersagt (Artikel 8), ein Zeichen dafür, daß bei der Schweinemast, dem Eckern, die Nachfrage das natürliche Angebot bereits überstieg. Man war genötigt, die Fruchtbäume zu schonen, zum andern sollten aber die Eichenstämme dem Bauen vorbehalten bleiben und nicht verfeuert werden. Es muß hier daran erinnert werden, daß in den untersuchten Jahrhunderten das Fachwerk der Häuser – Steinhäuser kannte man nicht – ausschließlich aus Eichenbalken bestand. Es soll auch festgehalten werden, daß sich die beiden Bannherrschaften nebst ihrem Anhang außerhalb des Gebotenen stellten und an ihren Privilegien festhielten.

Nach Artikel 22 der Waldordnung von 1492 konnte für Hochzeiten, Brautläufen und erste Messen „Holz“ freigegeben werden. Sollte es sich hierbei um eine Art Maien zum Ausschmücken der Häuser gehandelt haben?

Ein halbes Jahrhundert später (1538) hielten es die Amtsleute der Bannherrschaften für angebracht, eine präzisere, mehr ins einzelne gehende Waldordnung auszuarbeiten. Während bisher (1492) nur vier Artikel die Holznutzung regelten, formulierten die Verantwortlichen jetzt deren 23. Für die gemeinen Waldgenossen erbrachten die neuen Vorschriften nicht viel Neues. Wie bisher war ihnen das Schlagen von grünen Eichen und Buchen verboten. Nur das dürre Holz durfte von diesen gesammelt werden und davon nur das, was man mit den Händen oder einem Haken abreißen konnte und ausschließlich für den Eigenbedarf. Dagegen war das Hauen von Daubholz<sup>29</sup> (Weichholz wie Erlen, Pappeln, Weiden etc.) erlaubt, aber nur während des Winterhalbjahrs. Da sich das Weichholz immer wieder rasch durch Stockausschlag erneuerte, war es der wichtigste Brennholzlieferant.

Der Kreis der Privilegierten wurde stark reduziert: Nur noch die Schloßküche in Lichtenau und die Klosterküche in Schwarzach durften grünes Eichen- und Buchenholz schlagen lassen. Die hanauischen Adligen bzw. Freien und die Amtsleute der Abtei waren den gemeinen Waldgenossen gleichgestellt. Das gleiche galt für die Stubenknechte und Bader. Darüber hinaus hatten die Waldgenossen noch die Möglichkeit, Bäume von Bränden oder Windwürfen zu kaufen, „aber nur jeweils einen pro Haushalt“. Auch Brautholz (2 Fuder) konnte noch gegeben werden. Erlaubt war im Winterhalbjahr auch das Hauen von Gerten zur Errichtung oder Ausbesserung von Zäunen, die neben der Umzäunung der Hofreiten auch bei der Abgrenzung der Brachweiden gegen die ortsnahen „Bühnen-“ und „Gärten“-felder eine wichtige Rolle spielten. Wenn ein der Mark Fremder beim Holzhauen ergriffen wurde, verfiel er einem Herrn zu Hanau mit Leib und Gut (Artikel 9).

Auch der Bedarf eines jeden Waldgenossen an Bauholz sollte wie bisher aus dem gemeinen Wald gedeckt werden, nur wurde jetzt dem Baulustigen genau vorgeschrieben, wieviel „Hölzer“ (Stämme?) er zu beanspruchen hatte. Die Menge hing von der Zahl der Giebel des geplanten Bauwerks ab. Damit das auch fachmännisch festgestellt werde, mußte beim Ausschneiden und Fällen der Bäume ein Zimmermann dabei sein (Artikel 6), desgleichen zur Kontrolle ein Heimburger oder ein Fürmann. Für einen Giebel waren vier Hölzer erlaubt, bei drei bis vier Giebeln pro Haus machte das insgesamt 12 – 16 Hölzer. Die Kronen der gefälltten Bäume gehörten keineswegs zum Bauholz hinzu. Sie mußten unversehrt liegen gelassen wer-

den. Sollte sich beim Bauen ein Holz als überflüssig erweisen, so mußte es einem andern Bedürftigen zur Verfügung gestellt werden.

Für genauso wichtig wie die Erstellung von Neubauten hielten die Bannherrschaften die Erhaltung der vorhandenen Bausubstanz, um unnötige Neubauten zu vermeiden. Um diesem Anliegen Nachdruck zu verleihen, wurde allen Heimbürgern mit ihren Fürleuten aufgetragen, am Matthistag (24. Febr.) sämtliche Gebäude auf Reparaturbedürftigkeit zu überprüfen. Die anerkannten Ausbesserungsarbeiten mußten dann bis zum Ende des laufenden Jahres durchgeführt sein (Art. 23). Dieser Artikel bedeutete die Einführung einer „Baupolizei“ im Bereich der Mark. Auch für die Herstellung von Wagen, Schlitten und Hoftoren (Serren) konnte Bauholz genehmigt werden. Wegen eines gewünschten Hoftores mußte der Heimbürger eine Ortsbesichtigung vornehmen und dann zwecks Genehmigung mit dem Bittsteller zum Oberheimbürgern nach Lichtenau gehen (Art. 20–22). Das war wegen eines einfachen Hoftors schon ein beträchtlicher Verwaltungsaufwand.

Selbstverständlich mußte auch jeglicher Bauholzbedarf von letzterem genehmigt werden. Zuwiderhandlungen gegen die meisten Artikel der Waldordnung wurden immer mit einer Strafe von 13 Unzen Pfennig bedroht. Man sieht, daß die ganze Waldordnung von 1538 durch Perfektionierung der Vorschriften den Bauholzbedarf zu minimieren suchte. Das geschah aus dem Gefühl heraus, daß das Gleichgewicht zwischen Ressourcen und Verbrauch auf des Messers Schneide stand. Doch wie schon früher bemerkt, hat eine noch so gute Waldordnung für den Wald nur dann eine positive Wirkung, wenn der feste Wille der Verantwortlichen, der Bannherrschaft, der Amtsleute bzw. Förster und auch der Waldgenossen dahinter steht, sie in die Tat umzusetzen. Doch die Angesprochenen ließen es in den folgenden Jahrzehnten (nach 1538) an jeglicher Energie fehlen, den Ruin des Fünfheimbürgerwaldes durch strikte Einhaltung der Waldordnung zu stoppen. Das mit ihnen angestrebte Gleichgewicht kippte um.

Knapp 30 Jahre später (1567) stellten die Beamten auf einer Tagung in Lichtenau<sup>30</sup> diese verhängnisvolle Entwicklung fest und forderten eine Erneuerung der Waldordnung. Da die Bestimmungen von 1538 an Perfektion nichts zu wünschen übrig ließen, enthielt die 1584 verabschiedete Vergleichung im Artikel 15 eine wahrhaft radikale Forderung: Es sollte 10 Jahre lang kein Bauholz (= Eichen!) geschlagen werden. Das Bauholz sollte in dieser Zeit in den Gemeindewäldern geholt werden. Eine spezielle Klage erging gegen die Holzhauer des Klosters, daß durch sie „in berühmtem Wald Unordnung beschehen und sie die schönsten Bäume gehauen“. Es sollte ihnen vom Kloster eine Person zugeteilt werden, die beim Holzfällen ihre Tätigkeit kontrolliert. Den klösterlichen Beamten und Gutspächtern

wurde aber zugestanden, daß sie bei Mangel an Dürr- oder Weichholz grüne Buchen fällen dürften. Zum Schluß der neuen Waldordnung erfolgte noch im Artikel 37 eine Bankrotterklärung aller bisherigen Bemühungen um die Erhaltung des Waldes: Die Förster, damit beauftragt, die Einhaltung der Waldordnung, wenn nötig, zu erzwingen, übten ihr Amt sehr fahrlässig aus. Um sie zur Pflichterfüllung anzuhalten und Pflichtverletzungen zu bestrafen, sollte ein Sonderförster angestellt werden<sup>31</sup>. Damit wurde amtlich bestätigt, daß in der Forstaufsicht Schlamperei eingerissen war.

Aber wie sollten die Förster den Wald vor ihren Vorgesetzten, den Bannherrschaften und den Heimbürgern schützen? Hier mußte doch eine starke Befangenheit der Förster bestehen. So berichtete das Amt Lichtenau, daß die Heimbürgern 1589 (zur Zeit des Hiebverbots für Eichen) zur Feier des Thomastags (21. Dez.), dem Termin des Waldgerichts, 140 Eckerbäume fällen ließen, „überschwenklichen Fressens und Saufens halber“, zu Lasten „der armen Waldgenossen, Witwen und Waisen, auch nachkommenden...“<sup>32</sup>. Auch 1597 wurde wieder trotz Verbots eine große Anzahl Buchen und Eichen gefällt und verkauft. Die Bannherrschaften ihrerseits dachten keineswegs daran, sich im Brennholzverbrauch einzuschränken. So benötigte das Kloster Schwarzach im Jahr 500 Klafter Brennholz, davon die Hälfte aus dem Genossenschaftswald. Die Herrschaft Hanau entnahm ihm für das Schloß und die Beamtschaft 160 Klafter (1 Klafter = 4 Ster)<sup>33</sup>.

Das unbedenkliche Holzmachen entgegen den Vorschriften und der puren Vernunft ging so Jahr um Jahr weiter, bis Graf Johann Reinhard I. von Hanau als Oberbannherr durch den Mund des Lichtenauer Amtmanns Joh. Philipp Flach von Schwarzenburg auf einer Tagung der Waldgenossen am 14. Febr. 1614 Alarm schlug: Abt Georg (Georg Dölzer, Sohn eines Greferner Waldgenossen) verursachte großen Schaden im Wald. Seine mehr als 3 bis 4 Holzhauer hieben das ganze Jahr hindurch Holz, dabei auch junge, fruchtbare Bäume. Die Lichtenauer edlen und gemeinen freien Waldgenossen mißbrauchten ihre Freiheit durch übermäßiges Holzhauen. Aber auch die Heimbürgern gäben Anlaß zu besonderer Klage, indem jeder von ihnen einen großen und schönen Eckerbaum gehauen und verkauft habe. Solches stünde nur dem Oberheimbürgern zu. Überdies hätten sie das ganze Jahr über den Waldgenossen viel Holz verkauft, die Abrechnung ohne die Behörde durchgeführt und unnötige Zehrungen veranstaltet<sup>34</sup>.

Der Abt wies den Vorwurf der Waldverwüstung zurück, erklärte sich aber bereit, den Scherzheimer Wald zu schonen auf Kosten der Klosterwaldungen<sup>35</sup>. Die Lichtenauer freien Waldgenossen versprachen auch, sich zurückzuhalten, zudem sie durch die teure Zufuhr nur das nötigste Holz machen ließen. Die Heimbürgern konnten zu ihrer Rechtfertigung nichts

vorbringen, besonders nachdem man ihnen an Hand von alten Waldrechnungen ihr Fehlverhalten nachweisen konnte<sup>36</sup>.

Bei der oben genannten Sitzung wurden zehn Punkte besprochen, die der geltenden Waldordnung von 1584 einverleibt werden sollten:

1. und 2. Der Abt und die freien Waldgenossen sollten ihre bisherigen Freiheiten behalten.
3. Der Oberheimbürge sollte wie bisher zur Besoldung pro Jahr einen Baum erhalten.
4. Die Heimbürgen bekommen als Vergütung für ihre Tätigkeit das Brennholz gestellt, aber keinen Baum.
5. An Stelle des dauernden Verkaufs sollen in jedem Heimburgtum zwei Versteigerungen angesetzt werden, eine im Herbst und eine im Winter.
6. Holz darf nicht außerhalb der Markgenossenschaft verkauft werden. (Strafe 5 Pfd. Pfg.).
7. Die Heimbürgen sollten Untergänge oder andere Waldgeschäfte nur mit Wissen und Willen der beiden Bannherrn tätigen.
8. Die Jahresabrechnung der Heimbürgen muß in Anwesenheit von Beamten beider Bannherrn stattfinden (Strafe 5 Pfd. Pfg.).
9. Es soll im Wald eine Wiese abgesteckt werden, deren Pachtzins die Ausgaben der Waldverwaltung decken soll.
10. Die Aufzucht von jungen Eichensetzlingen soll mit großem Nachdruck betrieben werden. Wer Vieh hineintreibt, zahlt 5 Pfd. Pfg. Strafe<sup>37</sup>.

Das war der letzte Versuch der Bannherrn, den Niedergang des Scherzheimer Waldes durch eine Waldordnung aufzuhalten. Wie aber war es zu dieser scheinbar unaufhaltsamen Waldverwüstung gekommen?

### *Bevölkerungswachstum und Waldniedergang*

War es nun die Unvernunft der Nutznießer von den Waldgenossen bis zu den Bannherren allein oder die mangelnde Energie der letzteren bei der Durchsetzung beschlossener Maßnahmen, die den Waldniedergang verursachte? Da in früheren Zeiten z. B. im 15. Jahrhundert der Wald florierte, muß ein Phänomen erörtert werden, das mit dem Beginn der Neuzeit akut wurde. Es handelt sich um das Bevölkerungswachstum. Durch keine Kriege oder Epidemien gebremst, nahm die Zahl der Waldgenossen laufend zu. Im 16. Jahrhundert war der Zeitpunkt gekommen, an dem der auf den einzelnen Bürger entfallende Anteil der Ressourcen den Lebensbedarf des einzelnen nicht mehr deckte. Wer im Winter aus Mangel an Brennholz frieren mußte, besorgte sich Holz, wenn es nicht anders ging, auch gegen die



Waldordnung. Die Hungernden suchten satt zu werden, und sei es mit Wildobst vor dem Adolfsstg. Sicher wurden die Heimbürger von ihren Dorfgenossen gedrängt, doch Holz zu beschaffen, koste es, was es wolle, und wenn einer von ihnen etwas stärker zulangte, folgten ihm die andern nach aus Angst, sie könnten bei der allgemeinen Begehrlichkeit ihrer Mitbürger zu kurz kommen. Die mangelnde Aufmerksamkeit der Förster mag auch darin ihre Ursache haben, daß sie bei der allgemeinen Not mehrfach beide Augen zudrückten. Nicht zu entschuldigen ist aber, daß die in dieser Lage gebotene Solidarität der Bannherrn ausblieb. In jeder Waldordnung wurden ihre Privilegien festgeschrieben. Konnte das Kloster Schwarzach wirklich nicht die gewaltige Menge von umgerechnet 2000 Ster reduzieren, und das bei manchmal nur zwei Konventualen (z. B. 1590)<sup>38?</sup>

### *Waldzerstörung durch den Kriegsverlauf*

In den bald nach dem Erlaß der letzten Waldordnung einsetzenden kriegerischen Ereignissen wurde der noch vorhandene Bestand des Fünfheimburgerwaldes vollends ruiniert. Die Verantwortlichen, sofern überhaupt noch amtierend, hatten andere Sorgen, als den Holzverbrauch zu kontrollieren. Am schlimmsten wirkte sich aber das Niederbrennen und der Verfall der vorhandenen Bausubstanz aus: Am 10. April 1632 ist das Städtchen Lichtenau von den Kaiserlichen niedergebrannt worden, kurz vorher schon das Dörfchen Hunden<sup>39</sup>. Im Abtsstab war das Bild nicht besser. Brand und Einsturz ruinierten die Häuser<sup>39a</sup>.

1648 hatte das Kloster Schwarzach noch einen Konventualen (Pater Benedikt)<sup>40</sup>. Der nach dem Kriegsende einsetzende Wiederaufbau war für den gesamten Eichenbestand der Gegend – auch für den Scherzheimer Wald – ein gewaltiger Eingriff, der, wenn nötig, bis zum letzten Baum ging. Not kennt eben kein Gebot. Besonders katastrophal wirkte sich aber das historische Unglück des Pfälzischen Erbfolgekriegs (1688–1697) aus. Die eben gerade wieder aufgebauten Häuser des Lichtenauer Heimbürgtums (Lichtenau, Scherzheim, Helmlingen; Muckenschopf ausgenommen) wurden durch die Franzosen am 12. September 1689 wieder in Schutt und Asche gelegt (in Lichtenau blieben nur 10 Häuser stehen)<sup>41</sup>. Wieder mußten die Wohnstätten neu aufgebaut werden. Aber woher sollte das Bauholz für über 100 Häuser kommen? Dabei war das noch nicht das letzte kriegerische Unheil: Im Spanischen Erbfolgekrieg (1707) gingen in Lichtenau wieder einige Häuser in Flammen auf<sup>42</sup>. Muß man sich da noch fragen, warum der Fünfheimburgerwald ruiniert wurde?

## *Das Waldbild im 18. Jahrhundert*

Was zu Beginn des 18. Jahrhunderts von diesem Wald noch übrig blieb, war eine weiträumige Parklandschaft. Ihr charakteristisches Bild waren große Wiesenflächen, darin Baumgruppen verteilt (die aber immer weniger wurden), das weite Grün von Wasserläufen durchzogen, an deren Ufer Erlen und Weiden wuchsen. In dem „Pro Memoria“, das den Streit über die Jagdbezirke betraf (1789), wurde die Landschaft so beschrieben: „Eine Flur, die nun aber schier völlig zu einer Viehweide verödet ist“. Das weite Gelände hieß in der Kindheit des Verfassers immer noch „der Gemeine Wald“, obwohl von einem Wald im Sinne des Wortes keine Rede sein konnte mit Ausnahme der Neuaufforstung des Lachenwaldes. Für die Waldgenossen hatte dieser Zustand einen Trost: Die Weidefläche für das Großvieh hatte sich bedeutend vergrößert. Mit dieser Entwicklung stand ja die alte Scherzheimer Mark nicht allein. Auch im Schwarzwald wurde der Wald zu Gunsten der Viehweide stark zurückgedrängt.

Bevor wir uns dem 18. und damit dem letzten Jahrhundert des Fünfheimerwaldes zuwenden, sollen noch einige bisher zurückgestellte Aspekte desselben behandelt werden<sup>42a</sup>.

## *Die Forstaufsicht*

In den vorangehenden Ausführungen hatten wir als einen der Gründe für den Niedergang des Waldes die Forstaufsicht angeführt. Diese Waldkontrolle wurde bereits im Ulmer Weistum beschrieben. Es sollten drei Förster eingesetzt werden, von denen zwei vom Abt und den Gemeinden, einer vom Abt allein bestimmt wurden. Zur Zeit der Niederschrift des Weistums besaßen zwei Ritter zwei dieser Försterstellen als Erblehen: Herr Muerat zu Scherzheim und Herr Roeder zu Ulm. Das Ulmer Weistum begründete diese Belehnung mit folgenden Worten: „...vmbe daz die welde desterbaß behuet werent“. Das Ansehen von Mitgliedern des Ritterstandes garantierte von vornherein eine gute Waldhut. Andererseits waren zu jener Zeit die Ritter dankbar für jede Möglichkeit, ihr Dasein zu fristen, und sei es auch nur als Förster.

Entsprechend der Zahl der Förster wurde der Wald in drei Bezirke eingeteilt:

1. Von Michelbuch bis Witzemanns Graben (Südteil).
2. Vom genannten Graben bis zur Croffheter Eiche (Mittelteil).
3. Von der Croffheter Eiche bis Schwarzach (Nordteil).

Als Vergütung für ihre Tätigkeit sollten die Förster erhalten:

1. Von jeder Geldbuße eine Unze Pfennig und ein Helbling.
2. Eine Eiche, zu fällen nach St. Michaelstag.
3. Ein Eckerrecht von 32 Schweinen.

In der Waldordnung von 1492 wurden als Förster genannt: Der Oberheimbürge von Lichtenau, der Schultheiß von Schwarzach, die Verwalter zweier Waldhöfe (Hurst und Ellenfürst = Warmersbrucher Hof), die Gerichtsboten von Ulm, Lichtenau und Scherzheim. Die Bestimmungen des Ulmer Weistums mit der Bestellung von drei Förstern scheinen 200 Jahre später aufgehoben zu sein. Die Vergütung mit 32 Schweinerechten blieb erhalten mit Ausnahme jener der Gerichtsboten. So erhielten der Gerichtsbote von Ulm bei Volleckern nur 16 Schweinerechte (bei Halbeckern 8), die Boten von Lichtenau und Scherzheim das, „was ihnen von den fünf Heimbürgtümern gegönnt wird“. Die Bevorzugung des Ulmer Boten hatte seinen Grund darin, daß Ulm nach wie vor Sitz des Waldgerichts war.

Im Jahre 1538 (Waldspruch) wurden auch alle fünf Heimbürgen mit der Forstaufsicht beauftragt. Als Vergütungen wurden Windwürfe gewährt: Dem Schultheiß von Schwarzach und dem Ulmer Boten vier (Bäume?), dem Lichtenauer Boten drei (Bäume?). Der Oberheimbürge von Lichtenau sollte wie bisher jährlich einen umgefallenen Baum bekommen<sup>42b</sup>.

Die Betrauung der Verwalter der Waldhöfe mit der Waldaufsicht hatte den Vorteil, daß sie durch die Lage ihrer Güter sich immer in der Nähe des „Tatorts“ aufhielten und so die Kontrolle am leichtesten durchführen konnten. Auch die Vergabe der Waldhut an die Heimbürgen war sinnvoll, denn ihnen durfte schwerlich etwas verborgen bleiben, was sich das Holz betreffend in ihrem Dorf abspielte.

### *Forstfrevelgelder*

Um der Forstaufsicht Nachdruck zu verleihen, waren die Förster berechtigt, Geldbußen zu verhängen. Die dabei eingegangenen Gelder gehörten allein der Herrschaft Lichtenberg (1492, Art. 3 u. 23). Von dieser Regelung gab es zwei Ausnahmen: Gelder, die durch Rügen der Heimbürgen eingingen, gehörten diesen ganz allein. Es ist naheliegend, daß diese Bestimmung den Eifer der Heimbürgen stärken sollte, denn den eigenen Dorfgenossen gegenüber hätten sie leicht nachgiebig werden können. Die zweite Ausnahme betraf den Oberaufseher über die Förster selbst (Art. 37 von 1584). Was dieser einnahm, gehörte den beiden Bannherrschaften. Es darf wohl angenommen werden, daß die im Ulmer Weistum den Förstern zugespro-

chene „Provision“ von den Geldbußen (1 Unze Pfg., 1 Helbling) nach wie vor galt.

### *Das Waldgericht*

Im jährlich am St. Stephanstag (26. Dez.) stattfindenden Waldgericht im Hof zu Ulm wurden in Anwesenheit der Heimbürgen und deren Fürleute (Stellvertreter?) die Einnahmen (Holzverkäufe), Ausgaben und Geldbußen abgerechnet. Dieses Waldgericht wurde später auf den St. Thomastag (21. Dez.) verlegt, um nicht mit der Wahl der Heimbürgen am Stephanstag zu kollidieren<sup>43</sup>. Nachdem im Dreißigjährigen Krieg der Ulmer Hof abgebrannt war, fand das Waldgericht in der „Krone“ zu Lichtenau statt. Diese Zusammenkünfte gaben dem Amt Lichtenau Anlaß zu Beschwerden, da sie oft in ein Gelage ausarteten<sup>44</sup>. Bei den Streitigkeiten im 18. Jahrhundert zwischen Abtei und Hanau blieben die abtsstäbischen Heimbürgtümer während zweier Zeitabschnitte dem Waldgericht fern (1761–1764, nach 1781)<sup>45</sup>.

### *Die Zufahrtswege*

Für die Holzabfuhr wie für den Vieheintrieb brauchte man Wege, die auch schweren Fuhren standhielten. Den besten Weg des Fünfheimburgerwaldes bildete die Fahrstraße von Ulm nach Moos, die den Wald in einen (größeren) südlichen Teil und einen (kleineren) nördlichen Teil abteilte. Von Ulm aus konnte man sowohl nach Norden wie nach Süden diese Waldteile erreichen. Ungefähr 500 Meter südöstlich des heutigen Ulmer Sportplatzes (am Ostende des Dorfes) zweigt in südlicher Richtung ein Weg ab, der jahrhundertlang ein Streitobjekt zwischen Lichtenau und Ulm war. Dieser Weg wurde schon im Vertrag von 1422 als Zufahrtsweg für Lichtenau und Ulm festgelegt. Nach seiner Abzweigung vom Weg nach Moos bildete er bis zum Schwarzbach die Grenze zwischen dem Ulmer Gewann Hagenroth und dem Fünfheimburgerwald. Er heißt in Ulm heute noch der „Viehweg“. Eine Holzbrücke mit dem poetischen Namen Wacholderbrücke führte den Weg über den Schwarzbach. Heute sind von dieser Brücke nur noch einige Holzstumpen im Wasser des Baches zu sehen. Von dort führte der Weg weiter nach Süden in Richtung Benzhurst. Das Wegerecht der Lichtenauer Waldgenossen war den Einwohnern des östlichen Ulm ein Kreuz. Schon 1536 versuchten sie den Viehtrieb zu unterbinden, dann wieder 1669, was beidemal mißlang. Die Klage führte im einzelnen auf, daß das Vieh in Ulm die Vorgärten schädigte und die Hirten das Obst von den Bäumen rissen, auch daß das eigene Vieh sich unter die Lichtenauer Herde mischte. Den

vorletzten Versuch unternahmen die Ulmer im Jahre 1776, wenn auch ohne Erfolg<sup>46</sup>. Die Ablösung der Sommerweide durch die Sommerstallfütterung, ermöglicht durch die Kultur von Klee und Rüben, und die Aufgabe der Dreifelderwirtschaft ließen den umstrittenen Viehtrieb langsam einschlafen, so daß auch die Erneuerung dieses Wegrechts bei der Auflösung des Fünfheimerwaldes (1800) ohne Bedeutung war.

Die Bürger von Scherzheim trieben ihr Vieh durch die „Waldgaß“, die durch die Flur Rödern (Mundart: Reddere) geht, in den gemeinen Wald.

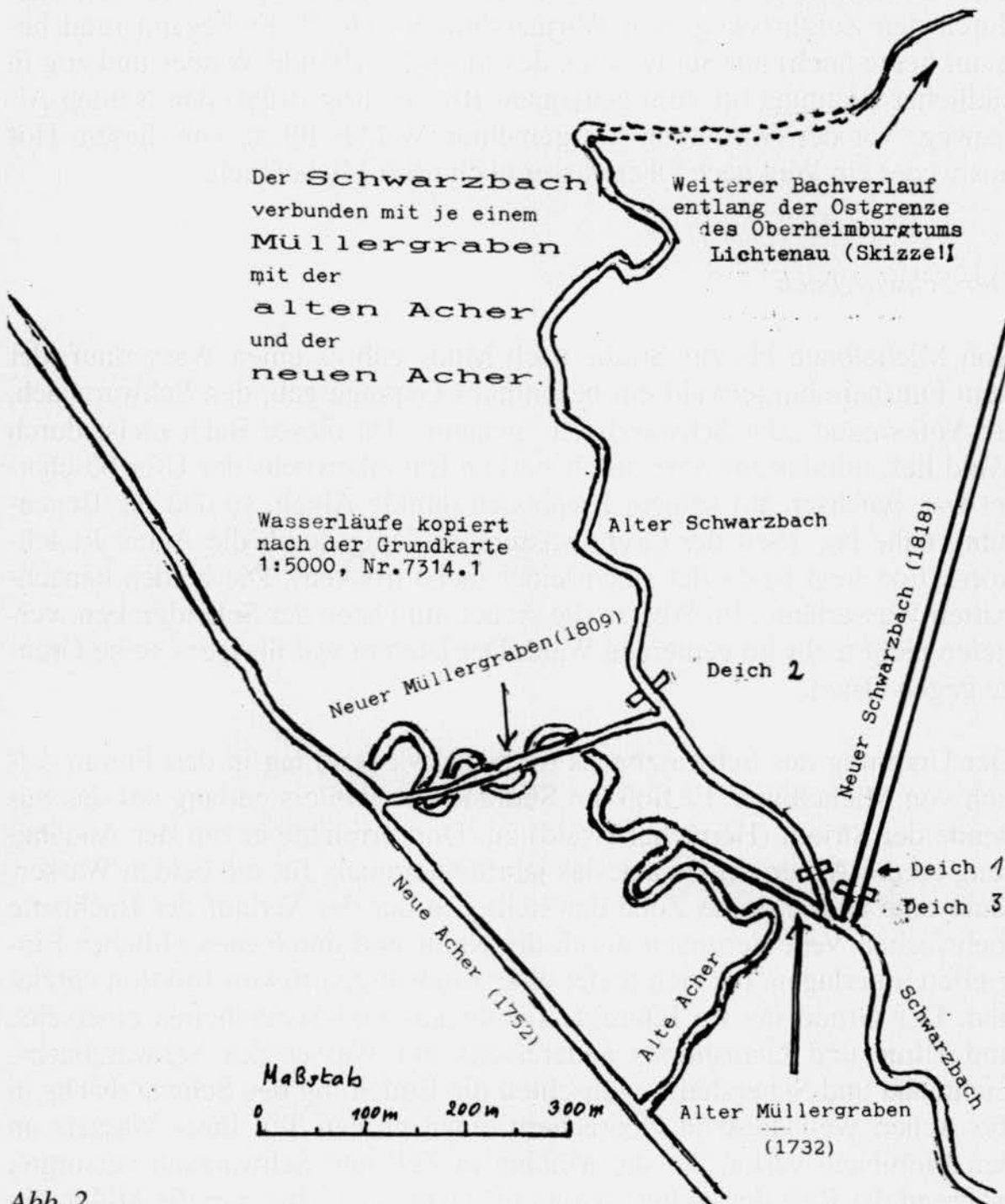


Abb. 2

Auch Muckenschopf hatte kein Problem, den Wald zu erreichen. Schwieriger gestaltete sich das für die Helmlinger und Grauelsbaumer, die aber als Viehweide sicher die Rheinwälder bevorzugten.

Die Befestigung der Wege in den zu großen Teilen feuchten Untergrund erfolgte auch durch Knüppeldämme, bis die Waldordnung von 1584 im Artikel 35, um Holz zu sparen, diese Art des Wegebaus verbot und Dämme aus Grund und Kies verlangte<sup>47</sup>.

Die Erschließung des Südostteils des Fünfheimburgerwaldes erfolgte durch den Zufahrtsweg zum Warmersburcher Hof<sup>48</sup>. Er begann (und beginnt heute noch) am Südwesteck des Mooser Schäfeld-Waldes und zog in südlicher Richtung bis zum genannten Hof. Er trug (trägt) den Namen Alleeweg. Vor der Aufteilung des gemeinen Waldes führte von diesem Hof aus weder ein Weg nach Oberwasser noch nach Michelbuch.

### *Der Schwarzbach*

Von Michelbuch bis zur Straße nach Moos gab es einen Wasserlauf, der dem Fünfheimburgerwald ein besonderes Gepräge gab, den Schwarzbach, im Volksmund „die Schwarzbach“ genannt. Da dieser Bach meist durch Wald lief, mindestens aber durch starken Baumbewuchs der Ufer beschattet war, wuchsen auf seinem Kiesboden dunkle Algen, so daß die Benennung nahe lag. (Seit der Grundwasserabsenkung durch die Acher-Renckkorrektur liegt heute der Bach leider meist trocken). Die beiden benachbarten Wasserläufe, im Westen die Acher, im Osten der Scheidgraben, verliefen nicht mehr im gemeinen Wald. Der letztere war übrigens seine Grenze gegen Osten.

Der Ursprung des Schwarzbachs (Schwarzwassers) lag in den Fluren östlich von Michelbuch. Er floß am Südrand des Weilers entlang auf das Südende der Strieth (Herrschaftswald) zu. Dort erreichte er mit der Annäherung an die Acher ein Gebiet, das jahrhundertlang für die beiden Wasserläufe eine neuralgische Zone darstellte, in der der Verlauf der Bachbette mehrfachen Veränderungen durch die Natur und durch menschliches Eingreifen unterlag, die sich leider einer eindeutigen Rekonstruktion entziehen. Der Grund lag im Interesse Lichtenaus und Scherzheims einerseits, und Ulms und Gamshursts andererseits am Wasser des Schwarzbachs. Lichtenau und Scherzheim wünschten die Einleitung des Schwarzbachs in die Acher, weil diese in Oberachern einen großen Teil ihres Wassers an den Mühlbach verlor, der die Mühlen in Zell und Schwarzach versorgte, während der Rest des Acherwassers oft nicht ausreichte, um die Mühlen in

Lichtenau und Scherzheim zu betreiben bzw. die dortigen Hanfrötzen zu füllen. Auf der anderen Seite standen die Interessen von Ulm und Gams-  
hurst. Die ersteren wünschten, daß das Wasser des Schwarzbachs in garanti-  
erter Stärke als Bach erhalten bliebe, um ihre Hanfrötzen zu füllen wie  
auch den Bedarf an Löschwasser bei Bränden zu decken. Die Gamshurster  
forderten einen ungehinderten Ablauf der Wasser des Schwarzbaches, weil  
sie in einer Behinderung des Durchflusses die Ursache für die Über-  
schwemmung ihrer Wiesen erblickten. Um beiden Forderungen gerecht zu  
werden, schuf man einen Kompromiß, der darin bestand, daß die Müller  
eine Querverbindung zwischen den beiden Bächen gruben und beim Anfang  
dieses Kanals in den Abfluß des Schwarzbachs einen Damm (ca. drei Schuh  
hoch) einbauten, so daß das Wasser zum größeren Teil gezwungen war, in  
die Acher zu fließen. Es war so eine Art zweites Oberachern, nur diesmal zu  
Ungunsten des Schwarzbachs. Dieser Damm (Deich!) machte mehrfach von  
sich reden. Er wurde öfters von den „Ortenauischen“ (den Gamshurstern)  
ingerissen, obwohl er, um die Ulmer zufriedenzustellen, ein Loch hatte,  
durch das immer ein garantiertes Minimum Wasser durchfloß<sup>49</sup>.

Der Streit zog sich durch lange Zeiten hin und fand erst nach der Auftei-  
lung des Fünfheimburgerwaldes ein Ende. Zum besseren Verständnis der  
Problematik soll der Versuch unternommen werden, den Verlauf der fragli-  
chen Gewässer in einer Skizze darzustellen. Zu diesem Zweck sind die  
Karten aus dem 18. Jahrhundert (GLA Abt. H Fünfheimburgerwald) nur  
bedingt geeignet. Eine bessere Grundlage bieten die Spuren, die die Bäche  
von ihrem früheren Verlauf im Südende der Strieth hinterlassen haben. Der  
Wald hat diese als Trockenrinnen treu bewahrt. Aus der Grundkarte  
1:5000, Nr. 7314.1 Muckenschopf-Muhrmatten, läßt sich besagte Skizze  
erstellen, die die Situation des Gewässerverlaufs im 18. und 19. Jahrhun-  
dert – wenn auch nicht mit absoluter Sicherheit – wiedergibt. Bei einem  
gemeinsamen Augenschein der Beteiligten im Jahre 1732 wurde dem Mül-  
ler der Bau eines Verbindungsgrabens zwischen Acher und Schwarzbach  
im Bereich ihrer größten Annäherung (27 Schuh = 9 Meter) gestattet. Der  
Vorschlag, die Acher durch Abschneiden der Bögen zu begradigen, wurde  
aber von den Vertretern des Maiwaldes abgelehnt. Er konnte erst 1752 rea-  
lisiert werden. Vorerst baute der Müller den „alten Müllergraben“<sup>50</sup>. Durch  
den neuen Acherlauf war dieser Graben bald wieder unwirksam geworden.  
Von 1790 ab bat deshalb der Müller Andreas Timäus wiederholt, einen den  
neuen Verhältnissen entsprechenden Graben auswerfen zu dürfen. Ulm und  
Greffern bewirkten aber eine Ablehnung dieser Gesuche. Da schuf  
A. Timäus im Jahre 1809 vollendete Tatsachen. Er ließ den Graben aus-  
heben und berief sich auf die „Genehmigung“ durch ehemalige hanauische  
Beamte (Götz, Gebhard etc.). Der Schwarzacher Amtmann Barrack prote-  
stierte und verlangte die Einebnung des Grabens (1809 bzw. 1810). Major

Tulla war aber toleranter und verfügte, „daß der Kanal zur Probe bleiben sollte“ (1809). In einer oberamtlichen Verhandlung am 17. 6. 1818 wurden die Parteien sich dahingehend einig, daß der Kanal bleiben könne, daß aber zwei Schließen (regulierbare Stauwehre) zu bauen wären:

1. Nach der Abzweigung des Verbindungskanals von dem Schwarzbach in diesen zur Regulierung seines Abflusses.
2. Beim Einfluß des Kanals in die Acher, um einen etwaigen Rückfluß des Acherwassers zu verhindern.

Zwei Michelbacher Bürger verpflichteten sich, gegen einen jährlichen Lohn von 11 Gulden, die der Lichtenauer Müller zu zahlen habe, die beiden Schließen zu bedienen. Auf derselben Zusammenkunft wurde auch die Begradigung des Schwarzwasserbogens gegen die Strieth beschlossen (siehe Abteilung!)<sup>51</sup>.

Der erste Schließen wurde nach den Bauarbeiten in den Anfang dieses Durchstichs gesetzt. In den 20er Jahren unseres Jahrhunderts befand sich an der Stelle dieses Schließens ein Mäuerchen, das quer über den Graben lief. Vor einigen Jahrzehnten wurde besagter Durchschnitt stark ausgebaut. Der Schwarzbach ist bei Michelbuch nur noch ein kleines Rinnsal. Der Kanal des Müllers Timäus ist heute noch in der südlichen Strieth als ein 250 Meter langer, gerader Graben zu finden, der im Volksmund Müllergraben heißt.

Das Tränken des Viehs erfolgte auf zweifache Weise: Erstens durch das Wasser des Schwarzbachs, zweitens durch sechs Brunnen. Ganz im Süden, in der Mitte des Grefferner Anteils stand der Muckenschopfer Brunnen, der Lichtenauer Brunnen beim heutigen Weg nach Unzhurst, da wo der Weg von den Benzhursthöfen einmündet (nordwestlich dieser Einmündung), der Grefferner nördlich der Wachholderbrücke, der Schwarzacher bei Rodelsrot, der Hildmannsfelder und Mooser Brunnen jeweils in der Nähe dieser Dörfer. Die Brunnen sind in einigen erhaltenen Karten eingezeichnet. Es handelte sich um den Typus, wie wir ihn von den Pußtabildern kennen: Ein langer Balken als Hebelarm auf einer Holzgabel, daran an einem Ende eine Stange mit Eimer. Die Brunnenplätze wurden „Unter“ genannt (vielleicht Unterstand?)<sup>52</sup>.

### *Die Jagd*

Von Anfang an bis zur Aufteilung des Genossenschaftswaldes waren nach geltendem Recht die Bannherrschaften, der Abt von Schwarzach und der Graf



von Hanau-Lichtenberg, die einzigen Jagdberechtigten. Da der Fünfheimburgerwald eine Art Kondominium war, mußten sich die Bannherrschaften über die Ausübung dieses Rechts einig werden. Das geschah bereits im Vertrag von 1422. Sie teilten das ganze Gebiet in zwei Jagdbezirke auf, und zwar mittels einer Linie, die von Ost nach West mitten durch den Hof von Sippenesch verlief. Südlich dieser Grenze sollten die Grafen von Hanau-Lichtenberg jagen, nördlich davon die Äbte von Schwarzach.

Eine kleine Episode aus dem Jahre 1789 (23. April) gibt uns einen Einblick in den Wildbestand kurz vor der Aufteilung des Waldes: Der Lichtenauer Jäger hatte einen Hirsch angeschossen, der aber noch in den klösterlichen Jagdbezirk fliehen konnte, wo ihn der Schwarzacher Jäger mit zwei Schüssen erlegte. Dieser Vorfall setzte die Kanzleifedern in Bewegung, um das Problem zu lösen, wem der Hirsch nun eigentlich gehöre.

Etwa um dieselbe Zeit (15. Jan. 1789) versuchte das Kloster in einem umfangreichen „Pro memoria“ zu beweisen, daß das 1422 als Jagdgrenze festgelegte Sippenesch eigentlich ganz am Südrande des Fünfheimburgerwaldes läge und daß deshalb fast der ganze gemeine Wald klösterliches Jagdgebiet wäre. Durch die kurz danach in Gang gesetzte Aufteilung des Waldes verlief der Streit im Sande.

### *Die Turbulenzen des 18. Jahrhunderts*

In der Geschichte des Fünfheimburgerwaldes läßt sich die Geschichte des 18. Jahrhunderts als eines Jahrhunderts der Turbulenzen kennzeichnen. Das begann schon im zweiten Jahrzehnt (1720–32) mit einem *Kleinkrieg um den Warmersbrucher Hof*<sup>53</sup>. Dieser begann damit, daß der Meier des Hofes in Übereinstimmung mit dem Abt, ohne Genehmigung durch den Oberbannherrn, das Hofgelände auf Kosten des gemeinen Waldes erweiterte und das „eroberte“ Gelände mit Zäunen und Gräben sicherte. Die Gemeinden des Heimburgtums Lichtenau protestierten beim Oberbannherrn, rissen die Zäune nieder und trieben ihre Herden auf die Matten des Hofes. 1722 zerstörten die Waldgenossen des Lichtenauer Heimburgtums abermals die Zäune und trieben dieses Mal die Scherzheimer Roßherde auf die Hofweide. Ein Jahr darauf (1723) solidarisierten sich auch die Heimburgtümer von Schwarzach, Greffern und Moos mit Lichtenau. Sie rissen mit Frönern die Zäune ein und warfen die Gräben zu. Am 5. Juli desselben Jahres erschien der Lichtenauer Heimburge mit 20 Wagen und führte die teilweise schon gebundene Frucht hinweg. Jetzt wurde die ganze Affäre durch den Abt vor Gericht gebracht. Im darauffolgenden Jahr (1724) er-

reichte der Kleinkrieg seinen Höhepunkt. Gewitzt durch die Ereignisse des Vorjahrs, ließ die Abtei rechtzeitig die Heu- und die Getreideernte in Sicherheit bringen. Die hanauischen Waldgenossen waren durch diese Maßnahme aufs höchste gereizt und erschienen am 26. Juni 1724, abends zwischen 6 und 7 Uhr, mit einem Haufen von 50 Mann auf der Walstatt. Da aber die Wut ein schlechter Ratgeber ist, kamen sie auf den abenteuerlichen Gedanken, das Meierhaus (ein zweistöckiges Fachwerkhaus) abzubauen und das Fachwerk nach Lichtenau zu führen. Die Heimbürgtümer von Schwarzach und Moos waren mit diesem Abbruch einverstanden. Jetzt hatte der laufende Prozeß neue Nahrung erhalten, allerdings solche zu Gunsten des Hofes. Das Gericht verurteilte das Heimbürgtum Lichtenau zum Wiederaufbau des Hofes (1728). Die aufgelaufenen Kosten beliefen sich auf über 4385 Gulden. Die mitverschworenen Heimbürgtümer (Schwarzach und Moos) weigerten sich, irgendeinen Anteil an den Kosten zu übernehmen. Das letzte Gefecht in diesem Streit spielte sich 1732 ab. Wie schon mehrfach praktiziert, rissen die Hanauer wieder die Zäune ein und trieben ihr Vieh auf die Weiden des Hofes. Jetzt waren der Abt und alle Heimbürgtümer des Kampfes müde und zu Verhandlungen bereit: Nach zähem Ringen erarbeitete man einen Vergleich, nach dem der Warmersbrucher Hof die große Hesselsfürst behielt, die übrigen „Eroberungen“ aber zurückgeben sollte. Der Abt kam noch dem Heimbürgtum Lichtenau entgegen, in dem er versprach, die abtsstäbischen Heimbürgtümer anzuhalten, auch einen Anteil an den Prozeßkosten zu entrichten<sup>54</sup>. Als im Jahre 1732 die streitenden Parteien einen Frieden anstrebten, mag der Gutsverwalter auch hinsichtlich der Zäune aufgeatmet haben, denn nach viermaligem Niederreißen derselben, war er jedesmal gezwungen, diese schnell wieder herzurichten, wozu ihm aber nicht wie den Gemeinden Dutzende von Fröhnern zur Verfügung standen. Um ein Überlaufen des Viehs zu verhindern, waren an der Grenze zweier Weidegebiete Zäune unbedingt erforderlich. Nicht die Zäune als solche waren umstritten, sondern ihr Standort.

Der nächste Wirbel betraf einen *Grenzstreit* an der Westgrenze des Fünfheimburgerwaldes. Diese Grenze war gleichzeitig die Ostgrenze des hanauischen Herrschaftswaldes „Gefell-Strieth“. Als die klösterlichen und hanauischen Beamten im Frühjahr 1741 feststellten, daß viele Grenzzeichen an dieser Grenze verfault oder umgefallen waren, beschlossen sie, gemeinsam 84 neue Grenzsteine zu setzen. Als den markgräflichen Räten zu Rastatt der Vollzug dieses Beschlusses gemeldet wurde, erblickten sie darin einen Hoheitsakt, den der Abt sich widerrechtlich angemaßt hätte, da dieser nach ihrer Meinung nicht reichsunmittelbar, sondern ein Landstand des Markgrafen wäre. In der Nacht zum 9. Mai 1741 mobilisierten sie deshalb 200 Mann aus dem Amt Stollhofen, die mit Pickeln, Äxten und Hacken die Steine ausgruben und zerschlugen. Auch dieser Streit hatte ein

Nachspiel vor dem Reichskammergericht, zu dessen Kosten die Abtei noch 40 Jahre später ihren Beitrag leistete<sup>55</sup>.

Wenn ein Band, das eine Gemeinschaft ein halbes Jahrtausend zusammengehalten hat, sich löst, ist das ein Wetterleuchten für alle so lang Verbundenen. In der Genossenschaft der fünf Heimbürgtümer war es Greffern, das im Jahre 1765 das Band zerriß, indem es die *Aufteilung des Fünfheimburgerwaldes* verlangte und zu diesem Zweck das Reichskammergericht anrief. Wir werden dieses Thema später fortzusetzen haben<sup>56</sup>.

Ein weiterer Sprengsatz wurde schon 1728 gelegt, als das Recht der hanauischen Beamten, im gemeinen Wald Klafterholz zu hauen, durch eine umstrittene Auslegung der Waldordnung suspendiert wurde. Im Jahre 1778 ließen diese in Erinnerung an ihr altes Recht 300 Wellen machen. Trotz des Protests der abtsstäbischen Heimbürgtümer wiederholte ein Jahr später das Amt Lichtenau den umstrittenen Holztrieb, worauf das Kloster das gefällte Holz nach Schwarzach wegführen ließ. Hanau reagierte jetzt mit einer Klage beim Reichskammergericht. Der Spaltpilz wucherte weiter. Ab 1781 erschienen die klösterlichen Untertanen nicht mehr zum Waldgericht am Thomastag. Jede Seite führte nun ihre eigene Rechnung. Die durch diese Verweigerung des gemeinsamen Waldgerichts entstandenen Differenzen in den Abrechnungen der Parteien wurden am 10. Nov. 1800 (kurz vor der Unterzeichnung des Teilungsvergleichs) in einer gemeinsamen Sitzung bereinigt<sup>57</sup>. Im Jahre 1787 wurde das Kloster auf der Hurst (der gemeine Wald bei Muckenschopf) aktiv. Es ließ einen größeren Platz roden und ansäen. Scherzheim und Muckenschopf protestierten und trieben ihre Pferde- und Viehherde in die Saat. Als Gegenmaßnahme schritt das Kloster zur Pfändung und Versteigerung von zwei Pferden. Auch wurde eine Kuh „zu Schanden geritten“ (?)<sup>58</sup>.

In den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts drängte eine neue Komponente von Turbulenzen an die Öffentlichkeit. Der Wasenmeister der abtsstäbischen Gemeinden und der hanauische Wasenmeister aus Membrechtshofen stritten sich um das im Fünfheimburgerwald gefallene Vieh. Als am 13. Sept. 1761 der hanauische Wasenmeister Melchior Großholz den verendeten Scherzheimer Herdstier wegführte, protestierte die Schwarzacher Klosterbehörde für den eigenen Wasenmeister mit der Bemerkung, dieser Akt sei ein „Eingriff in seine im gedachten Wald habende Gerechtigkeit des Abdeckungsrechts, welches derselbe und seine Vorfahren...ausgeübt haben“. Die Buchsweiler Regierung versprach dem Schwarzacher Abdecker eine Entschädigung. Dieser Vorfall war der Auftakt für weitere Geschehnisse derselben Art, wobei sich beide Abdecker einer tatkräftigen Unterstützung durch Amtspersonen und Bevölkerung erfreuten. Als am

5. Aug. 1767 im gemeinen Wald eine dreijährige Kalbin eines Lichtenauer Bürgers kreperte, geschah folgendes: „Auf den Abend um 5 Uhr aber seien ganz unvermutet, 20 Mann von Schwarzach mit Gewehr und ihrem Schultheiß voranreitend in den Wald gekommen, und den Karch mit sich gebracht, (um) das tote Vieh...auf Schwarzach zu führen“.

Als ein Jahr später der Lichtenauer Herdstier im gemeinen Wald verendete (am 15. Mai 1768), rückte Amtmann Schübler nach eigenen Angaben mit 12 Mann, von denen zwei bewaffnet waren, auf die Waldweide, um Melchior Großholz bei seiner Arbeit zu eskortieren. Dem widersetzte sich der Wasenmeister von Schwarzach“ mit einer starken bewehrten Mannschaft, wozu sich noch bei 200 ebenfalls bewehrten Personen aus den abtsstäbischen Ortschaften gerottet, (um) bei der geringsten Gewalt dieseits Feuer zu geben“. (Bericht Schüblers). Der Schwarzacher Chronist beschrieb den Aufmarsch so: „...daß...letzthin der Lichtenauer Herdstier auf der Weide gefallen, der...Amtmann Schübler in Begleitung von beiläufig 70 mit allerlei Gewehr und Waffen Versehener in den Heimburgerwald eingefallen, um des Stiers sich zu bemächtigen vorgehabt, daß dann...zur Erhaltung dieser wohl hergebrachten Gerechtigkeit...sich genötigt gesehen etliche Gemeinden klösterlicher Untertanen ihnen entgegen zu setzen...“. Der Chronist schloß mit der Bemerkung, daß mit dem Wasenmeisterstreit das seit undenklichen Zeit bestehende Abdeckungsrecht „restringiert“ werden sollte. Wenn die Angaben der beiden Berichterstatter über die Zahl der Lichtenauer Kombattanten so weit auseinanderliegen (12 bzw. 70), so läßt sich das erklären. Amtmann Schübler mag mit 12 Männern von zu Hause weggegangen sein. Bei dem langen Gang durch die Lichtenauer Felder haben sicher viele der dort Arbeitenden die Arbeit eingestellt und sich dem Trupp angeschlossen in Erwartung einer interessanten Abwechslung in ihrem eintönigen Alltag. Ihre Arbeitsgeräte konnten leicht als Waffe gedeutet werden.

Ein heutiger Betrachter dieser Ereignisse ist versucht, dieses Geschehen als ein Räuber- und Gendarmenspiel erwachsener Kinder anzusehen. Aber diesen Leuten war es sehr ernst dabei, wenn ihnen auch offensichtlich die demonstrative Drohung das Wichtigste war, und keiner daran dachte, den Abzug des Gewehrs zu betätigen.

Eine Ursache der Eskalation war auch eine steigende Animosität zwischen Hanauischen und Abtsstäbischen. Die Hanauer fanden es unerträglich, daß eine tote hanauische Kuh von einem klösterlichen Abdecker vereinnahmt werden sollte. Wenn die Bürger beider Seiten gleich in Kompaniestärke mobil machten, so schien sie kein behördlicher Druck gedrängt zu haben. Sie liefen offenbar gern auf die „Walstatt“ mit dem Gedanken, „denen wol-

len wir es mal zeigen“. Die Grenze, die die Waldgenossen in zwei Herrschaften trennte, hatte nach fast 500 Jahren ihre Wirkung getan<sup>59</sup>.

Die letzte Turbulenz im unruhigen Jahrhundert, von der nachstehend berichtet wird, soll der *Lichtenauer Gemeinde Wald-Prozeß* sein:

Im Jahre 1684 gelang es der Gemeinde Lichtenau, die Partnergemeinden im Oberheimburgtum für dumm zu verkaufen. Sie bestritt diesen Gemeinden (Scherzheim und Helmlingen-Muckenschopf) das Recht auf ihren Anteil am finanziellen Erlös des Fünfheimburgerwaldes (Pachtzins, Holzverkauf) und behielt diese Einkünfte ganz für sich. Bis 1754 ließen sich die genannten Gemeinden gefallen, klagten dann aber in diesem Jahr beim Amt in Kork gegen diese Praxis. Das geforderte Recht wurde ihnen vom Amt auch zugestanden. Lichtenau gab sich aber nicht geschlagen und ging beim Hofgericht in Buchweiler in Revision. Diese Instanz bestätigte aber das Korker Urteil, worauf Lichtenau die Entscheidung des Reichskammergerichts in Wetzlar anstrebte. Dieses entschied im Jahre 1768 wieder im Sinne des Korker Rechtspruchs. Darüber hinaus mußte Lichtenau den Partnergemeinden noch 1200 Gulden als Ersatz für die vorenthaltenen Einkünfte nachzahlen<sup>59a</sup>.

### *Die Aufteilung des Fünfheimburgerwaldes*

Die zentrifugalen Tendenzen in der Gemeinschaft waren schließlich so stark geworden, daß sich nur noch die Heimburgtümer Lichtenau und Schwarzach der Aufteilung widersetzen. Doch sie hatten damit keinen Erfolg, denn am 30. März 1792 gestattete das kaiserliche Reichskammergericht eben diese Aufteilung<sup>60</sup>. Lichtenau hatte zweifachen Grund, sich der Teilung entgegenzustellen. Erstens ahnte es bei seiner hohen Zahl von Berechtigten, daß ihm eine Teilung nur nachteilig sein würde. Zweitens hatte der Lichtenauer Amtmann auf Weisung der herrschaftlichen Regierung in Buchweiler jede Verhandlung verboten<sup>61</sup>.

Daß gerade Greffern sich zum Wortführer der Teilungswilligen aufschwang, hatte seinen Hauptgrund in der großen Entfernung des Dorfes vom gemeinsamen Wald, so daß seine Bürger weder die Schweinemast noch die Viehweide richtig nutzen konnten. An der Holznutzung hätte das Dorf noch Interesse gehabt, aber gerade in diesem Bereich lag nach Meinung der Greffener vieles im argen, was sie so ausdrückten: „Sie würden sich nicht so leicht von dieser Gemeinschaft entladen, wenn auch die übli-

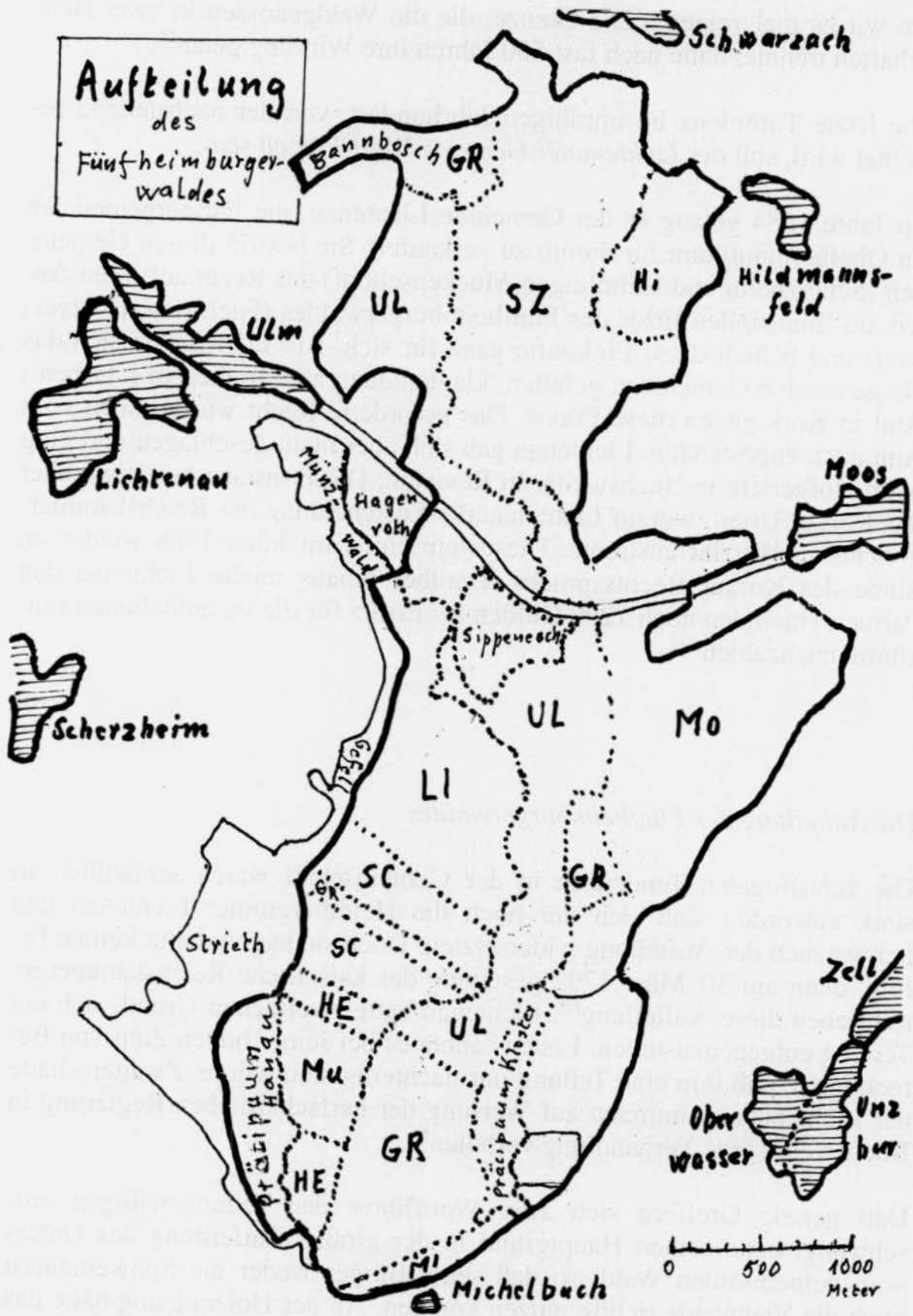


Abb. 3

chen Regeln beachtet würden. Allein die Aufsicht über den Wald wäre von solcher Art, welcher desselben offenbares Verderben annoch in baldigen Zeiten voraussehen läßet, wie sich solches aus den vielfältigen durch die große Anzahl des Viehs getödeten jungen Eichen genugsam zu tage leget“. „Eigennütziges Haushaltung und ein offenbar widerrechtliches Betragen der vier übrigen Heimbürgtümer“ war der pauschale Vorwurf an die Mitwaldgenossen (Schreiben an den Amtmann der Abtei vom 4. März 1764)<sup>62</sup>. Die Klage über die mangelhafte Waldaufsicht erhob sich schon im 16. Jahrhundert in vehementer Weise. Dieser Mißstand war offenbar chronisch geworden und half mit, die Forderung nach Aufteilung zu unterstützen.

Doch im Jahr der Urteilsverkündung (1792) begann der erste Koalitionskrieg zwischen Frankreich und den deutschen Staaten, so daß es das Gericht nicht eilig hatte, das Urteil zu realisieren. Erst nach dem Friedensschluß von Campo Formio (1797) beauftragte das Reichskammergericht den Herzog von Württemberg mit der Exekution der Sentenz von 1792. Dieser ernannte den Regierungsrat Weckherlin zum Subdelegatus einer Kommission, die die Teilung durchführen sollte (23. 3. 1797). Die lange Pause von 1792–1797 wurde so begründet: „...die bisher in den Rheingegenden vorgewalteten Kriegsunruhen haben uns bewogen, die Waldverteilung auf einige Zeit aussetzen zu lassen (9. Nov. 1797)“<sup>63</sup>. An Beamten gehörten der Kommission folgende Mitglieder an: 1. Von badischer Seite die Obervögte Krieg (Rastatt) und Harrant (Bühl), 2. von hanauischer Seite die Regierungsräte Kappler (Amtmann) und Reuß und zu deren Assistenz der Oberförster Gebhard. Die umfangreichen Vermessungsarbeiten führte der badische Landkommissar und Geometer Nageldinger durch, der auch die einschlägigen Karten zeichnete. Der erste Schritt der Teilung war die Abtrennung der Voraus-Anteile der beiden Bannherrschaften als Äquivalent für ihre Nutzungsrechte. So erhielt Hanau 88 Morgen am Südostrand der Strieth zu Gunsten dieses Herrschaftswaldes, der sich jetzt in östlicher Richtung bis zum Hurstgraben (Schwarzbach) erstreckte. Das Kloster Schwarzach ließ sich seinen Voraus-Anteil am Westrand des Warmersbrucher Hofes zumessen. Es handelte sich um einen 1600 Meter langen Streifen von einer mittleren Breite von 150 Metern, der heute noch unter dem Namen 'Prinzipi' bekannt ist (Prinzipi kommt von Präcipuum = Voraus-Anteil)<sup>64</sup>.

Der Flächeninhalt dieses Präcipuums betrug wegen der Berücksichtigung der besseren Bodenqualität nur 62 Morgen. (Bei den Flächenangaben sind zu Gunsten der Übersichtlichkeit die Viertel, Ruthen und Schuhe der genauen Vermessung weggelassen worden). Michelbuch bekam den von ihm seit Jahrhunderten als Weide benutzten Südrand des gemeinen Waldes im Umfang von 30 Morgen übereignet. Das war ein sehr honoriges Verhalten

der Heimbürgtümer, die dadurch auf ein Stück Eigentum ohne Gegenleistung verzichteten. Die Herrschaft Hanau war für die wegfallenden Pachtzinsen ohnehin schon entschädigt worden.

Nach der Abtrennung der Präcipualanteile betrug die verbleibende Waldfläche noch 3141 Morgen. Diese war jetzt auf die fünf Heimbürgtümer zu verteilen. Ein äußerst gravierendes Moment bei dieser Aufteilung war der dabei zu beachtende Teilungsmodus. Da in der Nutzung durch das Vieh und in puncto Holz jeder Waldgenosse denselben Anspruch hatte, war das Oberheimbürgtum Lichtenau für eine Teilung nach der Kopffzahl. Da Lichtenau mit 401 Berechtigten gegenüber 481 der übrigen vier Heimbürgtümer 46% der Zahl aller Waldgenossen stellte, war der alternative Teilungsmodus für das Oberheimbürgtum erschreckend. Diese zweite Teilungsart sah die Verteilung zu fünf gleichen Teilen vor. Für diesen Modus sprach das Faktum, daß die Teilung der Einnahmen des gemeinen Waldes aus Holzverkäufen und Verpachtungen an die fünf Heimbürgtümer immer zu gleichen Teilen erfolgte. Für Lichtenau würde diese Teilungsart einen Nutzungsausfall von über der Hälfte bedeuten, nämlich 20% statt 46% des Gesamtertrags. Über den Streitpunkt, der die Gemüter am meisten erhitzte, nämlich den Teilungsmodus, wurde „viele Tage pro und contra reüßiert“. Lichtenau stand auf verlorenem Posten und mußte sich schließlich der Mehrheit beugen. Um die Verschlechterung seiner Waldnutzung nicht allzu gravierend werden zu lassen, kam man Lichtenau entgegen und gestand ihm eine Vorausleistung von 72 Morgen zu. Aus Äußerungen des kaiserlichen Kommissars war darüber hinaus noch zu entnehmen, daß bei einem Prozeß noch weniger herauszuholen sei, so daß Lichtenau schweren Herzens den ausgehandelten Vergleich akzeptierte<sup>65</sup>. Dieser neue Teilungsvorschlag ergab für Lichtenau eine Zuteilungsrate, die genau in der Mitte der Werte lag, die sich für die beiden ungeänderten Teilungsmodi errechneten. Zur Verteilung standen jetzt noch 2963 Morgen zu einem Schätzwert von 188 733 Gulden, so daß nach der Teilung durch fünf auf das Heimbürgtum ein Anteil von 37 686 Gulden kam<sup>66</sup>.

Der gesamte Fünfheimbürgerwald umfaßte eine Fläche von 3141 Morgen, die sich wie folgt auf die genannten Vegetationstypen verteilte:

Wiesen	381 Morgen (12%)
Ackerfeld	402 Morgen (13%)
Kahle Weidplätze	1765 Morgen (56%)
Weideplätze mit Erlen	593 Morgen (19%)

Drei Viertel der Gesamtfläche waren also Weiden. Die Wiesen und Äcker waren wohl verpachtet oder auf die Heimbürgtümer verteilt. Eine Zeile für Wald war aus naheliegenden Gründen nicht vorgesehen.



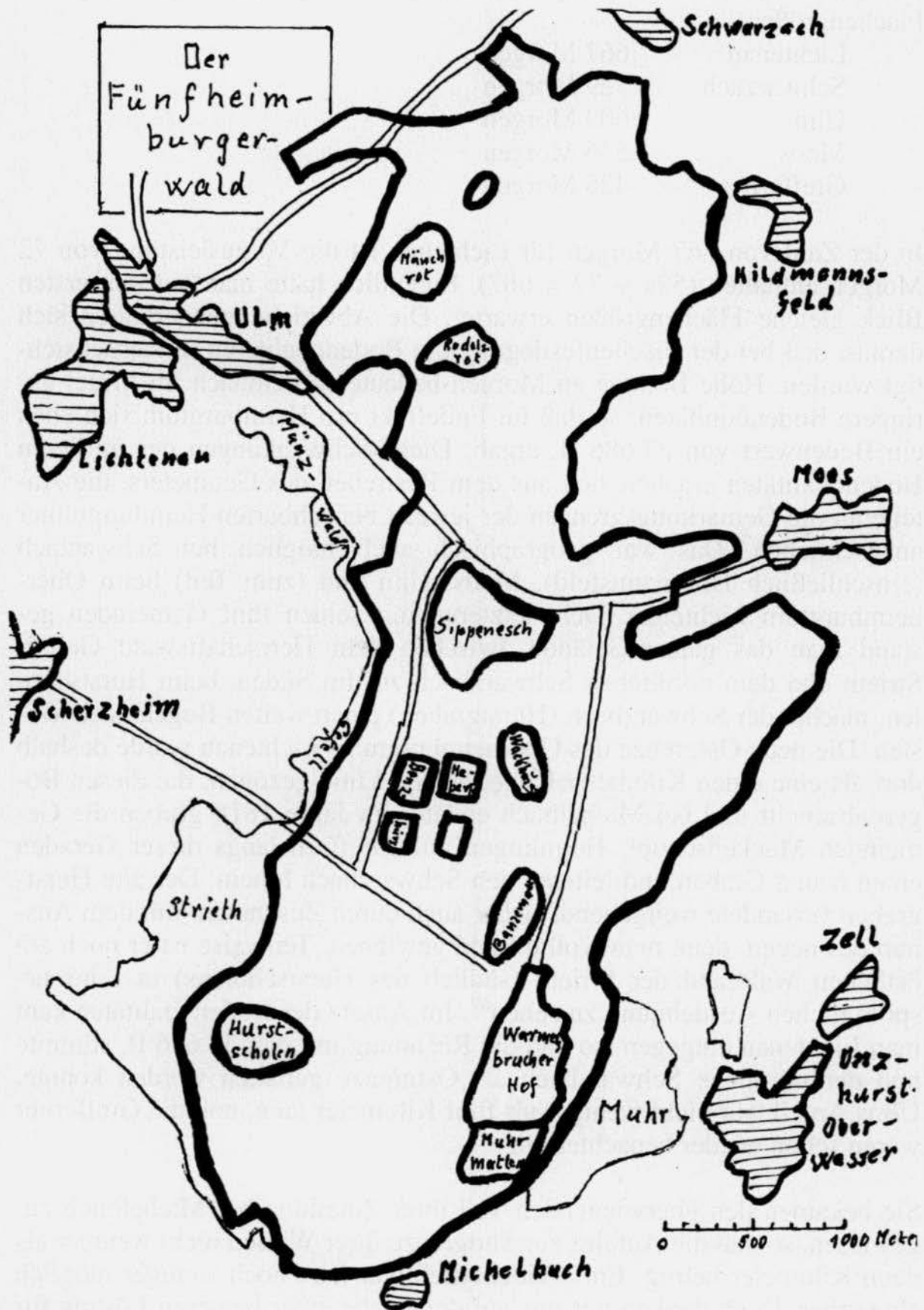


Abb. 4

Die gleichmäßige Aufteilung auf die Heimbürgtümer ergab folgende Flächengrößen:

Lichtenau	667 Morgen
Schwarzach	729 Morgen
Ulm	603 Morgen
Moos	536 Morgen
Greffern	428 Morgen

In der Zahl von 667 Morgen für Lichtenau ist die Vorausleistung von 72 Morgen enthalten ( $594 + 72 = 667$ ). Eigentlich hätte man auf den ersten Blick gleiche Flächengrößen erwartet. Die Abweichungen erklären sich daraus, daß bei der Flächenfestlegung die Bodenqualitäten mitberücksichtigt wurden. Hohe Beträge an Morgen bedeuteten demnach im Mittel geringere Bodenbonitäten, so daß im Endeffekt pro Heimbürgtum sich eben ein Bodenwert von 37 686 fl. ergab. Diese Schwankungen der mittleren Bodenqualitäten ergaben sich aus dem Bestreben des Geometers, die Anteile an die Gemarkungsgrenzen der jeweils benachbarten Heimbürgtümer anzuschließen. Das war geographisch auch möglich bei Schwarzach (einschließlich Hildmannsfeld), Moos, Ulm und (zum Teil) beim Oberheimbürgtum Lichtenau. Dem letzteren mit seinen fünf Gemeinden stand man das ganze Gelände zwischen dem Herrschaftswald Gefellstrieth und dem nördlichen Schwarzbach zu. Im Süden, beim Hurstscholn, machte der Schwarzbach (Hurstgraben) einen weiten Bogen nach Westen. Die neue Ostgrenze des Oberheimbürgtums Lichtenau wurde deshalb dort als eine einen Kilometer lange, gerade Linie gezogen, die diesen Bogen abschnitt und bei Michelbuch endete. Im Jahre 1818 gruben die Gemeinden Muckenschopf, Helmlingen und Greffern längs dieser Geraden einen neuen Graben und leiteten den Schwarzbach hinein. Der alte Hurstgraben verlandete weitgehend, sicher auch durch Zuschütten mit dem Aushub des neuen, denn man wollte Land gewinnen. Teilweise ist er noch am östlichen Waldrand der Strieth (südlich des Hurstscholens) in seiner ursprünglichen Ausdehnung zu sehen<sup>67</sup>. Im Ansatz der Bodenqualitäten kam man Lichtenau entgegen, so daß die Rechnung mit den 37 686 fl. stimmte und der nördliche Schwarzbach als Ostgrenze gehalten werden konnte. Ulms Anteil war nicht weniger als fünf Kilometer lang, und die Grefferner waren schon wieder benachteiligt.

Sie bekamen den überwiegenden Teil ihrer Zuteilung bei Michelbuch zugewiesen, so daß die Anfahrt zur Südgrenze ihrer Wiesen nicht weniger als neun Kilometer betrug. Ein Weidebetrieb war jetzt noch weniger möglich als vorher. Doch denken wir uns auf der Suche einer besseren Lösung für Greffern einen Austausch der Anteile von Ulm und Greffern aus. Der bei dieser Lösung entstandene Nachteil für Ulm wäre sehr groß gewesen, der

Vorteil für Greffern gering. Wie sich dieses Problem entschärfte, erfahren wir später.

Die Teilung des Heimburgtums Schwarzach bot sich an. Die Grenze des gemeinen Waldes lag nur unweit des Hildmannsfelder Ortsetters.

Für das Oberheimburgtum Lichtenau war diese Angelegenheit schon schwieriger. Man einigte sich auf eine Teilung nach der Zahl der Berechtigten und kam zu folgendem Ergebnis: Lichtenau 256 Morgen, Scherzheim 168 Morgen, Muckenschopf 81 Morgen. Die Anteile dieser drei Gemeinden schlossen sich direkt an die Ostgrenze ihrer Gemarkungen an. Die 40 Morgen von Grauelsbaum teilten als schmaler Streifen den Scherzheimer gemeinen Wald. Die Helmlinger 113 Morgen lagen in zwei Anteilen jeweils nördlich und südlich des Muckenschopfer Anteils<sup>68</sup>.

Auf der Übersichtskartenskizze am Beginn dieser Arbeit (Abb. 1) erscheint der Fünfheimburgerwald als ein homogenes (durch Schraffur gekennzeichnetes) Gebilde. Bei näherer Untersuchung der Verhältnisse (siehe Abb. 4) erweist es sich aber, daß die Homogenität stark gestört war durch viele Inseln privaten Eigentums, die in den großen Rahmen des genossenschaftlichen Waldbesitzes eingebettet waren. Gewinnen wir – im Süden beginnend – einen Überblick über diese Enklaven:

Der Hurstscholen im Südwesten und auch der Warmersbrucher Hof im Südosten gehörten dem Kloster Schwarzach. Der erstere wurde bei der Teilung Muckenschopf zugesprochen. Als Ersatz erhielt das Kloster ein Gelände im Norden bei Münchrod. Ganz in der Südostecke lagen die Muhrmatten, ein Besitz des „Scherzheimer Heiligen“. Ein Kuriosum bildete die Banzematte, eine heute vom Wald umschlossene Wiese von rund 25 Morgen Größe. Sie wurde nach dem überlieferten Besitzstand aufgeteilt: Eine Hälfte an Lichtenau, ein Viertel an Ulm, ein Achtel an Schwarzach und jeweils ein Sechzehntel an Moos bzw. Greffern. Im Lichtenauer Waldanteil lagen die beiden Enklaven Benzhurst (im Westen) und Haberfeld (im Osten). Nach der Wackhurst im Ulmer Feld verzeichnen wir noch den ehemaligen Hof Sippenesch (heute Gemarkung Moos), der im Spätmittelalter zusammen mit Ulm und Hunden als Bestandteil der Kaplanei Ulm angegeben wurde. Im Norden beschlossen das Rodelsrod und das Münchrod die Serie der privaten Besitzer<sup>69</sup>.

Für das gemeinsame Hoheitsrecht der beiden Bannherrschaften südlich von Sippenesch erdachte man auch eine Teilung: Die neue Hoheitsgrenze begann bei Michelbuch als eine lange Gerade, die den Grefferner Anteil ungefähr halbierte, nach einem Knick nach Osten auf den Westrand der Banzenmat-

te zulief, dann von dort auf den Schwarzbach und diesen entlang bis zum Hagenroth. Diese Grenzlinie wurde mit 24 mit Wappen versehenen Steinen markiert, die aber – da überholt – bereits 1803 wieder von der badischen Verwaltung ausgehoben wurden<sup>70</sup>.

### *Der Fünfheimburgerwald nach der Aufteilung*

Die Geschichte des Fünfheimburgerwaldes als Gemeinschaftseigentum von 10 Gemeinden war mit dem Jahr 1800 zu Ende. Die einzelnen Gemeinden hatten sein Erbe angetreten. Was haben deren Bürger mit der neuen Allemend, über die sie nun frei verfügten, angefangen? Die Gemeinden Muckenschopf und Helmlingen teilten ihr Neuland sofort nach der Zahl der Bürger in gleiche Teile und verlost diese an die Bürger. In Lichtenau und Scherzheim bildeten sich zwei Parteien. Die eine, zu denen vornehmlich die Wohlhabenden gehörten, wollten den bisherigen Zustand der Gemeinschaftsweide beibehalten. Die Gruppe der Ärmeren wünschten dem Beispiel Muckenschopfs und Helmlingens zu folgen. Nach einer Übergangszeit von zwei bzw. drei Jahren, in der man die eine Hälfte als Weide liegen ließ und die andere Hälfte verpachtete, wurde sowohl in Lichtenau (8. Okt. 1803) als auch in Scherzheim (4. Jan. 1804) die Teilung zu gleichen Teilen durchgeführt, wobei festzuhalten ist, daß die badische Regierung als neue Herrschaft im Hanauerland diesen Teilungsmodus befürwortete und begünstigte. In Lichtenau wurde noch der nördliche Teil (30 Morgen) des Neulands als Schweineweide reserviert. Ulm forstete im Süden seines Anteils den Lachenwald und den Holzschlag wieder auf. Schwarzbach wollte auch mehr Wald und pflanzte den Neuwald an. Greffern mußte den weiten Weg in Richtung Michelbuch antreten, um in seinem Teil Heu zu machen, denn der Weidebetrieb war allenthalben der Sommerstallfütterung gewichen<sup>71</sup>.

Ende der 50er Jahre unseres Jahrhunderts begann im südlichen Teil des ehemaligen Fünfheimburgerwaldes eine neue Epoche der Landeskultur. Es wurden insgesamt neun Aussiedlerhöfe gegründet, fünf im Lichtenauer Teil, die Benzhursthöfe, zwei beim Grefferner Teil, die Muhrmattenhöfe, und zwei im Mooser gemeinen Wald. Diese neun Höfe bewirtschaften den größten Teil des Geländes, in dem einst die Hanauer Grafen jagten, und noch einiges dazu. Es war vorauszusehen, daß die Tendenz zur großflächigen Bodenbewirtschaftung nicht vor dem gemeinen Wald halt machen würde. Die grünende und blühende Wiesen-Idylle von einst hat heute ausgedehnten Mais- und Weizenfeldern Platz gemacht.

## *Das Ende der Waldgenossenschaften*

Die Auflösung der Genossenschaft des Fünfheimburgerwaldes bildete den Auftakt für die Aufteilung noch weiterer Waldgenossenschaften in der nördlichen Ortenau. Die Maiwaldgenossenschaft (Vorort Freistett) wurde im Jahre 1811 aufgelöst<sup>72</sup>, die Genossenschaft des Korker Waldes in den Jahren 1804 bis 1811<sup>73</sup>. Das Waldhägenich endete zeitgleich mit dem Fünfheimburgerwald (1800). Die Auflösung der Steinbacher Mark zog sich von 1771 bis 1806 hin<sup>74</sup>. Die Auflösung des Windecker Waldes begann auch im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts (1808)<sup>75</sup>. Die zeitliche Häufung der Auflösungen der Markgemeinschaften in der nördlichen Ortenau hatte in ganz Deutschland ihre Parallelen, so 1768–69 in Österreich und in Preußen zur Zeit Friedrichs des Großen<sup>76</sup>. In Baden bezog die Regierung im Artikel 8 des 2. Konstitutionsedikts von 1807 eindeutig Stellung:

8. „Obwohl es noch hier und da Märker-genossenschaften (Geraide, Hubgedinge etc.) giebt, d. h. eigens umschlossene Bezirke von Wald und Feld, welche mehreren Gemeinden zusammen angehören und einer gemeinschaftlichen Markpolizei unterliegen, so hat jedoch die Erfahrung längst bewiesen, daß sie zu häufigen Tätlichkeiten, zu noch häufigeren Rechtsstrittigkeiten und zur allgemeinen Verödung der Mark führen. Alle diese sind anmit zwar bei ihrer besitzlich hergebrachten Rechtsverhältnissen für dermal bestätigt aber zugleich für auflöschlich erklärt, und können auf Verlangen eines oder des andern Teilnehmers am Märkerrecht mit Gutheißén der Oberpolizei geteilt werden, ohne daß darüber von irgend einem Gericht Widerspruch angenommen oder gehört werden dürfe“.

Das Auflösungsverfahren wurde sehr vereinfacht. Der Antrag eines Mitmärkers genügte, um das Verfahren einzuleiten. Die Gerichte waren ausgeschaltet. Die Genehmigung der Oberpolizei genügte.

Im Wortlaut des Edikts spiegelte sich die leidvolle Erfahrung der badi-schen Behörden mit dem Fünfheimburgerwald wider.

Die Karlsruher Regierung nahm aber auch bestimmenden Einfluß auf das Schicksal des durch die Auflösung der Genossenschaften entstandenen neuen Gemeindelandes. Es sollte als Allmende allen Bürgern zugute kommen und keinesfalls in Privateigentum überführt werden. Ein entsprechendes Gesuch der Gemeinde Neusatz (Waldhägenich!) wurde abgelehnt mit der Bemerkung, daß die Privatisierung nur den Reichen nütze<sup>77</sup>. Die badi-sche Regierung hatte aber keineswegs die Auflösungen erzwungen. Als Beispiel sei der Gottswald bei Offenburg angeführt, der heute noch exi-

stiert<sup>78</sup>. Die Auflösungstendenz hatte eine ihrer fördernden Ursachen in der bereits erwähnten Abschaffung des Weidgangs und dessen Ersatz durch die Sommerstallfütterung sowie in dem Umbruch der frei gewordenen Weidflächen, wo immer es der Boden erlaubte, um durch neues Ackerland den Hunger nach Brotfrucht zu stillen. Die Überführung der riesigen Weidflächen in gepflegte Wiesen, um den durch die ausschließliche Stallfütterung stark gestiegenen Bedarf an Heu zu decken, wäre im Rahmen einer Genossenschaft gescheitert. Dazu bedurfte es des Interesses des einzelnen Bürgers an „seinen Wiesen“, an „seinen Äckern“, wie sie nach der Auflösung als Allmendlose geschaffen wurden. Daß ein gesteigertes Verlangen nach neuen Ackerflächen bestand, zeigte sich bereits in den Jahren 1788–89, als die abtsstäbischen Heimbürgtümer von einem regelrechten „Neubruchfieber“ erfaßt wurden und ohne zentrale Regelung über 300 Morgen verteilten und in 16 Parzellen zu Ackerflächen umpflügten. Um das Oberheimbürgtum Lichtenau zufriedenzustellen, stellte man ihm ein Fünftel der verplanten Fläche zur Verfügung (2 hanauische Neubruchflächen im Ulmer Feld)<sup>79</sup>.

Im rationalistischen Gesellschaftsbild der Aufklärung sank auch der Stellenwert der genossenschaftlichen Verbände. Dafür wurden die Interessen des einzelnen Bürgers und auch der kleinsten Gemeinden stärker bewertet. Man denke an die Verselbständigung der Gemeinde Grauelsbaum (1773) und die Auftrennung des Gemeindeverbandes Helmlingen-Muckenschopf im Jahre 1720<sup>80</sup>, alle drei ehemalige Waldgenossen des Fünfheimbürgerwaldes.

#### *Literarnachweis*

1. Beinert, Johannes: Geschichte des badischen Hanauerlandes unter Berücksichtigung Kehls. Kehl 1909.
2. Lauppe, Ludwig: Burg, Stadt und Gericht Lichtenau. Herausgegeben von Lisbeth und Dr. Wilhelm Lauppe, Weinheim 1984.
3. Feßler, August: Mark- und Waldgenossenschaften der Ortenau. Badische Heimat 1935, S. 95–102.
4. Wellmer, Martin: Zur Entstehungsgeschichte der Markgenossenschaften. Der Vierdörfenwald bei Emmendingen. Diss. phil. Freiburg 1938.
5. Müller, Hans Eberhard: Waldallmende und Waldgenossenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse in Baden. Diss. iur. Freiburg 1954.
6. Schaab, Meinrad: Das Waldeigentum im Nordschwarzwald und in der nördlichen Ortenau. Beiwort zur Karte IX 5 des Historischen Atlas von Baden-Württemberg.

## Anmerkungen

- 1 Jacob Grimm, Weisthümer, Göttingen 1840, Bd. I S. 431.
- 2 K. Reinfried, Geschichte des Klosters Schwarzach, Freiburg, Diözesanarchiv 1889, S. 143 f.
- 3 ebd. S. 150.
- 4 Wie Anm. 1.
- 5 M. Wellmer, a. a. O.
- 6 ebd. S. 150.
- 7 ebd. Einleitung.
- 8 H. Stäbler, Zum Streit um die ältere deutsche Markgenossenschaft Neues Archiv 39, 1914, S. 693–759.
- 9 F. Lütge, Die Agrarverfassung des frühen Mittelalters im mitteldeutschen Raum. Jena 1937.
- 10 ebd. S. 314.
- 11 Wie Anm. 1.
- 12 GLA 142/91, 142/57.
- 13 M. Schaab, a. a. O., S. 7.
- 14 Fritz Eyer, Das Territorium der Herren von Lichtenberg 1202–1480, Verlag Dietrich Pfähler 1985.
- 15 Wie Anm. 1.
- 16 GLA 67/708.
- 17 GLA 142/90.
- 18 ebd.
- 19 GLA 67/708.
- 20 GLA 66/5073.
- 21 GLA 142/91.
- 22 GLA 142/90.
- 23 ebd.
- 24 ebd.
- 25 Wie Anm. 16.
- 26 Wie Anm. 18.
- 27 Wie Anm. 19.
- 28 Wie Anm. 17.
- 29 Deutsches Wörterbuch von Trübner, Berlin 1940, S. 31.
- 30 Wie Anm. 20.
- 31 ebd.
- 32 ebd.
- 33 ebd.
- 34 ebd.
- 35 ebd.
- 36 ebd.
- 37 Wie Anm. 22.
- 38 Gerettete Wahrheit in einer diplomatischen Geschichte der Abtei Schwarzach, .. Bruchsal 1780, S. 233 ff., Num 361.
- 39 Lauppe, Ludwig, Burg, Stadt und Gericht Lichtenau. Herausgegeben von Lisbeth Lauppe und Dr. Wilhelm Lauppe. Weinheim 1984, S. 263.
- 39a Harbrecht, Alfons, Die Reichsabtei Schwarzach, in: „Die Ortenau“ 1952, S. 35 f.
- 40 ebd.

- 41 Wie Anm. 39, S. 355.
- 42 ebd. S. 350.
- 42a GLA 142/90, 142/61, 142/47.
- 42b Wie Anm. 1, Anm. 20 und Anm. 21.
- 43 Wie Anm. 39, S. 178.
- 44 GLA 142/94, 142/90.
- 45 Wie Anm. 39, S. 405.
- 46 GLA 142/80, 229/107020, 229/60836.
- 47 GLA 142/90.
- 48 Uibel, Ludwig, Warmersbrucher Hof...in: „Die Ortenau“ 1987 S. 204 ff.
- 49 GLA 142/57, 229/60774.
- 50 GLA 142/47, 142/52.
- 51 Staatsarchiv Freiburg, 358/Zugg. 1911, Nr. 63/75, GLA 229/794.
- 52 GLA Abt. H, Fünfheimburgerwald.
- 53 GLA 142/78.
- 54 ebd.
- 55 GLA 142/25, 142/32–34.
- 56 GLA 142/108–112.
- 57 GLA 142/112.
- 58 GLA 142/85, 142/6.
- 59 GLA 142/90, 142/140.
- 59a Wie Anm. 39 S. 363, Lichtenauer Pfarrchronik, S. 119.
- 60 GLA 142/130, 142/129.
- 61 Wie Anm. 39, S. 406.
- 62 GLA 142/108–112, 67/708.
- 63 GLA 142/60, 142/131.
- 64 GLA 142/131.
- 65 ebd.
- 66 ebd.
- 67 Wie Anm. 51.
- 68 Staatsarchiv Freiburg 1991/549/2 Nr. 34.
- 69 Wie Anm. 50.
- 70 GLA 142/132.
- 71 Wie Anm. 55, wie Anm. 68.
- 72 Schütt, Kurt, Die Geschichte der Maiwaldgenossenschaft, in: „Die Ortenau“ 1988.
- 73 Beinert, a. a. O., S. 348.
- 74 Feßler, August, a. a. O., S. 95 ff.  
Müller, Hans Eberhard a. a. O. S. 59.
- 75 GLA 1391/28 436.
- 76 Wie Anm. 74.
- 77 Müller, H. Eb. a. a. O., S. 59.
- 78 Feßler, August, a. a. O., S. 98.
- 79 GLA 142/126, Abt. H Fünfheimburgerwald 1–12.
- 80 E. Braunnagel, Zwei Dörfer der badischen Rheinebene (Helmlingen, Muckenschopf), Leipzig 1898. S. 7.



## Kartenskizzen

Ihnen liegen zu Grunde die Karten des Geometers Nageldinger von 1799 aus dem GLA  
Abt. H Fünfheimburgerwald 1–12,  
die badischen Gemarkungskarten 1:10 000,  
die topographischen Karten 1:25 000, Nr. 7214 und 7314,  
die Grundkarte 1:5000 Nr. 7314.1 Muckenschopf-Muhrmatten.

# Der Hartunger Hof, ein Rittergut im Stollhofener Bann

*Ernst Gutmann*

Krieger beschreibt in der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“ eine Urkunde aus dem Jahre 1276, in der die Ritterfamilie von Windeck an das Kloster Lichtental Güter vergab. Die Urkunde wurde ausgestellt in „Hardene“ oder „Hardau“, je nach Lesart, das Krieger dem heutigen Dorf Hörden (Stadt Gaggenau) zuordnet<sup>1</sup>. Adolf Kastner verbindet dagegen mit dem Namen einen ausgegangenen Hof auf der Gemarkung Stollhofen<sup>2</sup>, wobei er allerdings davon ausgeht, daß der Ort zum ersten Mal 1364 als Hartauwe erwähnt wurde<sup>3</sup>, er zieht also die Urkunde von 1276 nicht heran<sup>4</sup>. Während Otto Gartner Hörden/Hartau/Hardene nicht lokalisiert, entscheidet sich Suso Gartner wie Kastner für den Bereich Stollhofen<sup>5</sup>. Kastner schreibt: „Der Hof ist Ende des 18. Jahrhunderts eingegangen“. Tatsächlich wurde er 1777/78 von der badischen Amtsverwaltung zu Stollhofen auf Abbruch versteigert<sup>6</sup>.

Der Ort Stollhofen gehörte 1212 bis 1309 den Rittern von Windeck. Zu Stollhofen gehörte der Hof. Wegen der räumlichen Nähe zu Windeck, Vimbuch, Schwarzach und Lichtental möchte ich Kastner und Suso Gartner beipflichten und den Ort Hardau unserm Hof Hardau zurechnen<sup>7</sup>. Der Eindruck verstärkt sich noch dadurch, daß die Schreibweise Hardau sich in Einzelfällen bis zum Jahre 1747 unverändert fortsetzt. So wurde diese Schreibweise im Gegensatz zu „Hartunger Hof“ in Urkunden gerne verwendet, die die Lehensverhältnisse aus älteren Urkunden zitierten. Sie stellt also die „ältere“ Bezeichnung dar. Der Ort Hörden aber trug schon früher die endgültige Bezeichnung „Hörden“<sup>8</sup>.

Der Volksmund spricht auch heute nicht von „Hartunger Hof“, sondern von „Hardier Hof“, verwendet also die abgeschliffene Form von „Hardauer Hof“. Im benachbarten Tung-Gebiet werden die Ortsnamen vollständig ausgesprochen (Leiberschtung, Wittenung = Leiberstung, Weitenung). Nach Kastner beschreibt ein Leiberstunger Weistum von 1471 einen Teil einer Grenze mit „... und dem von Bach abe hinabe biss gein Hartung an den Hof...“<sup>9</sup>. Hier erscheint erstmalig der Hof als Hartunger Hof angepaßt an die benachbarten Orte. Auch bei der früheren Ritterburg Tiefenau bei Sinzheim setzte sich zeitweise die Bezeichnung Tiefenung durch, doch heute ist die amtliche Schreibweise wieder Tiefenau<sup>10</sup>.

## *Wo lag dieser Hof?*

Am südlichen Rand des Bannwaldes, hinter Stollhofen gegen Leiberstung zu, liegt in Sichtweite des Sulzbaches ein kleines inselhaftes Wäldchen inmitten von Wiesen. Vom benachbarten Sulzbach lief früher, an dem sattren Grün der Grasnarbe zu erkennen, ein Graben, der schon lange zugeworfen ist. Der Graben umfloß das Wäldchen, an dessen Stelle der Hof lag, und suchte seinen Abfluß durch den Bannwald in Richtung<sup>11</sup> Stollhofen. Noch 1776 wurde dieser Graben vom Inspektor Vierroth als „Schloßbächel“ bezeichnet. In der Mitte des Wäldchens befindet sich eine größere Senke, hier war der ehemalige Innenhof<sup>12</sup>.

## *Flurnamen und alte Karten*

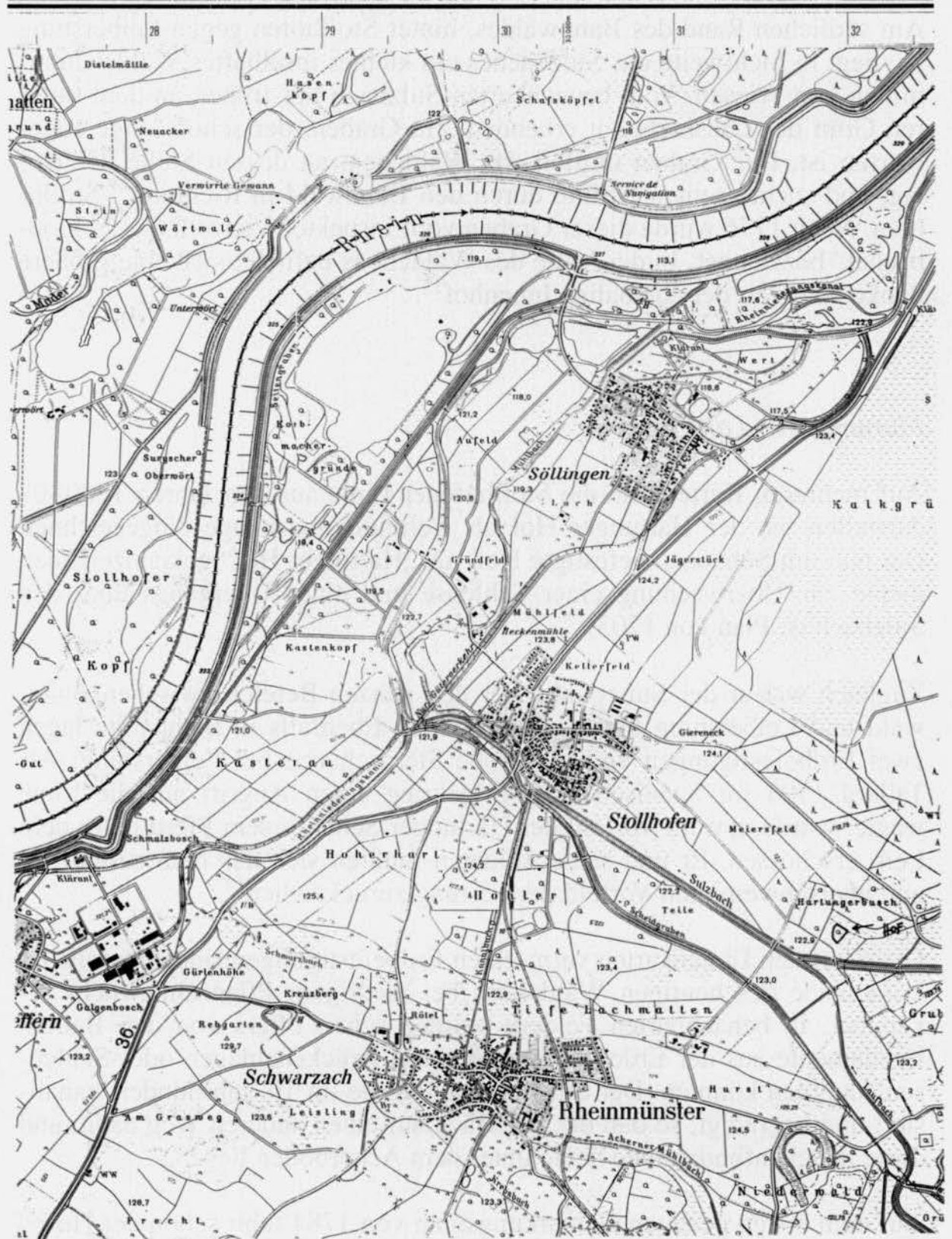
Auf mehreren Karten, die die Stollhofener Linie aus den Jahren 1700–07 darstellen, ist der Hartunger Hof als Verteidigungsanlage eingezeichnet. Der nun mit Schanzen befestigte Hof, als „Hartinger Hof“ gekennzeichnet, diente zur Überwachung einer Schleuse und eines Übergangs über den Sulzbach (s. Plan von 1703)<sup>13</sup>.

Zugleich war er der Stützpunkt, der den ganzen Bereich zwischen Bannwald und Leiberstung überwachen konnte. Ebenfalls in Sichtweite lagen zwei Erdbefestigungen und die große Sternschanze bei Leiberstung. Als Tallard 1703 im Spanischen Erbfolgekrieg einen Angriff auf die Linie wagte, wurde ihm im Vorfeld der Hartunger Schanze sein Pferd unter dem Leib erschossen. Er und seine Soldaten mußten sich aus dem sumpfigen und überschwemmten Vorfeld der Festung zurückziehen<sup>14</sup>.

Diese auf den Linienkarten vermerkten Erdbefestigungen sind ebenfalls im Vorgelände des heutigen Wäldchens bei niedrigem Pflanzenbewuchs erkennbar. In benachbarten Feldern wurden schon öfters von den Bauern Fundamente aus der Erde gerissen, die von Brückenanlagen oder Schleusen stammen könnten. Der Sulzbachlauf wurde im 19. Jahrhundert kanalisiert und begradigt, so daß der alte Bachlauf einen anderen Weg nahm und diese Brückenfundamente heute unter dem Ackerboden liegen.

Auf dem ersten genauen Gemarkungsplan von 1784 fehlt schon der Hof<sup>15</sup>, der ja spätestens 1778 abgebrochen wurde<sup>16</sup>. Bis heute sind die Flurnamen; „Meiersfeld, Hartunger Bosch<sup>17</sup>“ oder mundartlich „am Meiersschlessel“ oder der „Hardier Hof“ erhalten geblieben.

Karte 1:25000



### *Die Besitzer und die Lehensleute des Hofes*

Mit dem Verkauf der Stadt Stollhofen im Jahre 1309 von dem Ritter von Windeck an den Markgrafen von Baden fiel auch der Hof in badische Hände. Unter den 18 Bürgen, die in dieser Kaufurkunde genannt werden, war auch ein Ritter Albrecht von Rust, dessen Name in Verbindung mit dem Hof noch lange genannt werden wird<sup>18</sup>.

Es folgt dann im Jahre 1364 die erste urkundlich erwähnte Verleihung des Hofes „Hartauwe“ an Obrecht von Rust<sup>19</sup>.

Am 15. Oktober 1429 folgte eine weitere Urkunde, in der ein Schöffmeister (Richter) Heinrich von Hardowe mit Hildebrands Claus, Bertsche ante porta und Nicker von Stollhofen als Gerichtsschöffen erscheint<sup>20</sup>.

Die nächste Urkunde bezeugt eine weitere Belehnung oder Bestätigung des Hofbesitzes durch den Markgrafen Jacob von Baden an Albrecht von Rust am 31. Okt. 1432<sup>21</sup>. Der Markgraf gewährt ihm nun auch die weibliche Erbfolge. Nach dem Tod Albrechts fällt das Lehen am 27. Nov. 1441 an seinen Sohn Diebold. Diebold war der letzte des Stollhofener Zweiges der Familie von Rust<sup>22</sup>.

Nach dem Aussterben der von Rust verliehen Markgraf Karl und Bernhard am 10. Okt. 1454 den Hof dem Ritter Held von Tiefenau. Er erhält in Anbetracht seiner geleisteten Dienste und zur Besserung seiner Lehen den Hof zu Hartung (auch hier hatte sich die Schreibweise schon geändert), „hinter der Stadt Stollhofen gelegen, mit allem dazugehörigen Wald, Wasser, Wiesen, Weide, Äcker, Matten und Böschen und zwei Tagwerk Matten (genannt die Speckmatten = Speck-Spöck bei Söllingen am Rheinufer) und das Gütlein zu Söllingen und Hügelsheim“<sup>23</sup>.

### *Die Familie Stein zum Reichenstein*

1481 belehnen die Markgrafen Christoph und Albrecht von Baden Konrad Stein von Reichenstein mit dem „Hof zu Hardauw hinter der Stadt Stollhofen gelegen“<sup>24</sup>. 1482 verklagt das Kloster Schwarzach den Reichensteiner wegen des Zehnten vom „hoff zu Hardnaw“, wird aber abgewiesen<sup>25</sup>. 1494 folgt die Bestätigung des Lehens an Junker Conrad Stein zu Reichenstein, Obervogt des badischen Amtes Stollhofen, der zugleich Herr zu Tiefenau genannt wurde<sup>26</sup>.

Um das Jahr 1608 erscheinen weitere Familienmitglieder der Reichenstei-

ner als Besitzer, deren Stammschloß das obere Schloß zu Neuweier war. Die Familie war evangelisch und besuchte daher samt der Verwalterfamilie mit Gesinde den Gottesdienst zu Lichtenau. Freiherr Friedrich von Stein zu Reichenstein und Bosenstein wurde im Oktober 1666 im Chor der Lichtenauer Kirche beigesetzt. Ein Baron Karl von Stein zog 1685 nach Straßburg<sup>27</sup>. 1665 heiratete ein Karl Freiherr von Stein zum Reichenstein, Herr zu Neuweier, Bosenstein und „Hartaw“, Kurfürstlicher Rath, Ritterchaftsdirektor des Cantons Neckar und Ortenau, eine Johanna Philippine von Brumbach. Er starb am 28. 11. 1701<sup>28</sup>.

Am 20. April 1747 erfolgte eine Lehensbestätigung des Hofes, hier ebenfalls wieder „Hardau“ genannt und der mit ihr verbundenen Einnahmen, mit einem Hinweis auf die frühere Erneuerung von 1668<sup>29</sup>.

Nach dem Erlöschen der baden-badischen Markgrafenlinie übernahm das Durlacher Haus das Lehen. Die Lehensbestätigung erfolgte am 9. Juli 1772<sup>30</sup>.

Bis zu seinem Tod im Jahre 1774 war Ludwig Friedrich Freiherr von Stein zu Reichenstein, Herr zu Mühlhausen an der Enz und Bosenstein, im Besitz des Hofes. Danach fiel das Lehen zurück an den badischen Staat, an das Kammergut. Die letzte von Stein war seine Witwe, Wilhelmina Stein zu Reichenstein<sup>31</sup>.

Der Umfang des Lehensgutes der Reichensteiner nach dem Lehensbrief vom 9. Juli 1772:

1. Der Hof Hartung mit Haus, Hof, Scheuer, Ställe, Wiesen, Wälder und Äcker, zusammen über 201 Morgen.
2. 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> und 30 Jauch Acker und vier Tauen Matten im Söllinger und Hügelsheimer Bann gelegen.
3. Den 6. Teil vom Zehnten von dem Dorf Kartung.
4. Ebenso von Mühlhofen.
5. Ebenso von Tuttenhurst und
6. von Buchtung.
7. Vom Weinzehnten zu Sinzheim den dritten Teil.
8. Weitere kleinere Einnahmen aus den oben genannten Dörfern und Höfen (Abgaben von Zwiebeln, Leinsamen, Heu und Stroh)<sup>32</sup>.

### *Das Ende des Hofes*

Das 400jährige badische Amt Stollhofen wurde 1790 aufgelöst. Eine der wichtigsten Amtshandlungen der Verwaltung unter dem Amtmann Steiner

bestand in den Jahren 1776 bis 1790 darin, alle überflüssigen herrschaftlichen Besitztümer zu veräußern und die gewonnenen Mittel dem Staatshaushalt zuzuführen. Dazu gehörte auch die Versteigerung des umfangreichen Bestandes des Hofes.

Der badische Bauinspektor Vierroth fertigte eine Aufstellung und einen Plan dieses Besitzes. Der Plan liegt allerdings den Akten heute nicht mehr bei.

Aufstellung:	Ackerfeld	105 Morgen	3 Viertel	24 $\frac{5}{12}$ Ruthen
	Matten	36 Morgen	1 Viertel	25 $\frac{3}{4}$ Ruthen
	Waldung	44 Morgen	1 Viertel	22 $\frac{5}{6}$ Ruthen
	Waidgang	11 Morgen	1 Viertel	6 $\frac{11}{12}$ Ruthen
	Hofraith u.			
	Hausplätze	– Morgen	2 Viertel	2 $\frac{1}{3}$ Ruthen
	Gärten	– Morgen	– Viertel	16 $\frac{1}{3}$ Ruthen
	Unbenützter Platz	2 Morgen	– Viertel	32 $\frac{1}{4}$ Ruthen
	zusammen	201 Morgen	– Viertel	10 $\frac{5}{6}$ Ruthen

(1 badischer Morgen entspricht ca. 36 Ar oder etwas weniger, je nach Auslegung, – 201 Morgen = 7236 Ar oder 72,36 ha., die Gemarkung Stollhofen hatte als Vergleich (1975) 1246 ha.)<sup>33</sup>.

Dieser Hof war ein sehr ansehnliches Besitztum, zumal ja noch einige Güter in den Orten Söllingen und Hügelsheim und in den Tung-Orten dazu gehörten.

Die Beschreibung des Besitzes von Vierroth:

„Das Ackerfeld ist sandig und von geringem Ertrag, weil der bisherige Beständer solches zum 5. Teil jährlich nur gedüngt hat. Die Matten sind aus Mangel an Wässerung und hinlänglich Düngung mehrenteils schlecht und liefern nur geringe Ausbeute. Die Waldung würde besser stehen, wenn solche mehr bepflanzt worden wäre. An Hofraith, Hausplätz und Garten ist weiter nichts mangelhaft als die hintere Wand der Scheune auszubessern und ein Wetterdach anzubringen wäre“<sup>34</sup>.

### *Die Versteigerung des Hofes*

Unter dem Hofrat und Amtmann Antonius Steiner und dem Zollschreiber Franz Winter trafen sich die Bürger der Orte Stollhofen, Söllingen, Hügelsheim und Schwarzach im Gasthaus zur Sonne zu Stollhofen fünf Tage lang im November 1776. Das Ackerfeld im Stollhofener Bann wurde in 121 Teilen versteigert, die Matten erhielten 49 neue Besitzer. Der Hausplatz

mit den zwei Gärten zusammen zwei Viertel und 18 Ruthen wurde mit 50 Gulden in Anschlag gesetzt. Michael Leonard ersteigerte den Platz (ohne Gebäude) für 110 Gulden.

Das Wohngebäude, beschrieben als Steinhaus, die anderen Gebäude, teilweise aus Holz oder Fachwerk, auch die große Scheune und die Stallungen wurden auf Abbruch versteigert.

Die Versteigerung der Gebäude erfolgte am 28. Januar 1777 unter dem Bürgermeister und Müller Georg Haier von Stollhofen und dem Schwarzacher Schultheiß und Verweser Franz Erhard. Scheuer, Schopf, Pferde- und Kuhstall gingen für 110 Gulden an Johannes Regenold von Schwarzach. Das Wohnhaus ersteigerte Igantz Braun von Stollhofen für 231 Gulden. Fünf Schweinställe gingen an Michael Götz aus Schwarzach für 14 Gulden.

Die Abrechnung lautete für die Güter aus dem Stollhofener Teil:

„Ackerfeld	5430 Gulden	24 Kr.
Matten	2812 Gulden	30 Kr.
Hausplatz	110 Gulden	– Kr.
Bäume	12 Gulden	15 Kr.
Summa	8365 Gulden	9 Kr.
Hofgebäude	355 Gulden	– Kr.
	8720 Gulden	9 Kreuzer“

Die Gebäude wurden abgebrochen, das Baumaterial weggefahren, damit verschwand der Hof nach 500jährigem Bestehen<sup>35</sup>.

#### Anmerkungen

- 1 Krieger in ZGO 7/1856, S. 209.
- 2 Adolf Kastner, Wüstungen im Kreis Baden, in: „Die Ortenau“ 11/1924, S. 47.
- 3 GLA 67/41, 311 vom 19. Nov. 1364 und RMB. I. 5279, 11. Nov.
- 4 GLA 35/31 von 1276, Kloster Lichtental, s. a. in „Corbus der altdeutschen Originalurkunden“ Band I. 277, Nr. 269 von Friedrich Wilhelm (Wilh. Corb. I.)
- 5 Otto Gartner, Regesten der Herren von Windeck von 1190 – 1349, in: „Die Ortenau“ 49/1969, S. 305. Suso Gartner, Die Ortsnamen der Nördlichen Ortenau und ihre Deutung, in: „Die Ortenau“ 62/1982, S. 327.
- 6 GLA 229/102484 und 102465, ein 500 Folioblätter umfassendes Aktenbündel, die die Lehensverhältnisse von 1668 (Zitate), 1747 bis 1774 beschreiben. 1777 und 1778 folgen die Versteigerungen der Güter und der Abbruch des Hofes. Genauere Seitenangaben in den folgenden Anmerkungen.



- 7 RMB I. Nr. 682/683 von 1309/11, der Verkauf der Stadt Stollhofen und die Dörfer Sölingen und Hügelsheim.
- 8 GLA 229/102484 fol. 21 von 1747.
- 9 FDA 22, 75 ff. s. a. Anmerkung Nr. 2.
- 10 Tiefenau, eine abgegangene Tiefburg in der Gemarkung Sinzheim, heute eine Gärtnerei, s. a. „Die Ortenau“ 64/1984, Burgen und Schlösser in Mittelbaden, S. 126.
- 11 Topographische Karte des Landesvermessungsamtes von Baden-Württemberg, 1:25 000, Nr. 7214 Sinzheim. (1982).
- 12 GLA 229/102384 fol. 45 von 1774.
- 13 „Die Lini by stolhof 1703“. Original im Rathaus Stollhofen.
- 14 Joseph Harbrecht, Bühler Blaue Hefte 9/1961, S. 24–40. In: Die Stollhofener Linie.
- 15 Gemarkungskarte 1784 im Rathaus.
- 16 GLA 229/102384 fol. 95–135 „Versteigerung“ 1777.
- 17 s. Nr. 11.
- 18 s. Nr. 7.
- 19 s. Nr. 3.
- 20 GLA 67/1334 S. 16.
- 21 RMB I. 5279 von 1432.
- 22 RMB I. 6153 von 1441.
- 23 RMB II. 7748 von 1451.
- 24 GLA Kopialbuch 43, Lehensbuch des Markgrafen Christoph (1475–1527) fol. 518.
- 25 GLA 38/133 von 1481.
- 26 GLA II. 82 von 1494, ebenso Kopialbuch 43 (Baden) fol. 156 b., s. a. Nr. 2.
- 27 GLA 37/252 und Kirchenbuch der Stadt Lichtenau, s. a. im klösterlich-schwarzachischen Kirchenspiel Lichtenau-Scherzheim, in: „Die Ortenau“ 33/1953, S. 178.
- 28 Kindler von Knobloch, „Oberbadisches Geschlechterbuch Band I. S. 170 (von Brumbach).“
- 29 s. Nr. 8.
- 30 GLA 229/102484 fol. 10–20 vom 9. Juli 1772.
- 31 GLA 229/102465 fol. 2 von 1774.
- 32 s. a. Nr. 30.
- 33 GLA 229/102484 fol. 43–46 vom 1. Okt. 1774 (erste Aufstellung, weitere gleichlautende sind den folgenden Akten der Jahre 1775–1778 beigelegt).
- 34 s. Nr. 33.
- 35 s. a. Nr. 16 bis fol. 210.

# Rüchelnheim, ein ausgegangener Ort bei Urloffen

*Karl Maier*

Das Wappen der ehemaligen Gemeinde und heutigen Ortschaft Urloffen trägt drei grüne Hügel, auf deren mittleren ein roter Turm steht; nach der volkstümlichen Deutung soll der heraldische Dreiberg darauf hinweisen, daß der Ort aus drei ursprünglich selbständigen Siedlungen entstanden ist, aus Zimmern, Urloffen und Rüchelnheim<sup>1</sup>. Das letzte der drei Dörfer ist verschwunden, nicht nur aus der Landschaft, sondern auch aus der lebendigen Erinnerung der Bevölkerung, und obwohl dieses Rüchelnheim zwischen dem 12. und dem 18. Jahrhundert in Akten und Urkunden oft genannt und in einigen Landkarten ausgewiesen wird, kann man heute nur erschließen, wo es einmal gestanden hat. Während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es noch auf der Gemarkung Urloffen ein Gewann und einen Weg, die den Namen Rüchelnheim führten, auf der ersten badischen Katasterkarte von 1859 findet man sie allerdings nicht<sup>2</sup>. Heute kennt sie offensichtlich niemand mehr, der Richelweg, der seit ca. 1955 die Straßburger Straße mit der Im-Klein-Sommerfeld verbindet, liegt sicher nicht auf der Strecke des historischen Richelwegs.

Über das ausgegangene Dorf ist einiges geschrieben worden. Die Ergebnisse dieser Bemühungen sollen im folgenden Aufsatz zusammengestellt, verglichen und u. U. berichtigt werden. Die Bezeichnung des Ortes schwankt in den schriftlichen Quellen: Röchelheim (ca. 1150)<sup>3</sup>, Ruchelheim (1225)<sup>4</sup>, Rüchelnheim (1287)<sup>5</sup>, Rüchelheim (1303)<sup>6</sup>, Rûchelseheim, Rúthelnheim, Rúchelnheim (1287)<sup>7</sup>, Rûchelheim (1348)<sup>8</sup>, Richelenheim (1389)<sup>9</sup>, Rûchelnheim (1398)<sup>10</sup>, Rûchelnheim (1405)<sup>11</sup>, Ruchelnheym (1448)<sup>12</sup>, Richelheim, Reichelenheim, Rychlen (1514)<sup>13</sup>, Rychelnheim (1526)<sup>14</sup>, Rychelheym (1550)<sup>15</sup>, Reychlen (1555)<sup>16</sup>, Reichlen (1620)<sup>16a</sup>, Richlen (1673)<sup>17</sup>.

Krieger<sup>18</sup> erklärt den Namen mit „Heim des Ruchilo“, der als „Heim-Ort“ zusammen mit Urlofheim auf eine fränkische Landnahme hinweist, eine Theorie, die durch eine Reihe verschiedener Forschungen unterstützt<sup>19</sup> und durch die Ausgrabungen von 1980<sup>20</sup> bestätigt wird. Als Zeitraum der Besiedelung kann man das 6./7. Jahrhundert annehmen<sup>21</sup>.

Für die heute vergessene Lage des Dorfes hat man verschiedene Vorschläge gemacht. Ein topographisches Wörterbuch aus dem Jahre 1885<sup>22</sup> verlegt Rüchelnheim zwischen Appenweier und Zusenhofen. Diese Meinung wurde allgemein anerkannt und von der Wissenschaft publiziert. J. J. Hoff-

mann übernimmt sie in sein Heimatkundebuch<sup>23</sup>, und die Regesten der Markgrafen von Baden<sup>24</sup> entscheiden sich an drei Stellen für sie. Von diesen Veröffentlichungen lernte die Ortsgeschichtsschreibung in Appenweier während der dreißiger und vierziger Jahre<sup>25</sup>. Die genannte Regestenausgabe erklärt bei einer anderen Nummer Rüchelnheim als eine Ödung zwischen Zimmern und Urloffen<sup>26</sup>, das Wirtembergische Urkundenbuch für eine bei Erlach<sup>27</sup>. Beinert sucht den ausgegangenen Ort im Westen des heutigen Urloffens<sup>28</sup>. Neben anderen beschreibt eine Urkunde von 1408 eine Mühle mit Gebäuden in Rüchelnheim, „genannt die Waldmühle in der Pfarrei Kork, im Wald, genannt der Korker Wald, in der Lachen, die Waldwasser heißt, hinter Bolleshurst und Leichtholzhurst“<sup>29</sup>. Daraus schließt Beinert, daß unser Dorf im Korker Wald hinter Legelshurst in der Pfarrei Kork lag. Ihm folgen Bertold Albrecht<sup>30</sup> und Wilhelm Gräßlin, der sogar die unbestimmten Angaben Beinerts mit einem Wiesengelände östlich vom „Mühlsteg“ über dem neuen Durbacher Graben, 2 km nördlich der Einmündung des sog. 23er Weges in die Kreisstraße Legelshurst-Urloffen identifiziert. „Zweifelsohne haben wir es hier mit der Lage der Waldmühle und auch mit der einstens eingegangenen Siedlung Rüchelnheim zu tun“<sup>31</sup>. Da Beinert und Gräßlin die vielen anderen Belege für das Gebiet Rüchelnheim außer acht lassen, übersehen sie, daß es sich bei „der Lache, genannt Waldwasser“ nur um einen Flurnamen der Gemarkung Rüchelnheim handeln kann.

Alle diese angeführten Standorte sind mit alten Landkarten nicht in Einklang zu bringen. Abraham Ortelius' (1527–98) „Argentoratensis Agri Descriptio“ von ca. 1573, Homanns „Die Ämter Willstätt und Lichtenau im 17. Jahrhundert“, „Alsatia Inferior“ (1700) und Jacques Michaels „Karte Schwabens“ (1725) zeigen Rüchelnheim nördlich oder nordwestlich in 1 oder 1,5 km Abstand von Urloffen. Bei Ortelius und Alsatia Inferior bilden die beiden Orte zusammen mit Zimmern nahezu die Ecken eines gleichschenkligen Dreiecks. Zwischen Appenweier und Zusenhofen bzw. bei Erlach ist dagegen weder Rüchelnheim noch eine andere heute nicht mehr vorhandene Siedlung eingezeichnet.

Gehen wir von den Kartenbildern aus, so liegt der Gedanke nahe, daß Rüchelnheim keiner Zerstörung zum Opfer fiel oder von seinen Bewohnern verlassen wurde, man also auch nicht von einer Wüstung oder Ödung sprechen kann, sondern mit Urloffen zu einer Gemeinde zusammenwuchs. Eine Frage muß dabei allerdings offenbleiben, während man das alte Urloffen in der Biegung des Holchens im heutigen Urloffen am Stangenbach leicht wiederfindet, liegt das Unterdorf viel weiter östlich vom Holchen/Stangenbach als Rüchelnheim auf den Karten.



Kirchspiel Zimmern, Ausschnitt aus „Argentoratensis Agri Descriptio“, ex tabula Danielis Spekel, Atlas des Abraham Ortelius, ca. 1573

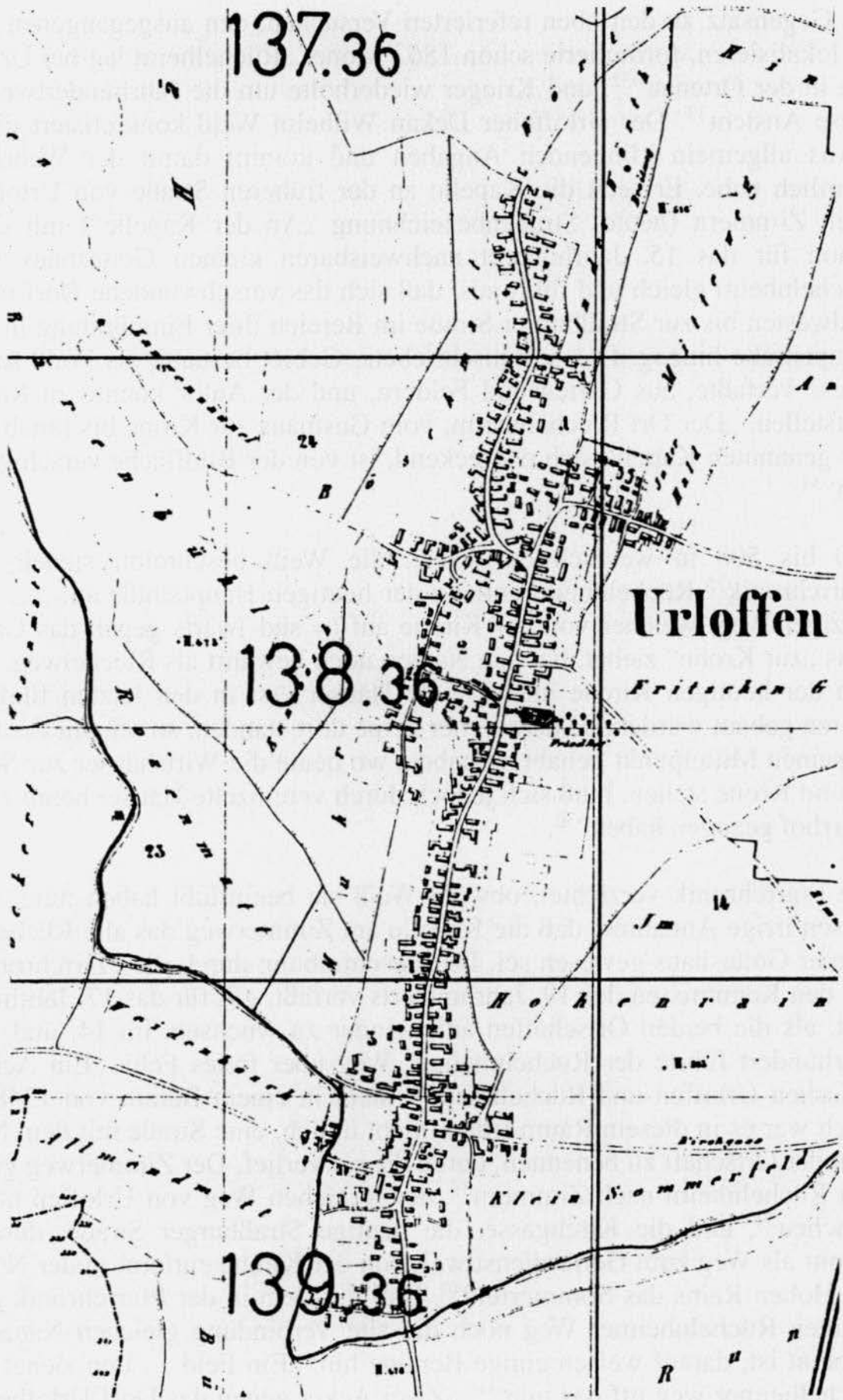


Kirchspiel Zimmern, Ausschnitt aus „Alsatia Inferior“, verlegt bei Johannes Jansenius, ca. 1700

Im Gegensatz zu den oben referierten Versuchen, den ausgegangenen Ort zu lokalisieren, formulierte schon 1862 Mone, „Rüchelheim lag bei Urloffen in der Ortenau“<sup>32</sup>, und Krieger wiederholte um die Jahrhundertwende diese Ansicht<sup>33</sup>. Der Urloffener Dekan Wilhelm Weiß konkretisiert diese etwas allgemein klingenden Angaben und kommt damit der Wahrheit ziemlich nahe. Er setzt die Kapelle an der früheren Straße von Urloffen nach Zimmern (heute: Straßenbezeichnung „An der Kapelle“) mit dem schon für das 15. Jahrhundert nachweisbaren kleinen Gotteshaus von Rüchelheim gleich und führt aus, daß sich das verschwundene Dorf nach Südwesten bis zur Straßburger Straße im Bereich ihrer Einmündung in die Hauptstraße hinzog. Das so umschriebene Gebiet bestand, als Weiß seine These verfaßte, aus Gärten und Feldern, und der Autor konnte zu Recht feststellen, „Der Ort Riechelheim, vom Gasthaus zur Krone bis hinab bis zur genannten Kapelle sich erstreckend, ist von der Bildfläche verschwunden“<sup>34</sup>.

100 bis 500 m westlich der Linie, die Weiß beschreibt, siedelt die Pfarrchronik<sup>35</sup> Rüchelheim entlang der heutigen Hauptstraße an; „... ein einziger Weg, welcher von der Kirche auf-(= süd-)wärts gegen das Gasthaus „zur Krone“ ziehet, hat den Namen noch bewahrt als Riechelweg. Da von der heutigen Kirche hinauf viele Häuser erst in den letzten fünfzig Jahren gebaut wurden, so daß vorher keine dort standen, so scheint der Ort da seinen Mittelpunkt gehabt zu haben, wo heute die Wirtshäuser zur Sonne und Krone stehen, muß sich jedoch durch vereinzelt Häuser herab zum Pfarrhof gezogen haben“<sup>36</sup>.

Die Pfarrchronik verzichtet, obwohl Weiß sie beeinflusst haben muß, auf dessen irrige Annahme, daß die Kapelle am Zimmerweg das alte Rüchelheimer Gotteshaus gewesen sei. Die Beschreibung durch die Pfarrchronik, aus den Kenntnissen des 19. Jahrhunderts verfaßt, gilt für das 17. Jahrhundert, als die beiden Ortschaften aufeinander zu wuchsen, im 14. und 15. Jahrhundert führte der Rüchelheimer Weg über freies Feld. „Ein Acker zwischen Urloffen und Rüchelheim“, steht in einem Berain von 1348<sup>37</sup>. Auch war es in diesem Raum früher nicht üblich, eine Straße mit dem Namen der Ortschaft zu benennen, durch die sie verlief. Der Zimmerweg ging von Rüchelheim nach Zimmern<sup>38</sup>, der Renichen Weg von Urloffen nach Renchen<sup>39</sup>, und die Kirchgasse, die heutige Straßburger Straße, durchschnitt als Weg zum Gottesdienst weit von der Kirche entfernt in der Nähe des Hohen Rains das Sommerfeld<sup>40</sup>. Daß mit dem in der Pfarrchronik genannten Rüchelheimer Weg noch die alte Verbindung gleichen Namens gemeint ist, darauf weisen einige Beraine hin. „Ein Feld ... unn ziehet an Ruchelheimer weg uff das mur“<sup>41</sup> „Zwei Acker gegen das Dorf Urlofheim hin, unn ziehet ouch uf dz mur an ruchelheimer weg“<sup>42</sup>. Und der Blickrich-



Urloffen, Katasterkarte 1859

tung von Rüchelnheim aus entspricht der von Urloffen: „Eine Hofraite ... stossest oben an den Weg der do gan Ruchelheym got und ziehet unden uff Urloffheymer Mur oder Allmendt“<sup>43</sup>. Die Allmendt das Muhr zog sich von der Wolfsgasse westlich parallel zur Hauptstraße nach Norden. Flurnamen erinnern heute noch an Teile dieses Gebietes.

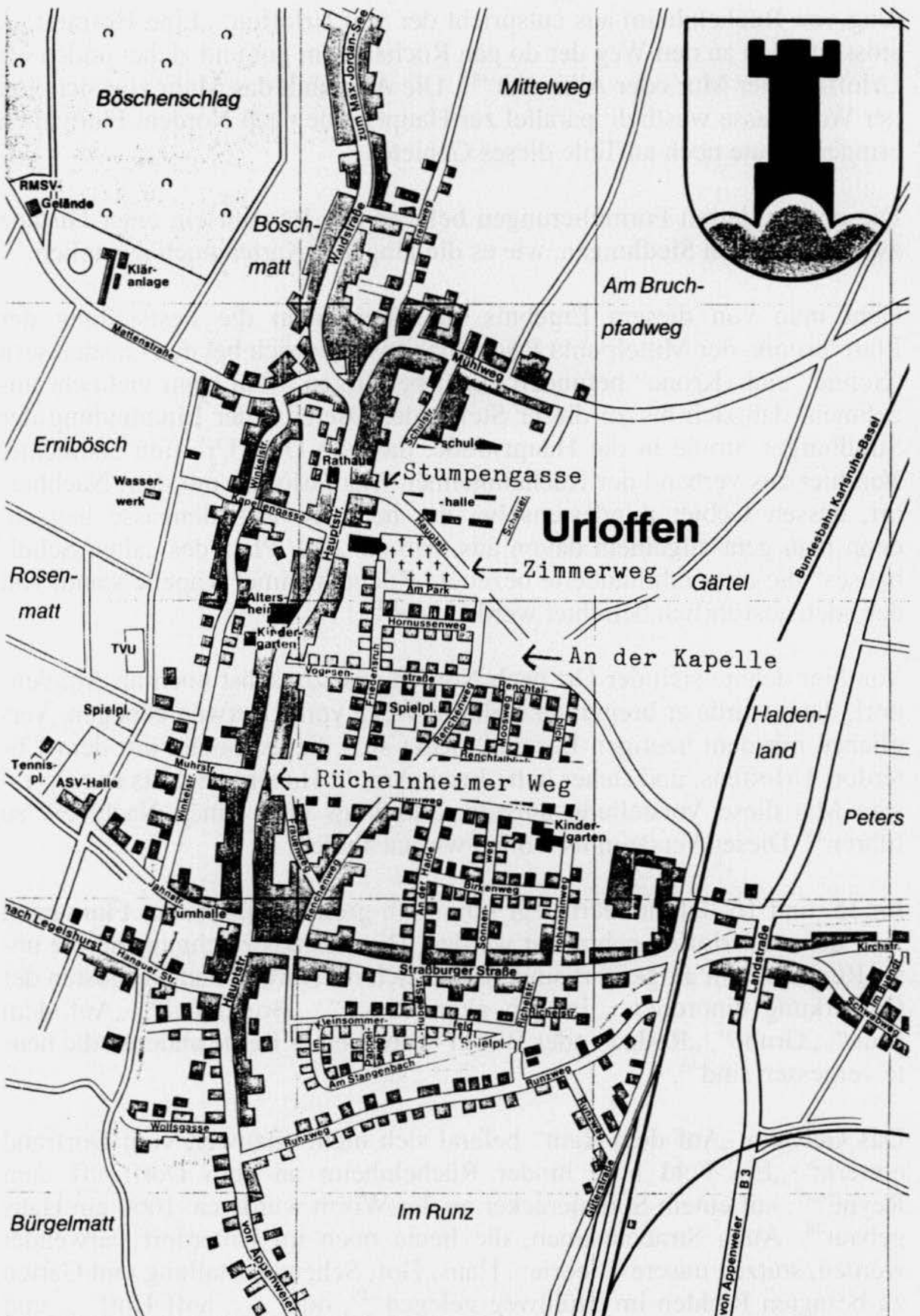
Die oben zitierten Formulierungen belegen das Bewußtsein einer Distanz zwischen beiden Siedlungen, wie es die jüngeren Karten noch darstellen.

Geht man von diesem Ergebnis aus, kann man die Feststellung der Pfarrchronik, der Mittelpunkt Rüchelnhaims habe sich bei den Gasthäusern „Sonne“ und „Krone“ befunden, nicht bestätigen. Man kann vielmehr annehmen, daß sich bis zu dieser Stelle, dem Bereich der Einmündung der Straßburger Straße in die Hauptstraße, das alte Dorf Urloffen erstreckte. Von hier aus verband der Rüchelheimer Weg Urloffen mit dem Nachbarort, dessen Gebiet mindestens bei der heutigen Kapellengasse begann, denn man geht allgemein davon aus, daß auf dem Platz des „alten Schulhauses“ die über Jahrhunderte bezeugte Rüchelheimer Kapelle stand, von der noch ausführlich berichtet werden wird<sup>44</sup>.

Von hier dehnte sich der Ort nach Norden aus, zunächst noch als Straßendorf, dann wurde er breiter, da mehrere Wege vom Dorfweg abbogen. Verglichen mit dem heutigen Bestand, deckt sich dieses Gebiet mit dem Unterdorf Urloffens, und sicher hatte Erich Arnold Huber recht, als er zum ersten Mal diese Vorstellung äußerte, allerdings ohne einen Nachweis zu führen<sup>45</sup>. Dieses Versäumnis wollen wir nachholen.

Im 15. und 16. Jahrhundert liegt schon ein großer Teil unserer Flurnamen fest, die um Urloffen gebraucht werden. Die Besitzbezeichnungen, die unter Rüchelnheim aufgeführt sind, lassen sich im Norden und Nordosten der Gemarkung einordnen: „In den alten Ritten“, „Bruchpfad“, „Auf dem Rain“, „Grube“, „Rotlach oder Wörth“ neben einer Reihe anderer, die heute vergessen sind<sup>46</sup>.

Das Gewann „Auf dem Rain“ befand sich nicht allzuweit vom Dorfrand entfernt: „Ein Feld liegt hinder Rüchelnheim an dem Dorff uff dem Reyne“<sup>47</sup>, auf einem Sommeracker an der Wörth wurde ca. 1660 ein Haus gebaut<sup>48</sup>. Auch Straßennamen, die heute noch im Unterdorf verwendet werden, stützen unsere Theorie: „Haus, Hof, Scheune, Stallung und Garten zu besagten Richlen im Mühlweg gelegen“<sup>49</sup>, oder „... auff Hoff ... und Garten, gelegen zu Rüchelheyme ... andersite an Stumpengasse“<sup>50</sup>. Beide Wege sind auf zwei einfachen Skizzen aus dem frühen 18. Jahrhundert eingezeichnet<sup>51</sup>, sie münden in den Dorfweg, und von der Stumpengasse biegt



Urloffen, Ortsplan Appenweier, 1975



der Zimmerweg ab; ihre Lage kann man auf den modernen Karten nachprüfen, auch wenn die Namen z. T. verändert wurden. Daß die Zuordnung zum Unterdorf auch den alten Karten entspricht, darauf wurde oben schon hingewiesen.

Über die politische Selbständigkeit des Ortes Rüchelheim bestehen keine Zweifel. In mehreren Besitzaufzeichnungen und Schuldverschreibungen des 13. und 14. Jahrhunderts beweisen die Floskeln „in banno ville Ruchelheim“ das Recht, ein Gebiet nach eigenen Maßregeln zu verwalten<sup>52</sup>. „Der Landvogtei Neuer Urbar“ von 1559 zählt unter den Dörfern des Landgerichts Appenweier neben Appenweier, Urloffen, Zimmern, Zusenhofen und Nußbach, Orte, die eindeutig Funktionen einer Realgemeinde ausübten, auch Rüchelheim<sup>52a</sup>. Allerdings wird unter dieser Rubrik auch eine Reihe von Weilern und Höfen aufgeführt; daß Rüchelheim nicht zu diesen gehört, klärt eine andere Stelle in dem genannten Dokument, wo Rüchelheim als „Gericht“ bezeichnet und damit als Bauerngericht, als unterste Einheit in der Behördenhierarchie ausgewiesen wird<sup>53</sup>.

Obwohl sich im 15. Jahrhundert das Bannrecht innerhalb des Kirchspiels Zimmern offensichtlich änderte, bleibt Rüchelheim, das ebenfalls zu Zimmern gehörte, auch weiterhin ein Dorf mit eigenem Flur. Wenn Peter von Windeck 1435 sein Eigentumsrecht am Kolbenhof in Rüchelheim feststellt<sup>54</sup>, oder Adam, der Pfarrer von Rüchelheim, 1457 den Empfang eines Erblehens aus seinem Wohnort bestätigt<sup>55</sup>, so dokumentieren diese Vorgänge die eigene Gemarkung. Ebenso wäre in diesem Zusammenhang auf die zahlreichen Beraine und Erneuerungen hinzuweisen, die zwischen dem 15. und dem 17. Jahrhundert im Auftrag der Grundherren verfaßt wurden.

Noch in den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts, als sich die Vereinigung mit Urloffen schon anbahnt, trägt der Pfarrer hinter den Namen verstorbener Männer den Status des privilegierten Einwohners ins Totenbuch ein, „Bürger von Richelheim“<sup>56</sup>.

Allerdings ist Rüchelheim bei allen Merkmalen kommunaler Selbstverwaltung – seit dem 14. Jahrhundert nachweisbar – eingefügt in einen größeren Verband, an den es Aufgaben delegiert, in das Kirchspiel Zimmern. Der Name signalisiert zunächst einen rein religiösen Inhalt und bezeichnet eine Gemeinde mit einer Kirche oder eine Gruppe von Siedlungen, die ein gemeinsames Gotteshaus besitzen. Wir werden zu zeigen haben, daß das Kirchspiel Zimmern die Grenzen dieses Begriffes weit überschreitet und im politischen Bereich handelt, und die Männer, die das Kirchspiel leiten, sind keine Kleriker, sondern Laien.

Eine der ältesten und bedeutendsten Urkunden des Kirchspiels stellt der sog. Zimmerner Waldbrief von 1389 dar<sup>57</sup>. Er beinhaltet, daß sich im genannten Jahr eine Abordnung der drei Dörfer Urloffen, Zimmern und Rüchelnheim, die das Kirchspiel Zimmern bildeten, vor einem Notar in Straßburg aufgrund einer lateinischen Urschrift Patronatsrecht, Grundbesitz und Fahrnisse ihrer Kirche St. Martin bestätigen ließen. Die Aufgaben, welche die Vertreter des Kirchspiels hier übernahmen, sind einsichtig, es galt die irdische Grundlage der Seelsorge, insbesondere den „Freien-Leute-Wald“, zu sichern. In einem Prozeß, den das Kirchspiel rund 160 Jahre später gegen die Gemeinde Hausgereut und Holzhausen um 30 Jeuch Wald, das Ottenort, führt, geht es, zumindest von seiten unserer Dörfer, um rein weltliche Dinge, um Weiderecht und, wenn auch beschränkte, Holznutzung. Das Protokoll des Rechtsstreites gibt einen bezeichnenden Einblick in die Struktur des Kirchspiels. Vor dem hochkarätig besetzten Gericht in Appenweier erscheinen die „Heimbürgen“ der drei „Gemeinden“, die obersten Repräsentanten dreier selbständiger Kommunen, aber als eine Partei, als Kirchspiel, das die Sache der drei Dörfer gegen ihre Gegner vertritt. Bedeutsam ist weiterhin, daß in diesem Schriftstück von einer gemeinsamen Gemarkung mit allen sie betreffenden Rechten ausgegangen und betont wird, daß der Wald Ottenort „in ihro der gemeinen Kirchspielgenossen Zwing und Bann“ liegt<sup>58</sup>. Offensichtlich vertritt das Kirchspiel die drei Orte immer dann, wenn es Streitigkeiten mit den Nachbarn oder mit den Behörden zu schlichten gilt. Dafür spricht auch die Auseinandersetzung, „so die erbaren Lut gemeinlich, die da gehörend in das Kirchspiel zu Appenweier auf einer Sitten, und die da gehörend in das Kerchspiel Zimmern auf der anderen Sitten gehabt hatten“<sup>59</sup> (1404). Uns scheint, daß nur die Urloffener Bauern geschädigt worden waren, als die Leute aus Appenweier auf dem Weg in den „Unteren Wald“ ihre Pferde neben der Wolfsgasse – sie verlief damals noch oberhalb des bewohnten Gebietes – weiden ließen, aber vor Gericht klagte die Gemeinschaft des Kirchspiels.

In einem Vergleich zwischen dem „Werk Unserer Lieben Frau“ zu Straßburg und den drei Gemeinden über die Nutzung des Holchenwaldes (1519) sind es immer wieder die „Kirchspielverwandten“, die verpflichtet werden, die einzelnen Bestimmungen einzuhalten<sup>60</sup>.

Auch als vor dem Ausbruch des Bauernkrieges 1525 die bischöflich-straßburgischen Beamten auf die Dörfer reisten, um die Unruhe unter den Untertanen zu dämpfen, vermerkte der Protokollant beim Gericht Appenweier die Beschwerden aus Urloffen, Zimmern und Rüchelnheim als Klagen der Gruppe der „armen Leute im Zimmerer Kirchspiel“<sup>61</sup>. Das „Kirchspiel“ war allerdings keine Einrichtung mit ständigen Funktionsträgern, ver-

gleichbar mit dem Dorfgericht oder den Heimbürgen, jedenfalls spricht in unseren Quellen nichts dafür. Damit blieb das Mitbestimmungsrecht der drei Gemeinden gewahrt, aus denen sich von Fall zu Fall Vertreter versammelten, um die notwendigen Maßnahmen durchzuführen. In den meisten der angeführten Schriftsachen werden die Männer aus den einzelnen Orten genannt – in unterschiedlichen Zahlenverhältnissen –, oder sie lassen sie erschließen.

Auch von außen nimmt man den Verband für die Mitglieder; der Korker Waldbrief schreibt, daß „die von Zimmern“ mit den Korker-Waldgenossen in Streit geraten sind, statt die Einwohner der drei Dörfer oder eines von ihnen<sup>62</sup>.

Die über Jahrhunderte dauernde Zusammenarbeit im Kirchspiel hat sicher günstige Bedingungen für die Vereinigung der beiden Orte Rüchelnheim und Urloffen geschaffen, beweisen können wir jedoch diese Vermutung nicht.

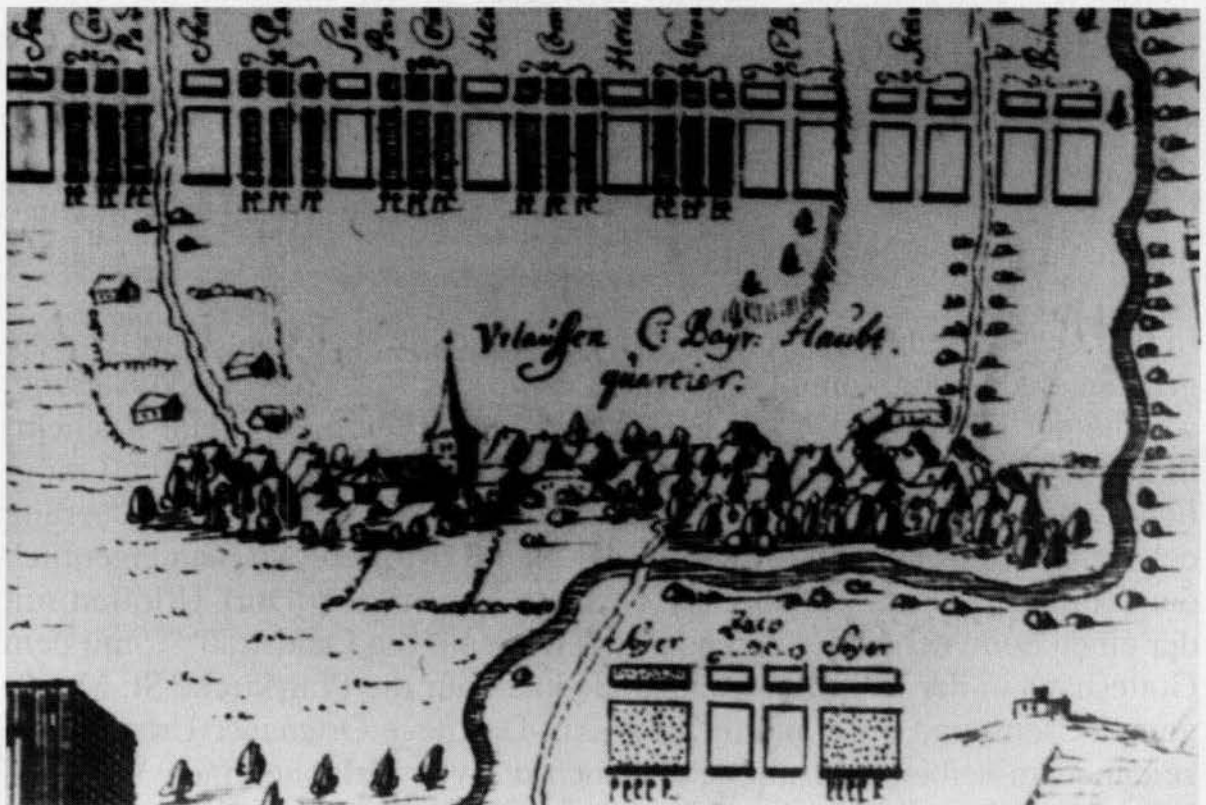
Der Zeitpunkt, zu dem Rüchelnheim seine Selbstständigkeit aufgab und sich mit Urloffen zusammenschloß, läßt sich nach den Unterlagen, die dem Verfasser vorliegen, nur ungenau festlegen. In der Literatur hat Weiß<sup>63</sup> „vor der Reformation“ vorgeschlagen, was zu früh liegt; den Tatsachen näher kommt Brudy<sup>64</sup>, auch in der unbestimmten Formulierung, wenn er schreibt, „seit dem Dreißigjährigen Krieg abgegangen“. Aufbauwillen nach der großen Katastrophe, vielleicht auch der Wunsch, in den Zeiten weiterbestehender Gefahren sich gemeinsam zu schützen, mögen über Jahrzehnte hin die Gründe geschaffen haben.

In den Quellen gibt es schon früh Anzeichen dafür, daß man Urloffen eine größere Bedeutung zumißt als Rüchelnheim. Im Protokoll der Musterung, welche der Landvogt 1551 in der Ortenau durchführte, erscheint Rüchelnheim nicht, wohl aber Zimmern und Urloffen, in dessen Mannschaft möglicherweise auch die Rüchelheimer mitgezählt sind<sup>65</sup>. In der Erneuerung der Frühmeßfründ von 1559 steht der Name Urloffen, wo man eigentlich den Zimmerns erwartet, dort heißt es, ein Hof in dem Dorf Urloffen mit der einen Seite neben der Kirche „stoßt oben auf die Landstraß“<sup>66</sup>; mit dem Gotteshaus in der Nähe der Landstraße kann nur die Pfarrkirche St. Martin gemeint sein, und die stand in Zimmern. Das neue Ortenauer Urbar<sup>67</sup> verzeichnet im selben Jahr „Item so haben die von Urloffe einen Wald gehabt, den haben die Voreltern denen von Straßburg verkauft, der Hachen- (oder Hochen)waldt (wahrscheinlich Holchenwald) genannt ... “. Hier stünde Urloffen anstelle des Kirchspiels, denn über diesen Wald schließen die Vertreter des Kirchspiels 1519 einen Vergleich (s. o.)<sup>68</sup>, und 1525 be-

schweren sich die Kirchspielsleute bei den bischöflichen Beamten über die Nachteile, die sie bei der Nutzung dieses Waldes erleiden<sup>69</sup>.

Mögen die Sekretäre Urloffen vor den beiden anderen Gemeinden hervor-gehoben haben, weil sie sich, meist ortsunkundig, einfach irrten, oder weil sie Bewußtseinshaltungen, Stimmungen und Erwartungen ihrer ansässigen Mitarbeiter oder Rechtsparteien festhielten; was sie schrieben, könnten Stufen in der Entwicklung Urloffens zum Hauptort markieren, die Mitte des 16. Jahrhunderts allerdings noch weit vom Ziel entfernt waren.

Bei allen Interpretationsnöten bei den oben angeführten Quellen, drei sichere Belege kommen zum gleichen Ergebnis: Rüchelnheim tritt über die Jahrhunderte zugunsten Urloffens zurück. 1370 verkauft ein Lavelinus aus Freistett den sog. Müntewald in dem Bann Rüchelnheim. 1425 geht der Besitz an die Kirche von Hausgereut über, die Bannbezeichnung bleibt<sup>70</sup>. 1620 jedoch gehört dieser Wald in den Urloffener Bann, den die drei Gemeinden Zimmern, Urloffen und Rüchelnheim in einer Rechtssache gemeinsam vertreten<sup>71</sup>. Als Zwischenglied erinnern wir an den Vergleich von 1555 mit Hausgereut und Holzhausen<sup>72</sup>, der oben besprochen wurde und



Urloffen 1690, Ausschnitt aus der Karte „Campement bey Urloffen und Appenwier. Den 3. September 1690 GLAK HfK/XX f 21. Mit freundlicher Genehmigung des Generallandesarchivs Karlsruhe, Vorlage und Aufnahme: GLAK

auf den im Verfahren von 1620 ausdrücklich verwiesen wird; damals herrschte im Wald Ottenort „Zwing und Bann“ der drei Gemeinden als Kirchspiel.

Zwischen 1660 und 1670 scheint die kritische Zeit gewesen zu sein, in der sich die Entwicklung zu einer Gemeinde vollendete. Hinweise auf die Bautätigkeit während der vorangegangenen Erholungsphase nach dem großen Krieg lassen sich aus einer Eigentumsbestandsaufnahme der Jahre 1660 bis 1662 ablesen: „... Ein Jeuch Sommeracker an der Wörth, darauf jetzo eine Behausung steht“<sup>73</sup>, „... zwei Jeuch Feldes sein jetzt zween Hoff darauf, oben im Dorf Richelnheim“<sup>74</sup>, „ein halb Jeuch zu Urloffheim im Dorf, ist jetzt ein Haus und Scheuer darauf“<sup>75</sup>.

Am Beginn der sechziger Jahre hat Rüchelnheim noch seine eigene Flur, drei wichtige Gebietsbeschreibungen aus dieser Zeit, die Erneuerungen der Fleckensteiner<sup>76</sup> und des Dr. Kueffer<sup>77</sup> sowie das „Colligent“ des Klosters Allerheiligen<sup>78</sup> führen eine eigene Abteilung unter seinem Namen, die letzten genannten Aufzeichnungen verraten jedoch schon, daß die Bedeutung unseres Dorfes gesunken ist, darin heißt es im Register: „Richlen bey Urlophen.“

Nach 1670 wird das Ergebnis der Veränderung quellenmäßig faßbar. Ein Vertrag zwischen den Freiherrn Carl Philipp und Hanibal von Schauenburg, den Collatoren und Dezimatoren, den Patronats- und Zehntherrn, des Kirchspiels Zimmern aus dem Jahre 1673 weist die neue Struktur im Zusammenleben der drei Siedlungen aus. Obwohl es sich bei dem Vorgang, der das Abkommen nötig machte, um eine Kirchspielsache handelt, vertreten der „Heimbürger und die Gemeinde Urloffen“ den Streitfall. Zimmern und Rüchelnheim erscheinen neben dem federführenden Dorf nur noch als Wohnorte der Pfarrgenossen. Den Vorrang Urloffens formuliert auch ein Gesuch in derselben Angelegenheit rund dreißig Jahre später: Die Schöffen und die Gemeinde Urloffen (Scabini et Communitas Urloffen) bitten, die Bedingungen von 1673 zu erleichtern<sup>79</sup>.

In den Schriftstücken der nächsten Jahrzehnte tritt Rüchelnheim immer weiter in den Hintergrund. Die Visitationsberichte von 1683<sup>80</sup>, 1692 und 1699<sup>81</sup> nennen Rüchelnheim nicht mehr, Urloffen rückt neben Zimmern in den Mittelpunkt der Untersuchungen; man stellt fest: Die Pfarrkirche liegt außerhalb Urloffens, nämlich in Zimmern, während der Pfarrer seinen Wohnsitz bereits nach Urloffen verlegt hat; die alte Kapelle von Rüchelnheim heißt jetzt Kapelle von Urloffen, sie steht mitten im Ort. Auch die kirchliche Organisation hat sich den veränderten Verhältnissen angepaßt. Das Ortenauer Stockurbar hält für 1727 den Bestand fest: „Im Gericht Ap-

penweier gehört ... Zimmern, ein Dorf, hat 13 Unterthanen, Orloffen und Reichlenheim, ein Dorf, hat 177 Unterthanen“<sup>82</sup>.

Fassen wir zusammen: Zwischen 1650 und 1670, den Jahren des Wiederaufbaus, verbinden sich allmählich die beiden Orte. Rüchelnheim verliert immer mehr an Bedeutung, und die Siedlung, die einmal so hieß, ihren Namen. Am Ende bleibt es als Ortsteil in Erinnerung, die mit dem Aufblühen des neuen Gemeinwesens im 18. Jahrhundert immer stärker verblaßt.

Rund hundert Jahre nach dem Ende der Gemeinde Rüchelnheim berichtet ein Beamter folgendermaßen über den letzten Teil des Prozesses: „Vor Zeiten war Zimmern der Hauptort, zu welchem drei geringere Orte namentlich Richelheim, Urloffen, und Burlach gehörten, die bei nachwachsender Menschenzahl sich nach und nach aneinander henkten und da mehrere Einwohner von Zimmern in Rücksicht größerer Bequemlichkeit, wegen angränzender Waldung und Viehweide ihre Wohnung auch herüber versetzten; so entstund zuletzt das nun so lange und Seelenreiche Dorf, welches von dem besagten mittlern Ort den Namen Urloffen führet. Die Einwohner daselbst brachten es in der Folge dahin, daß das Pfarrhaus von Zimmern in die Mitte ihres Dorfes versetzt und nächst demselben eine kleine Kirche oder Kapelle errichtet wurde, um unter der Woche den Gottesdienst allda halten, die hl. Sakramenten ausspenden, und endlich an Sonn- und Feyertägen die Frühmesse lesen zu können“<sup>83</sup>.

Soweit wir sehen, enthält die Erneuerung der Zimmerer Frühmeßpfründe von 1559 den frühesten schriftlichen Nachweis der Kapelle; da hier aber auf Urkunden zurückgegriffen wird, die bis 1401 zurückgehen, dokumentiert der Beleg ein höheres Alter als der Zeitpunkt, zu dem die Stiftung überprüft wurde<sup>84</sup>. Mitte des 15. Jahrhunderts betreut ein Pfarrer die Einwohner Rüchelnheims, sicher von diesem Gotteshaus aus<sup>85</sup>. Das schon mehrmals zitierte neue Ortenauer Urbar, ebenfalls aus dem Jahre 1559, führt unter den Kirchen des Gebietes auch unsere Kapelle an und setzt hinzu, daß sie keine Gefälle habe<sup>86</sup>. Sie verfügt also über keine Pfründe, nur ein „Mättlein“ kann ihr zugeordnet werden<sup>87</sup>; auch ein Patronatsherr fehlt. Diese Besonderheit betonen auch spätere Beschreibungen, z. B. der Visitationsbericht von 1699: „Von wem sie gegründet wurde, ist niemand sicher bekannt, da sie überhaupt keine Einkünfte hat“<sup>88</sup>. Die Frage nach dem Ursprung versuchte man über das Patrozinium der Kapelle zu beantworten. Erst spät, 1666, erfahren wir den Namen des Schutzheiligen, es ist Johannes der Täufer<sup>89</sup>. Dreißig Jahre später hat Johannes eine Mitpatronin, die Heilige Brigida von Kildare<sup>90</sup>. Da diese Heilige auch von den Mönchen in Honau hochverehrt und an Filialkirchen weitergegeben wurde, schloß der Historiker Karl Reinfried, daß die Rüchelnheimer Kapelle einmal vom

Kloster auf der Rheininsel aus mit dem Ziel gegründet wurde, von ihr aus Seelsorge zu betreiben<sup>91</sup>, womit wir eine Parallele zu den Anfängen von St. Michael in Appenweier gefunden hätten. Diese These Reinfrieds übernahmen alle großen Kirchenhistoriker, besonders die elsässischen, und sie gilt auch heute noch ohne Einschränkung<sup>92</sup>.

Nicht diskutiert wurde in diesem Zusammenhang die Möglichkeit, ob nicht die „große Urfarrei“ Kork die Kapelle in Rüchelnheim erbaute, als sie versuchte, mit ihrem Brigiden-Kirchweihfest den Honauern Konkurrenz zu machen<sup>93</sup>. Immerhin gehörte die Mühle von Rüchelnheim 1408 zur Pfarrei Kork<sup>94</sup>. Doch gibt es keine Verbindungen im religiösen Jahresablauf zwischen den Gläubigen von Rüchelnheim und Kork, die zwischen Mutter- und Tochterkirchen sonst üblich waren. Die Gründung der Johanniskirche wäre auch mit einer frühen Aufgabe als Taufkirche erklärbar, es sei daran erinnert, daß das merowingerzeitliche Gräberfeld, das Wolfgang Struck 1980 ausgrub, an der Grenze des alten, vom Namen her fränkischen, Rüchelnheim lag; aber bevor die Funde nicht wissenschaftlich voll erschlossen sind, soll keine Hypothese gewagt werden.

Theodor Kurrus hat die Frage gestellt, ob es sich bei Johannes und Brigida nicht um die Heiligen zweier verschiedener Kirchenbauten handele, und sie am Ende seiner Erörterung verneint<sup>95</sup>. Tatsächlich wird Johannes überwiegend allein genannt, in den Visitationen von 1666, 1683 und 1692 und in allen Schriften, die über den normalen seelsorgerlichen Gebrauch während des 18. und 19. Jahrhunderts bis zum Neubau der St. Martinskirche Auskunft geben.

Für eine lange Tradition der Patronin spricht das „Brigidenmättlin“, 1559<sup>96</sup> und 1661<sup>97</sup> verzeichnet, auch soll Urloffens vor dem Dreißigjährigen Krieg die Heilige im Ortssiegel geführt haben<sup>98</sup>, aber nur eine Quelle, das Visitationsprotokoll von 1699, bringt Johannes und Brigida als gemeinsame Patrone der Kapelle. Gegen drei Kirchen im Kirchspiel Zimmern sprechen alle Ortsbeschreibungen, die neben St. Martin immer nur ein weiteres Gotteshaus anführen, doch eindeutig läßt sich diese Frage noch nicht beantworten; auf einer Karte des Korcker Waldes von 1727 sind in der Ansicht Urloffens zwei Gebäude mit Türmen eingezeichnet<sup>99</sup>, was zeigt, daß die Lösung nicht einfach vor Augen liegt. 1740 nach einem Bericht des Vogts Bargehr<sup>100</sup>, 1749 nach dem Kunsthistoriker Josef Sauer<sup>101</sup> wurde die alte Johannes-Brigida-Kapelle, also das Rüchelheimer Kirchlein, abgerissen und ein Neubau erstellt, es wird allgemein angenommen, am selben Platz. Der Bericht des Vogts Benedikt Bruder über die Bautätigkeit, worin es heißt, sein Vater und Vorgänger Simon Bruder „habe auf Verlangen der angewachsenen großen Gemeinde Urloffens die alte sog. Brigidenkapelle

abgebrochen und eine neue große Kirche“ gebaut<sup>102</sup>, enthält darüber keine genauen Informationen. Eine jährlich wiederkehrende Einzahlung in den Kirchenrechnungen „für die Mauer von St. Brigiden“ könnte auf Überrest nach dem Abbruch hindeuten. Wahrscheinlich wurde das Patrozinium der Heiligen nicht auf die neue Kapelle übertragen, denn ihr Name erscheint nicht mehr, und ihr Jahresfest wird, im Gegensatz zu dem des Täufers, nicht besonders gefeiert.

In der lokalen Geschichtsschreibung wurde die Johanneskirche als Nachfolgebau des Spitals Jakobus und Johannes angesehen, das Uta von Schauenburg 1224 unter den Schutz des Klosters Allerheiligen gestellt hatte<sup>103</sup>. Aber „Jakobus und Johannes“ lag neben Urloffen, nicht in Rüchelnheim, und damals verfügten beide eigenständige Orte über besondere Gemarkungen. Auch hätte irgendwann ein Patroziniumswechsel stattgefunden haben müssen von den beiden Apostelbrüdern zu dem Täufer und der irischen Heiligen. Auch die Quellen geben keinen Hinweis auf das Weiterleben des Spitals in der Kapelle, die Schenkungsurkunde wurde zwar mehrmals viduiert, zuletzt noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts, aber über Wirken, Standort oder Besitz geben sie nichts preis<sup>104</sup> – bislang.

Wir haben versucht, die Geschichte des verschwundenen Rüchelnhaims zu erhellen, in einigen Bereichen ist es gelungen, andere harren weiterer Bemühungen.

#### *Anmerkungen*

- 1 Erich Arnold Huber, 1. Meerrettichfest im 1000jährigen Urloffen, Urloffen 1950, S. 7.
- 2 Wilhelm Weiß, Zimmerer- und Korker-Waldbrief, in: Geschichte des Dekanates und der Dekane des Rural oder Landkapitels Offenburg, 3. Heft 1893, S. 78.
- 3 Württembergisches Urkundenbuch 2, 405; vgl. zur Namensliste Krieger wie Anm. 18.
- 4 Würdtwein NS. 283.
- 5 GLAK 63/1287, Mai, 31.
- 6 GLAK 66/56/8.
- 7 GLAK 67/17/221.
- 8 GLAK 34/1348, Januar, 1.
- 9 Pfarrarchiv St. Martin Urloffen, Alte Akten.
- 10 GLAK 44/5206; 1398, April, 9.
- 11 GLAK 44/420; 1405, Januar, 26.
- 12 GLAK 67/2.
- 13 GLAK 229/2539, 1514, März, 31.
- 14 GLAK 66/55/55b.
- 15 GLAK 66/58/10.
- 16 Gemeindearchiv Urloffen, Prozeß gegen Holzhausen und Hausgereut.
- 16a GLAK 28/322; 1620, Juli, 1.



- 17 GLAK 229/107457
- 18 Albert Krieger, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, Bd. II, Heidelberg 1904/1905.
- 19 s. Dieter Kauß, Drei Feldkirchen in der südlichen Ortenau als Zeichen frühen Christentums, in: Römische Quartalsschrift 68, 1973, mit ausführlicher Literaturliste zum Thema.
- 20 Wolfgang Struck, Ausgrabungen in einem merowingerzeitlichen Gräberfeld in Urloffen, Gem. Appenweier, Ortenaukreis, in: Die Ortenau 61/1981, S. 242 ff.
- 21 Dieter Kauß, Die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau, Bühl 1970, S. 263; ders. Drei Feldkirchen, Anm. 19, S. 88.
- 22 Das Großherzogtum Baden in geographischer, naturwissenschaftlicher, geschichtlicher, wirtschaftlicher und staatlicher Hinsicht dargestellt, Karlsruhe 1885.
- 23 J. J. Hoffmann, Der Schulkreis Offenburg, Heimatkunde, Anhang: Trachten, Sitten, Bräuche und Sagen, Lahr 1899.
- 24 Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg Nr. 1806, 2967, 3105.
- 25 Zeitungsbericht nach einem Vortrag von Prof. Gustav Brudy, in: Der Führer, Februar 1936; Zeitungsbericht vom 26. 05. 1941 in: Der Führer (?).
- 26 s. Anm. 24 Nr. 557.
- 27 WUB 6, 1894.
- 28 Johannes Beinert, Die abgegangenen Dörfer und Höfe im Amtsbezirk Kehl, in: Die Ortenau 5/1914, S. 97.
- 29 GLAK 28/1408.
- 30 Bertold Albrecht, Die Wüstungen des Kreises Offenburg, Prüfungsarbeit vom Jahre 1921, S. 68.
- 31 Wilhelm Gräßlin, Vom Rhein zum Schwarzwald. Der Kreis Kehl, Bühl 1960, S. 71.
- 32 Franz Josef Mone, Die ausgegangenen Orte in Baden, ZGORh XIV/1862, S. 385 ff.
- 33 s. Anm. 18.
- 34 s. Anm. 2.
- 35 Pfarrarchiv St. Martin Urloffen, Abschrift einer Reihe verlorengegangener Urkunden u. a. aus dem Pfarr- und dem Gemeindearchiv Urloffen, die berichtenden Teile enthalten oft wörtliche Formulierungen von Weiß, aber auch ihm widersprechende Erklärungen, 2. Hälfte 19. Jahrhundert.
- 36 s. Anm. 35 fol. 7.
- 37 GLAK 67/2, 1448, Jan. 31, 34/1348, Jan., 28.
- 38 GLAK 66/268.
- 39 GLAK 66/270/41.
- 40 GLAK 66/270/38b.
- 41 GLAK 66/54/61.
- 42 GLAK 66/54/61, 1347.
- 43 GLAK 66/54/6, 1347.
- 44 Zu diesem Problem s. Weiß; Huber; Kath. Kirchengemeinde Urloffen: 150 Jahre Katholische Pfarrkirche Urloffen, Urloffen 1985 sowie 600 Jahre Wallfahrtskirche Zimmern, Urloffen 1989.
- 45 s. Anm. 1, S. 13; zu Urloffen: ders.: Dreizehnhundertjährige Heimat, Heimatbuch der Gemeinde Urloffen, Urloffen 1971.
- 46 GLAK 34/1347, Nov. 21; 44/565; 66/270.
- 47 GLAK 44/565.
- 48 GLAK 66/270.
- 49 GLAK 66/109 fol. 222.

- 50 GLAK 34/1472.
- 51 GLAK 66/268.
- 52 GLAK 34/1287, Mai 31; 1294, Januar, 26; 1311, Dezember, 20; 1366, Oktober, 10; 67/17 S. 221, 1312.
- 52a GLAK 67/773 fol. 33b.
- 53 GLAK 67/773 fol. 92b.
- 54 GLAK 44/565.
- 55 GLAK 34/1457, Januar, 25.
- 56 PAU Totenbuch.
- 57 PAU Alte Urkunden; gedruckt s. Anm. 2, S. 20 ff., vgl. Karl Maier, 600 Jahre Wallfahrtskirche Zimmern.
- 58 Gemeindearchiv Urloffen.
- 59 Pfarrchronik fol. 18a.
- 60 Stadtarchiv Offenburg 10/1/14, fol. 663 ff.
- 61 GLAK 74/4571.
- 62 GLAK 154/206, vgl. Karl Maier, Appenweiler, und die Korker Waldgenossenschaft, in: 1100 Jahre Appenweiler, Appenweiler 1984, mit Literaturangaben.
- 63 s. Anm. 2.
- 64 Gustav Brudy, Stichwort Urloffen, in: Historischer Verein für Mittelbaden, Die Stadt- und Landgemeinden des Kreises Kehl, Offenburg 1964.
- 65 Franz Josef Mone, Über das Kriegswesen vom 13. bis 17. Jahrhundert, in: ZGORh 16/1864, S. 13.
- 66 PAU S. 20.
- 67 GLAK 67/773 fol. 94b.
- 68 s. Anm. 60.
- 69 s. Anm. 61.
- 70 GLAK 28/289/1370, April, 10. Vgl. Johannes Beinert, Geschichte des badischen Hanauerlandes unter Berücksichtigung Kehls, 2/1990 Kehl, S. 64 f.
- 71 GLAK 28/322/1620, Juli, 1.
- 72 s. Anm. 58.
- 73 s. Anm. 48.
- 74 GLAK 66/270/37.
- 75 GLAK 66/270/35.
- 76 GLAK 66/268.
- 77 GLAK 66/270.
- 78 GLAK 66/109.
- 79 GLAK 229/107457.
- 80 Archives départementales du Bas-Rhin, Strasbourg 1 G 215,54 cc. Dieses meines Wissens noch ungedruckte Protokoll erhielt ich durch freundliche Vermittlung von Herrn Dr. Hans-Martin Pillin, Ottenhöfen.
- 81 Freiburger Diözesan Archiv, 30, NF 3, S. 316.
- 82 s. Anm. 60, fol. 16b.
- 83 GLAK 119/369.
- 84 PAU S. 8.
- 85 s. Anm. 55.
- 86 GLAK 67/773.
- 87 PAU, Frühmeißerenerung S. 2.
- 88 s. Anm. 81
- 89 s. Anm. 81

- 90 s. Anm. 81.
- 91 s. Anm. 81.
- 92 Josef Sauer, Die Anfänge des Christentums und der Kirche in Baden, Heidelberg, 1911, S. 53; Louis Gougaud, Le culte de sainte Brigide de Kildare dans l'Europe continentale, Archiv für elsässische Kirchengeschichte 11/1936, dort weitere ältere Literatur; Medard Barth, Handbuch der elsässischen Kirchen im Mittelalter, in: Archives de l'église d'Alsace, 26/1960; André Marcel Burg, Kloster Honau, in: Die Klöster der Ortenau, hrsg. von Wolfgang Müller, Die Ortenau 58/1978 (Auswahl).
- 93 Medard Barth, Kehl und die große Urfarrei Kork mit ihren Filialen in: Die Ortenau 49/1969, S. 291; dazu auch Anm. 21, S. 209.
- 94 s. Anm. 28.
- 95 Theodor Kurrus, Zur Geschichte des Kirchleins in Zimmern, in: Appenweierer Heimatblatt 1978, S. 30.
- 96 s. Anm. 87.
- 97 GLAK 66/270.
- 98 s. Anm. 95.
- 99 Karte des Korker Waldes von Justus Conrad aus dem Jahre 1727, Gemeindearchiv Kork.
- 100 GLAK 119/367, 28. Juli 1787.
- 101 Josef Sauer, Die kirchliche Kunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Baden, in: FDA NF 32/1931, S. 82.
- 102 GLAK 229/2512/5.
- 103 GLAK 34/147.
- 104 s. Anm. 103.

GLAK = Generallandesarchiv Karlsruhe

# Sigmund Bosch, Täuferpoet von Friesenheim: Zur Lebens- und Gedankenwelt eines Unbekannten

*Uwe Schellinger*

## *Zur Einleitung*

Während des 16. Jahrhunderts konnte man im Verlauf der religiösen und politischen Umwälzungen neben der Abspaltung der neuen reformatorischen Konfessionen von der traditionellen Kirche auch das Entstehen einer noch radikaleren Glaubensgemeinschaft beobachten. Für die darin beheimateten Menschen stand fest, daß auch die Reformatoren nicht weit genug gegangen waren und zu gehen gedachten. Ihnen erschien Dr. Martin Luther mit seinen gelehrten Helfern letztlich um keinen Deut besser als die verknöcherten Papisten, so daß man versuchen wollte, eigene Gemeinschaften zur Besserung des Lebens zu bilden. Man hat diese Gruppierungen im nachhinein mit den verschiedensten Bezeichnungen zu kategorisieren versucht. Die Palette der Begriffe reicht von „Nonkonformisten“ bis zu „Dissidenten“. Die Gelehrten sprechen von der „radikalen Reformation“ oder von ihrem „linken Flügel“. Zumeist werden sie jedoch schlicht und einfach „Täufer“ genannt, nach einem ihrer charakteristischsten Merkmale, der Erwachsenentaufe. Die zeitgenössische Polemik ihrer Gegner entwickelte schließlich die Bezeichnung „Wiedertäufer“. Sie selbst jedoch nannten sich untereinander einfach „Brüder und Schwestern“.

Die Erforschung dieser komplexen Bewegung, welche dem heutigen Betrachter einerseits eine ganze Reihe von möglichen Entstehungsursachen, aber auch vielfältige Ausgestaltungen ihrer Lehre anzubieten vermag, hat versucht, durch verschiedenste Ansätze Zugang zu den Täufnern – wie sie hier nun genannt werden sollen – zu bekommen. Die verschiedenen Disziplinen der Geschichtsschreibung, aber auch die theologische Wissenschaft haben sich mit ihren unterschiedlichsten Methoden immer wieder um Erklärungen bemüht. So besitzen wir mittlerweile eine ungemein reichhaltige Fülle an Literatur, ohne jedoch in den meisten Fragen schon vollständige Befriedigung erhalten zu haben<sup>1</sup>. Eine Vielzahl von Studien hat sich auch mit den führenden Köpfen der Täuferbewegung befaßt, mit ihren ideologischen Vordenkern und den Vorstehern der überall verstreuten Gemeinden. Anhand der verschiedenen Biographien konnte und kann man die Vielfalt der täuferischen Strömungen ablesen, ihre Gemeinsamkeiten, gegenseitigen Beeinflussungen und auch Differenzen analysieren<sup>2</sup>. Diese Vorgehensweise ist ohne Zweifel legitim und auf ihre Art sicher gewinnbringend. Die Forschung vergißt aber m. E. allzusehr, Blicke auf diejenigen Täufer zu

werfen, die im Schatten dieser Führungspersönlichkeiten standen, die unauffällig ihr Leben im Wirrwarr der damaligen Zeit fristeten, dennoch aber das Gros der Täuferbewegung bildeten, ja diese erst durch ihre religiösen und politischen Überzeugungen ermöglichten. Marc Lienhard hat dies durchaus treffend ausgedrückt: „Wenn das Wiedertäuferturn überlebte, verdankte es dies nicht einfach den Galionsfiguren, die übrigens seltener wurden, je weiter das Jahrhundert voranschritt. Es hatte vielmehr Bestand durch seinen Glaubenseifer und dadurch, daß Gruppen zustande kamen, die sich seine Lehren und Glaubensbekenntnisse zu eigen machten“<sup>3</sup>.

Bei den ersten Gehversuchen in der bisher noch kaum untersuchten Geschichte der Täufer im Gebiet der heutigen Ortenau wurde ich auf einen Mann aufmerksam, der zu eben diesen Unbekannten der Geschichte zählt. Es handelt sich um den Täufer *Sigmund Bosch von Friesenheim*. Lag sein Bild erst völlig im dunkeln, brachten weitergehende Recherchen so manche Überraschung zum Vorschein<sup>4</sup>. Allmählich trat dieser Mann aus dem über ihn ausgebreiteten Schatten und entpuppte sich als Taufgesinnter, der durchaus etwas zu sagen hatte und das Geschick seiner Glaubensgenossen mitbestimmte. Seine besondere Bedeutung erhält Bosch vor allem dadurch, daß man in ihm einen der wichtigsten Mitarbeiter des berühmten oberdeutschen Täuferführers *Pilgram Marpeck* sehen kann. Weiterhin war er eigenständig als Liederdichter und Poet tätig. Das Leben dieses Mannes gibt Zeugnis ab von der Unruhe und den Unannehmlichkeiten, die man als Mitglied einer religiös-politischen Minderheit im 16. Jahrhundert auszuhalten hatte, und seine Texte ermöglichen uns tiefe Einblicke in die Gedankenwelt seiner Glaubensgemeinschaft. In diesem Sinne will ich versuchen, zuerst den Lebenslauf dieses Mannes anhand der vorhandenen Quellen zu rekonstruieren. Diese Spurensuche wird einen großen Teil dieser Arbeit ausmachen. In einem zweiten großen Abschnitt soll Sigmund Bosch dann selbst zu Wort kommen. Dort werden wir Bekanntschaft mit einigen seiner Aussagen und Gedankengebäude machen.

### *Wer kennt schon Sigmund Bosch?*

Sigmund Bosch ist bis heute ein Unbekannter geblieben. Die Geschichts- und hier insbesondere die Täuferforschung hat bisher, wenn überhaupt, nur sehr kurze Seitenblicke auf seine Person geworfen. Vollständige Ignoranz erfuhr Bosch sogar von der lokalgeschichtlichen Forschung, obwohl schon seit der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts dasjenige Quellenmaterial vorlag, das auch heute noch als Basis der ihn betreffenden Untersuchungen dienen muß. Zurückzuführen ist dies sicherlich auch auf das Faktum, daß die Täuferbewegung im heutigen Ortenaugebiet, der ei-

gentlichen Heimat Boschs, von Forschungsseite bislang mehr als stiefmütterlich behandelt wurde. *Thomas Baumann* erwähnt Sigmund Bosch zwar in seiner noch nicht lange veröffentlichten Darstellung der Lahrer Täufergemeinde<sup>5</sup>, jedoch weiß er mit dem „*Sigeln von Frissenheim*“<sup>6</sup> wenig anfangen. Schon gar nicht behandelt Baumann seine Tätigkeit im Marpeck-Kreis oder seine Bekanntheit als täuferischer Liederdichter. Bis zum Zeitpunkt des sensationellen Fundes des sog. *Kunstbuchs* durch *Heinold Fast* im Jahre 1955 und dessen maßgeblichen Aufsatzes ein Jahr später<sup>7</sup>, hatte man Bosch allein seiner Poetenkunst wegen gekannt. Erste Notizen in ebendiese Richtung stammen jedoch schon aus dem letzten Jahrhundert. *August Friedrich Heinrich Schneider* und *Freiherr Rochus von Liliencron* legten in ihren Arbeiten<sup>8</sup> die ersten Spuren, worauf dann *Philipp Wackernagel* zwei Jahre später (1877) die von ihm entdeckten Lieder Boschs in den fünften Band seiner berühmten Kirchenlieder-Sammlung mitaufnahm<sup>9</sup>. Wackernagel ordnete Bosch seinerzeit noch den Dichtern Schwenckfeldischer Prägung zu; dies deshalb, weil er zwei Lieder Boschs (Nr. 781 und Nr. 782 seiner eigenen Liste) in der Liedersammlung des bekannten Schwenckfeldianers *Daniel Sudermann (1550–ca. 1631)* gefunden hatte. Drei weitere Lieder (Nr. 783, Nr. 784, Nr. 785) entnahm er dem ältesten erhaltenen Druck des *Ausbunds*, des ersten täuferischen Gesangbuchs, aus dem Jahr 1583<sup>10</sup>.

Auf der Zusammenstellung Wackernagels konnte *Rudolf Wolkan* aufbauen. In seinem Standardwerk *Die Lieder der Wiedertäufer* von 1903 bespricht er selbstverständlich auch die Lieder des eben erwähnten Ausbunds und kommt dabei kurz auf die Texte Boschs zu sprechen, denen er wichtige dichterische, aber auch dogmatische Bedeutung zumessen will<sup>11</sup>.

Die von diesen Sammlern und Forschern unternommene Einordnung Boschs in die Zunft der Täuferpoeten schlug sich dann auch in der kurzen Notiz nieder, welche *Christian Neff* 1913 für den ersten Band des Menno-nitischen Lexikons verfaßt hat. Für Neff war Bosch zu diesem Zeitpunkt noch „*ein sonst unbekannter täuferischer Liederdichter*“<sup>12</sup>. Diese Einschätzung sollte dann 40 Jahre hindurch Bestand haben. Wichtige Quellenveröffentlichungen aus den Jahren 1929<sup>13</sup> und 1951<sup>14</sup> hatten keine Auswirkungen auf eine eventuell intensivere Beschäftigung mit Bosch. Sie konnten nur *im nachhinein* als weitere Bausteine fungieren, nachdem im Jahre 1955 schließlich eine außergewöhnliche Entdeckung völlig neue Perspektiven auch für die Beurteilung Sigmund Boschs ergeben hatte, ja ihn gewissermaßen von den Toten auferstehen ließ. *J. F. G. Goeters* und der schon erwähnte *Heinold Fast* waren in diesem Jahr in der Burgerbibliothek zu Bern auf einen Handschriftenband gestoßen, der mittlerweile unter dem Namen *Das Kunstbuch* Furore unter den Täuferforschern gemacht hat. Es

handelt sich dabei um eine Sammlung von Briefen und Schriften des oberdeutschen Täuferführers Pilgram Marpeck und seines Freundeskreises, mittlerweile als "Marpeck-Kreis" ebenso ein stehender Begriff der Forschung. In dem Band enthalten sind 42 Briefe und sonstige Schriften aus den Jahren 1527 bis 1555, die von *Jörg Maler* 1561 als Ganzes abgeschrieben und zusammengestellt worden sind. Maler war es auch, der seinem Codex den Namen *Kunstabuch* verliehen hat<sup>15</sup>:

*„Das kunstabuch bin ich genant, den fleischlichgsynnten vnbekannt. Wer aber den geist cristi hat, der finth darinnen frue vnd spat, was sein hertz vnd gmuet thut freyen.“*

Dieses Buch avancierte später gewissermaßen zur „Hausbibel“ unter den Anhängern Pilgram Marpecks, die die darin enthaltenen Schriften als kanonische Hinterlassenschaft für ihre eigene Glaubensgemeinschaft ansahen. Heinold Fast ist nun mit seiner im darauffolgenden Jahr erschienenen schriftlichen Auseinandersetzung mit der neu entdeckten Kostbarkeit ein wahres Meisterstück gelungen. Ihm ist es zu verdanken, daß wir die Beschäftigung mit Sigmund Bosch auf eine völlig andere Ebene transferieren können. Dies deshalb, weil Fast uns erstmals über drei Briefe informiert, die Bestandteile des *Kunstabuchs* sind und Bosch als Mitarbeiter im Marpeck-Kreis ausweisen<sup>16</sup>. Zwei dieser Briefe stammen von Bosch selbst<sup>17</sup>, in einem weiteren ist ausdrücklich von ihm die Rede<sup>18</sup>. Heinold Fast versucht in seinem Bericht, Boschs Bedeutung für den Marpeck-Kreis einer Beurteilung zu unterziehen und stellt dabei als erster die Verknüpfung zwischen dem *Liederdichter* Bosch und dem *Täuferführer* Bosch heraus. Alle nachfolgenden Untersuchungen über den Marpeck-Kreis als Ganzes, aber auch im Speziellen über einzelne seiner Mitglieder wie eben Sigmund Bosch mußten und müssen letztlich auf Heinold Fast's Forschungen aufbauen. Hier wäre u. a. *Jan. J. Kiwiet* zu nennen, der mit seiner Dissertation von 1957 ein maßgebliches Werk zu Pilgram Marpeck publiziert hat. Er konnte nun auch Sigmund Bosch als dessen Mitarbeiter anführen und würdigen: *„Der Liederdichter im Marpeck-Kreis war Sigmund Bosch. Von ihm sind fünf lange Lieder bekannt, in denen wir die Lehre und Arbeitsweise des Kreises bestätigt finden“*<sup>20</sup>.

Im ersten Band der *Quellen zur Geschichte der Täufer im Elsaß*, veröffentlicht im Jahre 1959 unter der Direktive von *Manfred Krebs* und *Hans-Georg Rott*, konnten dann ebenfalls die neuen Forschungsergebnisse rezipiert werden. Wichtiger war aber die Bereicherung durch eine in diesem Band erstmals ans Tageslicht gebrachte Quelle zur Biographie Boschs: eine Schriftprobe von seiner Hand aus dem Jahre 1529<sup>21</sup>.

Seit damals, also über mehr als 30 Jahre hinweg, hat nun jedoch kein Au-

tor mehr dem Täuferpoeten Sigmund Bosch aus Friesenheim irgendwelche Beachtung geschenkt. Die vorhandenen Quellenzeugnisse von und über ihn, Lieder, Briefe und amtliche Protokolle, sind deshalb bis heute noch in keinster Weise zu einem einigermaßen anschaulichen Bild zusammengefaßt worden, sondern sie stehen nur in einer Reihe nebeneinander und bleiben so recht unergiebig. Mit diesem Beitrag soll der Versuch unternommen werden, diese Aufgabe der Rekonstruktion seiner Biographie und der Einführung in seine Gedankenwelt in ersten Schritten anzugehen.

### *Fragmente einer Biographie*

Sigmund Bosch macht es uns nicht einfach. Das wenige, das wir von ihm und über ihn wissen, zwingt uns, zur Rekonstruktion seines Lebensweges wahrhaft detektivische Spurensicherungen anzustrengen und die vorhandenen Einzelheiten nach bestem Wissen und Ermessen zusammenzufügen. Die wenigen gesicherten Eckdaten seiner Biographie bedürfen in ihren Zwischenräumen der inhaltlichen Füllung, was ein recht schwieriges Unterfangen darstellt. Daß bei der quantitativen Dürftigkeit der überlieferten Quellen hierbei nur Skizzen gezeichnet, nicht viele Exaktheiten geliefert, sondern oft nur Vermutungen geäußert werden können, liegt auf der Hand. Wir müssen zugeben, daß große Abschnitte, ja die meisten von Boschs Leben, schlichtweg im dunkeln liegen. So haben wir keinerlei Informationen darüber, wo und wann Sigmund Bosch geboren wurde. Der Zeitpunkt dürfte wohl in die letzten beiden Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts fallen. So gut wie gesichert ist jedoch, daß Bosch aus dem Ort *Friesenheim* stammte. Dieser gehörte zu seiner Zeit als Teil der Herrschaft Lahr–Mahlberg der Markgrafschaft Baden an. Zwei Quellenzeugnisse dokumentieren Boschs Herkunft: Zum einen kennen schon 1528 die badisch-nassauischen Amtleute, die das Täuferproblem im nahen Lahr einzudämmen versuchen, einen „*Sigeln von Frissenheim*“<sup>22</sup>. Die zweite Auskunft stammt sogar von Bosch selbst: Wieder einmal aufgrund seines Bekenntnisses zum Täuferum im Gefängnis liegend – diesmal im Frühjahr 1529 in Straßburg –, begann er eine ihm abgezwungene Schriftprobe mit den Worten: „*Ich Sigmund Bosch von Fiesenheim...*“<sup>23</sup>. Während somit also kleine Notizen über die Ursprünge Boschs vorhanden sind, kann niemand sagen, wann genau er damit begonnen hat, mit den Täufnern zu sympathisieren. In Friesenheim direkt existierte im 16. Jahrhundert wohl keine eigentliche Täufergemeinde. Hingegen war die Bewegung schon relativ früh – lange vor der offiziellen Einführung der Reformation 1567! – im unmittelbar benachbarten Städtchen *Lahr* ansässig<sup>24</sup>. Dort hatte bereits 1526 der täuferische Wanderprediger *Jakob Groß*, aus dem aufrührerischen Waldshut kommend, missioniert. Dieser stand den sog. Schweizer Brüdern<sup>25</sup> nahe und hatte das



vom militanten Balthasar Hubmaier beherrschte Waldshut verlassen müssen, da er sich als radikaler Pazifist geweigert hatte, zur Bauernkriegszeit eine Waffe zu ergreifen. Über einen Umweg durch schweizerische Gebiete war er im Sommer 1526 nach Lahr im Schwarzwald gekommen<sup>26</sup>. Man ließ ihn dort jedoch nicht lange seiner Missionstätigkeit nachgehen. Schon bald wurde Groß von der Lahrer Obrigkeit ins Gefängnis geworfen und hernach auch schnellstens aus der Stadt gejagt. Groß hatte in der kurzen Zeit seines Aufenthalts jedoch Gelegenheit gehabt, Taufen vorzunehmen<sup>27</sup>. Es ist sicherlich nicht falsch, in dem Kürschner aus Waldshut einen, wenn nicht sogar *den* Gründer der Lahrer Täufergruppe auszumachen. Diese expandierte in den folgenden Jahren zu einer der wenigen größeren Gemeinden im südlichen Baden neben Wittenweier, Konstanz, Lörrach und eben Waldshut<sup>28</sup>. Dies wohl auch deshalb, weil noch ein weiterer bekannter Täuferführer der ersten Stunde die Stadt in sein Wirkungsfeld eingeschlossen hatte: *Michael Sattler*, ehemals Prior im Kloster St. Peter im Schwarzwald und seit 1525 eine tragende Figur der Schweizer Brüder, hatte sich nach erfolglosen Bemühungen in Straßburg wieder von dort verabschiedet und war Anfang 1527 in den rechtsrheinischen Gebieten unterwegs<sup>29</sup>. Daß auch Lahr von ihm besucht wurde, und er dort einiges an Unruhe stiftete, ist u. a. aus einem Brief ersichtlich, den ein nicht wenig aufgebrachter Pfarrer namens Jacob Ottelinus am 7. Februar 1527 an Martin Bucer nach Straßburg schrieb<sup>30</sup>. In diesem Schreiben hat der Kleriker für die täuferischen Umtriebe und insbesondere für Michael Sattler nur übelste Schimpftiraden parat. Die wenig netten Worte, die Ottelinus hier dem verhaßten Täufer vermacht, sind – und das ist das Entscheidende – ein eindeutiger Beleg für Michael Sattlers Tätigkeit in der Lahrer Gegend zu dieser Zeit, ja letztendlich für den dortigen Erfolg seiner Botschaft. Wenig später sollte Sattler dann schließlich auch zum hauptverantwortlichen Autor des ersten großen täuferischen Bekenntnisses werden, einer Schrift, die unter dem Namen „*Die Schleithemer Artikel*“ berühmt wurde<sup>31</sup>.

Richten wir unseren Blick jedoch wieder auf Sigmund Bosch. Es bedarf keiner allzu großen Phantasie, entweder in Jakob Groß oder in Michael Sattler denjenigen zu sehen, der auch Bosch zum Täufertum hingeführt und evtl. auch selbst getauft hat. Diese Vermutung erhält auch aus seinen späteren Texten Bestätigung, da ihre Wurzeln im Gedankengut der Schweizer Brüder nicht zu übersehen sind. Ob wir bei Bosch auch Motivationen aus der Zeit der Bauernkriegsunruhen annehmen müssen, die später seinen Übertritt zum Täuferum mitbewirkten, ist quellenmäßig nicht mehr nachvollziehbar. Fest steht, daß gerade seine Heimat einer der heißesten Ursprungsherde der damaligen Unruhen war. *Hans-Martin Maurer* weiß zu berichten, daß 1525 in der Ortenau etwa 5000–7000 Mann unterwegs waren. Er ist weiterhin der Meinung, daß sich wenigstens 60–70% der dama-

ligen waffenfähigen Bevölkerung am Aufstand beteiligt hat<sup>32</sup>. Es ist deshalb eine recht wahrscheinliche Annahme, wenn wir davon ausgehen, daß auch Sigmund Bosch mit den umwälzenden Ereignissen dieser Jahre konfrontiert wurde<sup>33</sup>.

Unzweifelhaft ist allerdings, daß wir Bosch in der zweiten Hälfte der 20er Jahre des 16. Jahrhunderts dem Umfeld des Täuferturns zurechnen dürfen. Wie sehr sich diese Bewegung seit 1526 in der Markgrafschaft Baden und vor allem auch in der Lahrer Gegend ausgebreitet hatte, beweist eine bei den zuständigen Behörden eigens für Wiedertäufer-Angelegenheiten angelegte Archivlade, deren Inhalt aber leider verlorengegangen ist<sup>34</sup>. Als erster Aktenpack lag darin *„ein büschelin betreffent die widerteuffer in der herrschaft Lahr. Anno 1527“*<sup>35</sup>. Laut Manfred Krebs ist diese Lade *„ein Beweis für die zeitweise als bedrohlich erscheinende Ausbreitung des Täuferturns“*<sup>36</sup>. Würden wir unter diesen Papieren auch schon den Namen Sigmund Boschs gefunden haben?

Einen weiteren Anhaltspunkt für die Annahme eines verstärkten Aufkommens aufrührerischer Täufer in dieser Zeit liefert ein Mandat des Markgrafen Philipp vom 15. Dezember 1527. Es beginnt mit den folgenden Worten:

*„Uns ist furkomen, wie sich bey etlichen unsern nachpurschaften ein neue sect uferwerfen und erhäben soll, die sich widertaufen lassen und andere derglichen zu thun underweisen sollen, und daneben auch ine etlich artikel furnemen, die unserm heiligen glauben zuwider und zum teil der oberkeit und gemeinen nuz zu nachteil reichen und bey nachtlichen und andern ungewöhnlichen zeiten und pletzen sich zusammen rotten, ir irrig bes furnemen und wie zu besorgen allerhand nebenpraticken uszurichten“*<sup>37</sup>.

Mit einem der ersten regionalen Wiedertäufermandate befahl Philipp für sein Herrschaftsgebiet, *„das auch niemand dieselben enthalte, hause, herberge oder underschleufe, alles bey straf leibs, lebens und guts“*. Wie man sieht, ging der Markgraf schon zu diesem Zeitpunkt recht energisch gegen die *„neue sect“* vor. Auch eventuellen Sympathisanten wurden harte Strafen angedroht. Die Täufer selbst sollten auf jeden Fall *„fenglich angenommen...werden“*<sup>38</sup>.

Schon früh waren die Täufer also der Verfolgung ausgesetzt. Das berücksichtigte Wiedertäufermandat des Zweiten Speyrer Reichstags von 1529, das bekanntlich zum Reichsgesetz erhoben wurde, leitete schließlich mit der Androhung der Todesstrafe für die Täufer nochmals eine neue, verschärfte Phase der Verfolgung ein<sup>39</sup>.

Auf diesem Hintergrund kann es keine Verwunderung auslösen, daß die erste Begegnung mit Sigmund Bosch uns gleich in einen Kerker führt, in dem dieser als Täufer inhaftiert war. Markgraf Philipps Anordnungen hatten Wirkung gezeigt, und die Amtleute von Baden-Nassau berieten sich über das weitere Vorgehen gegen schon gefangengenommene Täufer:

*„Die widertouffer so zu Lar ligen betreffend ist abgered, souer der Sigeln von Frissenheim oder andere wollent der irthumb abston vnnd wideruffen, sollen der oder die selben vff forme, maß gestalt verschribner wyss wie den amptluten gemes dem so sich hie vor beiden hern verglichen haben vß gefencknis gelassen werden. Ob aber etlich nit widerruffen vnd irer irrung abston wollten noch beschehener vnderrichtung, die man nach mols durch ein gelerten bredicanten sunst mit inen versuchen, sollen die amptlut an beide herschafften solichs wie vnnd waruff sy beharren nach alles gelangen lassen, witem bescheidt von iren gnaden desshalb zu empfohlen“<sup>40</sup>.*

Die Jahre 1528/29 waren unzweifelhaft von entscheidender Bedeutung für das Schicksal des Täufertums. In diesem Zeitraum dürfte darüber entschieden worden sein, daß sich das Täufertum in Deutschland nicht zu einer großen evangelischen Freikirche entwickeln konnte. Die Aufmerksamkeit der Obrigkeiten und die Strafmaßnahmen verdichteten sich zusehends. Dies bekamen auch Sigmund Bosch und seine Gefährten deutlich zu spüren. Sie waren zu Lahr inhaftiert worden und sollten nun zum Widerruf gezwungen werden! Neben der Tatsache, hier die *chronologisch erste* Nachricht über Bosch überhaupt vor uns zu haben, verdeutlicht dieser Amtsbeschluß noch ein zweites, vielleicht ungleich wichtigeres: Als einziger der inhaftierten Täufer wird Bosch von den zuständigen Beamten hier bei seinem Namen genannt. Dies könnte durchaus ein Hinweis darauf sein, daß er schon zu seiner Lahrer Zeit eine führende Stellung unter seinen Glaubensgenossen innehatte, ja, daß wir in der Person Sigmund Boschs vielleicht sogar den Nachfolger von Jakob Groß und Michael Sattler in dieser Region vorgestellt bekommen.

Nun, es sollte nicht der letzte Gefängnisaufenthalt von Bosch in Lahr gewesen sein. Ein Jahr später gab er in Straßburg zu Protokoll, in der Stadt Lahr in zwei Fällen eingekerkert gewesen zu sein. Beide Male jedoch sei er *„durch gottes genod vnd on aller wel hilf“* wieder freigekommen<sup>41</sup>. Man hatte also seine Augen auf Bosch gerichtet!

Noch vor Inkrafttreten des kaiserlichen Mandats gegen die Täufer im April 1529 war Bosch das Pflaster jedoch schon zu heiß geworden. Und dies nicht ohne Grund: Karl V. sollte in seinem Gesetzestext anordnen, daß es *„bey straff des todts verpotten“* sei, die Existenz eines Täufers zu führen. Sigmund Bosch wandte sich deshalb – wie so viele andere – ins nahegele-

gene *Straßburg*. Zwar hatte auch das dortige Stadtre Regiment schon am 27. Juli 1527 ein Täufermandat erlassen, doch dieses wurde praktisch nicht vollzogen. Das liberale Straßburg galt in diesem Jahr (1529) noch als Oase der Toleranz und als Fluchtpunkt für alle Arten von Nonkonformisten der damaligen Gesellschaft. Selbst das o. g. Reichsgesetz Karls V. wurde in Straßburg so gut wie nicht in die Tat umgesetzt. Man konnte sich auch als Dissident und Häretiker lange Zeit über einigermaßen unbelästigt in der Stadt bewegen<sup>42</sup>. Zuhäuf suchten sie Zuflucht in Straßburg, wo man nach den Aussagen des bekannten zeitgenössischen Schriftstellers Sebastian Franck „*jene nur geißelte, die anderswo mit dem Tod bestraft wurden*“<sup>43</sup>. Im April 1528 wurden die in der Stadt lebenden Täufer auf 250 geschätzt. Im darauffolgenden August waren es bereits 500 und der im Oktober 1530 verhörte Andres Bauer spricht sogar davon, daß es schon 2000 von diesem „*seltzam volck*“ gebe<sup>44</sup>. Es ist sicher nicht falsch zu behaupten, daß gerade in dieser Zeit das Gewicht der Täufer Straßburgs in der Relation zu anderen Städten äußerst groß war. Ein Bevölkerungsanteil von ca. 8% im Jahr 1530 ist sicher nicht zu unterschätzen. Von Martin Bucer, dem Reformator Straßburgs, wissen wir zumindest, daß er zeitweise ernsthaft mit einem Umsturzversuch durch die Täufer gerechnet hat!<sup>45</sup> Tatsache ist auf jeden Fall, daß in den Jahren nach dem kaiserlichen Mandat ein rascher Zuzug von Täufnern nach Straßburg erfolgte, wovon die obengenannten Zahlen durchaus Zeugnis geben können.

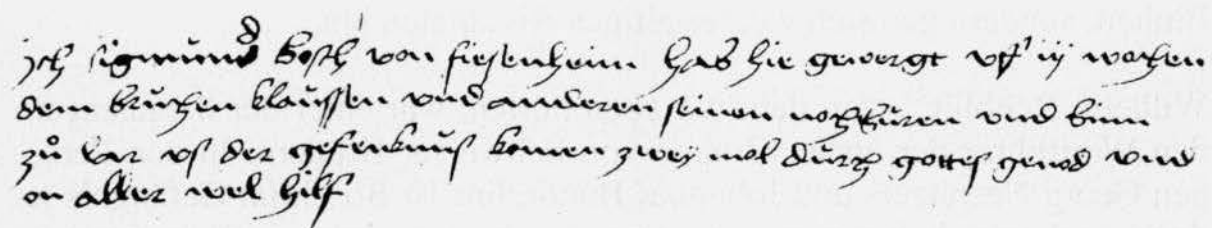
Auch Sigmund Bosch wird zu den Neuankömmlingen gezählt haben. Über den genauen Zeitpunkt, an dem er in Straßburg eintraf, läßt sich jedoch nur eine Vermutung aussprechen: Als er zwischen dem 11. und 18. März von den Ratsbeauftragten Ulman Böcklin und Max Rebstock zu einer Schriftprobe gezwungen wurde, gab er an, schon drei Wochen lang bei einem Bekannten namens *Claus Bruch* beschäftigt gewesen zu sein<sup>46</sup>. Man könnte demzufolge seine Ankunft in der Stadt für Ende Februar 1529 konstatieren.

Doch auch in der elsässischen Metropole hatte Sigmund Bosch zunächst wenig Glück. Wir finden ihn zusammen mit einer großen Anzahl weiterer Täufer im März desselben Jahres schon wieder in Gefängnishaft. Bosch war einer „*Razzia*“ zum Opfer gefallen, die eine illustre Täuferversammlung im Hause seines Straßburger Bekannten Claus Bruch ausgehoben hatte. Der Hintergrund dieses überraschenden Eingreifens der Ordnungshüter war folgender gewesen: Der Rat der Stadt hatte am 20. Februar 1529 die traditionelle Messe abgeschafft. Daraufhin waren einige Schmähchriften aufgetaucht, die dagegen Protest einlegten. Die dreisten Täter hatten es sogar wiederholt gewagt, Exemplare ihrer Schriften an der Rathaustrampe anzuschlagen. Man ging nun scharf vor und wollte mit inquisitorischen Maßnahmen die Autoren dieser Pamphlete ermitteln. Hierbei verdächtigte man

sofort die ohnehin schon mißtrauisch beäugten Täufer der Stadt und setzte eine große Anzahl von ihnen in „Untersuchungshaft“<sup>47</sup>.

Bosch war also zu einem für seine Glaubensgemeinschaft denkbar ungünstigen Zeitpunkt nach Straßburg gekommen. Die Schmähschriften hatten den Zorn der Stadtoberen erregt, die bislang geübte Toleranz war im Schwinden begriffen. Claus Bruch muß den Verantwortlichen wohl schon längere Zeit aufgefallen sein. Nur so ist es zu verstehen, daß man die vermeintlichen Täter sofort in seinem Haus suchte und die dort Versammelten kurzerhand festnahm. Bruch war ein angesehener Bürger der Stadt und Mitglied der Schifflentezunft<sup>48</sup>. Anhand Boschs eigenen Worten, er hätte „vff III wochen dem Bruchen Klaussen vnd anderen seinen nochburen (gewerget)“<sup>49</sup> können wir evtl. darauf schließen, daß Bosch einen irgendwie gearteten Handwerksberuf ausgeübt hat und bei Bruch Arbeit gefunden hatte. Nun wurde seine Tätigkeit jedoch jäh unterbrochen. Zusammen mit seinem Gastgeber und nicht weniger als 43 weiteren Verdächtigen wurde er in den Sankt-Wilhelms-Turm geworfen. Dort mußte er schließlich auch seinen frühneuzeitlichen Daumenabdruck in Form einer kurzen Schriftprobe abliefern. Bosch schreibt im März 1529:

„Ich Sigmund Bosch von Fiesenheim hab hie gewerget vff III wochen dem Bruchen Klaussen vnd anderen seinen nochburen vnd bin zu Lar vs der gefenkhus komen zwey mol durch gottes genod vnd on aller wel hilf.“<sup>50</sup>



Ich Sigmund Bosch von Fiesenheim hab hie gewerget vff III wochen dem Bruchen Klaussen vnd anderen seinen nochburen vnd bin zu Lar vs der gefenkhus komen zwey mol durch gottes genod vnd on aller wel hilf

Fundort: Stadtarchiv Straßburg, AST 138(72), 4–20, Bl. 15.

Schriftprobe, die Sigmund Bosch während seines Gefängnisaufenthaltes in Straßburg im Jahr 1529 abgeliefert hat. Es ist die einzige von ihm erhaltene Handschrift.

Die Akten über dieses interessante Gemisch „verdächtiger Existenzen“, das im März 1529 im Straßburger Kerker lag, gewähren uns einen einzigartigen Einblick in die Zusammensetzung der damaligen Täufergemeinde. Bosch kam durch diesen Gefängnisaufenthalt mit einer ganzen Reihe von täuferisch Gesinnten in näheren Kontakt. Einige von ihnen hatte er wohl schon im Haus von Claus Bruch kennengelernt. Seine Mitgefangenen ergeben ein buntes Bild unterschiedlichster nonkonformistischer Richtungen – ein für Straßburg in diesen Jahren sicher typischer Sachverhalt. Von einiger

Bedeutung dürfte dabei Boschs Zusammentreffen mit den bekannten Täufern *Georg Nespitzer* und *Johannes Bänderlin*, beide seine Mitgenossen im Kerker zu Straßburg<sup>51</sup>, gewesen sein. Zudem wird berichtet, daß auch einer der berühmtesten Täuferführer der ersten Stunde, *Wilhelm Reublin*, in Bruchs Haus verhaftet wurde<sup>52</sup>. Reublin gilt als einer der Gründerpersönlichkeiten der Straßburger Täufergemeinde. Als Urgestein der frühen Züricher Gruppe und zusammen mit Konrad Grebel und Felix Mantz einer der ersten Täufer überhaupt war er schon im Frühjahr 1526 in Straßburg eingetroffen. Nach dieser – für ihn schon wiederholten – Verhaftung im Haus Claus Bruchs mußte er jedoch für immer die Stadt verlassen. Sigmund Bosch wird zuvor sicher mit ihm zusammengetroffen sein, denn Reublin war zur Zeit von Boschs Ankunft der hauptsächliche Organisator der Straßburger Täufer und verkehrte ja auch in Bruchs Haus.

Reublin, Nespitzer und Bänderlin stehen gewissermaßen auch stellvertretend für die damals in der Stadt präsenten täuferischen Großgruppen. Die Forschung geht mittlerweile davon aus, daß es in Straßburg deren drei gab: Da war zum einen eine pazifistisch-biblizistische Gruppe, die ihre Wurzeln im Schweizer Täufertum hatte; zweitens gab es eine Fraktion von spiritualistisch gesinnten Täufern; und schließlich entwickelte sich als dritte Gruppe ein apokalyptisch gestimmtes, sozialrevolutionäres Täufertum, das sich an den Ideen Hans Huts orientierte<sup>53</sup>. Man war sich untereinander alles andere als einig und bildete auch als Täufergemeinschaft keineswegs eine Einheit, sondern gab sich vielgestaltigen Rivalitäten hin.

Wilhelm Reublin<sup>54</sup>, von dem wir eben hörten, war einer der herausragenden Wortführer der ersten Gruppe von Schweizer Brüdern. In den Personen Georg Nespitzers und Johannes Bänderlins ist Bosch im Gefängnis jedoch auch mit bekannten Vertretern der beiden anderen Richtungen in Kontakt getreten.

Georg Nespitzer<sup>55</sup> zählte zu den wichtigsten Protagonisten eines apokalyptischen Täufertums, während Bänderlin<sup>56</sup>, ein allseits bekannter Querdenker, einer der einflußreichsten Vertreter eines nicht-institutionellen und verstärkt spiritualistischen Täufertums gewesen ist. Die Verhöre im Anschluß an die Verhaftungen in Claus Bruchs Haus machten zudem deutlich, daß Bänderlin sogar der eigentliche Initiator dieser Zusammenkunft war. Trotz der Differenzen, die zwischen ihm und vielen Täufern vorherrschten, wurde dort aus einer seiner Schriften vorgelesen<sup>57</sup>.

Aus alledem sollte nun deutlich geworden sein, welch breitem Spektrum täuferischer Denkweisen Sigmund Bosch in seiner Anfangszeit in Straßburg und gerade auch während seines Gefängnisaufenthaltes im März 1529

begegnet war. Bibeltreue Pazifisten, Verherrlicher apokalyptischer Visionen und individuelle Freidenker – alles war vorhanden, und mit allem kam Bosch in Berührung! Hinzu kam seine offensichtliche Bekanntschaft mit wohlhabenden und bekannten Bürgern der Stadt wie etwa Claus Bruch oder dem Notar und Täufer-Sympathisanten *Fridolin Meyger*<sup>58</sup>. Diese Kontakte bezeugen, daß sich in der Frühzeit der Straßburger Täuferbewegung (bis 1533) durchaus ein größerer Personenkreis aus der intellektuellen und ökonomischen „Oberschicht“ der neuen Glaubensrichtung angeschlossen hatte<sup>59</sup>. Der Blick auf den Täufer Sigmund Bosch und seinen Eintritt in die heterogene Straßburger Gemeinde ermöglicht uns weiterhin die Bestätigung der Erkenntnis, daß von *dem Täufer* als monolithischem Gebilde einfach nicht die Rede sein darf. Zu divergent waren die jeweiligen Hintergründe, zu auseinanderstrebend die religiösen und politischen Vorstellungen der einzelnen Täufer.

Nun gilt es, Sigmund Boschs Weg weiter zu verfolgen. Der Neuankömmling von der gegenüberliegenden Rheinseite hat sich in der Folgezeit weder eindeutig für Reublins Richtung noch für Nespitzer in der Tradition von Hans Hut und schon gar nicht für die Ideen Bündlerins entschieden. Vielmehr – und diese Entscheidung sollte seinem Leben *die* entscheidende Richtung geben! – hat er sich einem Kreis von Täufern angeschlossen, der seinerseits wiederum eine dezidierte Sonderstellung einnahm. Diese Gruppe scharte sich um einen Mann, dem ein herausragender Platz in der zweiten Täufergeneration zusteht. Sein Name: *Pilgram Marpeck*. *Hans Guderian* sieht in ihm die „*bedeutendste Persönlichkeit des süddeutschen Täuferums*“<sup>60</sup> und *William Klassen* hält diesen Mann schlichtweg für den fähigsten Führer unter den Täufern des 16. Jahrhunderts<sup>61</sup>. Es würde nun allzu weit führen, das Leben und Wirken Marpecks in allen Einzelheiten aufzurollen. Hier soll es ja vorrangig um seinen Gefährten Sigmund Bosch gehen. Die Forschungsarbeit zu Pilgram Marpeck hat mittlerweile eine ganze Reihe von Werken hervorgebracht, die zur näheren Beschäftigung mit ihm herangezogen werden können<sup>62</sup>. Wir können hier nur schlaglichtartig einzelne Stationen und Inhalte ansprechen, die auch für unser Bild von Sigmund Bosch von wichtiger Bedeutung sind. In diesem Zusammenhang ist natürlich zunächst einmal Marpecks Aufenthalt in Straßburg in den Jahren 1528 bis 1532 interessant, da er und Bosch sich in dieser Zeit kennenlernten. Marpeck war schon einige Zeit vor Bosch in der Stadt heimisch geworden. Am 19. September 1528 hatte er das Straßburger Stadtrecht erworben. Zuvor war er vom 20. April 1525 bis zum 28. Januar 1528 Bürgermeister und Bergrichter in seiner Heimat Rattenberg am Inn in Tirol gewesen. Dort kam er in den Jahren 1526/27 auch in Berührung mit dem Täuferum. Wahrscheinlich waren seine Kontaktpersonen die Hut-Schüler *Hans Schlaffer* und *Leonhart Schiemer* gewesen. Im Januar 1528 wurde er

plötzlich seiner Ämter enthoben, da er sich geweigert hatte, königliche Befehle auszuführen und Täufer unter den Bergarbeitern zu verhaften. Marpeck wandte sich nach Straßburg, wo man ihn als Holzbaumeister anstellte: Wir wissen nun, daß schon im Oktober 1528 in Marpecks Haus Täuferversammlungen abgehalten wurden<sup>63</sup>. Schon damals war die städtische Obrigkeit eingeschritten, hatte die verdächtige Zusammenkunft aufgehoben und die Anwesenden im Gefängnis verhört. Interessant für uns ist dabei der Umstand, unter den damaligen Mitgefangenen Marpecks die uns schon bekannten Wilhelm Reublin und Fridolin Meyger wiederzufinden. In deren unmittelbaren Sympathisantenkreis befand sich ja 5 Monate später auch Sigmund Bosch. Eine genaue Datierung einer ersten Begegnung der ungefähr gleichaltrigen Marpeck und Bosch ist uns anhand der Quellenlage nicht erlaubt. Jedoch sind Reublin und der Notar Meyger mit einiger Sicherheit als Verbindungsglieder zwischen diesen beiden Männern anzusehen. Eine weitere wichtige Person könnte in diesem Zusammenhang Boschs späterer Mitinhaftierter Georg Nespitzer gewesen sein. Diesen bringt Kiwiet in direkte Verbindung mit Marpeck. Denn eventuell war es sogar Nespitzer, der Marpeck wiedergetauft hatte<sup>64</sup>. Eine weitere Vermutung über den Beginn der Freundschaft zwischen Sigmund Bosch und Pilgram Marpeck ist sehr abenteuerlich. Dennoch soll sie hier Erwähnung finden: Marpeck hatte, wie gesagt, das Glück, in seiner neuen Heimat Straßburg ebenfalls eine gehobene Anstellung als „Ingenieur“ zu bekommen. Er bekam den Auftrag, für die Holzversorgung der Stadt Sorge zu tragen. Zu diesem Zweck entwickelte er ein Flößer-System, das u. a. aus dem nahegelegenen Schwarzwald (der ursprünglichen Heimat Boschs!) Holz nach Straßburg befördern sollte. Wir haben oben gehört, daß Bosch evtl. einen handwerklichen Beruf ausgeübt hat und auch beim Schöpfen der Schiffleutezunft, Claus Bruch, untergebracht war. Vielleicht war es eben zuerst einmal die berufliche Tätigkeit, die Sigmund Bosch und Pilgram Marpeck zusammengebracht hat.

Erst Schriftstücke aus den Jahren 1548 bzw. 1553 belegen dann definitiv, daß sich Bosch in den Jahren seit 1529 zu einem der wichtigsten Mitarbeiter Pilgram Marpecks entwickelte, eines Mannes, den die Täufer Straßburgs schon nach kürzester Zeit wie einen Gott verehrten<sup>65</sup>.

Aus dem Zeitraum zwischen 1528 und 1548, also über 20 lange Jahre hinweg, erfahren wir nichts Gesichertes über Sigmund Bosch. Einzig und allein über die Gestalt Pilgram Marpecks bekommen wir auch Zugang zu seiner Person und zu seinem Leben. Marpeck hatte sich schnell zu einem der maßgeblichen Täuferführer in Straßburg entwickelt. Es war ihm gelungen, dort eine beachtliche Anhängerschaft um sich zu scharen, die sich im-



mer mehr zu einem festen Zirkel zusammenschweißte. Dieser in der Fachwelt der Täuferforschung schon mit dem etablierten Terminus „Marpeck-Kreis“ bezeichnete Gruppe gebührt auch innerhalb des Täuferiums nochmal eine eindeutige Sonderstellung<sup>66</sup>. Die Umriss des Kreises, seine personale Zusammensetzung und seine spätere geographische Verbreitung nach den Straßburger Anfängen wurden erst nach der Entdeckung und Bearbeitung des *Kunstabuchs* (1955 bzw. 1956) deutlich. Seine eigentliche Bedeutung erlangte der Kreis jedoch erst ab ca. 1540. Marpeck selbst hatte zu diesem Zeitpunkt seine Zelte schon seit einigen Jahren in Straßburg abgebrochen und weilte im schweizerischen Graubünden. Von dort aus unternahm er allerdings eine Vielzahl von Reisen in dem Bestreben, die Einheit unter den Täufnern seiner Zeit herzustellen. Als Nukleus der von ihm in späterer Zeit ins Leben gerufenen Gemeinden muß man jedoch auf alle Fälle seine Straßburger Zeit ansehen. Seine ehemaligen Straßburger Gefährten wurden teilweise zu Oberhäuptern der Marpeck-Gemeinden bestellt, und er selbst schuf sich dort den Ruf eines beachtenswerten Wortführers. Aus Straßburg wurde der berühmte Täuferführer nach langem Hin- und Her und nach vielen Disputationen mit den Reformatoren, besonders mit Bucer, dann schließlich am 12. Januar 1532 endgültig ausgewiesen. Er gehörte damit zu den ersten Leidtragenden einer veränderten Religionspolitik<sup>67</sup>. In und um Straßburg ließ Marpeck allerdings Gemeinden zurück, für deren Aufbau er die dreieinhalb Jahre seines Aufenthaltes genutzt hatte und die ihm zeit seines Lebens zugetan blieben. Die im *Kunstabuch* überlieferten Briefe legen nun eindeutig Zeugnis davon ab, daß Sigmund Bosch innerhalb dieser Gemeinschaften einen bedeutenden Rang eingenommen hatte. Für Heinold Fast steht sogar fest: „*Der für Marpeck wichtigste Mann der Straßburger Gruppe war wohl Sigmund Bosch.*“<sup>68</sup> Unterstützung bekam Bosch bei seiner Arbeit von dem weithin bekannten *Leupold Scharnschlager*<sup>69</sup>. Dieser wurde nach der Vertreibung Marpecks dessen eigentlicher Nachfolger und trat als Wortführer der Gruppe in den Verhandlungen mit der Obrigkeit hervor. Spätestens aber seit auch Scharnschlager im Jahr 1534 gezwungenermaßen seinem Freund Marpeck in die Schweiz gefolgt war, wird man in Sigmund Bosch das geistige Oberhaupt der Straßburger Marpeck-Gemeinden sehen müssen. So kann er sich in voller Autorität 1548 berufen fühlen, im Namen der „*eltisten sambt der gmein zu Straßburg im Elses, im Kuntzgertal und im Lebertal*“ die Ältesten und die Gemeinden im mährischen Austerlitz zu grüßen<sup>70</sup>. Bosch, der sich selbst als „*allerr unwirdiger diener und mitgenöß am truebsal*“<sup>71</sup> bezeichnete, verstand sich somit als Sprachrohr von Gemeinden marpeck-scher Prägung, die in einem Gebiet verteilt waren, das immerhin vom Schwarzwald (Kuntzgertal = Kinzigtal<sup>72</sup>) bis in die mittleren Vogesen (Lebertal<sup>73</sup>) und hinauf nach Straßburg als oberen Schnittpunkt dieses großen geographischen Dreiecks reichte. Dies zeigt seine damalige Schlüsselstel-

lung unter den Täufern dieser Region. Jedoch gerade auch deshalb muß uns die enorme Zeitspanne stutzig machen, die zwischen den beiden Daten der Jahre 1529 und 1548 liegt, und während der Bosch nirgendwo in den entsprechenden Quellen zu entdecken ist. Diese Verwunderung hält uns davon ab, Boschs *tatsächliche* Bedeutung zu definieren, und warnt uns davor, seine Person gar zu überschätzen. Wir sollten aber auch nicht die Indizien übersehen, die seine durchaus überragende Stellung innerhalb des Marpeck-Kreises bezeugen. So ist es z. B. Sigmund Bosch, mit dessen Brief vom 17. Juli 1548 die berühmte Sammlung des *Kunstabuchs* eröffnet wird. Noch *vor* den Schriften Scharnschlagers und auch Marpecks hat man Bosch und sein Sendschreiben an die erste Stelle gesetzt. Auch die Inhalte der von ihm erhaltenen Briefe sprechen eine deutliche Sprache.

Sigmund Bosch erweckt in den 40er und 50er Jahren den Eindruck eines allseits verehrten Patriarchen seiner Glaubensgemeinschaft; ein erfahrener Mann, bei dem man sich Rat einholte und der in großer Sorge um seine Gemeinden alles unternahm, um ihre Glaubenskraft, ihr „Durchhaltevermögen“ zu stärken. Er galt später bei den Marpeck-Anhängern als einer der „*eltisten zeugen gottes*“, ebenso wie Pilgram Marpeck selbst und Leupold Scharnschlager. Ihm oblag es schließlich auch, als einer der ersten Autoritäten die berühmte „*Verantwortung*“ Marpecks und Scharnschlagers als Vertreter der Gemeinden zu kanonisieren. Diese Schrift galt gemeinhin als *die* maßgebende Richtschnur der Marpeck-Anhänger. Aufgrund der Notizen der ihnen zuzurechnenden *Walpurga von Pappenheim* und im Hinblick auf die erwiesene und außergewöhnliche Bibelkenntnis Boschs neige ich sogar zu der These, in ihm einen Mitarbeiter bei der Abfassung zumindest des zweiten Teils der „*Verantwortung*“ zu sehen<sup>74</sup>. Genannte Walpurga von Pappenheim hatte im Jahre 1571, also schon Jahrzehnte nach Marpecks Tod, ein Exemplar dieser Schrift geschenkt bekommen und neben sonstigen Korrekturen auch persönliche Anmerkungen hinzugefügt. Dabei kommt sie hinsichtlich der Entstehungsgeschichte des Werkes auch auf die Ältesten des Marpeck-Kreises zu sprechen<sup>75</sup>:

*„Dis sind die eltisten zeugen gottes sambt der gantzen gmain und bruederschafft, nemlich Pilgram Marpeckh und Leupold Scharnschlager, Sigmund Bosch, Martin Blaichhner, Valtin Werner, Annthoni Müller, Hans Jacob sambt andern alten brüeder und glaubigen in allen landen geurtelt worden und überantwort.“*

Insofern bleibt das Bild von Sigmund Bosch zwiespältig: Einerseits wissen wir nur sehr wenig von ihm, was für einen Mann in einer Führungsposition der Täufer tatsächlich ungewöhnlich erscheint. Gleichzeitig vermitteln jedoch die wenigen ihn betreffenden Quellenzeugnisse die Umriss einer durchaus bedeutenden Leitfigur. Es wird schwierig sein, in dieser Frage eindeutige Schritte nach vorne machen zu können.

Wir haben bereits von Boschs Schreiben an seine mährischen Brüder gesprochen. Neben seinem äußerst langen zeitlichen Abstand zu den ersten Quellen über Bosch bringt dieser Brief vom 17. Juli noch eine weitere wichtige Frage hinsichtlich seiner Biographie auf den Plan: Bosch schrieb seine Trostepistel „an die eltesten sambt der gmein inn Ausserlitz und allen unsern inn Merchern“<sup>76</sup>. Mit dieser Anrede waren eigene Marpeck-Gemeinden in Mähren gemeint, über deren Existenz uns in hervorragender Weise als erster erneut Heinold Fast aufgeklärt hat<sup>77</sup>. Mähren war gerade in den 30er Jahren des 16. Jahrhunderts zu einem Fluchtpunkt für andersorts verfolgte Täufer geworden, nachdem die Stadtreger z. B. auch Augsburgs oder Straßburgs immer schärfer gegen sie vorgegangen waren. Mehr als irgendwo sonst wurden die Sektierer in Mähren durch Teile des regionalen Adels toleriert und geschützt. Bald geriet die Region bei den Täufnern in den Ruf des „Verheißenen Landes“. Neben der großen Gemeinschaft der *Hutterer*, die das mährische Täufertum hauptsächlich bestimmte, gab es noch eine ganze Reihe weiterer Täufergruppierungen der unterschiedlichsten Art. Bald machte sich dann auch der Trend zu einer immer stärkeren Aufsplitterung bemerkbar. *Jarold Knox Zeman*, einer der tiefsten Kenner der Vorgänge in Mähren, hat im Ganzen nicht weniger als *zehn verschiedene* Täufergruppen für diesen Raum feststellen können<sup>79</sup>. Von Pilgram Marpeck wissen wir, daß er im Frühjahr des Jahres 1540 nach Mähren gereist war, u. a. um einen Brief Caspar von Schwenckfelds von Augsburg nach Austerlitz zu überbringen<sup>80</sup>. Von einer zweiten Reise Marpecks ein Jahr danach berichtet die *Chronik der Hutterischen Brüder*<sup>81</sup>. Der bekannte Täuferführer war nach Mähren gekommen, um dort unter den zerrissenen Täufergruppen wieder Einigkeit herzustellen. Daß sein Vorhaben jedoch kläglich fehlschlug, berichtet uns besagte Stelle in der Hutterischen Chronik. Marpeck mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen und hatte sich sogar das Mißtrauen der Hutterer eingehandelt. Heinold Fast hat nun überzeugend nachgewiesen, daß es Pilgram Marpeck trotz dieser unzweifelhaft negativen Erfahrung gelungen ist, in Mähren ebenfalls einen kleinen Kreis von ihm wohlgesinnten Täufnern zu etablieren. Diese Gruppe war freilich getrennt von den dortigen Schweizer Brüdern und natürlich auch von den Hutterern. Sie breitete sich wahrscheinlich vom Zentrum Austerlitz in eine Reihe von Ortschaften der näheren Umgebung aus. In Marpecks langjährigem Gefährten *Cornelius Veh* und in einem gewissen *Bruder Paul* hatten sie offensichtlich ihre Anführer, währenddessen Marpeck ihnen immer wieder durch persönliche Boten oder aufmunterndes Schrifttum Unterstützung zukommen ließ. Das *Kunstbuch* enthält z. B. drei Sendschreiben Marpecks nach Mähren, die aus den Jahren 1544 bzw. 1553 stammen<sup>82</sup>. Marpeck war also sehr um seine dortigen Glaubensbrüder bemüht, obwohl er sich zu dieser Zeit hauptsächlich in Augsburg aufhielt. J. K. Zeman möchte festgehalten wissen, daß die

„Pilgramiten“ neben den Hutterern und den Schweizer Brüdern letztlich sogar die resistenteste Gruppe im mährischen Gebiet waren<sup>83</sup>.

Angesichts der Tatsache, daß auch Sigmund Bosch seinen Brief vom 17. Juli 1548 an die Austerlitzer und an die anderen mährischen Gemeinden adressiert, muß die Frage aufkommen, ob auch er seine Heimat zumindest zeitweise verlassen hatte, um den Brüdern und Schwestern in Mähren Besuche abzustatten. Heinold Fast hält dies für die Jahre nach 1529 durchaus für möglich<sup>84</sup>. Der vertrauliche Stil dieses ersten Schreibens an die Austerlitzer Gemeinde kann sicherlich als Indiz für eine direkte Beziehung oder gar Freundschaft in die Diskussion eingebracht werden. Bosch fühlt sich seinen „*lieben Brüdern*“ in Mähren „*im geist und inn der warheit vereinigt*“<sup>85</sup>. Dieses Bekenntnis läßt durchaus auf eine engere Bekanntschaft schließen. Um einiges wichtiger ist in dieser Frage jedoch ein weiteres Schreiben aus der *Kunstbuch*-Sammlung. In einem Brief vom 19. März 1553, also schon 5 Jahre später, bringen die Vertreter der mährischen Marpeck-Gemeinden ihrem geistigen Oberhaupt, damals schon in Augsburg lebend, ihre Verbundenheit mit warmen Worten zum Ausdruck. Bei dieser Gelegenheit bitten sie ihn zudem, neben Leupold Scharnschlager auch Sigmund Bosch zu grüßen und bezeichnen diesen dabei als ihren „*alten und geliebten b(rude)r und vatern Sigmunden Boschenn*“<sup>86</sup>. Diese für uns ungewein wichtige Stelle ist natürlich zuerst einmal ein eindeutiger Hinweis darauf, daß Bosch zu diesem Zeitpunkt noch am Leben war. Weiterhin unterstreicht diese Ehrerbietung abermals Boschs hervorragende Stellung innerhalb der marpeckschen Täufergemeinden. Schließlich aber kann man diese recht persönlichen Worte auch dahingehend deuten, daß zwischen den Verfassern dieses Schreibens<sup>87</sup> und Sigmund Bosch eine recht intensive Verbundenheit bestand. Diese auf eine persönliche Bekanntschaft zurückzuführen, was gleichbedeutend mit der Annahme eines Aufenthaltes Sigmund Boschs in Mähren wäre, ist durchaus nicht unwahrscheinlich. Letztendlich bleibt dieser Punkt in Sigmund Boschs Biographie jedoch relativ im dunkeln. Es gibt einfach keine *sicheren* Beweise für eine etwaige Zeit in Mähren. Aufgrund des Briefs Nr. 17 *des Kunstbuchs* erscheint ein Aufenthalt dort jedoch möglich.

Was nun immer stärker hervortritt ist ein weitgespanntes Netz von Marpeck-Gemeinden mit den Zentren Straßburg, Graubünden, Mähren und Augsburg und evtl. noch Württemberg. Pilgram Marpeck hat an seinen jeweiligen Wirkungsstätten einen Kreis von Anhängern hinterlassen, denen er zeitlebens verbunden bleiben wollte und bei denen er seine wichtigsten Mitarbeiter als Vorsteher zurückließ. Als einen dieser „Statthalter“ – nämlich für das Straßburger Einzugsgebiet – dürfte Sigmund Bosch anzusehen sein, zumindest, was die zweite Hälfte der 40er und die erste Hälfte der

50er Jahre des 16. Jahrhunderts anbetrifft. In diesen Zeitraum, wahrscheinlich ins Jahr 1552, fällt dann auch die Drucklegung einer seiner Liedtexte (*Ein ander schön Lied von der ausserwehlten braut Cristi. Ins Frewlins von Britannia thon*) durch den bekannten Straßburger Verleger *Thiebold Berger*<sup>88</sup>. Bosch hatte sich also offensichtlich als Autor von poetischen Texten einen Namen gemacht.

Das letzte Lebenszeichen, das wir von ihm besitzen, ist dann allerdings erneut ein Brief, von ihm selbst verfaßt und zugeordnet „*allen h(eilige)n gmeinden und kindern gotes*“<sup>89</sup>. Auch dieser Brief wurde später ins *Kunstbuch* mitaufgenommen. Dazu schrieb man den Zusatz: „*Dise epistl gehört an die gmeinden gotes, hin und wider zu ferlesen, sovil möglich ist*“<sup>90</sup>. Dies ist wohl ein deutlicher Hinweis auf die Bedeutung, die man Boschs Schriften innerhalb der Gruppe beimaß. Boschs Schreiben stammt ebenfalls aus dem Jahre 1553 und ist auf den 4. Juli datiert. Die oben erwähnten herzlichen Grüße der Mährener Gemeinden vom März desselben Jahres waren Bosch wohl schriftlich überbracht worden<sup>91</sup>. Heinold Fast geht davon aus<sup>92</sup>, daß Jörg Maler, der schon den Botendienst zwischen den Mährenern und Marpeck in Augsburg übernommen hatte, auch Bosch einen Brief geschrieben hat, in dem er die entsprechenden Grüße übermittelte. Bosch fügte daraufhin nach Fertigstellung des allgemeinen Rundschreibens (= *Kunstbuch* Nr. 26) noch eine spezielle Zuschrift an Jörg Maler für die für Augsburg bestimmte Kopie hinzu:

„*Geliebterr b(rude)r Jörg Maler. Dein vermanen imm herren habe ich mit freuden uffgenommen sambt dem lebenndigen brief, den du mir gesannt hast, unsern lieben b(rude)r Veitenn Maurer. Ich danckh ouch got und dir deins guten eifers, das du dir hast furgenommen, die gmeinden der kinder gotes zu besuchen. Der Herr geb gnad und laite dich durch seinen h(eilige)n geist, amen.*“

Malers „*vermanen imm herren*“ war die für Bosch bestimmte Botschaft aus Mähren. In Veit Maurer, dem „*lebenndigen boten*“ haben wir Malers Boten an Bosch anzusehen. Sigmund Bosch war bei der Abfassung dieses Briefes allem Anschein nach auch schon so alt, daß er ihn einem Mitbruder in die Feder diktieren mußte. Dieser „Sekretär“ ist natürlich vor allem dieses Faktums wegen erwähnenswert, aber auch aufgrund seines durchaus bemerkenswerten Namens (oder Berufs?): *Martin Damenschneider*<sup>93</sup>.

Neben seinen inhaltlichen Aussagen hat das Schreiben noch eine weitergehende, wichtige Bedeutung: Es führt uns die Freundschaft vor Augen, die zwischen Sigmund Bosch und Jörg Maler bestanden haben muß. Seine Wichtigkeit erhält dieser Punkt durch die Tatsache, daß wir in Maler nicht nur einem der wichtigsten Mitstreiter Pilgram Marpecks begegnen, sondern genau er es ist, dem wir die Zusammenstellung des berühmten *Kunst-*

*buchs* verdanken. Dieser Codex, dessen Schriften uns so viel über die Denkwelten der Marpeck-Gemeinschaft zu erzählen wissen, und dem letztendlich auch die meisten Informationen zu Sigmund Bosch zu verdanken sind, ist das Werk Jörg Malers aus dem Jahre 1561<sup>94</sup>. Marpeck hatte seinen späteren Gefährten, der auch unter dem Namen *Jörg Probst Rothenfelder* bekannt ist, während seiner Zeit in Graubünden (evtl. 1540–1544) kennengelernt. 1548 war Maler, uneinig mit seiner eigenen Gemeinde geworden, Marpeck nach Augsburg nachgefolgt. Von dort aus unternahm er immer wieder Reisen, oft im Auftrage seines Meisters. In dieser Funktion wird es auch zum Kontakt mit Sigmund Bosch gekommen sein. Seine größte Leistung vollbrachte Jörg Maler – der übrigens ein rechter „Sonderling“ gewesen sein muß –, schließlich im Jahre 1561. In diesem Jahr entschloß er sich, die Schriften seiner Freunde und Bekannten aus dem Marpeck-Kreis zu sammeln und sie für sein *Kunstbuch* abzuschreiben. Somit sollte sich für Bosch neben seiner Zusammenarbeit mit Pilgram Marpeck vor allem die Verbindung zu Jörg Maler als bei weitem am wichtigsten und folgenreichsten für ihn erweisen. Als er diesen am 4. Juli 1553 als seinen „geliebten Bruder“ anredete, konnte er nicht ahnen, daß eben dieser liebgewonnene Freund es sein sollte, dem er sein Weiterleben bis in die heutige Zeit zu den größten Stücken zu verdanken hat. Jörg Maler hat Sigmund Boschs Gedanken durch die Aufnahme seiner Schriften in das *Kunstbuch* für die Nachwelt konserviert.

Es erscheint vielleicht verwunderlich, daß in diesem Abschnitt nicht auf die fünf Lieder eingegangen wurde, die uns von dem Poeten Sigmund Bosch überliefert sind. Dies liegt schlichtweg daran, daß keiner dieser Texte datiert ist und sie somit so gut wie überhaupt nicht als Bausteine für weitere Einsichten in Boschs Lebensverlauf zu gebrauchen sind. In dieser Hinsicht werden wir mit der eben erfolgten Besprechung des Briefs vom 4. Juli 1553 als letztem Lebenszeichen Boschs und der dadurch offengelegten Freundschaft zwischen ihm und dem *Kunstbuch*-Autor diesen Versuch eine Rekonstruktion der Biographie des Sigmund Bosch aus Friesenheim beenden dürfen.

### *Gedanken eines Unbekannten*

Im folgenden sollen nun die Inhalte der von Bosch verfaßten Texte verstärkt unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Da hier nun auch seine Lieder Bedeutung gewinnen, ist es sicherlich angebracht, zuerst exkursartig auf ihre Entstehung und Verbreitung zu sprechen zu kommen.

11.  
 Das Kunstbuch bin ich gemacht. Die fleißigste Kunst und Arbeit:  
 was aber den Geist reich hat, der frucht darinnen frucht bei hat,  
 was sein frucht und gewinn ist frucht, bei got als ein korn bei ordner  
 es ist wert über selber den gold, darinn frucht bei den frucht  
 gold, bei geist erfrucht sind darinn, werden es verbracht  
 die frucht nicht bei dem, darinn laß dies sein mit  
 geistem nicht, im geist frucht dich allzeit hat, was du  
 in kunst verbricht, bei got das er dies got frucht  
 vor geistem wert dich wert hat, das got uns got durch  
 seine frucht, durch geist frucht seines dem, der  
 helfe bei im sein frucht. Amen

Das Buch und gewandt, den sechszehnten  
 September. Im vier und vierzigsten Jahr, nach  
 dem Jahr ich es tragen began, was es denn frucht  
 ist hat, got verleihe uns all sein frucht. Amen

Das Buch. Vom Anfang.  
 den imen Namen. Vor. ist

Nachdem sein mit die und gewandt, so  
 fruchtig verbricht mit all frucht, über es und gib  
 vor, dem oben. Was er selbst hat dich vor, ist  
 fruchtig.

Titelblatt des Kunstbuchs (1561)

Von Sigmund Bosch sind bislang fünf lange Lieder überliefert, die ihn als aussagekräftigen Poeten ausweisen. Gerade bei den Täufern hatte er dabei eine ganze Reihe gleichgesinnter „Zunftkollegen“, und es kam sicher nicht von ungefähr, daß Jörg Maler für seine Schriftenzusammenstellung den Namen *Kunstabuch* gewählt hat. Maler selbst, aber auch die Täufer *Lienhard Schienhere* und *Valentin Ickelsamer* sind mit gereimten Stücken darin vertreten<sup>95</sup>. Schienhere, Malers eigener Vetter, hatte sogar von diesem den Titel „Poet von Augsburg“ erhalten<sup>96</sup>. Leupolt Scharnschlager, ebenfalls im *Kunstabuch* vertreten, hat Lieder gedichtet, ebenso wie der Württemberger Marpeck-Schüler *Hans Büchel*<sup>97</sup>. Und schließlich hat Maler den Poeten Sigmund Bosch an den Anfang seines Buches plaziert. Das *konzentrierte* Auftreten von „Künstlern“<sup>98</sup> im *Kunstabuch* ist sicherlich etwas Außergewöhnliches, ja wohl sogar Einzigartiges in der Literatur der Täufer. Es weist uns aber auch auf eine Forschungsspur, die die Wurzeln dieser Glaubensgemeinschaft schon in den vorreformatorischen, spätmittelalterlichen Strömungen der Mystik ausfindigzumachen sucht. Oder wie es Heino Old Fast ausdrückt: „*Eine solche Gruppe, die sich im Poetenhandwerk vereint wußte und durch persönliche Bande verbunden war, könnte durchaus auf eine ältere Tradition zurückgehen.*“<sup>99</sup> Hinzuweisen wäre hier z. B. auch auf die Beziehungslinie, die von dem Augsburger Mystiker und Meistersänger *Georg Breuning* (um 1440–nach 1540) hin zu den Täufern führt<sup>100</sup>. Mehr als interessante Einsichten vermittelte hierzu *Ludwig Keller* schon zu Anfang unseres Jahrhunderts<sup>101</sup>. Er will eine direkte Verbindung zwischen den humanistisch geprägten und oft kirchenkritischen Meistersingergesellschaften und der Täuferbewegung nachgewiesen wissen. Laut Keller war in den Singschulen der Meistersinger „*ein festes System selbständiger, religiöser Überzeugungen... lebendig*“<sup>102</sup>, welches einerseits durchaus in Konflikt mit den bestehenden Ordnungen stand und andererseits Nährboden für die Täuferbewegung sein konnte. Zumindest waren gewisse Meistersinger auch bei den Brüdern der Täufergemeinden als Vorbilder angesehen. Wir bewegen uns hier auf einem noch relativ unbeachteten und unbearbeiteten Terrain der Forschung, und es wäre unangebracht, vorschnelle Schlüsse zu ziehen. Der sicher nur ausschnitthafte Blick auf einzelne Personen darf nicht in allgemeine Folgerungen auslaufen. Dennoch treten hier Traditionen ans Tageslicht, die auf religiöse und politische Ideengebilde einige Jahre vor den großen reformatorischen Umwälzungen zurückreichen und m. E. so gut wie noch gar nicht in der Täuferforschung rezipiert wurden. Schließlich sprechen einige Hinweise dafür, auch den Dichter Sigmund Bosch in den eben genannten geistesgeschichtlichen Zusammenhang zwischen Meistersänger- und Täuferbewegung einreihen zu dürfen. In einem seiner Lieder redet er in der letzten Strophe ausdrücklich die Mitglieder der Singschule an, die dem Vortrag seines Meistersangs beigewohnt haben:



„Nun höret zu, ihr singer all die dsingschul hand besessen, all die sich hond vermessen zu singen vmb ein gülden kron, ich wil euch all ermahnet hon, ihr wolt mich recht verstohn.“<sup>103</sup>

Wir dürfen wohl davon ausgehen, daß Boschs Lieder ihre Entstehung der Mitgliedschaft ihres Autors in einer Singschule verdanken, in der er seine Meistersingerlieder dem Publikum vorstellte. Dieser Zusatz zu Boschs Biographie wird durch eine weitere Tatsache untermauert: Philipp Wackernagel läßt uns wissen, daß er zwei der von ihm abgedruckten fünf Lieder Boschs unter den Papieren *Daniel Sudermanns* gefunden hat<sup>104</sup>. Hinzu kommen zwei weitere Lieder, auf die Wackernagel nicht aufmerksam wurde, und die sich ebenfalls in dieser Sammlung befinden<sup>105</sup>. Dieser Daniel Sudermann (1550–ca. 1631)<sup>106</sup> war ein Bewunderer des Spiritualisten Caspar von Schwenckfeld. Er wohnte lange Zeit, von 1585 bis zu seinem Tod, in Straßburg und war dort vor allem als Hauslehrer tätig. In diesen Jahrzehnten widmete er sich verstärkt dem Sammeln und Aufbereiten fremder religiöser Werke sowie auch einer reichen eigenen literarischen Tätigkeit. Von besonderer Bedeutung war für ihn schließlich auch seine Beschäftigung mit dem Typus des Meistergesangs. Sudermann sammelte fanatisch die Lieder seiner Vorgänger und versuchte sich dann auch an eigenen Werken. *Monica Pieper* meint, daß er evtl. selbst Mitglied in der Singschule einer Meistersingergesellschaft gewesen ist. Wir wissen, daß eine solche seit 1492 in Straßburg existierte<sup>107</sup>. Daniel Sudermann hat vier Lieder Sigmund Boschs zugesandt bekommen und seiner riesigen Sammlung mystischer, spiritualistischer und generell religiöser Provenienz einverleibt. Wenn wir davon ausgehen, daß Bosch den Großteil seines Lebens in und um Straßburg verbracht hat, ist es nicht unwahrscheinlich, daß Sudermann während seiner Studien auf die Texte seines Vorgängers (Vorbildes?) gestoßen ist und diese für würdig befunden hat, weitervermittelt zu werden. Boschs eigener Hinweis auf seine Präsenz in einer Singschule sowie Sudermanns Interesse für seine Werke sind m. E. recht eindeutige Indizien dafür, daß wir den Täuferpoeten Sigmund Bosch dem Umfeld der Meistersingergesellschaften zurechnen dürfen. Seine Person ist in dieser Hinsicht ein weiterer Beweis dafür, daß wir die Ursprünge des Täuferturns nicht mehr *nur* in den reformatorischen Bewegungen oder den Bauernunruhen sehen dürfen, sondern genötigt sind, auch andere Felder und Erklärungsmöglichkeiten zu bearbeiten, die durchaus keine geringere Relevanz besitzen.

Drei der Lieder Boschs haben Eingang gefunden in den sog. „*Ausbund*“ und somit in das älteste Gesangbuch der Täufer überhaupt! Diesen Umstand kann man sicherlich als Beweis für seinen erheblichen Bekanntheitsgrad in Täuferkreisen werten. Den Grundstock dieses mehr als 800 Seiten umfassenden Buches bildeten 51 Lieder, die von inhaftierten Schweizer

Brüdern in Passau in den Jahren 1535–1537 geschrieben worden waren<sup>108</sup>. Der älteste Druck dieses ehemals selbständigen Teils trägt das Jahr 1564 als Datum. 1583 erschien eine weitaus umfassendere Edition. Hier sind nun 130 Lieder verzeichnet, also 80 zusätzliche. Die neueren Lieder wurden dem alten Teil vorangestellt, so daß der ursprüngliche Kern nun mittlerweile Abschnitt 2 des gesamten *Ausbunds* ausmacht, jedoch mit eigenem Titel und Seitenzählung deutlich von den neuen Liedern abgesetzt.

Von diesem Gesangbuch sind in Deutschland und der Schweiz mindestens 11 Auflagen erschienen, die letzte 1838 in Basel. In Amerika sind von 1742 bis 1949 ca. 20 Auflagen gedruckt worden. Noch heute ist das Buch bei den nordamerikanischen „Amish-People“ in Gebrauch!

Neben Walpurga von Pappenheim, Leupolt Scharnschlager und Hans Büchel wurde Sigmund Bosch aus den Reihen des ehemaligen Marpeck-Kreises die Ehre zuteil, in die Autorenliste des *Ausbunds* aufgenommen zu werden. Seine Lieder stehen im ersten, folglich jüngeren Teil unter den Nummern 68, 69 und 70<sup>109</sup>. Wackernagel konnte 1877 den ältesten erreichbaren Druck von 1583 einsehen. Es wird deshalb sinnvoll sein, im Bezug auf die drei *Ausbund*-Lieder Sigmund Boschs erneut seine Edition zu benutzen.

Die Lieder Sigmund Boschs tragen folgende Titel<sup>110</sup>:

1) *Ein ander schön Lied von Verdienst menschlicher guttat und gutter werckh, wer daruff hofft, ist eittel abgotterey. Auch wie die wellt vnnß reicz mit ihr gutten mut zu haben, darzu vnser fleisch sein ohr bald darbeutt. Im thon, Hilff Gott, daß uns gelinge, du Elder Heinrich Müllers thon zu singen*<sup>111</sup>

2) *Ain anders Lied, von Gottes Sohn vnd seim ewigen wortt, vnd wie ihn die wellt veracht, vmb ihr eigen Gesacz will, das er zu ledst würdt straffen. Im Thon, wie man den Niderlendischen Fürsten singt*<sup>112</sup>

3) *Ein ander schön und tröstlich lied, in der Jarweiß gedicht. Oder, Hört zu, so wil ich heben an*<sup>113</sup>

4) *Ein ander schön Lied von der ausserwehlten braut Christi. Ins Frewlins von Britannia thon*<sup>114</sup>

5) *Ein ander schön geistlich Lied. Im Thon, wie man sonst die Tagweiß singt*<sup>115</sup>

Nach diesen Einführungen soll nun endgültig auf die inhaltlichen Aspekte der eben genannten Lieder sowie der Briefe Sigmund Boschs eingegangen werden. Bewußt wird Bosch hier in längeren Passagen sozusagen selbst das Wort ergreifen dürfen, haben seine täuferisch gesinnten Vorstellungen doch nun schon weit über vier Jahrhunderte lang keine Rolle mehr gespielt.

1. „Dise Regel soll oft und dickh gelesen werden“: Bosch als Exeget

„Lieben b(ruede)r, ersuchent euch selbs, ob der trib des h(eilige)n geist (die sues-sigkeit und forgschmackh des ewign lebens) noch recht inn euch gearteth und gestellt sey. Wo aber jemants hinterlessig wer, dem bleuen die regl Christi umb die orn.“

Mit diesen eindringlichen und wahrlich nicht gerade zärtlichen Worten ermahnt Sigmund Bosch die „gmeinden gotes“ in seinem Sendschreiben vom 4. Juli 1553<sup>116</sup>. Er will seine Zuhörer anspornen, mit Hilfe des Studiums der Heiligen Texte den Anfeindungen „der welt“ zu widerstehen. Die Beschäftigung mit der Heiligen Schrift hat auch bei Bosch selbst einen hohen Stellenwert eingenommen. Dies bezeugen die von ihm erhaltenen Briefe und Liedtexte auf eindrückliche Weise. Es scheint, der Umgang mit den Texten des Alten und Neuen Testaments wäre ihm sozusagen ins Blut übergegangen. Bosch kann somit sicherlich in die große biblizistische Tradition eingereiht werden, die für das Täuferum und hier vor allem für die Richtung der Schweizer Brüder charakteristisch ist<sup>117</sup>. Die Einflußnahme von Leuten wie Jakob Groß oder Michael Sattler als herausragende Vertreter dieser Gruppierung wird sich auch bei dem Täufer aus Friesenheim bemerkbar gemacht haben. Eventuell ist er in seiner Lahrer Zeit bei diesen beiden oder zumindest bei einem von ihnen „in die Lehre gegangen“. Man muß jedoch an dieser Stelle auch darauf hinweisen, daß gerade die Leute des Marpeck-Kreises eine wichtige Mittelstellung im Bezug auf das Schriftverständnis eingenommen haben. Extreme Positionen wie der allzu strenge Buchstabenglaube vieler Schweizer Brüder oder rein spiritualistische Ansätze wurden zugunsten ausgewogenerer Modelle zu bekämpfen versucht<sup>118</sup>.

Sigmund Bosch selbst gehörte nun sicherlich zu denjenigen Täufnern, die exzessiven Gebrauch von der Heiligen Schrift gemacht haben. In allen seinen Texten lehnt er sich eng an die Sprache der Bibel an. Vor allem wird diese Vorgehensweise aber in seinen Briefen deutlich: Fast jeden Begriff dort könnte man mit einer Stelle aus der Schrift belegen. In geballter Form tauchen Bibelzitate auf. Aber auch seine Lieder sind durchgängig mit biblischen Motiven durchzogen<sup>119</sup>. Bosch benutzte die Heilige Schrift jedoch keinesfalls nur als Steinbruch für die Ausschmückung seiner persönlichen Gedanken. Er bemühte sich vielmehr um eine ernsthafte inhaltliche Auseinandersetzung und betrieb „täuferische Exegese“. So ist z. B. sein Schreiben vom 17. Juli 1548 an die mährischen Gemeinden eigentlich – und so können wir es auch der Überschrift entnehmen – eine „meldung und auslegung der red Christi von der letsten Zeit“<sup>120</sup>. Bosch deutet in dieser Epistel die Aussagen Christi über die bevorstehende Endzeit, die wir in Mk 13, 14–20, Mt 24, 15–22 oder Lk 21, 20–24 finden können, auf seine Art – in-

dem er nämlich die Texte ausgiebig mit den gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnissen vergleicht. In Anlehnung an die eben genannten Bibelstellen sind die Täufer diejenigen Auserwählten, die gezwungenermaßen aus „der Welt“ in „die Berge“ geflohen sind, die sich nicht einmal mehr umschauen dürfen, geschweige denn zurückkehren.

Nicht nur in diesem Brief, überhaupt war die intensive Betrachtung von Texten, die die Endzeit betreffen, ein Schwerpunkt in Boschs exegetischen Bemühungen. Es sind zu einem großen Teil die Bilder der neutestamentlichen Apokalypse, die hier immer wieder mit Vorliebe heraufbeschworen werden. Hierfür ließen sich gehäuft beispielhafte Stellen gerade auch aus den Liedtexten anführen<sup>121</sup>. Bosch bediente sich offensichtlich in gesteigertem Maße der Methode der *allegorischen Schriftauslegung*. Er operiert in überwiegender Form mit Bildern, Metaphern und Symbolen, meistens, um damit die Übel der Welt zu beschreiben. So muß sich an einer Stelle die Menschheit den Vergleich mit einer eigentlich goldgezierten Sau gefallen lassen, die jedoch das Gold (= Gott) mit Dreck besudelt<sup>122</sup>, oder es werden die altbekannten Bilder von „Sodom und Gomorrha“ bzw. der „Hure Babylon“ als Entsprechungen benützt<sup>123</sup>. Eindrucksvollstes Exempel dieser Art des Schriftgebrauchs ist jedoch Boschs Text zu *Ein ander schön Lied von der auserwehlten braut Christi*<sup>124</sup>. Bosch widmet sich hier einer poetischen Interpretation des *Hohe-Lied*-Themas aus dem Alten Testament. Der Inhalt des „*Hohen Liedes*“ – eine einfache Liebesbeziehung zwischen einer Frau und ihrem Erwählten – wird auf die Zeit nach dem Kommen Jesu Christi übertragen. Dieser ist der „Bräutigam“ der die christliche Kirche zur „Frau“ nimmt<sup>125</sup>. Insofern benutzt Bosch hier die Symbolsprache für ein ungleich schöneres Thema wie in den meisten anderen Fällen. Seine allegorische Interpretation des *Hohen Liedes* lag jedoch eindeutig im exegetischen „Trend der Zeit“<sup>126</sup>. Es war damals keinesfalls etwas Außergewöhnliches, als Exeget die geschilderte Liebesbeziehung auf Christus und seine Kirche umzudeuten. Eine Auslegung des Gedichts etwa nach dem *sensus litteralis* (*sensus carnalis*; *sensus historicus*) war unüblich und wurde sogar von manchen Autoren scharf verurteilt. Die rein geistliche Lesart des Textes überwog bei weitem in den Kommentaren; eine übertriebene Verwendung der Allegorie war das Normale<sup>127</sup>. Ob hier innerhalb des Marpeck-Kreises nochmals eine gegenseitige Beeinflussung stattfand, ist fraglich, aber dennoch nicht von der Hand zu weisen.

Sigmund Boschs beeindruckende Bibelkenntnis läßt schließlich noch eine weitere Vermutung hinsichtlich seiner Aufgaben innerhalb der Gruppe entstehen: Vielleicht müssen wir in seiner Person auch einen derjenigen Mitarbeiter Marpecks sehen, die mitverantwortlich für die gigantische Bibel-

konkordanz *Testamentserleutterung*<sup>128</sup> waren. In der Vorrede<sup>129</sup> dieses 830 Seiten starken Werkes – verfaßt wahrscheinlich vor 1547 – gibt Marpeck selbst zu verstehen, daß er diese enorme Arbeit nicht allein, sondern in Zusammenarbeit mit Freunden aus seinem Kreis bewältigt hat. Es ist aufgrund Boschs großer Schriftkompetenz nicht unwahrscheinlich, auch in ihm einen Mitbeteiligten an der Abfassung der *Testamentserleutterung* zu sehen<sup>130</sup>. Die Tatsache einer ungewöhnlich intensiven Schriftkennntnis Sigmund Boschs bleibt aber auch ohne die letztgültige Verifizierung dieser Hypothese unveränderlich.

## 2. „Das Stündchen ist bald gloffen auß“: Endzeitdanken

Einen der beachtenswertesten Punkte in der Gedankenwelt Boschs wird man in seinen Aussagen zur Eschatologie, zu den sogenannten „Letzten Dingen“ sehen müssen. Wie die meisten seiner Zeitgenossen<sup>131</sup> war auch er der felsenfesten Überzeugung, daß es mit der Welt in naher Zukunft zuende gehen werde und der sündigen Menschheit das Jüngste Gericht alsbald bevorstehe. Gerade innerhalb der Täuferbewegung waren solche Gedanken apokalyptischer Natur außerordentlich stark vertreten und allgegenwärtig<sup>132</sup>. Hierbei herrschte allerdings eine große Divergenz in den praktischen Auswirkungen dieser Theorien, die von gewaltbarem Vorgehen gegen die angeblichen Falschgläubigen bis hin zum radikalen Rückzug aus der weltlichen Gesellschaft reichte. Vor allem die Zeiten der Verfolgungen ließen die eschatologische Spannung ansteigen und intensivierten die brennende Erwartung des nahen Endes. *Hans Hut* (gest. 1527) und *Melchior Hoffmann*, der ja von 1533 bis 1543 im Straßburger Gefängnis lag, waren die bedeutendsten Vorreiter täuferischer Apokalyptik.

Auch Sigmund Bosch war tiefgreifend von diesen Vorstellungen erfüllt. „*Bald, bald wirt er komen!*“<sup>133</sup> rief er seinen mährischen Glaubensbrüdern im Stil der Offenbarungen des Johannes zu – und meinte damit den schrecklichen Tag der endgültigen Parusie und des Letzten Gerichts. Aus einer Vielzahl von Textabschnitten in den Briefen und Liedern spricht die Überzeugung, daß das Ende nicht mehr lange auf sich warten lasse; man lebte nur noch in den „*letzten Stunden*“<sup>134</sup>. Vor allem: Das Gericht Jesu am Ende der Zeiten würde fürchterlich sein:

„*Der edell Fürst, von dem ich sag/daß ist der Herr an seinem tag/dem Niemand mag entrinnen/Dem Kaiser, König, Churfürst vnd Herr/Bürgermeister/Rath/auch all ihr gesperr/mir grossen vnd mit kleinen/Im feldt wirt er sein zellt aufschlagen/die plutthünd wirt er all verjagen/das Blut wirt er nit lassen/Da wirt sich erheben grosse nott/ihr Pflaster wirt von plut so rott/daß sie haben vergoßen*“<sup>135</sup>

Unter Benutzung der Bilder aus der Apokalypse kann Bosch mahnende Szenarien errichten:

*„Der fewrig Teich ist schon bereit/darinn das thier muß brennen/vnd all die mit ihm rennen/.../Es kompt der tag vnd ist nit weit/das stündlein wirt bald komen/den bösen wie den frommen/furwar es ist ein bstimter tag/auff erdt kein mensch geboren war/der ihm entrinnen mag“<sup>136</sup>*

Für Sigmund Bosch stand es außer Zweifel, daß die Welt selbst Schuld an ihrem baldigen Untergang hat. Im Gefolge des Antichrist hat man sich zu einem widergöttlichen Lebenswandel hinreißen lassen, dessen Bestrafung jetzt bevorsteht:

*„Gleich wie es geht zu diser zeit/mit diser welt so schnöde/ihr Oberkeit so blöde/sie drewt vnd zwingt zu menschengsatz/o weh, o weh, du schnöde welt/du thust dir selbst zu trotz/Du frißt und sauffst vnd hurst dabey/vnd lest dich Christen nennen/mit menschengsatz wilt werden frey/du wirst auch mit verbrennen/Gott wirts im zorn zertrennen/gleich wie zu jener Zeit/Wer dir das sagt, dem wirstu gram/verfolgest in auß neid/.../Der Bapst, Graf, Herr, Mönch oder Pfaff/auch Bischoff und Ertzdechte/sie spilen, sauffen, zechte/das hurengelt ist ihn gut zu preiß/durch dfinger sehen sie mit fleiß/sie selber hond die weiß/.../der Antichrist ist auff der bahn/mit frawen und mit man“<sup>137</sup>*

Bosch ist hier nun in längeren Passagen selbst zu Wort gekommen, um die Eindringlichkeit seiner Appelle nicht zu verwässern. Für ihn, Bosch, stand unwiderruflich fest: *„Das Stündlein ist bald gloffen auß!“<sup>138</sup>* Für diese bei ihm manifeste negative Zukunftserwartung wären noch unzählige Textbeispiele vorhanden, doch soll die Dokumentation hier zunächst einmal ein Ende haben.

Boschs intensiv ausgeprägte Endzeitvorstellungen, die in ihrer literarischen Ausformung wohl auch innerhalb des Täuferiums eine Spitze darstellen dürften, hatten jedoch scheinbar keinen konkreten politischen Aktionismus seinerseits zur Folge. Es ist sicher richtig, wenn Heinold Fast betont: *„Der eschatologische Bezug (ist) sowohl bei Bosch wie auch bei Marpeckh weit verschieden von der endzeitlich-revolutionären Mission etwa eines Hans Hut oder Melchior Hoffmann. Bosch will die Verhältnisse nicht umdrehen, sondern versichert seinen Zeitgenossen, daß er ihnen mit der Botschaft vom Kommen Christi nichts Neues bringt. Es ist keine Erweckungspredigt, welche die Zeitwende selber beschleunigen will, sondern eine erweckliche Erinnerung, beim guten Wandel zu bleiben.“<sup>139</sup>* Bosch sieht sich eher in der passiven Rolle des Predigers und Mahners, der den Gang der Dinge nicht mehr aufhalten kann, sondern nur noch die Auserwählten zum Durchhalten motivieren will. Eventuelle militant-gewalttätige Gedanken liegen ihm fern, womit er einerseits erneut einer Hauptlinie der

Schweizer Brüder treu bleibt<sup>140</sup>, andererseits aber auch eine Grundtendenz des Marpeck-Kreises vertritt. *James M. Stayer* hat in einem interessanten Gedanken deutlich gemacht, daß die moderate Haltung und ausgesprochene Friedfertigkeit dieser täuferischen Gruppe wohl nicht unbedingt für ihren Erfolg und ihr Weiterbestehen förderlich war: „*The thoughtful, conciliatory Marpeck theology has exercised great appeal since Anabaptist scholarship rediscovered it. But perhaps some of the very reasons why Marpeck is now attractive help account for the facts that his tradition died and that his name was almost forgotten until this century. Marpeck was a 'tame Anabaptist'; this group was tolerated because the established religio-political order felt unthreatened by it, and rightly so as things turned out. In a time of extremism apparently only radical ideas could survive.*“<sup>141</sup>

### 3. „Ritterschaft aller Auserwölten“: Die Guten und die Bösen

Sigmund Bosch hoffte darauf, daß er und seine täuferischen Mitbrüder beim demnächst zu erwartenden Ende der Zeiten vom Zorn Gottes verschont bleiben würden. Er impfte seinen Zuhörern und Lesern die Zuversicht ein, zu den letztlich Auserwählten zu gehören, zu dem „*kleinen hauff*“ der Rechtgläubigen, die im potentiellen Gegensatz zum „*großen hauff*“ der sündigen Welt stehen<sup>142</sup>. Für ihn war es letztlich keine Frage mehr, wer wahrhaftig gottgefällig lebt und somit auf Gottes Gnade bauen darf: „*Ihr aller geliebten im herren Jesu Christo!*“<sup>143</sup>. Diese Anrede hat Bosch für seine Glaubensbrüder in Mähren parat, womit er sie in die auserlesene Schar der von Gott Begnadeten, in die „*Ritterschaft aller Auserwölten*“<sup>144</sup> einreihet. Das Erwähltsein aus den vielen beinhaltet jedoch auch große Verantwortung:

„*O, wie hoch ist das ampt, das euch und uns vertrauth ist. O, wie schwär wirt es unns zu verantworten, wo es bey uns verlesstert wurd. O, wie reich und unerforschlich ist die kron und hörrligkeit, die beigelegt ist denen, die treu send inn dem streit des ampts, darzu wir berueft send unnd uns vertrauth ist.*“<sup>145</sup>

Immer wieder will Bosch seine eigene Gemeinschaft von der restlichen und lästerlichen „*welt*“<sup>146</sup> abgegrenzt wissen; immer wieder sondert er nach seinen eigenen Maßstäben die Spreu vom Weizen, um schließlich ein ums andere Mal die Superiorität der eigenen Position zu betonen. Dem eigenen, rechtschaffenen Leben nach Gottes Gesetzen schlägt die Verachtung der „*welt*“ entgegen – erneut Beweis für die Würde der einen und Verworfenheit der anderen:

„*Hunger und durst nach gerechtigkeit/wie Christus Mathey am fünfften seit/verfolgt, verschmecht vff erden/'So man alles Args von euch sagen wirdt/freud euch, wans alls erlogen ist/es wirt euch mol belonet werden.*“<sup>147</sup>

Den Großteil des Menschengeschlechts, vor allem natürlich diejenigen außerhalb des Zirkels seiner Täufergemeinden hält Bosch für verdammenswert und der endgültigen Erlösung für unwürdig. Es sind aber vor allem seine *religiösen* Gegner, die Bosch in seinen Texten am liebsten schon im Fegefeuer schmoren sehen würde. Sowohl die Papisten als auch die Lutheraner, in seinen Augen nur eine *neue* Generation von „Schriftgelehrten“ und deshalb besonders scharfer Kritik unterworfen, müssen sich Boschs Anschuldigungen gefallen lassen. Seine Texte dokumentieren eine tiefe Liebe zur eigenen Glaubensgemeinschaft, aber gleichzeitig auch eine unversöhnliche Intoleranz denjenigen gegenüber, die nicht auf seiner Seite stehen.

In seinem Text zu *Ein ander schön und tröstlich lied* benutzt er noch einmal die Bilder aus der Johannes-Apokalypse (Offb 13), um die beiden großen Konfessionen und besonders deren Oberhäupter zu verspotten. Mit der folgenden Strophe<sup>149</sup> haben wir einen der eindrucklichsten Abschnitte aus der literarischen Hinterlassenschaft Boschs vor uns. Gleichzeitig sind diese Verse m. E. ein durchaus repräsentatives Beispiel für die Gedankenwelt des Tüfertums der damaligen Zeit im allgemeinen:

*„Ein grawsam Thier stieg auß dem Meer/mit siben heuptern schone/zehen Hörn vnd siben krone/sein haupt war im verwundet sehr/je durch die Euangelisch lehr/wer Ohren hat der hör/Ein ander thier stieg aus dem meer/mit zweyen Hörn allein/gleich, wie das Lemlein reyne/heilt jenem thier sein wunden zu/thut alle macht deß ersten thiers/kein Christ hat vor im rhu/Das Bapsthumb war schier gar verwundt/durch Euangelisch lehre/jetzt widerkehrt in ihrem mund durch widerchristlich here/durch zwang vnd menschen lehre/steigt auff ins lambs gestalt/Es sein furwar zwey grosse thier/der new Bapst vnd der alt.“*

#### 4. „Mitgenoß am creutz und truebsal Christi Jesu“: Der menschengewordene Gott und die Gemeinde der Märtyrer

Das Bewußtsein eigener Überlegenheit hatte natürlich auch seine Auswirkungen auf die ekklesiologische Konzeption des „linken Flügels der Reformation“<sup>150</sup>. Marc Lienhard formuliert diesen Gesichtspunkt auf folgende Art: *„Von den Schweizer Wiedertäufern bis zu den Hutterern und Mennoniten traten Konstanten im Kirchenbild auf. Es war die Vision von einer christlichen Gemeinschaft, die von der Welt ebenso wie von den anderen Kirchen getrennt ist, eine Gemeinschaft im Lichte Christi gegen die Finsternis und den Antichrist, einer Art Gegengesellschaft, deren Mitglieder gängige gesellschaftliche Praktiken zurückweisen, die sie als Gegensatz zum christlichen Glauben verurteilen.“*<sup>151</sup> Im Binnenraum dieser Gemeinschaft, ja gewissermaßen als Voraussetzung für die Zugehörigkeit zu ihr,



waren für Sigmund Bosch zwei zueinander in Relation stehende Faktoren von entscheidender Relevanz. Zum einen bekennt sich Bosch ausdrücklich zur Menschwerdung Gottes in Jesus Christus, der das Haupt – der „*edell fürst*“<sup>152</sup> – der christlichen Kirche ist. Jesus Christus ist für ihn unzweifelhaft wahrer Gott *und* wahrer Mensch<sup>153</sup>. Mit seiner Inkarnationslehre, die die Menschheit Jesu Christi besonders betonen will, liegt Bosch auch voll und ganz auf einer Ebene mit Pilgram Marpeck. Dieser hat wiederholt zu dieser entscheidenden dogmatischen Frage Stellung bezogen, ja sie zu einem zentralen Thema seiner theologischen Verkündigung werden lassen. Mit ihm zusammen kann Bosch somit den Glauben an dieses Dogma als Grundvoraussetzung für die Zugehörigkeit zur wahren christlichen Gemeinde festsetzen:

„*Wer Christum nit im fleisch bekendt/von Davids gschlecht vnd arte/der ist furwar verblindt.*“<sup>154</sup>

Die Weiterführung dieses Glaubens bedeutet für Bosch, daß christliche Kirche ebenso „*leiblich*“ sein, d. h. sichtbare Gestalt haben muß, um darin dem Herrn gleichförmig zu werden. Oder wie Heinold Fast es ausdrückt: „*Jede spiritualistische Verflüchtigung ist ausgeschlossen!*“<sup>155</sup> Mit seinem eindringlichen Insistieren auf die menschliche Natur Christi und auf die daraus resultierende Notwendigkeit einer *sichtbaren* Kirche, war Bosch sicherlich ein geeigneter Mitstreiter Pilgram Marpecks in dessen Auseinandersetzung mit den bekannten Vertretern des nicht-institutionalisierten Christentums wie Johannes Bänderlin und vor allem Caspar von Schwenckfeld<sup>156</sup>.

Die Anerkennung des *Menschen* Jesus Christus und demzufolge auch des menschlichen Leidens und der Niedrigkeit des Gottessohnes führte innerhalb des Marpeck-Kreises und wiederum speziell bei Sigmund Bosch zu einem weiteren konstituierenden Element: Man verstand sich in übersteigertem Maße als Märtyrer im Kampf um den rechten Glauben. Die von sich selbst eingeforderte „*imitatio Christi*“ war zuerst und vor allem Nachfolge im Leiden des Gekreuzigten. Die Zusage Jesu aus der Bergpredigt „*Selig, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden!*“ (Mt 5, 10) war auch von Sigmund Bosch verinnerlicht worden. Sein Schicksal und das seiner Glaubensbrüder als ungerecht Verfolgte war in seinen Augen vorbestimmt, aber auch gleichzeitig der einzig wahre Weg zum Heil<sup>157</sup>. Die von Bosch vielfach an den Tag gelegte Leidensfrömmigkeit offenbart eindeutig den Einfluß der Märtyrer- und Kreuzestheologie eines Hans Hut. Sicherlich nicht von ungefähr wurde dieser bedeutende Täuferführer der ersten Jahre von Maler auch in die *Kunstbuch*-Sammlung mitaufgenommen<sup>158</sup>. In Huts Tradition stehend, war diese Vorgabe auch für Bosch maßgebend: Die gelungene Nachfolge Christi macht sich besonders in der Nachfolge im

Leiden deutlich! In diesem Sinne konnte sich Bosch mit Stolz *„mitgenoß am creutz und truebsal Christi Jesu“*<sup>159</sup> nennen.

##### 5. „Der fleischlich ratt ist dreckh und kott“: Geistwesen

Das Denken Sigmund Boschs war durchdrungen von einer tiefen Zuneigung zur eigenen Glaubensgemeinschaft einerseits und andererseits von einer anklagenden, ja auch mitleidigen Verachtung der übrigen „welt“ gegenüber. Bosch gab seinen Mitbrüdern den Rat, eindeutig Abstand von den Geplänkeln der sündigen Welt zu nehmen. Um dieser Welt zu entrinnen, ist es notwendig, sich vor allem *geistig* über sie zu erheben. In seiner schon oben genannten Umschreibung der Bibelstelle Mk 13, 14–20 par aus dem Brief Nr. 1 des *Kunstbuchs* fordert er die zumindest geistige Weltflucht:

*„Darum, liebe Kinder gotes, so wir dann auf das dach komen sein, das ist zu der erkanntnus der wahrheit uber di gantzen welt, so steige nur niemants herab, etwas aus dem prennenden hauß ze hollen. Dann des hauß der gantzen welt ist offennlicher sundt und lassterr, das es zue allen leden herauß schlecht. Darum sollen unsere hertzen nun herauf begeren und biten on unterlaß, das niemant umb etwas willen hinabsteig und damit im hauß verderbe“*<sup>160</sup>.

Mit seiner beeindruckenden und durchaus auch literarisch beachtenswerten Bildersprache entwirft Bosch ein klar umrissenes, extrem *dualistisch* geprägtes Weltbild: Auf der einen Seite die Kinder des Lichts, auf der Höhe der Berge stehend und von Gott geliebt, auf der anderen Seite die Sünder im „brennenden Haus“ der Welt eingesperrt und letztlich verloren. Ihnen wirft Bosch als hauptsächliche Schuld vor, daß sie sich zu sehr um weltliche Dinge kümmern und dabei Gottes Weissungen vergessen. Wahre Gläubige seien hingegen Geistwesen, die keinen Gedanken an das Materielle, bei ihm das „Fleischliche“, verschwenden. Boschs Losung lautet: *„Der geist kempfft widers fleische!“*<sup>161</sup>. Am Ende der Zeiten werden nur diejenigen zum Heil gelangen, die sich über den Schmutz der weltlichen Angelegenheiten erhoben haben. Alle anderen – für Bosch der Großteil der Menschheit – sind der Verdammung preisgegeben:

*„Dann fleischlich gsinnt sein ist der todt/die Christi Geist nit haben/die bleiben ewig in not“*<sup>162</sup>

Der Eintritt in den Kreis der auserwählten „Kinder des Lichts“ ist allerdings auch eine *„new geburt mit Schmerzen vil“*<sup>163</sup>, verbunden mit der radikalen Absonderung von der Welt und ihren Zwängen:

*„Wer diser welt gefallen will/bekompt mit ihr den Lohn“*<sup>164</sup>

Und weiter meint Sigmund Bosch:

*„Die welt geht weit daneben/ihr glaub und Tauff ist gar verkehrt/ihr lehr und weg ist menschen zwang/von Christo nit gelehrt“<sup>165</sup>*

Die dualistisch ausgerichtete Gesinnung Boschs tritt noch aus vielen weiteren Textstellen hervor. Er war der Überzeugung, daß die wahre Kirche Christi sich nur durch strengen Separatismus von den anderen Kirchen und von der Gesellschaft rein erhalten könne. Damit unterschied sich seine Denkweise nicht im mindesten von dem der meisten seiner Glaubensbrüder<sup>166</sup>. Schon in den konstitutiven *„Schleitheimer Artikeln“*, dem ersten wichtigen Glaubensbekenntnis der Täufer von 1527, war, wie wir wissen, dieser Drang zum Sektierertum und das spätere Dasein als gesellschaftliche Randgruppe durch eine Reihe von strikten Anweisungen vorprogrammiert worden<sup>167</sup>.

Bosch hatte für seine Person die dort eingeforderte Trennung von der Welt schon vollzogen. Für ihn war *„der fleischlich ratt...dreckh und kott“<sup>168</sup>*. Er gehörte damit zu den „Fleischfreien“, von denen auch Pilgram Marpeck begeistert war<sup>169</sup>. Nicht von ungefähr konnte Jörg Maler schließlich auch seine Sammlung der Schriften aus dem Marpeck-Kreis mit denselben Metaphern einleiten:

*„Das kunstbuch bin ich genant, den fleischlichsynnten vnbekannt.“<sup>170</sup>*

Die Gruppe, deren Schriften wir in diesem Codex lesen können, vertrat genau die gleiche separatistische Position wie ihr Mitbruder Sigmund Bosch. *„All ding verlassen“<sup>171</sup>* – dies hatten sie und er sich zur Grundregel gemacht! Bosch konnte sich damit zwar rühmen, der sündhaften Jauchegrube dieser Welt eine Absage erteilt zu haben und die eigentliche *„erkantnus der warheit“<sup>172</sup>* zu besitzen. Gleichzeitig aber drängte er damit sich, sein eigenes Denken und den Großteil seiner Glaubensgemeinschaft an den Rand der damaligen Gesellschaft, verurteilte sie bis auf wenige Ausnahmen zur politischen Bedeutungslosigkeit. Somit war er zu nicht wenigen Teilen selbst für den Umstand verantwortlich, daß er, Sigmund Bosch aus Friesenheim, im Nebel der Geschichte der folgenden Jahrhunderte unterging.

In der Gestalt des Täuferpoeten aus Friesenheim haben wir jedoch letztendlich den Beweis vor uns, daß die religiöse Landschaft des Oberrhein-, ja des Ortенаugebietes durchaus *alternative* Glaubensvorstellungen zu den herkömmlichen Konfessionen beheimatet hat. Wenn diese Arbeit über einen ihrer interessantesten Exponenten zur weiteren Erforschung der Geschichte der Täufer in unserer Region motivieren würde, so hätte sie mit Sicherheit einen ihrer wichtigsten Zwecke erfüllt.

## Anmerkungen

- 1 Als ersten Einstieg in die Geschichte der Täufer: *H.-J. Goertz*, Die Täufer. Geschichte und Deutung, München (1980) 1988 und *M. Lienhard*, Die Wiedertäufer, in: Die Geschichte des Christentums VIII: Die Zeit der Konfessionen (1530–1620/30), hrsg. von M. Venard. Deutsche Ausg. bearb. und hrsg. von H. Smolinsky, Freiburg – Basel – Wien 1992, 122–190.
- 2 Vgl. z. B. Radikale Reformatoren. 21 biographische Skizzen von Thomas Müntzer bis Paracelsus, hrsg. von *H.-J. Goertz*, München 1978.
- 3 *Lienhard*, Die Wiedertäufer 124f.
- 4 Der vorliegende Beitrag stellt die gekürzte Fassung einer ausführlicheren Studie dar, die als Seminararbeit am Historischen Institut für Mittlere und Neuere Geschichte der Universität Freiburg i. Br. entstanden ist. Es ist darauf hinzuweisen, daß im Verlauf der Drucklegung erfreulicherweise weiteres Quellenmaterial ans Tageslicht kam. So sind für die Zukunft zusätzliche Erkenntnisse zu erwarten, die unser heutiges Bild von Sigmund Bosch noch eindeutiger herausarbeiten können. Mein Dank gilt an dieser Stelle Frau Dr. Barbara Henze (Freiburg/i. B.), ohne deren Unterstützung diese Arbeit nicht geglückt wäre.
- 5 *T. Baumann*, Ein bewegtes Jahrhundert: Lahr zwischen Reformation und Dreißigjährigem Krieg, in: Geschichte der Stadt Lahr I: Von den Anfängen bis zum Ausgang des Mittelalters, hrsg. von der Stadt Lahr – D. Geuenich, Lahr 1989, 176f.
- 6 Ebd.
- 7 *H. Fast*, Pilgram Marbeck und das oberdeutsche Täuferum. Ein neuer Handschriftenfund, in: ARG 47 (1956) 212–242.
- 8 Vgl. *A.F.H. Schneider*, Zur Literatur der Schwenckfeldischen Liederdichter bis Daniel Sudermann, in: Jahresbericht über die Königliche Realschule, Vorschule und Elisabethenschule, Berlin 1857, 3–34, hier: 9; *R. v. Liliencron*, Mittheilungen aus dem Gebiete der öffentlichen Meinung in Deutschland während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts III: Zur Liederdichtung der Wiedertäufer, in: Abhandlungen der Historischen Classe der Königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften XIII (1. Abt.), München 1875, 121–178, hier: 132.
- 9 *P. Wackernagel*, Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zum Anfang des XVII. Jahrhunderts V, Leipzig 1877, 528–539 (Nr. 781–Nr. 785). Im folgenden zitiert als: *Wackernagel*.
- 10 Siehe unten. Während die präzise Beschreibung dieser Lieder in der o.g. ausführlichen Arbeit breiten Raum einnimmt, kann dies hier nur kurz in den entsprechenden Fußnoten erfolgen.
- 11 *R. Wolkan*, Die Lieder der Wiedertäufer. Ein Beitrag zur deutschen und niederländischen Literatur- und Kirchengeschichte, Berlin 1903, 118–164, bes. 148 u. 160.
- 12 *C. Neff*, Art. Sigmund Bosch, in: MennLex I (1913) 248.
- 13 *J. Loserth* (Hrsg.), Pilgram Marbecks Antwort auf Kaspar Schwenckfelds Beurteilung des Buches der Bundesbezeugung von 1542, Wien – Leipzig 1929.
- 14 Quellen zur Geschichte der Täufer IV: Baden und Pfalz, hrsg. von *M. Krebs*, Gütersloh 1951, 2 (Nr. 3) (im folgenden zitiert als QGT IV).
- 15 Hier die Anfangsworte auf dem ursprünglichen Titelblatt. Zitiert bei *Fast*, Pilgram Marbeck 214. Dort ist auch der vollständige Wortlaut dieser Anfangsreime abgedruckt.
- 16 An dieser Stelle möchte ich mich aus vollem Herzen bei Herrn Dr. Heinold Fast für seine freundliche Mithilfe und seine wichtigen Anregungen bedanken. Durch ihn war es mir möglich, Einsicht in die bislang noch nicht veröffentlichten Briefe des *Kunst-*

- buchs* zu erhalten. Mein Dank gilt auch der Burgerbibliothek in Bern, die mir Kopien der Originalschriften zukommen ließ. Heinold Fast bearbeitet z. Zt. das gesamte *Kunstabuch*, eingeschlossen Boschs Briefe, für eine kritische Edition. Mit Sicherheit darf sich die Täuferforschung auf diese angekündigte Publikation freuen.
- 17 In der Abschrift Jörg Malers aus dem Jahr 1561: *Kunstabuch* Nr. 1 und Nr. 26 (unveröffentl. Manusk. im Besitz des Verf.)
  - 18 *Kunstabuch* Nr. 17 (unveröffentl. Manusk. im Besitz des Verf.)
  - 20 J. J. Kiwiet, Pilgram Marpeck. Ein Führer in der Täuferbewegung der Reformationszeit, Kassel 1957, Zitat: 82, Vgl. auch 78 und 156.
  - 21 Quellen zur Geschichte der Täufer VII: Elsaß, 1. Teil (Stadt Straßburg 1522–1532). Unter Benutzung der von J. Adam hinterlassenen Materialsammlung bearb. von M. Krebs – H.-G. Rott, Gütersloh 1959, 230 (Nr. 175) (im folgenden zitiert als QGT VII).
  - 22 QGT IV, 2 (Nr. 3).
  - 23 QGT VII, 230 (Nr. 175).
  - 24 Vgl. Baumann, Ein bewegtes Jahrhundert 174–181: „Täufer und amtliche Reformation: Lahr zwischen 1526 und 1567“.
  - 25 Zu den Schweizer Brüdern, der Ursprungsgruppe der Täuferbewegung, vgl. Goertz, Die Täufer 15–24 und Lienhard, Die Wiedertäufer 127–129 (beide mit viel weiterführender Literatur).
  - 26 Baumann, ein bewegtes Jahrhundert 176; A. Snyder, The Life and Thought of Michael Sattler, Scottdale, Penn. 1984, 95 bzw. 97.
  - 27 Vgl. z. B. das Verhör des Hans Huber in Straßburg am 1. Januar 1528 (QGT VII, 144 (Nr. 117)). Huber bestätigt dort, von Jakob Groß in Lahr getauft worden zu sein.
  - 28 Vgl. G. Franz, Reformation und Gegenreformation im Gebiet des heutigen Landes Baden-Württemberg, B: Die Täufer und Schwenckfelder bis zum Dreißigjährigen Krieg, in: Historischer Atlas von Baden-Württemberg. Erläuterungen, Beiwort zur Karte VIII, 7, Stuttgart 1972–1988, 9–22; QGT IV, XIII (Vorwort von M. Krebs). Das badische Oberland stand eindeutig hinter den nördlichen Gebieten und der Pfalz zurück, was die Anzahl größerer Täufergemeinden anbelangt.
  - 29 Vgl. QGT VII, 68–70 (Nr. 70). Zu Sattler vgl. Snyder, Life and Thought of Michael Sattler oder K. Deppermann, Michael Sattler. Radikaler Reformator, Pazifist, Märtyrer, in: Mennonitische Geschichtsblätter 47/48 (1990/91) 8–23.
  - 30 QGT VII, 72–74 (Nr. 75). Es lohnt sich, dieses wutstäubende Schreiben einmal zu lesen!
  - 31 In einer neuhochdeutschen Fassung bei H. Fast (Hrsg.), Der linke Flügel der Reformation. Glaubenszeugnisse der Täufer, Spiritualisten, Schwärmer und Antitrinitarier, Bremen 1962, 60–71.
  - 32 H.-M. Maurer, Der Bauernkrieg als Massenerhebung. Dynamik einer revolutionären Bewegung, in: Bausteine zur geschichtlichen Landeskunde von Baden-Württemberg, hrsg. von der Kommission für geschichtliche Landeskunde anlässlich ihres 25-jährigen Bestehens, Stuttgart 1979, 257f.
  - 33 Dieser oben genannte Gedanke entstand aus der Einsicht heraus, daß Täuferbewegungen und Bauernkrieg nicht voneinander zu trennen, ja die Täufer ohne die Bauernunruhen fast nicht zu denken sind. Hierzu Goertz, Die Täufer 15–21 und v. a. die zusammenfassende Studie von J.M. Stayer, The German Peasant's War and Anabaptist Community of Goods, Montreal – Kingston – Buffalo 1991. Boschs durch und durch pazifistisch geprägtes Denken, das uns in seinen Texten entgegentritt, macht eine Nähe zu den eher gewaltbereiten Bauernhaufen recht unwahrscheinlich. Jedoch hat das gesamte

- revolutionäre Klima der Zeit und hier vor allem der Aspekt des manifesten Antiklerikalismus sicher einiges zu seinem Werdegang beigetragen.
- 34 Für die außergewöhnliche Reichhaltigkeit dieser Lade, die vermutlich 1689 zerstört wurde, zeugt ein erhaltenes Inventarverzeichnis der baden-badischen Amtleute. Vgl. QGT IV, 103f (Nr. 112) bzw. ebd. IXf (Vorwort von M. Krebs).
- 35 Ebd. 103.
- 36 Ebd. X (Vorwort).
- 37 QGT IV, 1 (Nr. 1).
- 38 Alle Zitate ebd.
- 39 Vgl. *Goertz*, Die Täufer 120–131 („Die Verfolgung der Täufer“) bzw. 195f, wo das besagte kaiserliche Mandat abgedruckt ist.
- 40 QGT IV, 2 (Nr. 3). Es ist dies die zeitlich älteste Quelle, die uns über Bosch vorliegt. Eine Abschrift des Originals dieses Beschlusses befindet sich im Generallandesarchiv Karlsruhe unter dem Siegel 67/697 Bl. 45<sup>v</sup>.
- 41 QGT VII, 230 (Nr. 175).
- 42 Zu Straßburg vgl. *M. Lienhard*, Die Obrigkeit in Straßburg und die Dissidenten 1526–1540, in: *Gewissen und Freiheit* 21 (1983) 69–77; *Ders.*, Religiöse Toleranz in Straßburg im 16. Jahrhundert, Stuttgart – Mainz 1991; *Ders.*, Die Wiedertäufer 129–133; *K. Deppermann*, Täufergruppen in Augsburg und Straßburg – ihre soziale Rekrutierung und Theologie, in: *B. Kirchgässner – F. Reuter* (Hrsgg.), Städtische Randgruppen und Minderheiten, Sigmaringen 1986, 168–171, bes. 161 bzw. 175–182; *Ders.*, Die Argumente der deutschen Täufer und Spiritualisten gegen ihre Verfolgung, in: *Ketzerverfolgung im 16. und 17. Jahrhundert*. In Gemeinschaft mit *H. R. Guggisberg* und *B. Moeller* hrsg. von *S. Seidel-Menchi*, Wiesbaden 1992, 231–247, bes. 233–240.
- 43 Zit. nach *Lienhard*, Obrigkeit in Straßburg und die Dissidenten 70.
- 44 Zu den Zahlen: QGT VII, 155 (Nr. 130); ebd., 181 (Nr. 148); ebd., 277 (Nr. 224). Die letzte Zahlenangabe von 2000 wird jedoch von *Deppermann*, Täufergruppen 161 bzw. 178 bezweifelt.
- 45 Ersichtlich aus einem Brief vom 18. Dezember 1533 an Ambrosius Blaurer (QGT VIII, 222 (Nr. 470)).
- 46 Vgl. QGT VII, 230 (Nr. 175).
- 47 Vgl. QGT VII, 226 (Nr. 174). Über die ganze Affäre berichten die Quellen Nr. 174–Nr. 177 (226–233) in diesem Band.
- 48 Über ihn ebd. 226 (Nr. 174); 229 (Nr. 175); 231 (Nr. 176); 234 (Nr. 179) bzw. die Informationen in QGT XVI, 408.
- 49 Ebd. 230 (Nr. 175).
- 50 Ebd. Bosch beschrieb den vorletzten, fünfzehnten Zettel des gesamten Verhörs. Seine Straßburger Schriftprobe ist das einzige von ihm erhaltene Autograph und somit von besonderem Wert für uns. Das Original befindet sich zusammen mit allen weiteren Verhörszetteln im Straßburger Thomas-Archiv unter der Signatur 138(4–20), dort als Bl. 15.
- 51 Nespitzer beschrieb den ersten, Bündlerlin den sechsten Zettel. Vgl. QGT VII, 228f (Nr. 175).
- 52 Vgl. ebd. 227 (Nr. 174).
- 53 Vgl. *Deppermann*, Täufergruppen 175. Diese drei Großgruppen kann man freilich wiederum aufspalten, so daß im Ganzen schließlich *sieben* verschiedene Ausrichtungen des Straßburger Täufertums vor unserem Auge erscheinen. Vgl. *Lienhard*, Die Wiedertäufer 130–132.

- 54 Vgl. *J.M. Stayer*, Wilhelm Reublin. Eine pikareske Wanderung durch das frühe Täufer-  
tum, in: *Radikale Reformatoren* 93–102.
- 55 In Nespitzer lebten die Ideen Hans Huts weiter. Von diesem war er auch einst getauft  
worden. Zu ihm vgl. *C. Hege*, Art. Georg Nespitzer, in: *Mennonitisches Lexikon III*  
(1958) 204f.
- 56 Bündlerlin vertrat in starkem Maße individualistisch-spiritualistische Glaubensvorstel-  
lungen, z. B. die Idee einer „unsichtbaren“, „geistigen“ Kirche Jesu, welche nicht so  
recht in die schon bestehenden Schemata passen wollten. Vgl. u. a. U. *Gäbler*, Art. Jo-  
hann Bündlerlin, in: *Bibliotheca Dissidentium III*, hrsg. von A. Séguenny, Baden-Baden  
1982, 9–42.
- 57 Vgl. QGT VII, 232 (Nr. 176).
- 58 Fridolin Meyger, der schon 1528 Schwierigkeiten mit den Obrigkeiten der Stadt Straß-  
burg gehabt hatte, war ebenfalls bei Claus Bruch verhaftet worden. Er hatte jedoch  
auch selbst schon Täuferversammlungen in seinem eigenen Haus abgehalten. Vgl. *C.*  
*Hege*, Art. Fridolin Meyger, in: *MennLex III* (1958) 123.
- 59 Vgl. auch *Deppermann*, Täufergruppen 180. Die Hypothese, die in der Täuferbewe-  
gung lediglich einen Kampf „Arm gegen Reich“ bzw. die Endphase einer „frühbürger-  
lichen Revolution des 16. Jahrhunderts“ sehen will, wird sicherlich gerade auch durch  
die Straßburger Verhältnisse widerlegt. Vgl. hierzu *Goertz*, *Die Täufer* 138–140 und  
*Lienhard*, *Die Wiedertäufer* 157–159.
- 60 *H. Guderian*, *Die Täufer in Augsburg. Ihre Geschichte und ihr Erbe*, Pfaffenhofen  
1984, 106.
- 61 *W. Klassen*, Pilgram Marpeck. Freiheit ohne Gewalt, in: *Radikale Reformatoren*  
146–154, hier: 146.
- 62 Vgl. als neueste Arbeit *S.B. Boyd*, Pilgram Marpeck. His Life and Social Theology,  
Mainz 1992; kurz und mit ausführlicher Bibliographie: *W. Klaassen*, Art. Pilgram Mar-  
peck (ca. 1495–1556), in: *Theologische Realenzyklopädie XXII* (1992) 174–177.
- 63 Dies ist einem Verhörprotokoll vom 22. Oktober 1528 zu entnehmen. Vgl. QGT VII,  
184–186 (Nr. 153).
- 64 Vgl. *Kiwiet*, Pilgram Marpeck 25.
- 65 So zumindest die Einschätzung von Martin Bucer. Am 19. Januar 1532 schrieb er in ei-  
nem Brief an Ambrosius Blaurer: „*Hunc interim suspiciunt et numinis instar colunt.*“  
Vgl. *T. Schiess* (Hrsg.), *Briefwechsel der Brüder Ambrosius und Thomas Blaurer*  
1509–1548, I: 1509–Juni 1538), Freiburg i. Br., 320 (Nr. 260).
- 66 Vgl. *Goertz*, *Die Täufer* 35: „*souveräne Eigenständigkeit*“; „*Unabhängigkeit von an-  
deren täuferischen Bewegungen*“. Schon 1957 konnte Jan J. Kiwiet feststellen, daß das  
uns erhaltene Schrifttum des Marpeck-Kreises nach Umfang und Inhalt die Literatur  
aller damaligen Täuferparteien übertrifft. Es beläuft sich auf fast 2100 Seiten! Vgl. *Ki-  
wiet*, Pilgram Marpeck 82f.
- 67 Das Klima in der Stadt war für die Täufer und andere Dissidenten seit Anfang der 30er  
Jahre merklich bedrohlicher geworden. Seitens der Obrigkeit wurde nun im Vergleich  
zu früher um einiges härter zugegriffen. Klaus Deppermann (*Ders.*, *Argumente der  
deutschen Täufer* 234) will dies mit der erwünschten Annäherung der Stadt an den  
*Schmalkaldischen Bund* in Verbindung bringen, was eine straffere Religionspolitik zur  
Voraussetzung haben mußte. 1530 wurde eine spezielle Kommission, die sog. „Täufer-  
herren“ ins Leben gerufen, die sich fortan der Verfolgung der Verdächtigen widmete.  
Im Februar 1531 trat die Stadt schließlich dem *Schmalkaldischen Bund* bei. Dies hatte  
die Ausweisung vieler unliebsamer Elemente – wie gesehen auch Pilgram Marpecks –  
zur unmittelbaren Folge.

- 68 *Fast*, Pilgram Marbeck 224.
- 69 Zu ihm vgl. *G. Hein-W. Klassen*, Art. Leupold Scharnschlager, in: *MennLex IV* (1967) 46–49.
- 70 *Kunstabuch* Nr. 1, Bl. 1<sup>r</sup>. Dieses Schreiben ist auf den 17. Juli 1548 datiert. Es befindet sich als Abschrift Jörg Malers als erster Brief des *Kunstabuchs* in der Bürgerbibliothek zu Bern; dort unter der Signatur Cod. 464, Bl. 1<sup>r</sup>–3<sup>r</sup>.
- 71 Ebd., Bl. 3<sup>r</sup>. Bosch pflegte mit dieser Floskel wohl seine Briefe zu unterschreiben. Auch der Brief, der uns aus dem Jahr 1553 erhalten ist, trägt eine fast identische Unterschrift.
- 72 Marpeck hatte dort im Einbachtal bei Hausach im Schwarzwald eine Holzflößerei errichtet, um damit die Stadt Straßburg über die Kinzig mit Holz versorgen zu können. Es wird berichtet, daß noch um 1600 das dort gewonnene Holz „Pilgerholz“ genannt wurde.
- 73 Im elsässischen Lebertal (Val de Liepvre) und dort im Hauptort Markkirch (Sainte-Marie-aux-Mines) waren noch 1561 Anhänger Pilgram Marpecks, die sogenannten „Bilgere“ anzutreffen.
- 74 Das Mammutwerk „*Verantwortung*“ stellt eine der wichtigsten Quellen für Erforschung der Theologie des süddeutschen Täuferturns dar. Mit der Schrift antworteten Marpeck und seine Mitarbeiter ausführlich auf die Kritik des Caspar von Schwenckfeld. Der erste Teil des gesamten Werkes wurde in den Jahren 1542/1543, der zweite zwischen 1547 und 1561, vielleicht 1556 verfaßt. Danach wurde die *Verantwortung* den verschiedenen Gemeinden zugesandt, um sie durch deren Zustimmung in den Rang einer allgemeingültigen „Gemeindschrift“ zu erheben. Sie galt noch langehin als maßgebendes Dokument der von Marpeck beeinflussten Täufer.
- 75 Diese Notizen befinden sich im Züricher Exemplar der „*Verantwortung*“ (Zentralbibliothek Zürich, Cod. B 72, Bl. 495<sup>v</sup>). Vgl. Johann Loserth, *Pilgram Marpecks Antwort*, 48–51, bes. 49f.
- 76 *Kunstabuch* Nr. 1, Bl. 1<sup>r</sup>.
- 77 Vgl. *Fast*, Pilgram Marbeck 230–233. Vgl. aber auch *J.K. Zeman*, *The Anabaptists and the Czech Brethren in Moravia 1526–1628. A Study of Origins and Contacts*, Le Havre-Paris 1969, 249–259.
- 79 Ebd. 246.
- 80 Vgl. *Fast*, Pilgram Marbeck 230.
- 81 Vgl. *A.J.F. Zieglschmid* (Hrsg.), *Die älteste Chronik der Hutterischen Brüder*, Ithaca, N.Y. 1943. 224.
- 82 Es handelt sich um die Briefe Nr. 3, Nr. 16 und Nr. 37 des *Kunstabuchs*.
- 83 Vgl. *Zeman*, *Anabaptists and the Czech Brethren* 246 bzw. 249–258. Die „Pilgramiten“ waren bis mindestens 1617, wenn nicht sogar bis ins Jahr 1622 in dieser Region vertreten.
- 84 Vgl. *Fast*, Pilgram Marbeck 224.
- 85 *Kunstabuch* Nr. 1, Bl. 1<sup>r</sup>.
- 86 *Kunstabuch* Nr. 17, Bl. 169<sup>v</sup>. Die entsprechende Stelle lautet: „*Es ist ouch unserr hertzhlichen biten und begeren an dich, gliebter b(rude)r Pilgram, und an alle brueder und schwestern im herren, wo du oder iro einer muntlich oder schriftlich den geliebten b(rude)r Leupolten Schornschlaherr erreichen möchten, ouch den alten unnd geliebten b(rude)r und vatern Sigmunden Boschenn, das ir sy von unserr aller wegen treulichen im frid und lieb Christi gruessen.*“ Auch dieser Brief ist noch nirgendwo veröffentlicht. Als Nr. 17 des Malerschen *Kunstabuchs* befindet er sich ebenfalls in der Berner Bürgerbibliothek unter Cod. 464, Bl. 167<sup>v</sup>–170<sup>r</sup>.



- 87 Es sind dies Andres Schuster aus Austerlitz, Peter Fruewirt aus Poppitz, Balthasar Grasbanntner aus Eibenschitz, Rup Dachensteiner aus Jemnitz und Bastel Schlosser aus Wien.
- 88 Vgl. *P. Heitz* (Hrsg.) *Unbekannte Ausgaben geistlicher und weltlicher Lieder, Volksbuecher und eines alten ABC-Buechleins*, gedruckt von Thiebold Berger (Straßburg 1551–1584). 74 Titelfaksimiles in Originalgröße mit 68 Abbildungen, Straßburg 1911, 15 (Nr. 26). Heitz hat dieses Exemplar – wohl ein Handexemplar des Druckers selbst – in der Consistorial-Bibliothek zu Colmar aufgefunden (Nr. 752).
- 89 *Kunstbuch* Nr. 26, Bl. 236<sup>r</sup>.
- 90 Ebd. Das gesamte Schreiben befindet sich im schon bekannten Berner Codex unter Cod. 464, Bl. 236<sup>r</sup>–237<sup>v</sup>.
- 91 Die Mährener Gemeinden hatten Pilgram Marpeck gebeten, „*munlich oder schriftlich*“ die Grüße an Scharnschlager oder Bosch weiterzuleiten. Vgl. Anm. 86.
- 92 So in seinem bisher noch unveröffentlichten Manuskript zum Brief Nr. 17 des *Kunstbuchs*.
- 93 Im Brief vom 4. Juli 1553 hat dieser das letzte Wort. *Kunstbuch* Nr. 26, Bl. 237<sup>v</sup>.
- 94 Zu Maler vgl. u. a. *Fast*, Pilgram Marbeck 228–230.
- 95 Wichtige Hinweise für das nun folgende ebd. 240f.
- 96 Ebd. 240.
- 97 Vgl. *Wolkan*, Lieder der Wiedertäufer 146–148 (für Scharnschlager) und ebd. 142–145 (für Büchel).
- 98 Hier bewußt in Anführungszeichen gesetzt; im 16. Jahrhundert hatte „Kunst“ eine völlig andere Bedeutung als heute, v. a. eine immer im Umfeld des Handwerks angesiedelte.
- 99 *Fast*, Pilgram Marbeck 240.
- 100 Zu Breuning vgl. *F. Roth*, *Der Meistersinger Georg Breuning und die religiöse Bewegung der Waldenser und Täufer im 15. und 16. Jahrhundert*, in: Monatshefte der Comeniusgesellschaft 13 (1904) 74–93. Georg Breunings Sohn Franz war in späteren Zeiten einer der wichtigsten Täufer in Augsburg (ebd. 91). In seinem ihm gewidmeten Lexikonartikel vermutet auch Christian Neff Verbindungen zwischen den beiden Geistesströmungen. Vgl. *C. Neff*, Art. Franz Breuning, in: *MennEnc* I (<sup>2</sup>1969) (<sup>1</sup>1955) 427.
- 101 *L. Keller*, *Die Kultgesellschaften der deutschen Meistersinger und die verwandten Sozietäten* 11 (1902) 274–292, in: Monatshefte der Comeniusgesellschaft 11 (1902) 274–292.
- 102 Ebd. 290.
- 103 *Wackernagel* 534. Auch Wackernagel stellt wie selbstverständlich den eben erläuterten Zusammenhang her.
- 104 Ebd. 531.
- 105 Darauf hat mich freundlicherweise Dr. Peter Jörg Becker von der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin aufmerksam gemacht.
- 106 Vgl. die hervorragende Monographie von *Monica Pieper: Dies.*, Daniel Sudermann (1550–ca. 1631) als Vertreter des mystischen Spiritualismus, Wiesbaden – Stuttgart 1985. Von ihr stammen auch hauptsächlich die folgenden Informationen zu Sudermann.
- 107 *M. Vogeleys*, *Quellen und Bausteine zu einer Geschichte der Musik und Theaters im Elsaß 500–1800*, Straßburg 1911, 135 f.
- 108 Vgl. *R. Friedmann*, Art. Ausbund, in: *MennEnc* I (<sup>2</sup>1969; <sup>2</sup>1955) 191f; aber auch *Wolkan*, Lieder der Wiedertäufer 118–164.
- 109 Mir lag vom *Ausbund* in seiner Gesamtform ein Nachdruck der *ersten* amerikanischen Ausgabe aus dem Jahr 1742 vor.

- 110 Hier die Überschriften, wie sie *Wackernagel* 528–538 angibt.
- 111 Ebd. 528f (Lied Nr. 781). Original (Abschrift) bei den Sudermannschen Papieren in der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin: Ms. germ. quart. 337/b5, Bl. 2<sup>r</sup>–4<sup>r</sup>.
- 112 *Wackernagel* 529–531 (Lied Nr. 782). Original (Abschrift) bei den Sudermannschen Papieren in der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin: Ms. germ. quart. 337/b5, Bl. 4<sup>v</sup>–7<sup>r</sup>.
- 113 Im *Ausbund* Lied Nr. 68. *Wackernagel* 531–534 8Nr. 783). Eine bislang noch nicht bekannte Fassung befindet sich als Abschrift unter den Sudermannschen Papieren in der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin: Ms. germ. quart. 337/b6, Bl. 1–8.
- 114 Im *Ausbund* Lied Nr. 69. *Wackernagel* 534–536 (Nr. 784). Ca. 1552 gedruckt in Straßburg bei Thiebold Berger (vgl. Anm. 88).
- 115 Im *Ausbund* Lied Nr. 70. *Wackernagel* 536–538 (Nr. 784).
- 116 *Kunstbuch* Nr. 26, Bl. 237<sup>r</sup>.
- 117 Als kurze Einführungen vgl. *Goertz*, Die Täufer 55–66 („Umgang mit der Schrift“) und *Lienhard*, Die Wiedertäufer 145–147 („Autorität und Auslegung der Bibel“).
- 118 Vgl. *Goertz*, Die Täufer 62f und *Lienhard*, Die Wiedertäufer 146.
- 119 H. Fast hat sich in der Vorbereitung zu seiner kritischen Edition die Mühe gemacht, die entsprechenden Stellen in den Briefen mit den dazugehörigen Schriftstellen zu versehen. Für die Lieder Boschs steht dieses Verfahren noch aus. Es würde jedoch sicherlich ähnliche Ergebnisse erbringen wie die Betrachtung der Briefe.
- 120 *Kunstbuch* Nr. 17, Bl. 167<sup>v</sup>.
- 121 Z. B. die 5. Strophe und die 13. Strophe des Liedes Nr. 783 (*Wackernagel* 532f).
- 122 *Wackernagel* 536, Lied Nr. 784, 22 und 23. Strophe: „*Darum spricht König Salomon /'ein schöne weib ohn zucht/Ist wie ein Saw mit Gold ziert schon'/furwar es bringt ihr keine frucht/Ob sies gleich auff der Nasen trug/bescheist sies doch allzeit im kath/damit sies macht vnfug/Also auch dise schöne welt/die sich auch Christen zehlt/Und lestert Gott, wie obgemeldt/darumb sie ihm auch nit fefelt/Sie brechen den heiligen Bund sein/darum ist er ihn auch kein nütz/als wenig als das golt dem Schwein.*“
- 123 Ebd. 532, Lied Nr. 783, 4. u. 5. Strophe.
- 124 Ebd. 534–536, Lied Nr. 784.
- 125 Ebd. 534, Lied Nr. 784, 4. u. 8. Strophe.
- 126 Auch Pilgram Marpeck verwendet dieses bekannte alttestamentarische Motiv; so z. B. im *Kunstbuch* Nr. 5. Vgl. *Fast*, Pilgram Marbeck 215.
- 127 Vgl. *U. Höpf*, Hoheslied III: Auslegungsgeschichte im Christentum, in: TRE XV (1986) 508–513, bes. 510–512 (mit viel Literatur). Wichtige Erläuterungen bei *M. Engammare*, Der *sensus litteralis* des Hohen Liedes im Reformationszeitalter: interessante Indizien am Rande der Exegese, in: ARG 83 (1992) 5–30.
- 128 Die „*Testamentserleutterung*“, war eine umfangreiche Vergleichsstudie zwieschen Altem und Neuem Testament. Grundlegend: *W. Wiswedel*, Die „*Testamentserläutterung*“, in: Blätter für Württembergische Kirchengeschichte 41 (1937) 64–76.
- 129 Abgedruckt bei *Loserth*, Pilgram Marbecks Antwort 579–584.
- 130 Zumindest Jan J. Kiwiet will Bosch durchaus in die Reihe der Verfasser stellen. Vgl. *Kiwiet*, Pilgram Marbeck 78.
- 131 Vgl. allgemein *G. Seebass*, Apokalyptik VII: Reformation und Neuzeit, in: TRE III (1978) 280–283 (mit viel Literatur). Seebaß spricht von einem ausgeprägten „*apokalyptischen Bewußtsein*“ gerade in dieser Epoche.
- 132 Vgl. als Einführungen: *Lienhard*, Die Wiedertäufer 155–157 („Die Eschatologie“) bzw. *N. Cohn*, Das neue irdische Paradies. Revolutionärer Millenarismus und mystischer

- Anarchismus im mittelalterlichen Europa (mit einem Nachwort von A. v. Müller). Aus dem Engl. von E. Thorsch, Neuausgabe Reinbek/Hamburg 1988 (<sup>1</sup>1961), 278–288. G.J. Neumann, Eschatologische und chiliastische Gedanken in der Reformationszeit, besonders bei den Täufern, in: *Die Welt als Geschichte* 19 (1959) 58–66.
- 133 *Kunstabuch* Nr. 1, Bl. 1<sup>r</sup>.
- 134 „*In disen letzten Stunden*“: eine von Bosch häufig gebrauchte Wendung.
- 135 *Wackernagel*, 534, Lied Nr. 783, 19. u. 20. Strophe.
- 136 Ebd. 534, Lied Nr. 783, 16. u. 17. Strophe.
- 137 Ebd. 532f. Lied Nr. 783, 5. u. 12. Strophe.
- 138 Ebd., 10. Strophe.
- 139 So H. Fast in der Einleitung zum Brief Nr. 1 des *Kunstabuchs* (als Manuskript im Besitz des Verf.).
- 140 Zur Gewaltfrage bei den Täufern vgl. *Goertz*, *Die Täufer* 27–31 („Zwischen Militanz und Friedfertigkeit“) sowie *J. M. Stayer*, *Anabaptists and the Sword*, Lawrence, Ka. 1972.
- 141 Ebd. 186f.
- 142 Bosch trifft diese Unterscheidung explizit im Lied Nr. 783: 8. Strophe: „*Darum merckh auf, du großer hauff*“ bzw. 16. Strophe: „*Förcht dir nit, du kleiner hauff*“ (*Wackernagel* 532 bzw. 534).
- 143 *Kunstabuch* Nr. 1, Bl. 1<sup>r</sup>.
- 144 Ebd.
- 145 *Kunstabuch* Nr. 26, Bl. 236<sup>r</sup>–236<sup>f</sup>.
- 146 Die „*welt*“ ist bei Bosch ein immer wiederkehrender Topos für die „andere Seite“, für diejenigen, die Gottes Gnade eben nicht erfahren werden.
- 147 *Wackernagel* 530, Lied Nr. 782, 14. Strophe.
- 149 Ebd. 533, Lied Nr. 783, 13. Strophe.
- 150 Diesen Titel bekamen die Täufer erstmals 1941 von *R.H. Bainton*. Vgl. *Ders.*, *The Left Wing of the Reformation*, in: *JR* 21 (1941) 124–134.
- 151 *Lienhard*, *Die Wiedertäufer* 150. Vgl. zur Ekklesiologie der Täufer ebd. 150–153 bzw. *Goertz*, *Die Täufer* 94–108. Auf 103 f wird hier auch besonders auf die Position des Marpeck-Kreises eingegangen.
- 152 So die bildhafte Bezeichnung des Gottessohnes durch Bosch vor allem im Lied Nr. 782. Vgl. *Wackernagel* 530f, 10., 19. u. 22. Strophe.
- 153 Vgl. ebd. 537, Lied Nr. 785, 10. u. 11. Strophe.
- 154 Ebd. 538, Lied Nr. 785, 22. Strophe.
- 155 *Fast*, *Pilgram Marbeck* 237.
- 156 *Lienhard*, *Die Wiedertäufer* 152. Vgl. vor allem auch *T. Bergsten*, *Pilgram Marbeck und seine Auseinandersetzung mit Caspar Schwenckfeld*, in: *Kyrkohistorisk Arsskrift* (1957) 39–100 und (1958) 53–87.
- 157 Vgl. u. a. *Wackernagel* 530, Lied Nr. 782, 5. u. 6. Strophe sowie ebd. 535, Lied Nr. 784, 17. Strophe: „*Sie werden ghast von jedermann/gar vil in unschuldt sterben/wie Christus auch gethan.*“
- 158 Brief Nr. 6 des *Kunstabuchs*. Vgl. zu Huts Einfluß *Fast*, *Pilgram Marbeck* 215 bzw. 217–217. Zur Leidensmystik der Täufer hat Hans-Jürgen Goertz interessante Gedanken entwickelt: vgl. *Ders.*, *Die Täufer* 131f bzw. 135f.
- 159 Vgl. seine beiden uns überlieferten Briefunterschriften.
- 160 *Kunstabuch* Nr. 1, Bl. 2<sup>r</sup>.
- 161 *Wackernagel* 537, Lied Nr. 785, 17. Strophe.
- 162 Ebd., 16. Strophe.

- 163 Ebd. 528, Lied Nr. 781, 6. Strophe.  
 164 Ebd. 534, Lied Nr. 783, 18. Strophe.  
 165 Ebd. 532, 8. Strophe.  
 166 Vgl. *Goertz*, Die Täufer 21–27 („Gemeinschaft durch Absonderung“) und *Lienhard*, Die Wiedertäufer 160f.  
 167 Vgl. dort v. a. den 7. Artikel über die Verweigerung des Eides und den 4. Artikel über die sog. „Absonderung“.  
 168 *Wackernagel* 529, Lied Nr. 781, 12. Strophe.  
 169 Vgl. Brief Nr. 3 des *Kunstabuchs*: „Von den Fleischfreien“ (1544) (*Fast*, Pilgram Marbeck 214 bzw. 236).  
 170 Vgl. *Fast*, Pilgram Marbeck 214.  
 171 *Wackernagel* 530, Lied Nr. 782, 9. Strophe.  
 172 *Kunstabuch* Nr. 1, Bl. 2<sup>r</sup>.

# Ludwig Wilhelm Otto (1754 Kork – 1817 Paris)

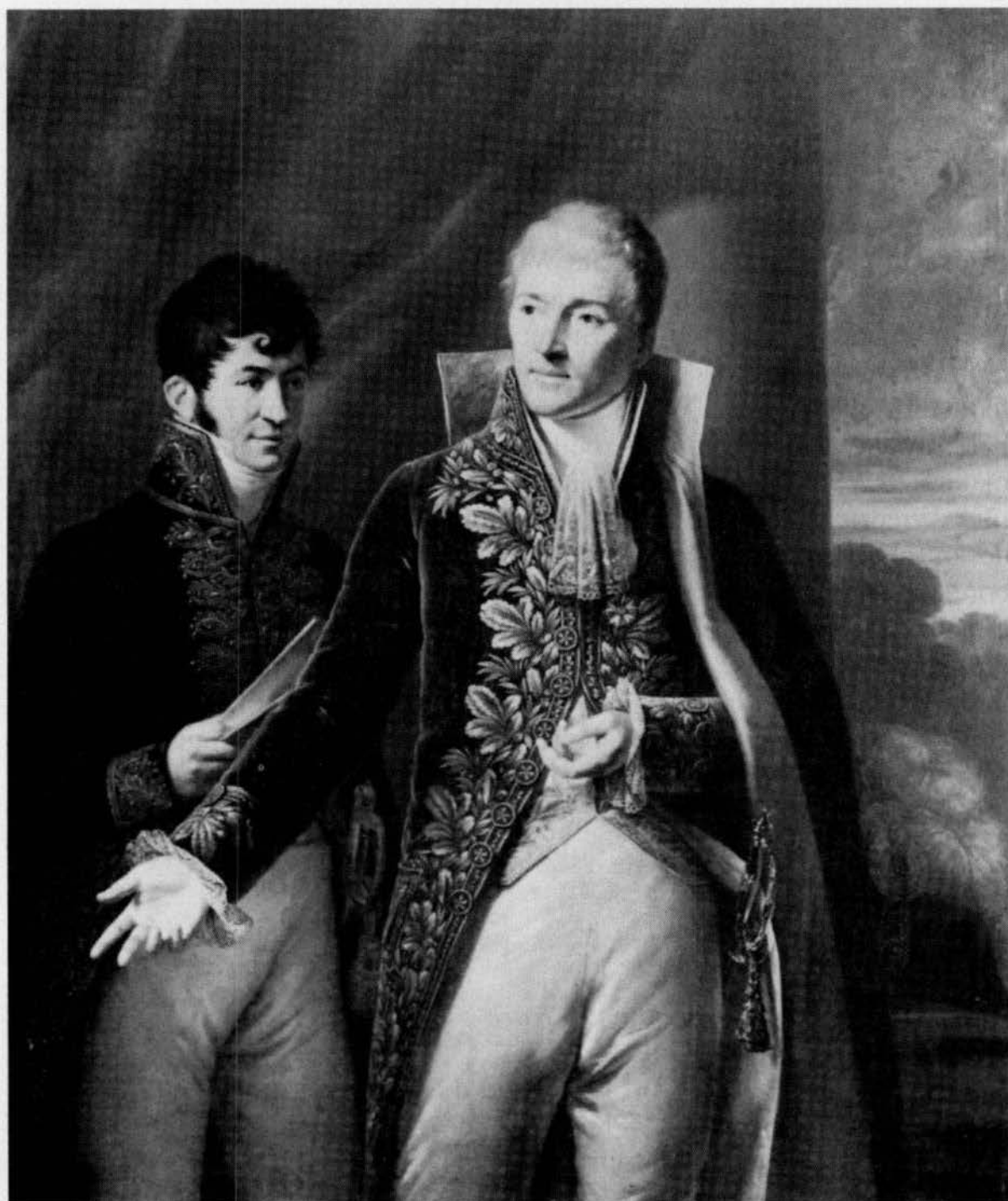
## Stationen einer bemerkenswerten diplomatischen Laufbahn

*Erwin Dittler*

Josef Krausbeck, der sich um die Wiederherstellung der Wolfacher Schloßkapelle, eines ursprünglich fast aussichtslosen Unterfangens, so verdient gemacht hat, durfte sich die Signierung Johann Baptist Seeles auf dem Holztafelbild „Christus im Grab“ als seine bedeutendste Entdeckung anrechnen<sup>1</sup>. Nach seiner Angabe handelt es sich bei dem 1788 entstandenen Bild um die erste bekannte Arbeit des zunächst als fürstenbergischen Hofmalers zu Ehren gekommenen Künstlers, den dann im Januar 1804 Kurfürst Friedrich I. zu seinem Hofmaler und Direktor seiner privaten Gemäldesammlung ernannte<sup>2</sup>. Die Mutter des am 27. Juni 1714 in Meßkirch geborenen Johann Baptist, eine geborene Wölfler, stammte aus Wolfach. Dort ging Johann Baptist zur Schule<sup>3</sup>. 1808 erhielt Seele einen sechsmonatigen Urlaub für eine Reise nach Wien und München, wo er 1809 das „Doppelbildnis“ des kaiserlich französischen bevollmächtigten Ministers am Münchener Hof, Louis Guillaume Comte Otto de Mosloy und seines Schwiegersohnes Pelet de la Lozère vollendete<sup>4</sup>. Nun hatte sich zwar Seele mit seinen Portraits einen Namen gemacht, aber seine Beziehung zu dem Grafen wurde zweifellos dadurch gefördert, daß dieser von Geburt ein deutscher Landsmann war.

### *Vater Justus Jakobus Amtmann in Kork*

Hinweise auf den Geburtsort Ottos und die Herkunft seiner Familie zeichnen sich in der frz. Literatur nicht immer durch Genauigkeit aus, was auf Otto selbst zurückgeht. So führte er stets als Geburtsort Straßburg an, was beispielsweise Sitzmann unter Anlehnung an Arnault akzeptierte<sup>5</sup>. Einen weiterführenden Hinweis über die Herkunft seiner Familie findet sich in einem Schreiben an den Außenminister Graf von Vergennes, in welchem er auch auf die Stellung seines Großvaters aufmerksam machen wollte: „Der Sr. Otto ist im Jahre 1754 in Straßburg geboren, von einer Familie, die ehemals in Darmstadt wohnhaft war, wo sein Großvater das Amt des Kanzlers des Prinzen ausgeübt hat“<sup>6</sup>. Nachforschungen ergaben, daß Vater Justus Jakobus am 29. März 1715 in Gießen getauft wurde<sup>7</sup>, in Darmstadt von 1724–26 das Pädagogium besuchte, dann in Gießen und Göttingen studierte<sup>8</sup>, dort 1736 seine Dissertation verteidigte<sup>9</sup>, 1742 Amtsassessor und ein paar Jahre später Amtmann in Kork als Nachfolger von Friedrich



*Johann Baptist Seele, Doppelbildnis des Kaiserlich französischen bevollmächtigten Ministers am Münchener Hof, Louis Guillaume Comte Otto de Mosloy, und seines Schwiegersonnes, des Gesandtschaftssekretärs und späteren Ministers Comte Privat pelet de la Lozère, 1809; Wvz. Nr. 195 (Versailles, Musée National du Château)*

Ludwig Bassy war. Der Hessen-Hanau-Lichtenbergische Rat war in 1. Ehe mit Salome Bassy verheiratet. Aus dieser stammen vier in Kork geborene Kinder: Johann Ludwig, Friedrich Christian, Carl Sebastian und Justus Jakob. In der 2. Ehe war Justus Jakobus mit Sophia Dorothea Schöne verheiratet. Auch die Kinder aus dieser Ehe wurden in Kork geboren: Francisca Dorothea, Ludwig Wilhelm, Franciscus Jakobus Augustus, Johannes Carl, Samson Sabinus Samuel, Sophia Dorothea. Stand und Beruf der Taufzeugen weisen auf die gesellschaftlichen Beziehungen der Eheleute hin, da stehen z. B. in den Kirchenbüchern ein Geheimer Rat von Kork, ein Referendar im Kleinen Rat zu Straßburg, der Landschreiber von Lichtenau und Willstätt, zwei Pfarrer, ein Kirchenschaffner, ein Konsistorialrat und Superintendent, der Sohn des Erbprinzen und Landgrafen zu Hessen-Darmstadt, ein Kaiserlicher General, die Frau eines Obristen und der Pflugwirt von Kehl<sup>10</sup>. Justus Jakobus Otto starb am 2. März 1762 in Kork, wo auch die frühverstorbenen Kinder Franciscus († 2. 3. 1756), Dorothea († 7. 8. 1758), Samson († 5. 7. 1759) und Carolus († 11. 4. 1761) auf dem alten Friedhof beigesetzt wurden und an die ein Grabstein in der evang. Korker Kirche erinnert<sup>11</sup>.

#### *Die Vorfahren waren Straßburger*

Großvater Johann Sebastian wurde am 9. März 1686 in Straßburg geboren. Taufpaten waren Johann Heinrich Eisenheim, Zinngießer; Johann Georg Otto, stud. med., und Frau Catharina Zimmer. Am 31. 7. 1705 wurde er an der Gießener Universität immatrikuliert, und am 18. 1. 1709 heiratete er in Darmstadt die Maria Catharina Juliana Passer, Tochter des Justi Eberhard Passer, hessischer Hofrat, Regierungsreferendar<sup>12</sup>. Joh. Sebastian rückte zum Regierungsrat und Kanzler des Landgrafen zu Darmstadt auf. Auch der gleichnamige Urgroßvater, ein Lederhändler, stammte aus Straßburg, wo er am 10. November 1658 getauft wurde. Taufpaten waren Sebastian Röderer d. Jüngere und Frau Maria Elisabeth Otto (Fridericus). Er schloß am 18. 3. 1685 die Ehe mit Catharina Bilger, Tochter des Weißbecks André Bilger. Schließlich war auch der Ururgroßvater, Johann Georg Ott(o), Rotgerber, Sohn des Rotgerbers Hans Ott, Bürger von Straßburg; er heiratete am 18. Februar 1649 Barbara Kormann, Tochter des Schlossers Johann Kormann<sup>13</sup>. Diese Straßburger Ahnenreihe dürfte genügen, um die wenigstens von Henri Jean Duteil aufgeworfene, aber auch nicht weiter verfolgte Frage zu beantworten, ob Ludwig Wilhelm Otto auf Grund einer weit zurückliegenden elsässischen Herkunft seiner Vorfahren in Straßburg studiert habe<sup>14</sup>.

Dort besuchte er seit 1762 das Gymnasium Johannes Sturm<sup>15</sup> und nach seiner am 20. März 1769 erfolgten Immatrikulation als Student der Philosophie die protestantische Universität<sup>16</sup>. Im Jahr darauf, am 18. April 1770, schrieb sich Goethe ein, doch war Otto noch zu jung, um sich in dessen Kreis bewegen zu können. Goethe, der bis August 1771 in der Stadt weilte, gehörte der „Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache“ an, die 1760 von dem Aktuar Jean-Daniel Salzmann als „Gelehrte Übungsgesellschaft“ gegründet worden war. 1770 und 1771 zierten die Mitgliederliste Namen wie Wieland, Jung-Stilling, Herder, Lense oder Lenz, der nach dem Eingehen dieses Kreises mit Unterstützung von Friedrich Rudolf Salzmann am 8. Oktober 1775 eine neue Deutsche Gesellschaft ins Leben rief, die im Hause des Actuars Salzmann ihre Tätigkeit aufnahm<sup>17</sup>. Auf der Eröffnungssitzung am 2. November hielt Otto über die „Unvollkommenheit der Kriminalgesetze“ einen Vortrag, der über hundert Jahre später in der Diskussion über das sozialkritische Volksdrama „Die Kindermörderin“, dem angeblichen Plagiat Wagners an Goethe, im Plädoyer von Froitzheim für den Verfasser eine Rolle spielen sollte: „Man muß sich in jener Zeit die Fühllosigkeit veralteter Gesetze und die Empfindsamkeit der aufgeklärten jüngeren Generation vor Augen stellen, um die Aufregung zu ermessen, die damals Otto, Lenz und Wagner zur Feder greifen ließ. Da alle anderen Mittel bei der Starrheit der staatlichen Zustände versagten, so glaubte die ideal gesinnte deutsche Jugend, wie 48 so oft, durch literarische Demonstrationen – und wenn sie auch wie Wagner die Verführung in ihrer nacktesten Gestalt zeigen sollte – die Verführer zu brandmarken und eine Milderung barbarischer Strafgesetze herbeiführen zu können“<sup>18</sup>. Es ist durchaus möglich, daß Otto während der Zeit seiner Mitgliedschaft auch publizistisch tätig war. Jedenfalls könnte man dies aus einem Brief von Lenz vom 13. Dezember 1776 schließen, den er während des Aufenthalts bei Johann Georg Schlosser, dem Schwager Goethes in Emmendingen, den er auch für seine „deutsche Gesellschaft“ gewonnen hatte<sup>19</sup>, an Isaak Haffner richtete: „Lieber Hafner! wenn Du oder Herr Otto unter euren Papieren etwas habt dessen Bekanntschaft ihr wünschtet: vorausgesetzt, daß es eurem höchsten Ideal von dem entspricht, was über die Sache gesagt werden könne, so dürftst nur mit einem Brief gerade an Wieland begleiten er macht sich eine Freude daraus alles zu befördern, was im Elsaß Aufmerksamkeit verdient“<sup>20</sup>. Doch dazu bot sich für Otto keinen Anlaß mehr; er stand vor dem Abschluß seiner Universitätszeit, während der er frühzeitig Geschichte studiert, sich besonders dem europäischen öffentlichen Recht gewidmet und die damit zusammenhängenden Kenntnisse angeeignet hatte. Da er beruflich eine Verwendung im auswärtigen Dienst erstrebte, maß er dem Studium von Fremdsprachen einen besonderen Wert bei. Wenn er später in ei-



ner Aufzeichnung für das französische Außenministerium angibt, daß er nach dem Erwerb des Bürgerrechtes die verschiedenen Examen im öffentlichen Recht und Lehnsrecht abgelegt und von den Ältesten der Universität die befriedigendsten Zeugnisse erhalten habe, so hat er das hinsichtlich des Bürgerrechtes nicht weiter belegt und in den Bürgerbüchern Straßburgs findet sich dafür auch keine Bestätigung<sup>21</sup>. Duteil vermerkt sogar, daß Otto noch 1785 nicht naturalisiert gewesen sei. Wie viele andere spätere Diplomaten profitiert er von einer ganz besonders bedeutsamen Funktion der Straßburger Universität, die 1939 W. Kapp herausstellte: „Paris, die französische Regierung, hatte Bedarf an Leuten, die nicht bloß deutsche Sprache, sondern auch deutsches Recht, deutsche Gewohnheiten kannten; die Straßburger Universität, obwohl sie auf ihren deutschen und protestantischen Charakter sehr energisch hielt, war doch auch schon die Pflanzstätte für Bürger zweier Welten, der deutschen wie der französischen, und die wissenschaftlichen ersten Größen der Universität im 18. Jahrhundert, Schöpflin und Koch, wurden von Behörden und hohen Herrschaften immer wieder angegangen, sie möchten ihnen Schüler benennen, die neben der französischen die deutsche Sprache beherrschten und in deutschen Verhältnissen gründlich Bescheid wissen. – Im auswärtigen Amt des Versailler Ministeriums finden sich seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erstaunlich viel Elsässer auf wichtigen Posten“<sup>22</sup>. Unter den von Kapp aufgeführten elsässischen Diplomaten findet sich auch Louis Guillaume Otto, dem es sehr gelegen kam, daß nach Abschluß seines Studiums im Januar 1777 mit dem juristischen Examen und der am 15. 1. erfolgten Exmatrikulation der zum französischen Gesandten in Bayern ernannte Anne César, Chevalier de la Luzerne sich an die Universität – nach Salomon<sup>23</sup> speziell an die Professoren Ch. W. Koch und J.-J. Oberlin – mit dem Ersuchen wandte, ihm einen im deutschen öffentlichen Recht und in modernen Sprachen versierten Privatsekretär zu benennen. Koch, „der Schöpflins Straßburger Diplomatenschule bis zur Revolutionszeit mit Erfolg weiterführte“ und der nach dem Urteil von Strobel nach der Revolution in der Geschichtskunde und den diplomatischen Wissenschaften an der Spitze der elsässischen Gelehrten stand<sup>24</sup>, wird mit seiner Empfehlung Ottos ausschlaggebend gewesen sein. Otto selbst schreibt einmal, daß es ihm gegen Ende des Jahres 1776 gelungen sei, sich dem Chevalier de la Luzerne als Privatsekretär zu empfehlen.

### *Es begann in München*

Die Würfel waren jedenfalls gefallen: mit dieser Tätigkeit begann Ottos Einstieg in den diplomatischen Dienst. Der Sprung in die Praxis ließ ihn Zeuge jener Ereignisse werden, die den pfälzischen Kurfürsten Karl Theo-

dor nach dem am 30. Dezember 1777 erfolgten Tode des Kurfürsten Maximilian III. Joseph auf den bayerischen Thron brachten. Daß die Entsendung eines neuen Gesandten in die bayerische Residenz von der französischen Regierung bereits 1776 kurz vor dem Erlöschen der altbayerischen Linie des Hauses Wittelsbach in Voraussicht der zu erwartenden Auseinandersetzungen um die Erbfolge für notwendig erachtet wurde, war angesichts der vitalen Interessen Frankreichs an der politischen Haltung Bayerns verständlich. Der Tod des Kurfürsten im Alter von 50 Jahren kam zwar überraschend, aber die europäischen Kabinette hatten sich schon seit längerem mit der Sukzessionsfrage beschäftigt. Vorab war natürlich Bayern selbst an einer Klärung interessiert; die wissenschaftlichen Vorarbeiten leistete Ch. W. Pfeffel in den Jahren 1762–1768 als Mitglied und dann als Direktor der historischen Klasse der vom Kurfürsten Maximilian Joseph III. ins Leben gerufenen Münchener Akademie der Wissenschaften<sup>25</sup>. Der Erbfall wurde für Otto schlagartig zum instruktiven Anschauungsunterricht, da Kaiser Joseph II., der in 2. Ehe mit der Prinzessin Maria Josepha von Bayern verheiratet gewesen war, seine Truppen am 16. Januar 1778<sup>26</sup> in Niederbayern und der Oberpfalz einmarschieren ließ. Der sich daraus entwickelnde Bayerische Erbfolgekrieg, in welchem Preußen durch sein Eingreifen zumindest die von Österreich gewünschte Abtretung niederbayerisch-oberpfälzischer Gebietsteile<sup>27</sup>, wenn nicht die ersehnte Einverleibung des ganzen Landes verhinderte, brachte dem Habsburger im Frieden von Teschen vom 13. Mai 1779 nur das Innviertel mit Braunau und Schärding ein. Da Frankreich sich offiziell in den Streit nicht einmischte, wenngleich es das österreichische Vorgehen nicht billigte, war Otto nur Zuschauer, während er bei seiner späteren Tätigkeit in München eine eminent wichtige Rolle spielen sollte.

### *1779 mit de la Luzerne in die Vereinigten Staaten*

Als Anne César de la Luzerne aus München abberufen wurde, schlug er dem frz. Außenminister, dem Grafen von Vergennes, vor, Otto zum Geschäftsträger in München zu ernennen und in den diplomatischen Dienst zu übernehmen. Zum mindesten solle man ihn dort während seiner Abwesenheit zur Fortführung der Korrespondenz belassen, wogegen möglicherweise die Dienstordnung sprach, denn Otto war zu dieser Zeit noch kein Legationssekretär, wie gelegentlich in seinem Dossier vermerkt wird. Sein Protektor la Luzerne bemühte sich nun, ihn in einem Büro in Versailles unterzubringen. Da auch dies nicht gelang, nahm er 1779 den erprobten Sekretär nach Amerika mit, wo er im September eintraf, um die Nachfolge des ersten französischen Gesandten Conrad-Alexandre de Gérard in Philadelphia anzutreten. Zur Begleitung von Luzerne, der mit Lafayette be-

freundet war, gehörte auch der aus Metz stammende Gesandtschaftssekretär François de Barbé-Marbois. Als Luzerne 1783 die Staaten verließ, kehrte auch Otto mit ihm zurück und wohnte bei ihm in Paris. Luzerne unterstützte in jeder Weise seine Bemühungen um weitere Verwendung im auswärtigen Dienst. Durival, Premier Commis des affaires étrangères wie auch der Graf von Vergennes waren Otto wohlgesinnt; als er sich am 25. Februar 1785 an Durival wandte, stand schon beinahe fest, daß er wieder nach Amerika geschickt werden sollte. Otto war allerdings seiner unsicheren Existenz leid und bat deshalb um eine dauerhafte Anstellung, die ihm Vergennes in verschiedenen Schreiben für die nächste sich bietende Gelegenheit auch zugesagt hatte. Nach einer Aktennotiz vom 30. Mai 1785 wurde er zum Nachfolger des Legationssekretärs de Marbois ernannt. Da blieb keine Zeit, seine Inauguraldissertation zu verteidigen, denn am 1. Juni 1785, dem festgesetzten Tag der Verleihung der Doktorwürde, war er wegen Regierungsgeschäfte am Erscheinen verhindert und konnte deshalb an der mündlichen Prüfung nicht teilnehmen. Trotzdem erhielt er vom Prätor (Dekan) die Erlaubnis Vorlesungen abzuhalten und wurde in die Reihe der Lizentiaten aufgenommen. Bald darauf erhielt er am 20. Juni sein Beglaubigungsschreiben als Geschäftsträger bei den Vereinigten Staaten.

#### *Kurzes Eheglück mit E. Livingston – Vermählung mit A.F. de Crèvecoeur*

Das Jahr 1787 bescherte Otto zunächst einige recht erfreuliche Ereignisse: Im Januar wurde er zum Mitglied der Philosophischen Gesellschaft gewählt und noch im gleichen Jahr verlieh ihm die Universität von Providence den Grad eines Doktors der Rechte. Am 13. Mai heiratete er Elizabeth Livingston, die jüngste Tochter von Peter Van Brugh Livingston und Mary Alexander. Die Ehe war von kurzer Dauer, Elizabeth starb bereits im Dezember. Nach der Schilderung von Julia Mitchel wurde ihr Begräbnis als ein feierliches öffentliches Ereignis begangen<sup>28</sup>. An dem Leichenzug nahmen auch die ausländischen Gesandten, der Gouverneur des Staates New York und die Geistlichen der verschiedenen Kirchen teil. Während der ganzen Zeremonie wurden Schüsse von den französischen Postdampfern abgegeben und alle Schiffe im Hafen setzten ihre Flaggen halbmast. Unter den prominenten Leichenträgern befand sich der französische Konsul in New York, Hector St. Jean de Crèvecoeur, der sein künftiger Schwiegervater werden sollte. Mit dessen Tochter, der am 14. Dezember 1770 geborenen America Frances, genannt Fanny, wurde er am 13. April 1790 in der Kirche St. Peter in New York getraut. Dieser Feierlichkeit wohnte auch Thomas Jefferson bei, der erst am 21. März in der provisorischen Hauptstadt angekommen war, um das Amt des Staatssekretärs unter

dem Präsidenten George Washington anzutreten. Als Geschäftsträger wirkte Otto mit Unterbrechungen – zunächst einer größeren vom März 1788 bis Mitte August 1789, als der neue Botschafter Comte de Moustier amtierte – bis ungefähr 10. August 1791. Er gilt „als einer der aktivsten und intelligentesten Akteure der französisch-amerikanischen Zusammenarbeit“. Und wenn man seine klugen Ratschläge besser befolgt hätte, wäre nach dem Urteil von Gilbert Chinard das gute Einvernehmen zwischen den beiden Ländern weniger häufig und weniger tief gestört worden<sup>29</sup>.

Als Nachfolger des Grafen von Moustier traf am 10. August 1791 Jean Baptiste de Ternant in Philadelphia ein, und das sicherlich nicht zur Freude von Otto, der nach seiner vieljährigen Funktion als Geschäftsträger mit seiner Ernennung zum Botschafter rechnen durfte. Ihre Zusammenarbeit verlief wohl nicht gerade harmonisch, zumal Ternant im Umgang kühl und wenig gesellig war, so daß Otto am 4. April 1792 den Außenminister um Heimurlaub bat, den er im Herbst antreten konnte. Ende Dezember traf er mit seiner Frau in Frankreich ein, wo er eine böse Überraschung erlebte: bei seiner Ankunft in Paris erfuhr Otto, daß er mit anderen Vertretern seines Landes aus den USA abberufen worden sei. Nachdem er im Dezember 1792 sechsmal vergeblich versucht hatte, beim Außenminister Le Brun-Tondu vorzusprechen, der ihm Hoffnung auf eine Anstellung gemacht hatte, wiederholte er am ersten Tag des neuen Jahres schriftlich seine Bitte um Wiedereinstellung. Lebrun war ein Anhänger von Brissot<sup>30</sup>, gehörte also zu jenen Leuten, die man später gemeinhin als Girondisten bezeichnete. Nach dem Aufstand vom 10. August 1792, der zur Suspendierung des Königs führte, hatte er das Ministerium des Auswärtigen übernommen. Otto wies bei seiner Bewerbung darauf hin, daß es ihm in den 7 Jahren seiner Abwesenheit unmöglich gewesen sei, jene Beweise des Bürgersinnes zu liefern, die eine so große Anzahl seiner Mitbürger ausgezeichnet hätten, doch sein offizielles Verhalten könne den Minister von der Anhänglichkeit an die Grundsätze überzeugen, die so siegreich den alten Despotismus niederstreckten. Dieses Mal war er erfolgreich: Am 29. Januar 1793 teilte Lebrun dem Bürger Otto mit, daß er ihn zum „premier commis“ seines Ministeriums ernannt habe. Er setze bei ihm den lautersten Patriotismus und die aufrichtigste Anhänglichkeit an die Prinzipien der Revolution voraus und hoffe, daß er sich niemals davon abbringen lassen werde. Mit der Rückkehr nach Frankreich mußte nun auch Otto damit rechnen, in die Ereignisse der revolutionären Entwicklung verstrickt zu werden. Der Sieg der Aufständischen vom 2. Juni, welcher zur Verhaftung von 29 girondistischen Konventsabgeordneten und der Minister Lebrun und Clavière führte, die alle unter „Hausarrest“ gestellt wurden, blieb für Otto ohne Folgen. Er mußte allerdings erleben, daß das Revolutionstribunal am 27. Dezember 1793 Lebrun zum Tode verurteilte. Als man in der Nacht vom 30. März

1794 Danton verhaftete, zog dies auch den Sturz des seit dem 24. Juni 1793 amtierenden Außenministers Deforgues, des ehemaligen Sekretärs und Freundes Dantons, nach sich. Nachdem am 1. April die Ministerien abgeschafft und durch Vollzugskommissionen ersetzt wurden, die dem Wohlfahrtsausschuß unterstanden, übernahm Buchot am 18. April die Leitung der Kommission für auswärtige Beziehungen. Der nach wie vor von Otto geführten ersten politischen Abteilung oblag die politische und konsularische Korrespondenz mit England, den Vereinigten Staaten, Holland, Spanien, Portugal, Ost- und Westindien. Die 2. Abteilung unterstand Colchen, die dritte dem Schorndorfer Pfarrersohn Karl Friedrich Reinhard, den Deforgues am 12. November 1793 damit betraut hatte. Miot, der im Juni jenes Jahres mit Deforgues ins Außenministerium als Generalsekretär überwechselte, schrieb in seinen Memoiren: „Schließlich war es eine große innere Befriedigung für mich, daß ich in eine Verwaltung kommen durfte, wo ich aufgeklärte, ehrenwerte Mitarbeiter haben sollte, wie die Herren Otto, Colchen, Reinhard, Boissonade, die an der Spitze der wichtigsten Abteilungen standen“<sup>31</sup>.

### *Sturz Robespierres rettet Otto vor der Verhaftung*

Aber es war eine böse Zeit: Bei jedem nächtlichen Anpochen waren Reinhard „wie Otto und Colchen, darauf gefaßt, in den Kerker abgeholt zu werden“<sup>32</sup>, nicht grundlos, wie sich herausstellen sollte. Buchot, dessen Unwissenheit, schlechte Manieren und Stupidität nach dem Urteil von Miot alles Denkbare überschritten, denunzierte mit Erfolg alle Abteilungsleiter als Gemäßigte: am 26. Juli 1794 erließ der allgemeine Sicherheitsausschuß einen Vorführungsbefehl gegen Otto, Colchen, Reinhard und Miot. Hält man sich vor Augen, daß nach dem 10. Juni 1794 bis zum 9. Thermidor, dem 27. Juli, 1376 Hinrichtungen stattfanden und nach einem Ausspruch des öffentlichen Anklägers Fouquier-Tinville die Köpfe „wie Dachziegel“ fielen<sup>33</sup>, kann man sich ihr drohendes Schicksal un schwer vorstellen. Der Sturz Robespierres am 9. Thermidor wurde ihre Rettung, wenn auch die Zurückziehung des fatalen Haftbefehles, der tags darauf ausgeführt werden sollte, noch des Einsatzes des Chefs des Verrechnungsbüros, Humbert, bedurfte. Doch ein Vierteljahr später, am 2. November, erfolgte auf Grund einer neuen Denunziation seine Verhaftung; er wurde ins Palais Luxembourg gebracht und in Einzelhaft genommen. Noch in den ersten Tagen des am 22. Oktober beginnenden Brumaire III, waren Otto, Colchen, Reinhard und Miot in einer Unterhaltung mit Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses einer Art Examen unterzogen worden, auf Grund dessen Miot durch Dekret vom 18. Brumaire (8. November) zum Kommissar der äußeren Beziehungen ernannt wurde. Nach den Memoiren von

Miot verblieb dort Otto nur kurze Zeit, da die Verdächtigungen rasch beseitigt werden konnten. Er mußte sich gegen Vorwürfe werfen, daß er in den Vereinigten Staaten Handel betrieben und Fonds hinterlassen habe, die angeblich als Grundlage merkantiler Operationen dienten. Außerdem war er beschuldigt worden, Verbindungen zu den französischen Konsuln Laforeste und Netry gehabt zu haben, die der Untreue und der Aristokratie angeklagt waren. Für seine Befreiung hatte sich ganz besonders Deforgues eingesetzt, der nach dem 9. Thermidor aus dem Luxembourg entlassen worden war. Otto erschien die Haftzeit nun gar nicht so kurz, wie Miot meint, denn in einem Schreiben vom 25. Brumaire an III (15. November) an die Abteilung für äußere Beziehungen des Wohlfahrtsausschusses beklagt er sich, daß er seit 13 Tagen seiner Freiheit beraubt und seiner Stellung ledig geworden sei, ohne daß er einen Grund für die rigorose Behandlung finden könne. Schließlich betrug dann die Haftdauer doch 6 Wochen<sup>34</sup>, was angesichts einer entnervenden Ungewißheit hart genug war. Nach seiner Entlassung im Dezember wurde er aber wieder in seine Funktionen eingesetzt. Frédéric Masson ist der Auffassung, daß ihm die Haft in der Gesinnung der Direktoren nicht geschadet habe, doch trat nach dem Ausscheiden von Miot, der am 7. Februar 1795 zum bevollmächtigten Minister beim Großherzog von Toscana ernannt wurde, dessen Nachfolge nicht Otto, sondern Colchen an. Otto verlor sein Amt nach der Reorganisation des auswärtigen Dienstes, die der seit dem 3. November amtierende Außenminister Charles Delacroix de Contaut durchführte.

#### *1796: Erfolglose Bewerbung bei Direktor Reubell*

Am 19. Messidor IV (7. Juni 1796) richtet er an den 1747 in Colmar geborenen Direktor Jean-François Reubell einen Brief, dem er ein Memoire über seine bisherige Laufbahn beifügt und in welchem er sich auf seine bisherigen Verdienste beruft und das Direktorium bittet, ihm eine seinen Studien und Erfahrungen entsprechende Stellung zu geben, die ihn aus der aufgezwungenen Untätigkeit befreien würde. Interessant ist, daß er einem Elsässer im höchsten Staatsamt gegenüber sowohl im Brief als auch im Memoire betont, daß er in Straßburg geboren und erzogen worden sei. Zutreffend dürfte jedenfalls sein, daß er in Straßburg aufgezogen wurde, denn beim Eintritt in das Gymnasium war er 8 Jahre alt. Da er Verwandte in der Stadt hatte, wird er sicher bei diesen gewohnt haben. Stünde im Taufregister nicht Kork als Geburtsort, könnte man annehmen, daß er in Straßburg geboren, in Kork aber getauft wurde. Verständlich wäre, wenn er sich nur deshalb als Straßburger ausgab, um allen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, mit denen auch sein Kollege Reinhahrd wegen seiner deutschen



*Direktor Jean-François Reubell*

Herkunft konfrontiert wurde. Die Situation der in Frankreich lebenden Ausländer hatte sich verschärft und im Elsaß waren die aus Deutschland eingewanderten Anhänger der Revolution wie auch die elsässischen Parteigänger schärfsten Verfolgungen ausgesetzt. Auf den am 14. Dezember 1793 verhafteten Eulogius Schneider<sup>35</sup> bezog sich der Anwurf des Volksrepräsentanten Saint-Just, der angesichts der militärischen Bedrohung Straßburgs im Herbst mit Lebas als außerordentlicher Kommissar zur Rheinarmee geschickt worden war, als er in seiner Rede vom 13. März 1794 davon sprach, daß ein Marat in Straßburg gewe-

sen sei: „er nannte sich den Marat des Rheins: er war Priester und Österreicher; er hatte die Konterrevolution gemacht“<sup>36</sup>. Schneider wurde am 1. April von dem Revolutionsgerichtshof in Paris zum Tode verurteilt. Mit dem Dekret vom 18. April 1794 wurden alle Ausländer vom öffentlichen Dienst ausgeschlossen, um nur einige Beweggründe anzuführen, die Otto bewegt haben müssen, seinen Geburtsort Kork zu verleugnen. In seinem Schreiben vom 7. Juli an Reubell führte er an, daß er für den Unterhalt einer zahlreichen Familie verantwortlich sei und eine entsprechende Existenz benötige; da wäre es geradezu verantwortungslos gewesen, auf eine rechtsrheinische deutsche Herkunft hinzuweisen. „Vor allem seit der Ernennung Reubells zum Direktor“, schrieb Robert Marquant mit Blick auf die Position Reinhardts, „hatte das Direktorium eine ziemlich deutschfeindliche Politik verfolgt“<sup>37</sup>. Reubell leitete das Schreiben bereits am nächsten Tag mit der Bitte um Auskunft jenem noch amtierenden Außenminister zu, der den Bittsteller bei der Reorganisation des Amtes nicht mehr berücksichtigt hatte. Otto, der zu dieser Zeit in Paris am quai de Chaillot wohnte, hatte nichts erreicht. Was sollte er nun tun, da er vor drei Jahren seine Mutter hatte zu sich kommen lassen, für die er sorgen mußte,

wie auch für seine Schwestern, wie also eine Familie versorgen, die aus sieben Personen bestand? Ihm blieb nichts anderes übrig, als seine finanzielle Rücklage anzugreifen; vor seiner Abreise aus Philadelphia hatte er 37 000 livres angelegt, die sich aus dem Mitgift seiner Frau, ihren Ersparnissen und aus dem Erlös ihrer Möbel zusammensetzten und die er jetzt zum Ankauf einer kleinen Domäne zu Lesches bei Lagny an der Marne verwenden konnte, ohne den Gedanken an eine Weiterverwendung im diplomatischen Dienst aufzugeben. Doch das erforderte, daß er am Ball blieb, nicht in Vergessenheit geriet und in Paris wohnte, was für einen Mann ohne Einkommen nicht durchzuhalten war. Am 18. Dezember schrieb er seinem Schwiegervater Grévecoeur: „Die Ausgaben werden so außerordentlich hoch, daß wir zu dem Entschluß gekommen sind, uns Anfang Februar nach Lesches zurückzuziehen. Es braucht seine Zeit, jene Menschen aus der Verwaltung zu entfernen, denen ich die Ehre hatte zu mißfallen. Diese Zeit kann nützlicher auf dem Lande verwendet werden. Meine natürliche Aktivität und das Gefühl der Verpflichtung, für den Unterhalt meiner Familie beitragen zu müssen, werden in den nächsten Monaten die Experimentierfehler aufwiegen“. Es dauerte noch bis zum 17. Juli 1797, bis Delacroix von Talleyrand abgelöst wurde.

*Auch der 18. Fructidor (4. 9. 1797) bringt für Otto keine Wende*

Nach den Wahlen vom 21. März–18. April 1797 verfügten die Monarchisten über eine Mehrheit im Rat der Fünfhundert und auch im Rat der Alten, der bei der Konstituierung am 20. Mai als seinen Präsidenten den General Pichegru wählte, der mit royalistischen Agenten in Verbindung stand. Die Direktoren Barras, Reubell und Le Revellière kamen mit Unterstützung der Truppen von Hoche und Bonaparte einem drohenden Umsturz mit dem Staatsstreich vom 18. Fructidor V zuvor. Zu den Maßnahmen der politischen Säuberung zählte auch die Annullierung der Wahlergebnisse: in 49 Departements wurden 177 Abgeordnete aus den Räten entfernt. Otto benützte das Ereignis, um sich bei Douai, auf dessen speziellen Befehl am 2. November 1794 seine Papiere versiegelt worden waren, am 20. September brieflich in Erinnerung zu bringen. Er brachte ihm seine Glückwünsche dar, wies auf seine bedrückende Lage hin. Niemand kenne die Ursachen für seine Entfernung aus dem öffentlichen Dienst besser als er. Falls noch Verdachtsgründe gegen ihn vorlägen, solle man sie ihm wenigstens mitteilen, damit er sie zerstreuen könne. Das Schreiben wurde von Minister Merlin (Douai) an den Außenminister Talleyrand weitergeleitet, der aber darauf nicht reagierte. Am gleichen Tag gratulierte er auch dem Repräsentanten Sieyès zu dem glänzenden Sieg der wahren Freunde der Freiheit und verband damit die Hoffnung, daß man ihn nach zwei Jahren der Vergessen-





*Eulogius Schneider*

heit entreiße. Er sei sicher, daß Sieyès ihn bei denen unterstützen werde, die imstande seien, ihn aus der erzwungenen Zurückgezogenheit zurückzuholen. Aber auch danach wollte sich kein Silberstreifen zeigen.

### *Der Freund in der Not: Mit Emmanuel Joseph Sieyès nach Berlin*

Doch schließlich brach die Sonne durch: Sieyès, der am 19. Floréal des Jahres VI (8. Mai 1798) zum außerordentlichen Gesandten der französischen Republik am preußischen Hof ernannt wurde, tauchte als Retter in der Not auf. Neben der ihm aufgetragenen Mission, Preußen über die Neutralität hinaus für engere Beziehungen zu Frankreich zu gewinnen, verfolgte er dabei auch seine eigenen politischen Absichten, zu denen auch die Schaffung deutscher Schwesterrepubliken, darunter die Bildung einer süd-deutschen Republik, gehörte<sup>38</sup>.

Otto wußte die Wiedereinstellung in den diplomatischen Dienst zu schätzen. Am 14. Mai 1798 schrieb er an Sieyès in Paris: „Nachdem ich seit drei Jahren von einer unsichtbaren Hand unterdrückt wurde, hatte ich fast dem Glück entsagt, einem Vaterland zu dienen, das ich mehr als das Leben liebe. Ihre Freundschaft holt mich aus meinem bescheidenen Ruhesitz. Sie sagen, daß meine Antwort Ihnen sehr großen Kummer oder viel Freude bereiten werde; gestatten Sie mir die Hoffnung, daß sie bei Ihnen das letztere weckt“. Natürlich war die Zusage Ottos auch für Sieyès ein Glücksfall, denn einmal kam ihm dessen Muttersprache zustatten, da er selbst des Deutschen unkundig war, und zum anderen war er selbst, wie Robert de Crèvecoeur bemerkte, im technischen Teil der Diplomatie wenig bewandert und hatte deshalb an Otto gedacht, den er seit langem kannte und dem er einen sehr schmeichelhaften und sehr dringlichen Brief schrieb, um ihm den Posten des Ersten Sekretärs anzubieten. Eine Mitarbeit, so hatte er hinzugefügt, würde sein Vertrauen in den Erfolg seiner Mission stärken. Tatsächlich konnte kein anderes Angebot ehrenvoller sein als dieses, das von einem Mann stammte, der nach dem Urteil von Thiers in Frankreich nach Bonaparte den größten Namen trug. Otto hätte zwar eine unabhängigere Position vorgezogen, war aber in seiner Situation überglücklich, überhaupt wieder im diplomatischen Dienst tätig sein zu können. Seine Ernennung zum Gesandtschaftssekretär mit einem Jahresgehalt von 12 000 fr. erfolgte am 15. Mai 1798. Die Zusammenarbeit der beiden verlief harmonisch und Sieyès schenkte ihm sein absolutes Vertrauen. Ein Jahr später, am 16. Mai 1799, wird Sieyès an Stelle des durch Los ausgeschiedenen Reubell von den Alten zum Mitglied des Direktoriums ernannt; er erfährt davon am 23. Mai, als er sich mit Otto und dem bevollmächtigten Gesandten von Spanien, Marquis de Musquiz, in Potsdam befindet, und verläßt

am nächsten Tag Berlin. Otto bleibt als Geschäftsträger in keiner leichten Situation zurück. Mit reger diplomatischer Tätigkeit setzt er die Bemühungen fort, die Interessen Frankreichs an der Aufrechterhaltung der preußischen Neutralität zu wahren. Es galt, den Bestrebungen Englands und Rußlands entgegenzuwirken, Preußen für den Beitritt zur Koalition und die Befreiung Hollands und Brabants zu gewinnen. Preußen selbst forderte neben der Unabhängigkeit Hollands die Herausgabe seiner linksrheinischen Besitzungen. Den Tiefpunkt seiner Tätigkeit mußte Otto zum Zeitpunkt der militärischen Niederlagen gegen die Koalition durchstehen. In weniger als 15 Tagen sah er sich von aller Welt verlassen. Das Blatt wendete sich nach den französischen Siegen in der Schweiz und Holland im September und Oktober, so daß Preußen seine Forderungen zurückstecken mußte und zur völligen Neutralität zurückkehrte.

### *Der mühevollen Weg nach London*

Mit der am 22. November 1799 erfolgten Ernennung zum „Kommissar für den Austausch französischer Kriegsgefangener in England“ als Nachfolger von Nion waren Ottos Tage in Berlin gezählt. Nur wußte er davon noch nichts: „Die Zeitungen zeigen meine Ernennung nach London an“, schrieb er Sieyès am 6. Dezember, „der König beglückwünschte mich, aber ich habe diesbezüglich lediglich eine vertrauliche Mitteilung von Reinhard“. Wahrscheinlich war die mangelnde Unterrichtung auf den Wechsel im Außenministerium zurückzuführen, denn Reinhard, der sein Amt am 5. September 1799 nach dem Ausscheiden von Talleyrand angetreten hatte, wurde nach seinem Rücktritt am 20. November zwei Tage später von seinem Vorgänger wieder abgelöst. Der Beschluß, Otto als Kommissär der Republik nach England zu schicken, war von den drei Konsuln Sieyès, Bonaparte und Roger Ducos gefaßt worden; ihre Instruktionen für sein neues Amt datieren vom 1. Frimaire VIII. Noch am 10. Dezember, als er zum letzten Mal von Berlin aus an Sieyès schrieb, hatte Otto keine Ahnung, daß General Pierre Riel Comte de Beurnonville, 1793 französischer Kriegsminister, seine Nachfolge antreten würde. Ansonsten ging alles reichlich schnell und zwang ihn zu einer überstürzten Abreise; am 2. Januar 1800 berichtete er Sieyès aus der batavischen Hauptstadt La Haye: „Ich habe auf der Stelle dem Befehl Folge geleistet, den ich erhalten hatte, mich in diese Stadt zu begeben, doch habe ich keine Instruktionen vorgefunden und keine Pässe, wie man mir angekündigt hat“. Während er auf seine Instruktionen wartete, stellten Diplomaten und Journalisten ihre Überlegungen über den Zweck seiner Mission an, die vor allem in Wien auf besonderes Interesse stoßen mußte. Aber bis zu ihrer faktischen Ausübung stellten sich

dem Diplomaten schier unüberwindliche Hindernisse in den Weg, die er Sieyès am 20. Januar aus Calais schilderte. Niemals sei eine Reise schwieriger als die seine gewesen, vergeblich habe er in ganz Holland nach Möglichkeiten gesucht, sich nach England einzuschiffen, und schließlich den verzweifelten Entschluß gefaßt, einen Hafen in Belgien aufzusuchen, wobei er fast ungangbare Wege benutzen mußte. Am 9. Februar konnte er endlich aus London über die beklagenswerte Situation der französischen Gefangenen berichten.

### *Der Präliminar – Friedensvertrag von London*

Am 2. Fructidor VIII (20. 8. 1800) wurde Otto von Bonaparte zur Einleitung und zum Abschluß eines allgemeinen Waffenstillstandes zwischen Frankreich und Großbritannien bevollmächtigt. Die Verhandlungen verliefen nicht reibungslos und hingen vom jeweiligen politischen oder militärischen Geschehen ab. Aber im Sommer ergab sich aus einer wüsten Pressehetze einiger englischer Journalisten, die Otto der Spionage beschuldigten und seine Ausweisung oder Verhaftung forderten, eine Situation, die er nur mit der Drohung meistern konnte, seine Abberufung zu fordern, falls ihn die Regierung nicht vor solchen Angriffen schütze. Diese wich zurück und gab ihm in einer Presseerklärung volle Genugtuung<sup>39</sup>. Trotz aller Schwierigkeiten mannigfacher Art im Laufe der Verhandlungen kam am Abend des 1. Oktober 1801 die Unterzeichnung der Präliminarien durch den britischen Außenminister Lord Hawkesbury und Otto zustande. Tags darauf schrieb Otto an Sieyès: „Mein würdiger Freund. Indem ich die Friedenspräliminarien unterzeichne, erinnere ich mich mit Rührung, daß ich Ihrer Freundschaft den schönsten und glorreichsten Augenblick meines Lebens verdanke. Ich möchte mich gerne mit Ihnen freuen und Sie überzeugen, daß Zeit und Entfernung die Gefühle, die Sie in mir geweckt haben, durchaus nicht verändern und niemals wandeln können“<sup>40</sup>. Die tiefe Freude, die Otto empfand, war nach Thiers wohlbegründet, „denn nie hatte ein Unterhändler das Glück gehabt, mit seiner Unterschrift seinem Vaterland soviel Größe zu verschaffen“<sup>41</sup>. Die Befriedigung über das Ergebnis der Friedensverhandlungen war allgemein, und in London, dessen Altstadt nach zeitgenössischen Berichten einer „Feuerglut“ glich, da die Häuser von Lichtern, Lampen und Fackeln strotzten, tobte das Volk vor Begeisterung<sup>42</sup>. Als Otto mit dem Überbringer der Ratifikationsurkunde, General Lauriston, in einer Kutsche in dessen Unterkunft fuhr, wurden von der Menge die Pferde ausgespannt und der Wagen in Begleitung von Tausenden zum Hotel gezogen!

## *Keine Spekulationen mit Staatspapieren*

In einem Gespräch, das der amerikanische Gesandte Rufus King am 2. November 1801 in London mit dem Premier Addington führte, äußerte sich dieser recht anerkennend über die Rechtschaffenheit Ottos, der weder mit Staatspapieren spekuliere, noch Umgang mit dem unzufriedenen Volk pflege. Der König habe kürzlich sehr vorteilhaft von ihm gesprochen und zu verstehen gegeben, daß er ihn als Gesandten hier wünsche<sup>43</sup>. Zweifellos sprach Rufus King darüber auch mit Otto, der nun zwar am 9. Frimaire X (30. 11. 1801) zum bevollmächtigten Minister, aber offensichtlich nicht zum Gesandten ernannt wurde. An jenem Tag berichtete Rufus King, daß Otto eine Mitteilung erhalten habe, daß er als Minister Plenipotentiary in die Vereinigten Staaten geschickt werden solle, und wirklich erhielt er am 18. Prairial X (7. 6. 1802) die offizielle Ernennung. Dem Wunsch des Königs war also nicht entsprochen worden; die Wahl eines „ambassadeur en titre“ fiel auf den General Andréossy, dessen Instruktionen aus der Hand Talleyrands das Datum vom 1. Juli 1802 trugen. Zwar hatten Napoleon und Talleyrand sich Otto gegenüber dankbar erwiesen und Napoleon ihm in Würdigung seiner Verdienste 30 000 francs zukommen lassen, aber das konnte in den Augen Ottos keine Entschädigung für die erwartete Bestellung zum Gesandten in England sein. Die angebotene Versetzung in die Vereinigten Staaten lehnte er in Rücksicht auf den Gesundheitszustand seiner Frau ab. Möglicherweise hätte Otto als Botschafter in den Vereinigten Staaten aufgrund seiner guten Beziehungen zu Jefferson, der 1801 das Amt des Präsidenten angetreten hatte, Frankreich von Nutzen sein können, da sich das freundschaftliche Verhältnis zwischen beiden Mächten merklich abgekühlt hatte. Schon 1790 hatten Otto und Jefferson dies enttäuscht zur Kenntnis nehmen müssen<sup>44</sup>.

Nach dem Abschluß des Friedens vom Amiens am 25. März 1802, dessen Unterzeichnung Napoleon seinem Bruder Joseph vorbehalten hatte, verblieb Otto zunächst noch in London. Seine Abberufung erfolgte am 17. November 1802. General Andréossy trat sein Amt Anfang Dezember an: „Es war sicherlich kein glücklicher Gedanke der französischen Regierung, auf den exponiertesten Posten des auswärtigen Dienstes einen Mann zu stellen, der nicht einmal Beweise seiner diplomatischen Fähigkeiten gegeben hatte. Bisher hatte sie an Otto einen hervorragenden Vertreter ihrer Interessen gehabt: jedoch dieser zielbewußte Diplomat, vielleicht der begabteste, den die Republik nächst Tallayrand besaß, war nicht Franzose, sondern wie Reinhard und andere ihrer Staatsmänner und auch manche ihrer Generäle<sup>45</sup>, ein Deutscher“<sup>46</sup>.

Am 16. Mai 1803 erfolgt die Ernennung Ottos zum Gesandten in München, ein Tag, der bei ihm zwiespältige Empfindungen hervorrufen mußte, kündigte doch England den von ihm vorbereiteten Vertrag von Amiens auf. Das Friedensjahr war für das Land eine einzige Enttäuschung gewesen, statt der erhofften Liberalisierung der französischen Handelspolitik war diese von Napoleon gegenüber dem Vertragspartner noch verschärft worden: „Das nominelle Friedensjahr wurde ein Handelskriegsjahr“<sup>47</sup>. Zudem drifteten beide Kontrahenten in der Auslegung des Vertrages von Amiens sehr bald und weit auseinander; Napoleon pochte auf seinen Schein: „Tout le traité d’Amiens, rien que le traité d’Amiens“ und verlangte die vereinbarte Räumung Maltas, und Lord Hawkesbury beharrte seinerseits auf einer Forderung, die allerdings vertraglich nicht festgelegt war: „L’état du continent, tel qu’il était alors (au moment du traité), et rien que cet état“, was für England alle Eroberungen Frankreichs nach Amiens ausschloß<sup>48</sup>. Zur Kriegführung auf dem Kontinent war England aber auf Verbündete angewiesen, die es mit Hilfe kräftiger Subventionen möglichst bald zu gewinnen galt<sup>49</sup>, standen doch in den Lagern von Ambleteuse, Montreuil und Boulogne größere französische Truppenverbände für eine Invasion bereit. Gegen Ende des Jahres 1804 zeichnete sich eine neue Koalition gegen Frankreich ab, die dann im Sommer 1805 England, Rußland, Österreich, Schweden und Neapel umfaßte. Da Englands Alliierte in den Genuß der beträchtlichen Subsidien kommen wollten, mußte der Krieg noch im gleichen Jahr geführt werden, ein Krieg, der an Otto bisher ungewohnte und ungewöhnliche Anforderungen stellen sollte, unter denen nachrichtendienstliche zu den dominierenden gehörten. So empfahl Talleyrand am 2. Januar 1805 Otto erneut, sein Augenmerk auf alle Truppenbewegungen jenseits des bayerischen oder italienischen Grenzgebietes zu richten. München sei für derartige Beobachtungen der beste Platz. Da Österreich sich mit der „größtmöglichen Heimlichkeit“ auf den Krieg vorbereitete, wurde Feindaufklärung eine unabdingbare Notwendigkeit. Die Nachrichten über die Truppenaufmärsche der Österreicher und Russen wurden immer alarmierender, so daß sich auch Napoleon nach Verbündeten umsah. Am 12. März ordnet er an, Otto solle sich mit der bayerischen Regierung wegen einer Allianz ins Benehmen setzen. Talleyrand gibt diesem tags darauf entsprechende Weisungen<sup>50</sup>. Die Zeit drängt: am 28. Juli schließt sich Österreich der englisch-russischen Konvention vom 11. April an. Nach dem „Austausch der feierlichen Deklarationen, die das Angriffsbündnis bekräftigen“<sup>51</sup>, und dem offiziellen Beitritt am 9. August gibt es kein Zurück mehr, der Krieg steht vor der Tür. Talleyrand informiert Otto drei Tage später, daß Napoleon ihm Vollmacht erteile, den Vertrag mit Bayern rasch unter Dach und Fach zu bringen. Der Kurfürst hatte zwar am 28. Juli



*Napoleon Bonaparte, dreißig Jahre alt, Erster Konsul der Republik Frankreich.*

seinem Minister Maximilian Graf von Montgelas den Auftrag zum Abschluß der Allianz erteilt und Napoleon am 16. August seine Zustimmung zum letzten Vertragsentwurf Ottos gegeben, aber es dauerte noch bis zum 24. August, bis er in Bogenhausen von Montgelas und Otto unterzeichnet werden konnte, den beiden Männern, die in guter Zusammenarbeit zum Gelingen der Allianz beigetragen hatten: „Die bedeutendste Erscheinung des diplomatischen Korps in München war der französische Gesandte Otto. Er war in manchen Zügen Montgelas ähnlich. Aus innerer Überein-

stimmung entwickelte sich ein enges und vertrautes Verhältnis zwischen beiden Staatsmännern. Otto brachte die Ruhe, zähe Geduld und Gabe der Menschenbehandlung mit, um stufenweise in fast einjähriger diplomatischer Arbeit die französisch-bayerische Allianz über alle Hemmungen und Bedenken hinwegzuführen. Zum Vorteil seines eigenen Vaterlandes setzte er sich mit Wärme auch für die Interessen Bayerns ein. Zurückhaltung, Vornehmheit und Lauterkeit des Charakters unterschieden ihn von Talleyrand<sup>52</sup>. Der Kurfürst hatte zwar Montgelas zur Unterzeichnung ermächtigt, sich selbst aber die Tür noch offengehalten und den Vertrag nicht ratifiziert, da er immer noch die illusorische Idee einer möglichen Neutralität im Auge hatte. Am Tage der Vertragsunterzeichnung setzten sich die ersten französischen Truppenverbände nach einem genialen Plan Napoleons in Richtung Rhein und Donau in Marsch. Im Verlauf des Feldzuges von 1805 sollte Otto für den Kaiser außerordentlich wertvolle Dienste leisten. Das betraf einmal den diplomatischen Bereich, wo er unbedingt dafür sorgen mußte, daß der Kurfürst bei der Allianz verblieb, was sowohl militärisch hinsichtlich der bayerischen Armee als auch politisch bedeutsam war, denn Napoleon konnte nur dann als Beschützer des Kurfürsten und Befreier Bayerns auftreten; zum anderen den militärischen, wo es auf schnellste Informationsübermittlung ankam, aber auch auf die Befriedigung spezieller Anforderungen der Truppen. So wurde er bereits am 26. August von Kriegsminister Berthier ermächtigt, 2000 Pferde zu kaufen<sup>53</sup>. Bald darauf, am 8. September, rückten österreichische Truppen in Bayern ein, nachdem schon zwei Tage zuvor der Fürst zu Schwarzenberg das Schloß Nymphenburg mit etwa 100 Husaren umstellen ließ, als er den Kurfürsten aufsuchte, um ihm ein Ultimatum von Kaiser Franz zu überbringen. Max Joseph setzte sich daraufhin in der Nacht zum 9. September mit seinem Hof nach Ansbach und von dort nach Würzburg ab; Otto folgte ihm unverzüglich nach Verbrennung seiner Akten nach. Seine erste Sorge galt der Zitadelle, die unser Diplomat zwar in gutem Zustand vorfand, aber man hatte vergessen, für die herangeführten 230 neuen Feldgeschütze aus dem Arsenal in München auch die Kugeln mitschicken! Als Mädchen für alles mußte er sich auch um die Herstellung von Biscuit kümmern, was den Bäckern offenbar große Schwierigkeiten bereitete. Außerdem mußte er sich mit der Besorgung von 1000 Wagen befassen, die Napoleon verlangt hatte, was ihm bisher noch nicht geglückt war, wie er Talleyrand in seinem Brief vom 13. September mitteilte. Neben militärischen Informationen gab er noch Bescheid, daß er Aufklärer nach Böhmen geschickt habe. Die Ratifikation des Bogenhausener Vertrages zögerte der Kurfürst quasi bis auf die letzte Sekunde, d. h. bis zu dem sehnlichst erwarteten Eintreffen der französischen Truppen hinaus. Es war für Otto die spannendste und vor allem aufregendste Zeit seiner ganzen Laufbahn im Auslandsdienst, mußte er doch am 21. September in seinem Bericht an Talleyrand feststellen: „Ich habe es



mit dem schwächsten, furchtsamsten und wankelmütigsten Fürsten Europas zu tun. Meine Position in London war weniger delikatsam und weniger unangenehm als die, in die mich die Umstände seit 14 Tagen versetzten“. Die Schwierigkeit lag für Otto in der Haltung des Kurfürsten, dessen Dilemma Thiers präziserte: „Dieser unglückliche Fürst, schwankend zwischen Österreich, das sein Feind, und Frankreich, das sein Freund war, aber der eine nahe, der andere entfernt, sich auch daran erinnernd, daß er in den vergangenen Kriegen, stets von den einen und anderen niedergedrückt, immer beim Frieden übergangen wurde“<sup>54</sup>. Obwohl Marschall Bernadotte mit seinem Korps am 27. September in Würzburg eintraf, bedurfte es dennoch des Drängens von Otto, daß er ihn endlich anderntags ratifizierte<sup>55</sup>. An jenem 28. September berichtete aus Kork der Referendär Oehl dem badischen Kurfürsten Karl Friedrich: „Der Stab ist über das unglückliche Kehl abermals gebrochen“. Napoleon habe bei einer Rekognoszierung ungeachtet aller Bitten der Einwohner befohlen, „den größten Teil der Häuser niederzureißen und den Platz in aller Eile zu befestigen“. Auf die Vorhaltung Oehls bei dem Generalintendanten der Großen Armee über diese Maßnahme Napoleons, der nicht einmal die badische Regierung davon unterrichtete, erwiderte dieser, „man hätte den Leuten nicht erlauben sollen, sich wieder daselbst anzubauen, da man immer vorsehen müsse, daß dieser Platz früh oder spät zu neuen Befestigungen genommen werden müsse“. Kriegsminister Berthier bewilligte den Einwohnern wenigstens eine Räumungsfrist von 48 Stunden<sup>56</sup>. Am gleichen Tag, wie Oehl aus Kork berichtete, schrieb Napoleon aus Straßburg an Otto: „Meine ganze Armee ist eingetroffen und auf dem Marsch an den Neckar. Ihr Schreiben vom 3 vend. hat mir Vergnügen bereitet. Sie haben sich in diesen delikatsten Umständen so verhalten, wie ich es erwarten mußte. Ich werde die erste Gelegenheit benützen, um Ihnen das öffentlich zu bezeugen. – Marschall Bernadotte ist auf dem Marsch mit Marschall Marmont und den bayerischen Truppen, um sich an die Donau zu begeben. – Schicken Sie mir mit einem außerordentlichen Kurier alle etwas sichere Neuigkeiten, die Sie aus Wien und Prag erhalten können. Baden hat mit uns einen Allianzvertrag geschlossen, ein gleicher wird mit Württemberg und Hessen-Darmstadt geschlossen. Sendet einige Sonderkurier nach Berlin, wenn es die Umstände erfordern, um Neuigkeiten von der Armee zu überbringen. Daraufhin bitte ich Gott, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nimmt“<sup>57</sup>. Napoleon war am 26. September in Straßburg angekommen, wo er am 1. Oktober Karl Schulmeister empfing, der 1792 zur Zeit seiner Vermählung Actuar in der Amtskanzlei in Kork war. Er wurde als Kundschafter dem General René Savary unterstellt und spielte bald darauf bei der Täuschung des österreichischen Generals Mack in Ulm eine besondere Rolle<sup>58</sup>. Es ist interessant, daß auch Otto schon im Sommer nach Ulm gefahren war, um die dortigen Verhältnisse zu erkunden. Er sandte Napoleon den Plan der neuerbauten Befesti-

gungsanlagen und versorgte ihn mit Informationen über die Situation der Garnison: „Diese Dokumente trugen nicht wenig zur Herbeiführung der Kapitulation bei. Man sagte lachend im Hauptquartier, daß es der französische Minister gewesen sei, der Ulm genommen habe“<sup>59</sup>. Welchen Wert Napoleon auf den Nachrichtendienst Ottos legte, mag noch seine Weisung an diesen vom 2. Oktober demonstrieren, daß er dringend über die Bewegung des Feindes auf der linken Seite der Donau informiert sein wolle: „Schicken Sie mir täglich ein oder zwei Kuriere“. Er hoffe, ihn bald in München zu sehen.

Dort zog Napoleon am 24. Oktober ein; am 27. verließ er wieder die Stadt. Es war sicher kein Zufall, daß sich während dieser Zeit auch Karl Schulmeister in der Stadt aufhielt, wo er am 26. Oktober, als das Korps von Marschall Soult durch die Stadt zog, seinen Bericht für Savary anfertigte.

#### *Auf der Seite der Koalition: General Oppermann aus Kork*

Neben ihm und seinen Begleitern Hans Rippmann aus Kork und Hammel von Neu-Freistett war noch ein anderer Hanauer unterwegs, um Kundschafterdienste auf dem europäischen Kriegsschauplatz zu leisten; in diesem Fall aber für den Kaiser Alexander von Rußland, der König Ferdinand von Neapel und der Königin Karolina Beistand und Unterstützung gegen Napoleon versprochen hatte. Mitte Mai war General Lacy, Oberbefehlshaber der russischen Streitkräfte im adriatischen Meer, als einfacher Reisender nach Neapel gekommen, wo er solche „Merkwürdigkeiten“ wie die Befestigungswerke der Stadt besichtigte, dies allerdings mit besonderer Erlaubnis der Regierung. Zur gleichen Zeit weilte dort aus „gesundheitlichen Gründen“ auch der russische Genie-General Oppermann, ein Sohn der Friederica Franziska Sophia Wildermuth, Tochter des Landschreibers in Kork, wo Ludwig Carl Wilhelm Oppermann am 12. November 1764 geboren wurde. Sein Vater Joh. Friedrich Oppermann war Superintendent der Ämter Willstätt und Lichtenau. Als Taufzeugen fungierten Prinz Ludwig von Hessen-Darmstadt, der sich durch den Hofrat und Amtmann des Amtes Willstätt Lichtenberger vertreten ließ, und Landschreiber Friedrich Wildermuth, den wir schon als Paten des Friedrich Christian Otto kennenlernten, jetzt Lieutenant de Nassau<sup>60</sup>. Karl Iwanowitsch Oppermann, der seit 1789 in der russischen Armee diente<sup>61</sup>, sondierte zusammen mit Lacy für den Fall einer Landung das Terrain. Jedoch mußte Neapel am 21. September 1805 in Paris einen Vertrag unterschreiben, der das Königreich zur strikten Neutralität verpflichtete. Nach der Ratifikation wurden die Verträge am 19. Oktober ausgewechselt, doch Neapel glaubte auf Grund der militärischen Lage am 20. November den Vertrag brechen zu können; 13 000 Russen und 7 000 Engländer gingen an Land. Am 26. Dezember ließ

Napoleon den General Saint-Cyr nach Neapel in Marsch setzen. Während der englische General Craig auf dem am 4. Januar abgehaltenen Kriegsrat angesichts der französischen Übermacht erklärte, daß er seine Leute nicht fruchtlos opfern wolle, vertrat Oppermann mit dem General Anrep den Standpunkt: „Alles ist zu opfern, nur die Ehre nicht!“<sup>62</sup>. Aber am 6. Januar 1806 erreichte die Russen der Befehl ihres Kaisers, sich unverzüglich wieder nach Korfu einzuschiffen, und Oppermann mußte gehorchen. Derweilen durfte Otto die Früchte seiner umsichtigen, vielfältigen und erfolgreichen Tätigkeit einheimsen: am 16. November 1805 erfolgte seine Ernennung zum Staatsrat und Großoffizier der Ehrenlegion<sup>63</sup>, nachdem er bereits im September 1804 auf dem Fürstentag in Mainz, zusammen mit Kollegen anderer bedeutender Höfe mit dem Kreuz der Ehrenlegion ausgezeichnet worden war<sup>64</sup>.

### *Mediationskongreß in München*

Am 4. Januar 1806 hatte Napoleon den Kurfürsten Karl Friedrich zu einem kleinen Kongreß in München eingeladen, wo mit Baden, Bayern und Württemberg unter größtmöglicher Geheimhaltung ein Übereinkommen über ein Militärsystem mit Frankreich sowie über die Grenzziehung zwischen den drei Staaten und andere Fragen getroffen werden sollte<sup>65</sup>. Mit der Leitung des Kongresses wurden von Napoleon Otto und Berthier beauftragt, denen noch General Clarke zugestellt wurde, als die Schwierigkeiten immer komplizierter wurden. Den Vorsitz führte Otto, in dessen Haus am 12. Februar 1805 die erste Konferenz mit den Vertretern von Baden und Bayern stattfand. Nach fünfwöchiger täglicher Beratung verfaßte Otto einen Entwurf für eine Konvention, der aber von Napoleon abgelehnt wurde. Da die Mediationskommission das ihr gesteckte Ziel nicht erreichte, wurde der Kongreß Ende März nach Paris verlegt. München selbst war ein kleines Paris geworden, wie Christine Reinhard am 14. Mai 1806 ihrer Mutter schrieb<sup>66</sup>. Ihr Mann war am 18. März zum Residenten und Generalkonsul an der Moldau mit Sitz in Jassy ernannt worden und die Familie machte auf der Reise, die über Wien führte, in der bayerischen Residenz Station: „Wir können mit dem Empfang bei dem französischen Gesandten nur zufrieden sein, und Madame Otto ist äußerst liebenswürdig zu mir. M. Otto hat Charles sofort zum Fürsten Alexandre geführt. Am nächsten Tag führten sie uns in die comédie“. Alexander Berthier, Fürst von Neufchâtel, Vertrauter Napoleons, gehörte zu den Freunden des Hauses Otto, in dem der Münchner Philosoph Franz Baader, sein Bruder Joseph, Museumsdirektor Mannlich, Joseph Utzschneider, Generaladministrator der Salinen, oder Friedrich Heinrich Jacobi verkehrte, der im Frühjahr 1805 nach Mün-

chen gekommen war. Er sah Otto sehr oft, fand ihn überaus liebenswürdig und wie er in seinem Brief vom 2. Juli 1807 an Charles de Villers hinzufügte, sei dessen Frau sehr interessant<sup>67</sup>. Von Jacobi, dem „vornehmsten Tischgenossen“ des „petits dîners de savants“, die von Otto gegeben werden (Dunan), wird Wilhelm Schelling, der 1806 an die Münchner Akademie der Wissenschaften berufen wurde, in dem gastlichen Hause eingeführt.

Zur Pflege persönlicher Beziehungen gesellte sich jene der politischen und gesellschaftlichen Kontakte, die sich aus seiner Stellung, aber auch speziell im weitgesteckten Rahmen der dynamischen Außenpolitik Napoleons ergaben. Zu ihrer Durchsetzung bedurfte es nicht nur diplomatischer Talente, sondern auch eines weitgehenden persönlichen Engagements, das sich auf einem vielfältigen Arbeitsfeld in München entfalten konnte. Als im Mai 1808 die neue Konstitution des Königreiches Bayern im Druck war, vermerkte Otto, daß die ganze bayerische Verwaltung von der Notwendigkeit der allmählichen Angleichung wichtiger Einrichtungen, darunter auf den Gebieten der Rechtsprechung, des Handels, der Finanzen und Polizei, an die bewährten französischen überzeugt sei. Sein Rat war gefragt: „Die Regierung macht keinen Schritt, ohne mich zu befragen, und es gibt keinen offiziellen Bescheid, der mir nicht vorgelegt würde“<sup>68</sup>. So konnte die Anerkennung seiner Verdienste nicht ausbleiben. Als am 19. Mai 1808 der Orden der bayerischen Krone pour le mérite civil geschaffen wurde, der nach Dunan 12 Großkreuze, 24 Kommandeure und 100 Ritter umfaßte, erhielt Otto sogleich die „grande décoration“, sein Sekretär Bogne de Faye das „kleine Kreuz“. Auch von Napoleon, dem sein Außenminister Comte de Champagny am 16. Dezember 1808 versicherte: „Eure Majestät weiß, daß Otto einer ihrer besten Diener ist“, wurde er nicht vergessen. 1809 wurde ihm der Titel Comte de Mosloy nach dem ihm gehörenden Gut Mosloy bei la Ferté – Milan verliehen, was mit einer jährlichen Dotation von 50 000 Francs verbunden war<sup>69</sup>.

### *Die Wiener Bredouille*

Nach dem Ende der österreichischen Erhebung von 1809, die am 14. Oktober mit der Unterzeichnung des Friedens von Schönbrunn und materiell mit dem Verlust von über 120 000 qkm und einer Kriegsentschädigung von 85 Millionen Franken besiegelt wurde<sup>70</sup>, erhielt Otto nach seiner Ernennung vom 23. Dezember 1809 zehn Tage später das Beglaubigungsschreiben als Botschafter in Wien. Über seine Berufung urteilte der österreichische Historiker Eduard Wertheimer: „Wenn man wirklich in Frankreich die Absicht hatte, in bessere Beziehungen zu Österreich zu treten, so muß die

Wahl Otto's zum Gesandten als eine glückliche bezeichnet werden. Er hatte nichts von der rauhen, abstoßenden Art seines Vorgängers, des Grafen Andréossy an sich. Sein Geschmack für ein ruhiges Familienleben, vor allem aber seine einfachen, liebenswürdigen Manieren mußten ihm bald die Gewogenheit aller gewinnen<sup>71</sup>.

Am 25. Januar 1810 trifft er in Wien ein, am 27. findet die Antritts-Audienz bei Kaiser Franz II. statt. Er hatte zunächst keine andere Instruktion, als alles zu beobachten, über alles Bericht zu erstatten, vor allem über den Eindruck, den der Krieg hinterlassen hatte und natürlich über die militärische Situation<sup>72</sup>. Im allgemeinen wurde er in Wien überraschend gut aufgenommen, und alles versprach ein angenehmes Leben, wenn er nicht plötzlich in eine hochpolitische Bredouille geraten wäre, die er der Heirat Napoleons verdankte und deren Umstände zum aufregendsten Erlebnis während seiner dortigen Amtszeit werden sollte. Durch Senatsbeschluß vom 18. Mai 1804 war der erste Konsul zum Kaiser ausgerufen und die Erblichkeit der Kaiserwürde in der Napoleonischen Dynastie festgesetzt worden. Zum Bestand der Dynastie benötigte er einen legitimen Nachkommen, und da Kaiserin Josephine ihm diesen nicht bescheren konnte, entschloß er sich zur Trennung. Die Verwirklichung seines Entschlusses wurde offenbar wesentlich durch die Absicht des 18jährigen Lehrlings Friedrich Staps beschleunigt, der den Kaiser am 12. Oktober 1809 in Schönbrunn ermorden wollte. Am 15. Dezember 1809 erläuterte Napoleon dem erweiterten Familienrat seine Entscheidung<sup>73</sup>, am 16. informierte er den Senat von seiner Absicht, sich von Josephine zu trennen. Tags darauf stimmte dieser einer Auflösung der Ehe mit 73 Stimmen bei 7 Gegenstimmen und 3 Enthaltungen zu. Die künftige Kaiserin sollte nach Ansicht des „von den Österreichern ausgehaltenen Talleyrand“<sup>74</sup> aus einer Familie von königlichem Geblüt stammen, und dafür kamen für ihn nur die Habsburger in Betracht, da die Bourbonen von vornherein ausschieden. Der Kaiser wiederum richtete zunächst sein Interesse auf die junge russische Großfürstin Anna, sann aber im Herbst 1809 auch über eine Verbindung mit Habsburg nach. Dabei traf er sich mit den Überlegungen des Grafen Metternich – seit dem 7. Oktober 1809 Minister des Auswärtigen –, dessen offizielles Sprachrohr in Paris der Gesandte Schwarzenberg war. Nachdem er sich für Österreich entschlossen hatte und aufgrund der russischen Haltung sich auch so entscheiden mußte, wickelte er das Heiratsprojekt in einem solchen Tempo ab, daß Otto dabei fast zu Fall gekommen wäre. Da die von ihm erwählte Erzherzogin Marie Louise, Tochter des Kaisers Franz I. von Österreich, katholisch war, bedurfte es der Mitwirkung der Kirche; unter Umgehung von Pius VII. ließ Napoleon seine Ehe mit Josephine vom dem Pariser Offizialat annullieren, was nach der Verhandlung vom 9. Januar 1810 erwartungsgemäß am 12. geschah. Eigenwillig arrangierte er am

7. Februar nach einer Sitzung des Familienrates die Unterzeichnung eines Ehevertrages, wobei der ins Außenministerium zitierte Schwarzenberg, der dafür keinerlei Vollmacht besaß, dazu förmlich genötigt wurde<sup>75</sup>. Von diesem vorläufigen Ehekontrakt erfuhr Otto am 15. Februar. Er unterrichtete umgehend Metternich, der sich vergewisserte, ob die erste Ehe Napoleons wirklich nicht kirchlich eingesegnet worden sei. Nun hatte zwar Kardinal Fesch am 1. Dezember 1804, dem Vortag der Kaiserkrönung, die kirchliche Trauung vorgenommen, „eine Art Einsegnung – in den Gemächern Josephines in aller Stille und Heimlichkeit“<sup>76</sup>, nun aber beeidet, daß Josephine diese gegen Napoleons Willen durchgesetzt habe, so daß das bischöfliche Offizialat aus dieser Sicht die Ehe für ungültig erklären konnte<sup>77</sup>. Während der Wiener Hof sich mit der Entscheidung des Offizialats zufrieden gab und dem Ehevertrag am 16. Februar seine Zustimmung erteilte, die Napoleon am 22. in seinen Händen hielt, äußerte der Wiener Erzbischof Graf Hohenwart dem Kaiser Franz gegenüber schwere Bedenken: „Einen Moment schien es freilich, als würde gerade dieses Punktes wegen alles scheitern“. Solange ihm der Grund der bürgerlichen und geistlichen Behörden in Frankreich, aus welchem sie die Nullität und Ungültigkeit der napoleonischen Ehe erklärt hätten, authentisch nicht bekannt wäre, sei er auch nicht imstande, die bevorstehende Ehe einzusegnet. Otto saß in der Klemme; er hatte die Originalakten, die Aufschluß geben sollten, am 17. 2. mit der Weisung erhalten, „sie nur dann mitzuteilen, wenn sie verlangt würden, und im gegenteiligen Falle zurückzusenden“<sup>78</sup>, und da niemand Einsicht verlangte, sie am 20. wieder zurückgeschickt. Nun mußte ein Kurier nach Paris geschickt werden, der vor 14 Tagen mit den Akten nicht zurück sein konnte. Eine Aufschiebung oder gar Gefährdung der kirchlichen Trauung würde für alle Beteiligten unliebsame Folgen nach sich ziehen. Der Zorn Napoleons würde zunächst Otto treffen, der am 25. Februar an Metternich schrieb: „Ich bin wirklich verzweifelt, daß ich diesen Vorfall nicht vorhergesehen und die Schriftstücke der Offizialität nicht ein paar Tage länger behalten habe“. Die Situation war aber auch für Metternich nicht viel besser, denn Österreich konnte in eine unangenehme Lage geraten, da er nicht ausdrücklich um die Akteneinsicht gebeten hatte. In Paris war man nicht minder aufgeregt. Zwar stellte sich Kardinal Fesch auf den Standpunkt, daß eine Rücksendung der Akten sich erübrige, da er am 27. Februar dem Wiener Erzbischof eine Erklärung über die Gültigkeit der Scheidung zugeschickt habe, doch befahl Napoleon die umgehende Absendung. Die Gunst des Schicksals wollte es, daß nach siebentägigen Verhandlungen zwischen dem Grafen Hohenwart, Metternich und Otto der Erzbischof einlenkte und sich mit einer eidesstattlichen Erklärung Ottos zufrieden gab. Otto stützte sich dabei auf die Erklärung der sieben Prälaten des Pariser Offizialats, daß die Ehe nicht nach dem kanonischen Recht geschlossen worden und deshalb nichtig sei. Der ungestörte weitere Ablauf

der „österreichischen Heirat“ Napoleons war nun gesichert, wobei dieser allerdings noch Zugeständnisse an die habsburgische Tradition machen mußte. In Abwesenheit des Bräutigams, der sich von Marschall Alexander Berthier vertreten ließ, fand am 11. März 1810 die Trauung im St. Stephans-Dom statt. Nach Beendigung der Hochzeitsfeierlichkeiten machte sich am 13. März ein riesiger Zug von Kutschen auf den Weg nach Paris. Wie schon Marie Antoinette im Mai 1770, wurde auch Marie Louise beim Rheinübergang bei Kehl am 22. März 1810 festlich empfangen. Ihr zu Ehren ließ die Stadt Straßburg eine Medaille schlagen<sup>79</sup>. Am 24. setzte der Hochzeitszug seinen Weg nach Paris fort, wo am 2. April im Louvre die Hochzeitsfeier stattfand<sup>80</sup>.

### *Sophie-Adélaïde Otto heiratet den Baron Pelet de la Lozère*

Zum großen familiären Ereignis während der Wiener Zeit wurde die Vermählung der Tochter Sophie mit dem am 12. Juli 1785 in Saint-Jean-du-Gard geborenen Baron Claramond Pelet de la Lozère. Sein Vater war 1791 zum Präsidenten des Direktoriums des Departement de la Lozère ernannt worden; 1792 fügte dieser als Deputierter beim Nationalkonvent seinem Namen das Departement hinzu. In der Zeit vom 24. 3. – 4. 4. 1795 amtierte er als Präsident des Konvents, 1802 wurde er in den Staatsrat berufen und 1819 wurde ihm die Pairswürde von Frankreich verliehen. Sophie und Claramond hatten sich auf einem Hofempfang in Versailles kennengelernt. Claramond wurde am 13. Februar 1806 im Alter von kaum 20 Jahren auditeur beim Staatsrat, im gleichen Jahr administrateur général des forêts de l'Empereur, kehrte aber bald als maître des requêtes zum Staatsrat zurück<sup>81</sup>. Ende 1811 verlobte er sich mit Sophie; nachdem man aus verschiedenen Gründen die Heirat verschoben hatte, konnte das Paar angesichts der politischen Entwicklung nicht länger zuwarten. Am 7. Mai 1812 erwirkte Baron Pelet in Saint-Cloud persönlich die Zustimmung Napoleons, der bald darauf zum Fürstentag in Dresden aufbrach, wo er am 16. eintraf. Fünf Wochen später, am 24. Juni, begann die Große Armee mit dem Übergang über den Njemen. Mit dem katastrophalen Ablauf des Feldzuges wurde die Aufgabe Ottos immer schwieriger. Preußen hatte sich am 14. Februar 1812 mit Frankreich alliiert, aber am 30. Dezember wechselte General York die Front. Der Neutralität seines Korps folgte am 27. und 28. Februar 1813 die Unterzeichnung des preußisch-russischen Bündnisses in Breslau und Kalisch. Österreich, das am 14. März 1812 einen Allianzvertrag mit Frankreich abgeschlossen hatte, kündigte ihn Ende Januar 1813 auf. Es vereinbarte mit dem Zaren einen Waffenstillstand und trat nun unter Aufrüstung als Vermittler auf. Die von Metternich gestellten Friedensbedingungen waren für Napoleon, und dessen territorialen Zugeständnisse

wiederum für seine Gegner unannehmbar. Was er Österreich anbot, reichte nicht im geringsten dazu aus, die für ihn absolut notwendige Neutralität zu erreichen. Es ist erstaunlich, daß er noch glauben konnte, durch eine Neu-besetzung der Wiener Gesandtschaft Metternich zügeln zu können.

### *Ernennung zum Staatsminister und Rückberufung nach Paris*

Otto erschien ihm „für den Wiener Posten zu bequem, zu wenig rührig, um den Künsten Metternichs gewachsen zu sein“<sup>82</sup>, ein Vorwurf, den er allerdings später bereut habe. Die Abberufung Ottos erfolgte auf ehrenhafte Art: „Die besonderen Kenntnisse dieses Diplomaten in bezug auf England und die Vereinigten Staaten, sagte der Herzog von Bassano, machten seine Anwesenheit in Paris unumgänglich“<sup>83</sup>. Nachfolger wurde, wie zuvor schon in München, Louis Graf von Narbonne, der am 28. Februar 1813 seinen Eid als Gesandter ablegte. Wohl am gleichen Tag wurde Otto zum Staatsminister ernannt; am 1. März erfolgte seine offizielle Abberufung. Sein Amt versah er noch bis zum Eintreffen seines Nachfolgers am 17. 3. An jenem Tag wurde seine Tochter Sophie von der Kaiserin Josephine in Malmaison herrlich empfangen, wie sie ihrem Schwiegervater schrieb: „Sie erinnerte mich sofort an meinen Familiennamen, sprach zu mir von

meinen lieben Eltern. Sie nahm mich bei der Hand und spazierte mit mir hin und her; mit einem Wort, sie war außergewöhnlich liebenswürdig“<sup>84</sup>. Am 20. informierte Otto den Außenminister Hugues-Bernard Maret, Herzog von Bassano, daß am nächsten Tag Narbonne seine Beglaubigungsschreiben abgeben werde. Während er in seinem Schreiben darauf verweist, daß zwischen der russischen und österreichischen Regierung kein geheimes Verhältnis bestehe, „das Zweifel gegen die Aufrichtigkeit Österreichs erwecken könnte“, war tags zuvor eine geheime Übereinkunft zwischen Österreich und Rußland in Kalisch geschlossen worden! Zu seinem Glück wird seine Gutgläubigkeit, von dem österreichi-



*Louis Guillaume Otto*



schen Historiker Freiherr von Hormayr als „des einfachen Republikaners Otto Köhlerglauben und Trauen“ apostrophiert<sup>85</sup>, nicht mehr länger strapaziert, denn am 28. 3. tritt er seinen Urlaub an; im April verläßt er Wien<sup>86</sup>, um sein Amt in Paris anzutreten. Ende des Jahres wird er unter den Staatsräten als Generalkommissar für den Bereich der 11. Militärdivision ausgewählt. Die Kommissare sind mit großer Macht ausgestattet, „denn sie dürfen, koste was es wolle, Gelder einziehen und Menschen ausheben. Der Posten von Mainz gehört zu den gefährlichsten; Mainz muß gegen die Invasion und gegen die Krankheit kämpfen. Graf Otto hat ihn nach 12stündiger Bedenkzeit angenommen und erhielt die Ermächtigung, in Trier zu residieren“<sup>87</sup>. Er macht sich um den 8. Januar 1814 in Begleitung von Frédéric Cuvier, einem Mitglied der Akademie der Wissenschaften, auf den Weg, aber die Ereignisse überholen seinen Auftrag, und er muß bald wieder unverrichteter Dinge nach Paris zurückkehren: „Graf Otto war nicht lange abwesend und sein Salon ist allen Fremden geöffnet“, schrieb Madame Reinhard am 19. Februar ihrer Mutter. Am 31. März marschierten die Truppen der Verbündeten in die Stadt und am 3. Mai zog Louis XVIII ein, dem sich Otto nach der „unglaublichen Empfehlung“ Napoleons an seine Umgebung bei der Verabschiedung in Fontainebleau zur Verfügung stellte: „Sie müssen, Messieurs, den Bourbonen ebenso treu dienen, wie Sie mir gedient haben. Wenn sie gut beraten sind, werden sie auf Sie zurückgreifen“<sup>88</sup>. Zu diesem Zeitpunkt glaubt Otto wohl noch daran, was eine von ihm als außerordentlicher Kommissar des Königs am 6. Juni 1814 in Limoges unterzeichnete Proklamation an die Franzosen der 21. Militärdivision versicherte: daß Louis XVIII. in ihrer Mitte erschienen sei, um sie mit sich selbst zu versöhnen, der die Vergangenheit vergessen habe und sie auffordere, sich als seine Kinder zu betrachten. Als er aber am 29. Januar 1815 den Staatsminister und Pair de France, Comte de Jaucourt, um die Gewährung eines Ruhegehalts bittet, wie es frühere Kollegen mit Erfolg versucht hatten, erleidet er eine herbe Enttäuschung, so daß er sich nach der Rückkehr des Kaisers von Elba diesem wieder zur Verfügung stellte. Am 24. März, vier Tage nach dessen Ankunft in Paris, wird er zum Unterstaatssekretär im auswärtigen Dienst ernannt. Den letzten und größten Dienst für Napoleon, für seine nach Amerika geplante Ausreise in England Pässe und sicheres Geleit zu verschaffen, konnte er ihm nicht mehr erweisen. Otto wandte sich von Calais aus an die englische Regierung, die auf sein Ersuchen entgegnete, daß darüber die Verbündeten entscheiden müßten. Napoleon und sein Gefolge warteten in Rochefort seit dem 3. 7. vergeblich auf das erhoffte Eintreffen der Pässe<sup>89</sup>. Auch andere Vermittler, die Napoleon zu Verhandlungen zu dem vor dem Hafen liegenden Geschwader schickt, haben keinen Erfolg, so daß er sich am 15. Juli in die Hände und unter den Schutz der Engländer auf die „Bellerophon“ begibt. Von England tritt er am 10. August auf der „Northumberland“ die Fahrt nach St. Helena



*Emmanuel-Joseph Sieyès*

an<sup>90</sup>. Otto wird aus Paris verbannt, darf später wieder zurückkehren, nicht aber in den diplomatischen Dienst. Er findet offenbar auch keine andere Verwendung mehr: „Am Ende dieser Epoche lebte er in größter Verborgenheit und starb am 9. November 1817 in Paris. Neben vielen Kenntnissen verfügte er über äußerst angenehme Sitten und Umgangsformen sowie über eine Art Eleganz in der Art und Würde seiner Sprache, welche wenige Diplomaten in einem solch hohen Grad besessen haben. Ein lebenswerter Mensch in der Gesellschaft, eine gründliche Politik im Kabinett, war er

gelehrt mit den Gelehrten und fügte allen diesen Vorzügen eine große Bescheidenheit und seltene Uneigennützigkeit hinzu“. Hammer zitiert diese von Michaud gebrachte Beurteilung aus einem auf Otto gehaltenen Nachruf, der wohl aus dem „Moniteur“ vom 16. November 1817 stammt. Eine kurze Notiz im Dossier von Otto könnte bestätigen, daß er in Paris gestorben ist, wo er nach Angabe von Hammer auf dem Friedhof Père Lachaise begraben wurde. Jedoch gibt es, wie beim Geburtsort, auch beim Sterbeort eine andere Version, die sich ebenfalls auf ein Schriftstück in der Personalakte stützen kann! In einer amtlichen Auflistung von Papieren im Nachlaß von Otto wird als Sterbeort Villers-Cotterets genannt, was wiederum übereinstimmt mit den Angaben von A. Salomon, daß Otto sich nach Sarcelles bei Ecouen zurückgezogen habe und in Villers-Cotterets gestorben sei. Die Sterbeurkunde befinde sich in den Registern der Kirche der Erlösung und trage die Unterschrift des Pfarrers Goepf<sup>91</sup>. In Villers-Cotterets starb am 6. Januar 1874 auch Ottos Tochter, die Comtesse Sophie-Adélaïde Pelet de la Lozère.

#### Anmerkungen

- 1 Josef Krausbeck, Die Wiederherstellung der Wolfacher Schloßkapelle. In: Die Ortenau 47 (1967), 128.
- 2 Hermann Mildenerger, Der Maler Johann Baptist Seele und die Stuttgarter Malerei um 1800. In: Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons, Bd. 2, Stuttgart 1987, 529–560.
- 3 Joseph Krausbeck, Johann Baptist von Seele, Hofmaler und Stuttgarter Galeriedirektor. In: Die Ortenau 49 (1969), 249. – Nach den Recherchen von Manfred Hildenbrand (Der Maler Carl Sandhaas (1801–1859), in: Die Ortenau 70 (1990), 365) dürfte Seele der Vater des Malers Carl Sandhaas sein.
- 4 Mildenerger, a. a. O., 543, 547. – Für die Genehmigung der Reproduktion des Bildes bin ich Herrn Dr. Mildenerger sehr zu Dank verpflichtet.
- 5 Sitzmann, Hommes célèbres de l'Alsace, S. 416. Obwohl beispielsweise die „Biographie universelle et portative des contemporains“, 3. Bd., Paris 1834, oder die „Nouvelle biographie générale“, 38. Bd., Paris 1864, Kork als Geburtsort angegeben haben, schaffen Frédéric Masson, Le Département des Affaires Etrangères pendant la révolution 1787–1804, Paris 1877 oder auch Robert de Crèvecoeur, Saint John de Crèvecoeur, sa vie et ses ouvrages (1735–1813), Paris 1883, wieder Verwirrung, da sie „Kork oder Straßburg“ anführen.
- 6 Archives du Ministère des Affaires étrangères, Série du Personnel, 1ère Série reliée, vol. 55, fol.219. – Dem Archiv bin ich zu besonderem Dank verpflichtet.
- 7 Otto Stumpf, Das Gießener Familienbuch 1575–1730, II, Gießen 1974, Nr. 3144–3. – Geschwister: Maria Catharina Margaretha \*31. 3. 1710, Sophia Juliana \*28. 12. 1711, Johann Ludwig \*1. 8. 1717 und Friedrich Gottlieb \*14. 8.1720, alle in Gießen geboren.
- 8 Praetorius und Knöpp, Die Matrikel der Universität Gießen II, 1708–1807, Neustadt 1957. Immatrikulation am 2. 8. 1732. – Matr. – Eintrag Nr. 402 in Göttingen: J.J. Otto,

- Giessensis, ex Academia Altorffensi; 19. Nov. 1735 (frdl. Mittl. der Universitätsbibliothek Gießen und des Universitätsarchivs Göttingen.)
- 9 Strieden, Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte, Kassel 1795, Bd. 10, S. 205 (frdl. Mitt. des Hess. Staatsarchivs Darmstadt.)
  - 10 Kirchenbücher des Ev. Pfarramtes Kork.
  - 11 Frdl. Mitt. von H. Schneider, Kork.
  - 12 Darmstädter Kirchenbücher, 1709 (frdl. Mitt. der Evang. Gesamtgemeinde Darmstadt.)
  - 13 Archives de la ville de Strasbourg, Taufbuch St. Thomas.
  - 14 Henri-Jean Duteil, Un Allemand – Ambassadeur de France. In: *Historiettes Franco-allemandes*, Bad Godesberg 1970, 63.
  - 15 *Matricula scholae Argentoratensis Gymnasium Jean Sturm, T.2: 1738–1827* (frdl. Mitt. der Bibliothèque nationale et universitaire Strasbourg).
  - 16 Die alten Matrikel der Universität Straßburg 1621–1793, bearb. von Gustav C. Knod, I.Bd., S. 79.
  - 17 Joh. Froitzheim, Zu Straßburgs Sturm- und Drangperiode 1770–1776, in: *Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen*, VII. Heft, Straßburg 1888, S. 34ff.
  - 18 Joh. Froitzheim, Goethe und Heinrich Leopold Wagner. Ein Wort der Kritik an unsere Goethe-Forscher, Straßburg 1889, in: *Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen*, X. Heft, 1889, 47. – Dazu Johanns Werner, Literarische als gesellschaftliche Form. Heinrich Leopold Wagner. 'Die Kindermörderin. Ein Trauerspiel'. Eine Interpretation. Diss. Freiburg i. Br. 1976.
  - 19 Johann Georg Schlosser (1739–1799), Ausstellungskatalog der Badischen Landesbibliothek, 1989, 128.
  - 20 Karl Freye und Wolfgang Stammer (Hrsg.), *Briefe von und an J.M. Lenz*, 2. Bd., Wolff Verlag, Leipzig, 1918, 61.
  - 21 A.É. Dossier Bl. 219. Das Stadtarchiv Straßburg bestätigt unterm 11. 6. 1992, daß sich in den Jahren 1769–1777 kein Eintrag findet.
  - 22 Wilhelm Kapp, Die Elsässer in Frankreich, in: *Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung I*, 1937, 403.
  - 23 Annette Salomon, Les Alsaciens employés au ministère des affaires étrangères à Versailles au XVII. et au XVIII. siècle. In: *Revue d'histoire diplomatique*, Paris 1931, 470f.
  - 24 Adam Walter Strobel/L. Heinrich Engelhardt, *Vaterländische Geschichte des Elsasses*, 6. Teil, 1849, 614; zu Koch: Jürgen Voss, Christophe Guillaume Koch (1737–1813): *Homme politique et historiographe contemporain de la révolution*, in: *History of European Ideas*, Bd. 13, Nr. 5, 1991.
  - 25 Über Pfeffels Tätigkeit in München: Ludwig Bergsträsser, *Christian Friedrichs Pfeffels politische Tätigkeit im französischen Dienst 1758–1784*, Heidelberg 1906, 21ff.
  - 26 Henry Vallotton, *Kaiser Maria Theresia. Eine Biographie*, 1968, 286.
  - 27 Karl Bosl, *Bayerische Geschichte*, München 1980, 138.
  - 28 Julia Post Mitchel, *St. Jean de Crèvecoeur*, New York 1916, 280f.
  - 29 Gilbert Chinard in der Einführung zu Louis-Guillaume Otto, *Considérations sur la Conduite du Gouvernement Américain envers la France, depuis le commencement de la Révolution jusqu'en 1797*, Princeton, 1935, 2.
  - 30 Zu Brissot: Peter Fischer (Hrsg.), *Reden der Französischen Revolution*, dtv München 1974, 430f. – Zweifellos kannten sich auch Brissot und Otto gut, denn Brissot hatte im Jan. 1787 die „Société Gallo-Américaine“ gegründet, zu deren Mitglieder Crèvecoeur gehörte (Bernard Fay, *L'esprit révolutionnaire en France et aux États-Unis à la fin du XVIII. siècle*, Paris 1925, 158).

- 31 Mémoires du Comte Miot de Melito, Ancien ministre, ambassadeur, conseiller d'Etat et membre de l'Institut 1788–1815, Bd. I, Paris 1858, 40. –
- 32 Wilhelm Lang, Graf Reinhard. Ein deutsch-französisches Lebensbild 1761–1837, Bamberg 1896, 116.
- 33 Walter Grab, Die Französische Revolution, Stuttgart 1989, 172. Fouquier-Tinville wurde am 6. 5. 1795 mit 14 Geschworenen des Revolutionstribunals, das am 31. 5. aufgelöst wurde, zum Tode verurteilt. Dem terreur folgte der „weiße Schrecken“ (Albert Soboul, Die Große Französische Revolution, II, Frankfurt 1970, 424).
- 34 Robert de Crèvecoeur, a. a. O., 203. Bei zahlreichen Autoren wird bis in die Neuzeit (Duteil, 1970) dieser Vorgang mit dem Vorführungsbefehl vom 26. 7. 1794 verwechselt, der aber nicht mehr zur Haft führte.
- 35 Zu Eulogius Schneider: Walter Grab, Eulogius Schneider. Ein Weltbürger zwischen Mönchszelle und Guillotine, in: G. Mattenklott/K. Scherpe (Hrsg.), Demokratisch-revolutionäre Literatur in Deutschland: Jakobinismus, Kronberg/Ts. 1975; ders., Radikale Lebensläufe, Berlin 1980, 43–70.
- 36 Peter Fischer, a. a. O., 383.
- 37 Robert Marquant, Karl Friedrich Reinhard. Diplomat und Schriftsteller. In: Robert Uhlend (Hrsg.), Lebensbilder aus Schwaben und Franken, Stuttgart 1977, S. 156.
- 38 Paul Bastid, Sieyès et sa pensée, Paris, 198ff.; Marcelle Adler-Bresse, Sieyès et le monde allemand, I, 1977. These présentée devant l'Université de Paris I. Le 15 avril 1976, CCL ff. Zu den revolutionären Bestrebungen am Oberrhein im Jahre 1798 vgl. Erwin Dittler, Karl und Dr. Sebastian Fahrländer von Ettenheim und die revolutionäre Bewegung am Oberrhein, in: Die Ortenau 1976 (Forts. aus der Ortenau 1974, 1975). Die Pläne für die Errichtung einer süddeutschen Republik scheiterten zwar, aber es gelang den Brüdern Fahrländer das Fricktal zu revolutionieren, dessen Statthalter Dr. Fahrländer bis zum 27. 11. 1802 (S. 71ff.) war. Dazu: Erwin Dittler, Die Revolutionierung des Fricktals und die demokratische Bewegung im Breisgau im Jahre 1802, in: Jahrbuch des Instituts für deutsche Geschichte, IX, 1980, Universität Tel-Aviv; ders., Die Abtrennung des Fricktals vom Breisgau im Jahre 1802, in: Badische Heimat, Heft 1/1981.
- 39 Therese Ebbinghaus, Napoleon, England und die Presse (1800–1803), München u. Berlin 1914, 44, 82f.
- 40 Archives Nationales, Paris, 284 AP 17, dr. 6. (35 Briefe von Otto an Sieyès).
- 41 Adolphe Thiers, Histoire du Consulat, III, Brüssel 1845, 113.
- 42 London und Paris, 8. Band, Weimar 1801, 88ff. Die Londoner Taschendiebe machten an diesem Tage vor Ottos Haus das beste Geschäft!
- 43 Charles R. King (Hrsg.), The life and correspondence of Rufus King, Vol. III, New York 1896, 9.
- 44 G. N. Sewostjanow/A. I. Utkin, Thomas Jefferson, Köln 1985, 169.
- 45 Vgl. Erwin Dittler, General Johann Ernst Krieg aus Lahr, in: Geroldsecker Land, Sonderheft 1970/71. Der mit General Hoche befreundete J. Krieg war 1796 Kommandant der Direktoriumsgarde.
- 46 Otto Brandt, England und die Napoleonische Weltpolitik 1800–1803, Heidelberg 1916, 195.
- 47 Dr. M. Philippson, Die äußere Handelspolitik Napoleons I. Der Friede von Amiens 1802. Leipzig 1913, 13.
- 48 Adolphe Thiers, Hist. du Consulat et de l'Empire, IV., 154 f.; Albert Sorel, L'Europe et la Révolution française, VI (1800–1805), Paris 1949, 195.
- 49 Nach Christoph Herold, Der korsische Degen, München 1966, stellte die engl. Regie-

- rung im Januar 1805 insgesamt 5 Millionen Pfund Sterling zur Verfügung. Rußland wurde für je 100 000 Mann, die zu den Waffen gerufen wurden, 1,2 Mill. Pfund Sterling zugesagt (Valentin in Gitermann, Geschichte Rußlands, Bd. II, Frankfurt a. M., 1965, 335.)
- 50 Paul-Claude Alombert und Jean Colin, *La campagne de 1805*, Paris 1902, 95. Nach Theodor Bitterauf, *Die Gründung des Rheinbundes und der Untergang des alten Reiches*, München 1905, 161, wurde der Vertragsentwurf Otto am 11. 3. zugeschickt und nach Marcel Dunan, *Napoléon et l'Allemagne. Le système continental et les débuts du royaume de Bavière 1806–1810*, Paris 1942, 13, übersandte Talleyrand den Vertrag am 12. März. – Bei einem im März des Vorjahres unternommenen Versuch waren die Verhandlungen im Sande verlaufen.
  - 51 Karl Obser (Hrsg.), *Politische Correspondenz Karl Friedrichs von Baden. 1783–1806*, 5. Bd. (1804–1806), Heidelberg 1901, XXXI. – Grundlage der Allianz bildeten der englisch-russische Vertrag vom 11. April 1805 und die 5 Deklarationen vom 9. August 1805, abgedruckt bei Édouard Driault (Austerlitz, Paris 1912, 221ff.), der aber betont, daß der Koalitionsvertrag nie wirklich abgeschlossen worden sei (223).
  - 52 Joseph Gmeinwiser, *Die bayerische Politik im Jahre 1805*, München 1928, 14f.
  - 53 Berthier an General Songis, Boulogne, 26. 8. 1805 (Alombert/Colin, a. a. O., S. 519). Otto konnte die Pferde auch besorgen; die 1. Lieferung von 500 kostete 180 000 francs.
  - 54 Thiers, a. a. O., 16.
  - 55 Der Vertrag wurde später auf bayerischen Wunsch auf den 23. 9. umdatiert, um nach dem Angriff Österreichs seinen defensiven Zweck herauszustellen.
  - 56 Obser, *Politische Correspondenz*, a. a. O., Nr. 360, 342f.
  - 57 Napoleon an Otto, 28. September 1805 (Pelet).
  - 58 Paul Muller, *L'Espionage militaire sous Napoléon 1er. Ch. Schulmeister. Paris/Nancy 1896*, 13. Zu Schulmeister: Erwin Dittler, *Karl Ludwig Schulmeister (1770–1853), der Jakobiner aus Freistett*, in: *Die Ortenau 1980*; ders., *Karl Schulmeister in der Erinnerung des Joseph Freiherrn von Hormayr zu Hortenburg*, in: *Die Ortenau 1990*.
  - 59 Pelet (de la Lozère), *Opinions de Napoléon*, Paris 1833, 308.
  - 60 Kichenbücher des evang. Pfarramtes Kork.
  - 61 *Frdl. Mitt. der Hauptarchivverwaltung beim Ministerrat der UdSSR*, Moskau, 29. 5. 1979.
  - 62 Freiherr v. Helfert, *Königin Karolina von Neapel und Sicilien im Kampfe gegen die französische Weltherrschaft 1790–1814*, Wien 1878, 167f.
  - 63 Dunan, a. a. O., 61.
  - 64 Bitterauf, a. a. O., 137. Nach Henri Welschinger, *Le duc d'Enghien*, 426, wurden die frz. Vertreter im Prairial (21. 5.–19. 6. 1804) mit Ausnahme von Massias (Baden) mit dem Kreuz der Ehrenlegion feierlich in Aix-la-Chapelle (Aachen) ausgezeichnet.
  - 65 Obser, *Politische Correspondenz*, a. a. O., XLIX f.; u. a. Nr. 531 Ratschläge Reitzensteins an den Geheimen Rat für die Münchener Verhandlungen; Nr. 533 Talleyrands Instruktion an Otto für den Kongreß; Nr. 535 Übersendung des Mediationsplanes von Otto an Talleyrand; Nr. 537 Haupt- und Schlußrelation von Hofer über den Kongreß.
  - 66 Baronne de Wimpfen (Hrsg.), *Lettres de Madame Reinhard à sa Mère 1798–1815*, Paris 1900, 170; München, 14. Mai 1806.
  - 67 M. Isler (Hrsg.), *Briefe von Benj. Constant u. a. Auswahl aus dem handschriftlichen Nachlasse des Ch. de Villers*, Hamburg 1879, 193. München, 2. Juli 1807.
  - 68 Dunan, a. a. O., 36.
  - 69 Jacques Presser, *Napoleon*, Reinbek 1979, 339. – Entgegen den meisten Literaturangaben wurde Otto erst 1809 und nicht mit der Ernennung zum Staatsrat geadelt. Nach

- dem „Grand Armorial de France“ von H. Jouglu de Morenas datiert der Adel vom Jahre 1809 (frdl. Mitt. der Bibliothèque Nationale et Universitaire, Strasbourg – Madame Perrotin).
- 70 Robert Bauer, Österreich. Ein Jahrtausend Geschichte im Herzen Europas, München 1980, 252.
- 71 Eduard Wertheimer, Die Heirat der Erzherzogin Marie Louise mit Napoleon I., Wien 1882, 19.
- 72 Édouard Driault, Le Grand Empire, Paris, 1924, 320. – Audienz: Mitt. des Haus-, Hof- und Staatsarchivs Wien (Dr. Rill).
- 73 Émile Tersen, Napoléon, 1959, 260.
- 74 A. S. Manfred, Napoleon Bonaparte, Köln 1981, 540 ff.
- 75 Jean de Bourgoing, Marie Louise von Österreich, 1949, 42f. Nach Constantin de Grunwald, Le mariage de Napoléon et de Marie-Louise, in: Revue des deux mondes, 1937, 340, handelte es sich nicht um einen „brutalen Akt des korsischen Despoten“, sondern um ein Ereignis, das fiebrig erwartet und herbeigesehnt wurde.
- 76 Johann Alexander Freiherr v. Helfert, Maria Louise, Erzherzogin von Österreich, Kaiserin der Franzosen, Wien 1873, 65.
- 77 Eduard von Wertheimer, Der Herzog von Reichsstadt, Stuttgart 1913, 7.
- 78 Bourgoing, a. a. O., 50ff.; Helfert, Maria Louise, 402, Anm. 47.
- 79 Harsany, La vie à Strasbourg sous le Consulat et l'Empire (o. J.), 215.
- 80 Jean Orioux, Talleyrand, Frankfurt a. M. 1974, 465. – Ziviltrauung am 1. 4. in Saint-Cloud (Helfert, Maria Louise, a. a. O., 136); kirchliche Einsegnung am 2. 4. (Presser, a. a. O., 285; Grunwald, a. a. O., 347; J.F. Bernard, Talleyrand, 1979, 317 (in den Tuileries)).
- 81 Paul F.-M. Méaly, La comtesse Pelet de la Lozère, Souvenirs 1793–1874, Dijon, 30. Auditeurs, deren es ursprünglich nur elf gab, dann ab 26. 11. 1809 zunächst 160, sollten zur Unterstützung der Staatsräte als Bindeglied zwischen den Ministern und dem Staatsrat dienen (M. Léon Aucoc, Le Conseil d'État avant et depuis 1789, Paris 1876, 92). Maître des requêtes war ein Berichterstatter über die Petitionen an den Staatsrat.
- 82 Helfert, Maria Louise, 239.
- 83 Crèvecoeur, a. a. O., 277, Anm. 1.
- 84 Crèvecoeur, a. a. O., 421.
- 85 Joseph Freiherr von Hormayr zu Hortenburg, Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Dritte Abt., Jena 1844, 471.
- 86 Crèvecoeur, a. a. O., 277, berichtet, daß Saint John de Crèvecoeur Otto im April in Paris erwartet habe. Das könnte zutreffen, da Narbonne und Otto noch am 28. März 1813 in Wien eine Bestandsaufnahme des Inventars der Dienststelle unterschrieben (Bl. 289 der Personalakte). Allgemein findet sich die Angabe, daß Otto nach seiner Rückkehr von Wien zum Staatsminister ernannt worden sei, tatsächlich erfolgte seine Ernennung durch Dekret vom 29. Februar 1813 (Bl. 273 d. Personalakte); da 1813 kein Schaltjahr war, müßte es wohl 28. Februar heißen.
- 87 Baronne de Wimpfen (Hrsg.), Lettres de Madame Reinhard, Paris, 7. Januar 1814.
- 88 Orioux, a. a. O., 503.
- 89 Frédéric Masson, Napoléon à Sainte-Hélène 1815–1821, Paris 1912, 27.
- 90 Tersen, a. a. O., 438.
- 91 A. Salomon, a. a. O., 471.

# Das arme Dorfschulmeisterlein

Die Situation der Lehrer an den Volksschulen des Renthals im  
19. Jahrhundert

*Heinz G. Huber*

*Bei einem kargen Stücklein Brot,  
Umringt von Sorgen, Mühe, Not,  
Soll es dem Staate nützlich sein  
Das arme Dorfschulmeisterlein.*

Samuel Friedrich Sauter (1766–1846)

*„Setzet den Lehrern der Jugend des Volkes eine reichliche Nahrung auf den Tisch, frisches Fleisch zu Mittag und des Sonntags ein Huhn im Topf oder einen Braten mit Backobst . . . und Ihr werdet sehen, nicht bloß die Lehrer gedeihen besser, sondern auch die Erziehung und die Lehre gedeihen besser.“*

Adolph Diesterweg (1838)

In der vorindustriellen Gesellschaft besaß die Schule keinen oder einen nur sehr geringen Stellenwert. Die Kinder waren früh in die Welt der Erwachsenen integriert. Im Stall, auf dem Feld oder im Haus wurden auf dem Lande die notwendigen Kenntnisse erworben, nicht in der Schule. Die „Erfindung der Kindheit“ läßt kulturhistorisch als ein Prozeß des 18. Jahrhunderts begreifen<sup>1</sup>; „Kindheit“ ist das Konstrukt einer revolutionären Pädagogik (Rousseau, Pestalozzi), die dem Kind einen eigenen Entfaltungsraum zubilligt.

In gleichem Maße wurde die Einzigartigkeit der Persönlichkeit entdeckt und Idealziel einer neuen Pädagogik. In der vorindustriellen Epoche galt der Primat der Gemeinschaft vor der Individualität; gefordert waren Unterordnung, Einfügung und Anpassung, nicht Selbstständigkeit und Emanzipation. Im frühneuzeitlichen Absolutismus, auch im aufgeklärten, war Mündigkeit, vor allem politische Mündigkeit, nicht erwünscht. Die Entwicklung der Demokratie bedurfte der Fundierung durch eine umfassende Schulreform und eines gesicherten Rechts auf Bildung: So gesehen wird der Frankfurter Volksschullehrerkongreß, der am 16. bis 21. Oktober 1848 parallel zu den Beratungen der Paulskirchenversammlung über die neue Reichsverfassung stattfand, zu häufig als unbedeutende Episode der demo-



kratischen Revolution unterschätzt. Seine Hauptforderungen, die Freiheit der Lehre und der Wissenschaft und kostenlose Bildung für alle Bevölkerungsschichten, waren und sind bis heute notwendige Voraussetzungen jeder Demokratie.

Gleichzeitig sprengte die Dynamik der Industriellen Revolution die Begrenztheit der Zielsetzungen im Bildungsbereich auf. Die primär religiös ausgerichtete Bildung wurde zugunsten weltlicher Inhalte verdrängt, parallel dazu schwand der institutionelle Einfluß der Kirche im Schulbereich. Die Innovationen im wissenschaftlich-technischen Bereich erforderten eine breite Grundlagenbildung und ein rationales Weltbild, zugleich boten sich Chancen zu sozialem Aufstieg<sup>2</sup>. In zunehmendem Maße entschied auch die Schule über soziale Chancen.

In der traditionellen Gesellschaft, die vorwiegend agrarisch ausgerichtet war, bestimmte der Stand der Eltern in der Regel das soziale Schicksal der Kinder. Schule war daher von vorn herein an der Peripherie angesiedelt, wurde als unnütze oder überflüssige Einrichtung gesehen. Entsprechend gering waren im ländlichen Bereich die Anforderungen an Schule: Ehemal-



*Antikes Schulwesen, kolorierte Lithographie, Sigm. J. Nußbiegel*

lige Landsknechte, arbeitslose Tagelöhner, hungerleidende Dorfhandwerker, die von ihrer Profession nicht mehr leben konnten, verrichteten zu Hungerlöhnen Schuldienste. Die Pädagogik ersetzte der Stock, an die Stelle der Autorität des Wissens trat die Tyrannei des Prügelmeisters, statt kreativem Lernen wurde – bestenfalls! – mechanisches Auswendiglernen praktiziert<sup>3</sup>. Der geringe Stellenwert von Schule hatte seine Entsprechung in katastrophalen Unterrichtsbedingungen, schlechter Lehrerbezahlung und einem sehr niedrigen sozialen Status der Lehrer: Der „Hüter der Kinder“ war oft noch mehr verachtet als der Kuh- oder Sauhirt.

### *1. Die Volksschulen im Renchtal bis zum Ende des Alten Reiches*

Die Anfänge des Volksschulwesens im Renchtal lassen sich bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts zurückverfolgen. Im Bereich der bischöflich-straßburgischen Landesherrschaft waren es zunächst die beiden Städte Oberkirch und Oppenau, die eine Schule vorweisen konnten. Das Oberkircher Statutenbuch von 1555 bezeugt, daß „von alters her“ das Mesneramt in Personalunion mit dem des Schulmeisters ausgeübt wurde. Das Kloster Allerheiligen und die Stadtgemeinde Oberkirch teilten sich die Kosten für Schule und Lehrer. Dies schien auch darin begründet zu sein, daß in der Schule religiöse und weltliche Bildung vermittelt wurde: Neben Unterricht in Lesen und Schreiben sollen die Kinder in Tugenden und Religionslehre unterwiesen werden<sup>4</sup>.

Die Neigung des Prämonstratenserklosters, die Oberkircher Schullasten mitzutragen, war zeitweise nicht gerade groß. So blieb das Amt des Schulmeisters nach dem Ausscheiden des bisherigen Inhabers 1552 zwei Jahre lang unbesetzt. Ein Mesner war jedoch sofort wieder berufen worden, der jedoch offensichtlich nicht in der Lage war, Unterricht zu erteilen. Die Neubesetzung wurde wohl deswegen so lange aufgeschoben, weil der Propst von Allerheiligen nicht bereit war, sich an der Lehrerbesoldung zu beteiligen<sup>5</sup>.

Die Position des Klosters wurde 1698 deutlich, als es um die Besoldung des Schulmeisters Franciscus Stern ging. Der Abt stellte sich auf den Standpunkt, das Kloster habe nur „aus hoher Gnade“ einen Beitrag zur Lehrerbesoldung geleistet, man wolle „solches nicht zur Schuldigkeit aufkommen lassen“<sup>6</sup>. Stern war bei seinem Dienstantritt versprochen worden, er werde von der Stadt 8 Viertel Korn und vom Prälaten 6 Viertel erhalten, ebenso „etwas gewisses In Gelt“. Bisläng sei das Kloster verpflichtet gewesen, die Hälfte der Schullasten zu tragen. Die Oberkircher allein sahen

sich nicht in der Lage, den Schulmeister zu unterhalten. Hintergrund der Auseinandersetzung war die katastrophale wirtschaftliche Lage nach dem Pfälzischen Erbfolgekrieg: So äußerte der Abt gegenüber dem Oberkircher Lindewirt Christian Fischer, man habe gegenwärtig selbst wenig. Die Bürger sahen sich dagegen noch in einer schlechteren Situation. Sie argumentierten, das Kloster habe die besten, schönsten und meisten Güter<sup>7</sup>. Der Prälat wolle deswegen nichts geben, weil das Korn im Preis gestiegen sei. Man vermutete „lauteren Geiz“; die verbitterten Oberkircher Bürger behielten sich Konsequenzen vor:

*Auf solchen Geiz und Abschlagung dieser wenigen Frucht Competenz werde die Burger- und Bauernschaft fest gesinnet, fürtherhin die Zins, Zehnten, Gülthen auch nicht mehr völlig abzustatten, oder soviel mit gnädiger Verordnung im Arrest zu behalten, biß solche Competenz wiederum gibig und gangbar abgestattet werde. Sonderlichen weilen Mann dene Herren Geistlichen diesen verloffenen Krieg in allen Umlagen, Contributionen und Beschwehrten umb nichts umgelegt hat<sup>8</sup>.*

Die Position der Bürgerschaft wurde durch den Oberkircher Amtmann Johann von Bodeck unterstützt, der in einem Schreiben am 13. März 1699 um landesherrliche Unterstützung gegenüber den vertragsbrüchigen Prämonstratensern nachsuchte<sup>9</sup>. Wahrscheinlich mußte der Prälat einlenken, doch während der Zeit der Auseinandersetzungen mußte der Schulmeister hungern.

Noch schlechter ging es dem Oppenauer Schulmeister Johannes Karl Demuth, der Unteroffizier im Schwäbischen gewesen war<sup>10</sup>. Er versah seit 1715 neben der Schule auch noch das Amt des Oppenauer Stadtschreibers. Dennoch waren seine Einkünfte so gering, daß er sich noch um den Posten des Waldhüters bewarb: Denn er wisse nicht, wie er sich noch ehrlich durchbringen könne. Die Oppenauer Stadtväter hielten dieses Lamento wohl für eine Übertreibung und lehnten Demuths Gesuch ab.

Daß die Oppenauer Schule unter solchen Umständen nicht gerade im erbaulichen Zustand war, versteht sich von selbst. So entschloß sich die Landesherrschaft, in Oppenau eine Schulreform nach dem Muster des Saganer Abtes Ignaz Felbinger durchzuführen. 1782 wurde der Oppenauer Schulmeister nach Sasbach zur Weiterbildung beordert. Den konservativen Oppenauer Gemeinderäten war die neue Lehrart suspekt, sie hätten die Schule am liebsten aufgehoben. Man gab der Schule sogar eine Mitschuld an der Verdorbenheit der Jugend:

*Man hat schon einige mal mit wahrer Herzens Betrübniß sehen müssen, daß sich die Jugend in der Kirch so ausgelassen, ungezogen und unehrerbietig aufführe, daß sich Männiglich hieran geärgeret, und man elender glauben sollte, daß sie von Wilden und Ungläubigen als von wahren katholischen Eltern gebohren seyen (17. April 1791).*

Immerhin besaßen die Oppenauer das Glück, mit David Gaugel, der seit 1785 in Oppenau wirkte, ein „wahres Muster“ von „Schullehrer“ zu besitzen. Er war acht Jahre in Ottersweier, zwei Jahre in Weingarten (Zell-Weierbach) und ein Jahr in Offenburg tätig gewesen und verkörperte den neuen Typus des von der Aufklärung geprägten Lehrers.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war zwischen den Stadtschulen und den ländlichen Volksschulen im Bereich der bischöflich-straßburgischen Landesherrschaft ein enormes Gefälle entstanden. In Ödsbach offenbart ein Visitationsbericht aus dem Jahr 1808, fünf Jahre nach dem Übergang an Baden, die gesamte Misere des ländlichen Volksschulwesens:

*Das Schulwesen in Oetsbach ist in allen Teilen äußerst verwahrlost gefunden worden; alldorten ist noch niemals ein ordentlicher Lehrer angestellt gewesen. Keine ordentliche Schulstube und keine Wohnung für den Lehrer ist vorhanden. Es wurde von Katherinentag bis Ostern eine Stube gemietet und auf diesen Zeitpunkt das Schuljahr vollendet. Das Schreiben lernte, wer wollte, vom Rechnen konnte keine Rede sein, weil der Lehrer nichts davon wußte, und Sommerschule ist dort ein fremdes Wort<sup>11</sup>.*

Ein im Lehramt unfähiger Ödsbacher Bürger, Mathias Haas, habe die Schule vollends „verdorben“. Der großherzoglich-badische Schulvisitor ordnete die Anmietung einer ordentlichen Wohnung für einen Lehrer und einer Schulstube an; ein Schulhaus sollte so schnell wie möglich gebaut werden. Ein neuer Lehrer, „Präzeptor“ Schwall, wurde nach Ödsbach geholt. Doch schnell zeigte sich, auf welche Schwierigkeiten in Ödsbach Schulreformen trafen. Schwall wurde abgelehnt, weil er „noch kein bejahrter Mann“ war und überdies anderes zu lehren anfing, „als die Zinken-Bewohner Ödsbachs es gewohnt waren“. Die Ödsbacher hielten das, was Schwall in der Schule den Kindern beibrachte, „für eine neue Lehre“, die sogar den Glauben gefährdete“<sup>12</sup>. Schwall hatte auch nach dem Bekunden des Visitors „weder Eifer, Einsicht und Gewandtheit“, mit der konservativen Landbevölkerung umzugehen.

Aber nicht nur die Person des Lehrers stieß auf Ablehnung. Auch die Auf-

forderung, die Kinder im Sommer zur Schule zu schicken, löste Widerstand aus:

*Die Angehörigen der Ödsbacher Gemeinde sind meistens Zinkenbewohner, die ihr Vieh selbst hüten müssen, und alle Schulkinder, so gering sie auch sind – Hirten, die in der Früh und am Nachmittag ausfahren müssen.*

So sei es äußerst schwer, eine Zeit auszumitteln, um Sommerschule zu halten. Die Leute seien ohnehin wegen der zahlreichen Fronen, Arbeiten und Lieferungen für die Truppen verärgert gewesen, es sei deshalb nicht ratsam gewesen, sie „durch Zwang zu einer ungewohnten Schule“ noch weiter zu reizen. Da der Lehrer wöchentlich von jedem Kind 2 Kreuzer erhielt, sei die (zusätzliche) Bezahlung der Sommerschule eine neue Auflage.

Nicht weniger trostlos als in Ödsbach waren die Verhältnisse in Ramsbach. Die großherzogliche Schulvisitation Sasbach nahm am 19. Mai 1808 einen Besuch in Ramsbach vor und fand Erschütterndes:

*Bei näherer Prüfung des Lehrers fand man, daß selbiger außer dem sehr mittelmäßigen Lesen und Schreiben an Regeln gar keine Kenntnisse zum Lehren habe, daß er als verdorbener Beck und Krämer zum Schulhalten vor etlichen Jahren angeboten und angenommen wurde, um etwas zu dieser Zeit zu verdienen, und daß die Gemeinde ihn schon längstens abgedankt hätte, wenn selbiger ihr Recht, alle Winter nach Willkür neue Schullehrer zu dingen oder abzudanken, nicht genommen worden wäre<sup>13</sup>.*

Der Schulhalter Ludwig Decker, der wohl fünf Kinder, aber kein Vermögen hatte, konnte nicht einfach entlassen werden. So schickte man ihn zum Oppenauer Lehrer Zengel in die Schule und drohte ihm, ihn bei der nächsten Visitation zu entlassen, wenn sich seine Kenntnisse nicht verbessert hätten. Am 29. September 1809 wurde die Ramsbacher Schule erneut visitiert und „im nemlichen elenden Zustande“ befunden. Die Schüler konnten keine Zahl anschreiben und nicht die leichteste Aufrechnung machen.

*Beim Lesen von Erschaffung der ersten Menschen wurde gefragt: Wer nun die ersten Menschen gewesen, wie sie geheißen? Nach längerem Besinnen wurde endlich geantwortet: Die Lutheraner<sup>14</sup>.*

Soviel Unwissenheit entging selbst den Ramsbacher Hofbauern nicht, die begannen, ihre Kinder nach Oppenau in die Schule zu schicken. Trotz des Ratschlags von Pfarrer Heußler, den Lehrer sofort zu entlassen, konnte

sich dieser noch bis 1820 halten: Sein Tod rettete ihn vor der Amtsenthebung.

Wesentlich günstiger als in den Talgemeinden der bischöflich-straßburgischen Landesherrschaft war die Lage in den Gemeinden der Reichslandvogtei Ortenau. Dort hatte der Staat die Aufsicht und die Kontrolle über das Schulwesen an sich gezogen; unter den Bedingungen des Aufgeklärten Absolutismus wirkten Reformimpulse, die doch beträchtliche Verbesserungen erbrachten.

Schon in der Zeit, als die Ortenau noch als Lehen an die Markgrafen von Baden-Baden vergabt war, begannen die Reformen. August Georg von Baden setzte bei der Verbesserung der Lehrerbeseoldung an. Zur Finanzierung sollte die Hälfte der Gelder, die bislang für Weinkäufe verwendet worden waren, herangezogen werden.

Nach einer Zusammenstellung des Gerichtsvogtes waren allein im Landgericht Appenweier<sup>15</sup> 1762 1561 Gulden und 36 Kreuzer bei Güterverkäufen in Wein umgesetzt worden. Nachdem 1771 die Ortenau wieder an Österreich kam, erhofften die Untertanen, daß diese Bestimmung fallen würde. Doch 1772 erneuerte die vorderösterreichische Regierung den Erlaß, daß die Hälfte der Weinkaufsgelder beim Vogt für Schulzwecke zu erlegen sei<sup>16</sup>. In einer Bittschrift vom 18. März 1773 klagten die Ortenauer Bewohner heftig gegen diese Bestimmung: Sie sei eine Belastung für Käufer und Verkäufer, die Wirte würden in ihrer Existenz bedroht<sup>17</sup>. Der Widerstand gegen die Besserstellung der Lehrer ist auch ein Indiz dafür, daß im allgemeinen Bewußtsein die Bedeutung der Schule kaum zur Kenntnis genommen wurde.

Maria Theresias „Allgemeine Schulordnung für die deutschen Normal-, Haupt- und Trivialschulen in sämtlichen kaiserlich-königlichen Erbländern“ vom 6. Dezember 1774 war ein entscheidender Markstein zur Verbesserung der Schulen. Die Schulpflicht wurde eingeführt, die Lehrinhalte festgelegt, mit Hilfe von Schulprüfungen und Visitationen sollte das Schulwesen beaufsichtigt werden. Staatlich geregelt wurde die Lehrerausbildung, Schulzeit und Schullaufbahn. Ansätze einer kindgerechten Pädagogik wurden zum ersten Mal in einer staatlichen Verordnung formuliert:

*Bey dem Unterrichte muß nicht bloß auf das Gedächtnis gesehen, noch die Jugend mit dem auswendig Lernen über die Notwendigkeit geplagt, sondern der Verstand derselben aufgeklärt, ihr alles verständlich gemacht und die Anleitung gegeben werden, über das Gelernte sich richtig und vollständig auszudrücken<sup>18</sup>.*

In welchem Umfang diese Zielvorstellungen in der Praxis eingelöst wurden, davon berichten zumindest ansatzweise die Protokolle der Schulvisitationen. So war es nicht einfach, die Schulpflicht durchzusetzen. Von 54 schulpflichtigen Kindern in Nußbach kamen im Sommer 1776 19 „fleißig“ zur Schule, weitere 19 „dann und wann“ und 16 „gar nicht“. Als Begründung wird angeführt: „Haben deren Eltern im Haus und auf dem Feld unter die Arme greifen müssen“<sup>19</sup>. Kinderarbeit gehörte zur ländlichen Ökonomie, die Schule hatte sich durch entsprechende Zeit- und Ferienregelungen mit dieser Realität zu arrangieren.

Im Jahr 1797 wurde in Freiburg ein Schullehrerseminar gegründet. Vorher erwarben die Lehrer ihre Kenntnisse wie die Handwerker: Sie gingen bei einem „Schulmeister“ in die Lehre. So hatte der Nußbacher Lehrer Josef Becker, der dort seit 1773 die Stelle bekleidete, bei Johann Georg Heydek in Burgheim sein Wissen erworben. Bei einer Begutachtung 1777 werden ihm gute Fähigkeiten im Lesen und Buchstabieren attestiert. Er instruierte in der Christenlehre „gut“, in der Musik „ziemlich“. Becker hatte immerhin 61 Knaben und 65 „Megdlein“ zu unterrichten. Weniger angetan war man von Beckers Wünschen nach Besoldungserhöhung. Er erhielt 200 Gulden an Mesner- und Lehrerbesoldung, drei Klafter Holz von den Schulgemeinden (Nußbach, Zusenhofen, Herztal), noch einmal 2 Klafter aus dem genossenschaftlichen Hardtwald: Davon mußte er aber auch die Schulstube heizen. Wegen des 10-Uhr Läutens sollte Becker jährlich 6 Gulden erhalten. Herztal verweigerte jedoch seinen Anteil, da man das Läuten nicht höre<sup>20</sup>. Die Bitte Beckers wurde „ad referendum“ genommen, der Visitator bemerkte, die Gemeinden seien arm: Die Schullasten ließen sich nicht vermehren. Vielfach wurde die Ansicht vertreten, daß die Lehrer, die überdies noch die Möglichkeit zum Zuerwerb hatten, im Vergleich zur Gesamtbevölkerung nicht unterbezahlt waren<sup>21</sup>. Schuldienste wurden noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts häufig allein nach finanziellen Erwägungen kostensparend vergeben – auch in der vorderösterreichischen Ortenau:

*Da und dort im Land sehen Gemeinden, die das Schulpatronat selbst besitzen, die Schullehrer als Gemeindeknechte an, behalten sie nach Belieben bei oder danken sie ab. Sie haben beinahe in jedem Jahre andere Lehrer, und zwar nur solche, welche um den geringsten Gehalt oder wie die Gemeinden es ansehen, um den geringsten Lohn dienen (16. 9. 1802).*

Angesichts dieser Lage behielt sich die vorderösterreichische Regierung das Bestätigungsrecht vor – das „Pädagogendumping“ sollte nicht auf Kosten der Kinder gehen<sup>22</sup>.

## 2. Einkommen und Nebeneinkommen der Volksschullehrer

Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts setzte sich die Lehrerbesoldung aus vielerlei Quellen zusammen. Von den Schülern war das Schulgeld zu entrichten, aus der Gemeindekasse und aus kirchlichen Fonds hatte der Schulmeister ein Fixum anzusprechen. Er wohnte kostenlos, nahm für Mesnerdienste Brot, Wein und Getreide in Empfang. Er bezog kostenlos „Competenzholz“ und erhielt Gemeindeland kostenlos zur Verfügung gestellt, das er bebauen konnte. Für Hilfsdienste als Mesner und Kirchenmusiker erhielt er bei Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen Gebühren, sogenannte Akzidenzien.

So erhielt der Ramsbacher Lehrer 1834 von der Gemeinde 2 Klafter Holz und für die Abhaltung der Sonntagsschule 8 Gulden. Der Schulfond in Oberkirch trug 60 Gulden zum Gehalt bei. Die Bürger zahlten für 60 Kinder je einen Gulden Schulgeld. So errechnete sich für den Ramsbacher Lehrer ein Gesamteinkommen von 132 Gulden<sup>23</sup>. Die Naturaleinkünfte hatte der Lehrer selbst einzuziehen, was sich gelegentlich als unmöglich erwies. So hatte der Nußbacher Lehrer von den Ortsbürgern von Herztal-Meisenbühl alle Jahre vier alte Maß Wein zu beanspruchen. Wenn der Schulmeister anklopfte, hatte er allerhand „Gehässigkeiten der Abgabepflichtigen“ – so die Feststellung einer Ortsvisitation von 1868<sup>24</sup> – zu vergegenwärtigen. Man darf wohl annehmen, daß der Lehrer nicht nur beschimpft wurde, sondern daß man ihm minderwertigen, saueren oder mit Wasser verdünnten Wein „unterzujubeln“ versuchte. Ähnliches widerfuhr dem Nußbacher Lehrer Sigmund Andres 1851 mit der Mesnergarbe, die er von allen Grundstücksbesitzern in Nußbach und Zusenhofen anzusprechen hatte. Angesichts der eigenen Notsituation verweigerten die Ausmärker, hauptsächlich Bürger von Urloffen, die Mesnergarbe<sup>25</sup>. Der Schulmeister Jakob Platten erhielt – wie seine Witwe nach dem Ableben ihres Mannes 1817 berichtete – von den Griesbacher Bauern von sechs Klaftern Holz, die ihm zustanden, nur vier: Ein armseliger Schulmeister konnte gegen selbstbewußte Hofbauern nichts ausrichten<sup>26</sup>.

In der ersten Jahrhunderthälfte rutschte ein Lehrer, wenn er eine Familie zu ernähren hatte und wenn wegen Teuerung die Lebensmittelpreise in die Höhe kletterten, schnell unter das Existenzminimum. Ein Beispiel dafür bietet der Ödsbacher Lehrer Martin Wirth. Am 10. Dezember 1818 berichtet der Oberkircher Dekan – betraut mit der Schulaufsicht, daß

*der Lehrer in Oedsbach mit seinem Eheweibe und 5 Kindern, die noch nicht verdienen könnten, in einer sehr traurigen Lage sich*



*befände, indem derselbe bei seinem geringen Einkommen äußerst dürftig und elend leben müsse*<sup>27</sup>.

Sein Einkommen bestand aus einem Viertel Hafer im Wert von 3 Gulden, zwei Vierteln Korn im Wert von 12 Gulden, vier Klaftern Holz im Wert von 16 Gulden, drei Klaftern Hartholz im Wert von 18 Gulden und 90 Gulden Schulgeld. Die verzweifelte Ehefrau Maria Anna Wirth hatte am 5. September 1817 an die Großherzogin geschrieben und ihr die elende Situation der Familie geschildert. Der Ehemann hatte kein Nebeneinkommen aus Kirchendiensten (Ödsbach war Filialgemeinde von Oberkirch), wegen der Entfernung zur Stadt konnte sich die Frau mit „Nähen und Bögeln“ nichts hinzuverdienen.

Mit dem „Gesetz vom 28. August 1835“ über die Rechtsverhältnisse der Schullehrer und über den Aufwand an den Volksschulen wurden vor allem die bisher am schlechtesten bezahlten Lehrer etwas bessergestellt. Die Besoldung erfolgte nach vier Ortsklassen<sup>28</sup>:

1. Klasse: Orte bis 500 Einwohner = 140 fl.
2. Klasse: Orte von 501–1500 Einwohner = 175 fl.
3. Klasse: Orte von 1501–3000 Einwohnern = 280 fl.
4. Klasse: Orte über 3000 Einwohner = 350 fl.

Der Ödsbacher Schullehrer bezog 1836 ein Gehalt von nunmehr 175 Gulden<sup>29</sup>. Die Besoldung des Ödsbacher Hauptlehrers verbesserte sich bis 1868 auf 500 Gulden, wobei 50 Gulden an Miete für die Dienstwohnung abgezogen wurden<sup>30</sup>.

Um die Höhe dieses Einkommens, genauer: Jahreseinkommens ermessen zu können, bedarf es der Relation zu den Preisen. Eine Kuh kostete 1865 77–130 fl., ein Mutterschwein 40–70 fl., ein Mastschwein 20–60 fl. Ein Pfund Ochsenfleisch kostete 15 Kreuzer, ebenso ein Pfund Schweinefleisch. Für vier Pfund Schwarzbrot bezahlte man 12 Kreuzer<sup>31</sup>.

Bedrückend war die Lage der Unterlehrer. Der Nußbacher Unterlehrer erhielt 1836 aus dem Heiligenfond 125 Gulden und von der Gemeinde 10 Gulden<sup>32</sup>. Zugleich wurde der Unterlehrer bei der Verteilung des Schulgeldes benachteiligt. Im Jahr 1848 zahlten die 312 Schüler, die die Nußbacher Volksschule besuchten, insgesamt 249 fl. 36 × Schulgeld. Davon erhielten die beiden Hauptlehrer Schultes und Koch jeweils ein Drittel (je 83 fl. 12 ×). Das dritte Drittel wurde zu gleichen Teilen unter die beiden Hauptlehrer und den Unterlehrer verteilt: So blieben dem Unterlehrer nur 27 fl. 33 × Schulgeld. Der Nußbacher Unterlehrer Karl Georg Neumann forderte deshalb eine gerechte Verteilung des Schulgeldes. Er gab an,

gänzlich vermögenslos zu sein, das Schicksal habe über seine Familie Unglücksfälle jeder Art verhängt. Er müsse nicht nur alle seine Bedürfnisse mit seinem Dienstinkommen bestreiten, sondern darüber hinaus noch seine Geschwister unterstützen. Der Nußbacher Unterlehrer Karl Benz, der als „Schulverwalter“ die II. Hauptlehrerstelle besorgte, aber nur das Unterlehrergehalt erhielt, klagte ebenfalls heftig über die geringe Bezahlung. Er legte eine Berechnung vor, daß er für Kost täglich 24 × brauche, für das Bett 2 × und die Wäsche 3 ×, was pro Tag 29 Kreuzer ausmachte<sup>33</sup>. Kost und Wäsche für den Unterlehrer pflegte der Hauptlehrer gegen Entschädigung zu stellen, so mußte der Unterlehrer noch den „Familienanschluß“ mit in Kauf nehmen:

*Im Obergeschoß des Schulhauses, wo sich die zwei hohen, hellen Klassenzimmer befanden, war noch ein Zimmer, in welchem der jeweilige Hilfslehrer, meist ein blutjunger Mensch, der eben das Lehrerseminar verlassen hatte, untergebracht war. Dieser Hilfslehrer aß bei den Männern zu Mittag und zu Abend, sonst aber blieb er ganz für sich. Meist wurde er ja schon nach einem Jahr oder zweien woandershin versetzt.*

So wie Oskar Maria Graf in seiner Erzählung „Der Lehrer Männer“ das Dasein des Unterlehrers beschreibt<sup>34</sup>, dürfte es auch in der Realität ausgesehen haben. Zum Schicksal des Junglehrers gehörte, wie schon erwähnt, die Tatsache häufiger Versetzungen: Auf die Kosten und den Verlust an sozialen Beziehungen wurde keinerlei Rücksicht genommen.

Wer als Lehrer eine Familie ernähren wollte, konnte nicht umhin, sich nach Nebenerwerbsquellen umzusehen. Ein Nebenverdienst, zu dem die Lehrer verpflichtet waren, stellte das Mesneramt dar. In fast allen Kirchspielsgemeinden wurde der Mesnerdienst in Naturalien entlohnt: Die Kirchspielsbewohner hatten ein bestimmtes Quantum Mesnerwein, eine Mesnergarbe, Mesnerfrucht oder Mesnerbrot abzuliefern. Der Einzug dieser Naturalien oblag dem Lehrer selbst, was großen Ärger verursachte. So war es für die Lehrer eine große Erleichterung, als – wie in Nußbach 1851<sup>35</sup> – der Oberkirchenrat die Ablösung der Mesnerfrucht genehmigte: Stattdessen zahlten die Gemeinden Nußbach und Zusenhofen jährlich zu Martini 85 Gulden. Die Verpflichtungen, den Pfarrer bei Krankenbesuchen zu begleiten, an Beerdigungen und Trauungen teilzunehmen, zu läuten und den Gottesdienst vorzubereiten, gingen häufig auf Kosten des Unterrichts. Gravierender wurde die Demütigung empfunden, die mit dem Mesnerdienst verbunden war:

*Genug, wir ehren den Stand eines Geistlichen; leider, daß es geschieht, daß oft die geringste Kleinigkeit benutzt wird, um den*



Ödsbacher Schulhaus mit Kapelle St. Jakob um 1910

*Mesnerlehrer seine Subordination so fühlen zu lassen, daß es schmerzt. Bald ist die Kirche nicht genug gereinigt, bald hat eine fromme Seele etwas liegen lassen, welches der Mesner nicht beachtete, bald fehlt an der Auszierung, bald an der Kirchenwäsche, bald am Uhrenhammer und am Zeigerwerke, bald ist das ewige Licht nicht im hellen Brennen oder gar verlöscht (Öldieb) oder der Wachsverbrauch ist zu stark (Wachsdieb), bald ist der Lehrer zu spät in der Kirche erschienen . . .<sup>36</sup>*

In der Zeit der Loslösung der Schule von der Kirche und der Emanzipation der Lehrerschaft wurde der Mesnerdienst als unzeitgemäß empfunden. In Nußbach, dessen ausgedehntes Kirchspiel einen besonderen Zeitaufwand erforderte, wurde 1862 die Einstellung eines Hilfsmesners, des Schneidemeisters Carl Ritter, beschlossen, der den Lehrer entlastete. Der neue Hilfsmesner erhielt 60 fl. Besoldung, wovon 20 fl. dem Lehrer abgezogen wurde und 40 fl. dem Heiligenfond entnommen wurde<sup>37</sup>. 1869 wurde überall in Baden der Mesnerdienst vom Schuldienst getrennt: Die Lehrer konnten dadurch ihr kirchenmusikalisches Engagement verstärken. Der Nußbacher Hauptlehrer Josef Braun bezog 1873 80 fl. Organistengehalt. Wenn er bei Hochzeiten spielte, erhielt er 30 ×, bei einem Seelenamt 15 ×, bei einer „großen Leiche“ 18 × und bei einer kleinen 15 ×. Mit der Aus-

weitung der Chorleitungsaufgaben konnte Braun auch seine Bitte um Gehaltsaufbesserung begründen<sup>38</sup>.

Von großer Bedeutung für die Nebeneinkünfte waren Schreibaarbeiten für die verschiedenen weltlichen und kirchlichen Fonds, der Rechnerdienst und nicht zuletzt der Ratschreiberdienst in der Gemeinde. Hauptlehrer Heydt, der die Ratschreiberdienste in Maisach verrichtete, erhielt 1901 eine besondere Anerkennung vom Oberkircher Amtsvorstand<sup>39</sup>. Nicht immer wurde der Fleiß der Lehrer gern gesehen. Ein Ramsbacher Bürger schrieb 1850 anonym einen Brief an das Bezirksamt, in welchem er sich gegen die Bewerbung des Lehrers Walzenbach um den Ratschreiberdienst wandte. Sein Vorgänger habe wegen verschiedener „Hurenprozesse“ sich von jeder Seite Feinde zugezogen und sei schließlich auf „revolutionäre Art“ aus der Gemeinde Ramsbach vertrieben worden. Vielen Bürgern sei es ein Dorn im Auge, daß nur der Lehrer so viele „Umtriebe und Geschäfte“ mit dem Gemeinderechnungswesen unternehme und jetzt auch noch dazu Ratschreiber geworden sei. Die Folge werde „eine verdorbene und schlechte Schule“ sein. Der Schreiber scheint selbst Ambitionen auf das Amt gehabt zu haben oder von beträchtlichem Ressentiment gegen die Lehrer erfüllt gewesen zu sein<sup>40</sup>.



*Schulhaus in Nußbach zwischen Kirche und Wirtschaft, erbaut 1826, 1945 von Besatzungstruppen zerstört*

Ded sbach bei Oberkirch.  
**Ernteweine** per Liter 30 Pf., **bessere**  
**Weine** per Liter von 40 Pf. bis 1 Mark  
unter Garantie verkauft  
784.4.3. **A. Herrmann.**

---

Nr. 4502. D.-B. 77: Firma: A. Herrmann in Dedsbach.

Inhaber ist August Herrmann, Hauptlehrer in Dedsbach, Weinhandlung; Ehevertrag mit Franziska, geb. Büchele von 2. Oktober 1863, wornach jeder Theil 50 fl. in die Gemeinschaft einwirft, während alles übrige, jetzige und künftige Vermögen nebst den Schulden davon ausgeschlossen wird.

Rt 6. Juni 1880

## Musikalische Abendunterhaltung.

Hauptlehrer Herrmann von Dedsbach wird mit 3 seiner Kinder (Knaben) Dienstag den 13. d. M., Abends halb 7 Uhr, im Gasthaus zum Ochsen in Oberkirch eine musikalische Produktion geben, und hiessich, die Musikfreunde ergebenst hiezu einzuladen.

### I. Abtheilung. (Konzert-Stücke.)

- 1) Polpourri. Quartett mit 2 Violinen, Piano und Cello.
- 2) Variationen für Violine und Piano.
- 3) Rondo. Quartett.
- 4) Ouvertüre aus der Oper „Dichter und Bauer“. Vierhändig.
- 5) Polpourri aus „Robert der Teufel.“ Quartett.
- 6) Polka für Metallophon und Piano.
- 7) Nachtigall-Polka. Quartett.

### Pause (mit Erfrischungen.)

### II. Abtheilung. (Tanzmusik-Stücke.)

Walzer, Polka, Schottisch, Mazurka, Galopp u. s. w.  
Eintrittspreis 18 kr.

a, b, c

Werbung für Nebenverdienste eines Schulmeisters

Ein wahres Faktotum, was Nebenjobs betrifft, war der Ödsbacher Lehrer August Herrmann<sup>41</sup>. Er übernahm in Ödsbach den Ratschreiberposten. Mit Genehmigung des Oberschulrats betrieb Hermann zusammen mit seiner Ehefrau eine Weinhandlung. Als Herrmann auch noch Branntwein verkaufen wollte, schritt der Oberschulrat ein. 1865 hatte sich Herrmann als Freizeitwirt versucht: Beim Schulhaus baute er am Sonntag eine Holzkegelbahn auf, worauf junge Leute kegelten. Die Gäste wurden mit Wein bewirtet. Die paar Gulden jährlich für das Morgenläuten wollte sich Herrmann auch nicht entgehen lassen. Er spannte zu diesem Zweck von seinem Schlafzimmer über die Straße hinüber zur Jakobskapelle ein Seil, um bequem vom Bett aus die Frühglocken läuten zu können. Herrmann galt auch als der „allgemeine Ratgeber und Rechtskonsulent“ in Ödsbach, als eine Art Winkeladvokat. Schließlich genierte sich Herrmann auch nicht, mit dreien seiner zehn Kinder im Oberkircher Ochsen ein Abendkonzert zu geben – gegen einen Eintritt von 18 Kreuzern pro Person<sup>42</sup>.

Bis zum Jahr 1836, als Regelungen über die Zuruhesetzung von Lehrern in Kraft traten<sup>43</sup>, hatten die Lehrer buchstäblich bis zu ihrer Dienstunfähigkeit, häufig bis zu ihrem Tod zu arbeiten. Ein erschütterndes Dokument dafür ist das Schreiben des schon erwähnten Ödsbacher Lehrers Martin Wirth an seine Behörde:

*Wie mein Körper, in noch größerem Maße altert mein Geist, das Gedächtnis wie die Fassungskraft versagen mir täglich mehr ihre Dienste, in gleichem Grade, wie das Augenlicht schwindet. Bei diesem unbesiegbaren und täglich wachsenden Hindernissen des Körpers und des Geistes fühle ich gar wohl, daß ich nicht in einer 123 Schüler zählenden Schule nicht mehr genügen könne, auch wenn die Forderungen früher um vieles geringer gestellt waren als in der heutigen Zeit<sup>44</sup>.*

Wer mit der beruflichen Situation einigermaßen zurande kam, wehrte sich gegen seine Pensionierung, denn – so der Nußbacher Hauptlehrer Ludwig Meyer 1867 – das „Ruhegeld reicht nicht zur Befriedigung der nötigen Bedürfnisse für das Alter“<sup>45</sup>. Meyer hatte wegen zweimaliger Erkrankung seit Mai 1864 um Zuteilung eines Hilfslehrers bitten müssen. Auch vermutete er, daß man ihn für die Alkoholexzesse seiner beiden Unterlehrer verantwortlich machte. Er fürchtet sich vor „Untätigkeit und Langeweile“:

*Und nun soll ich von lebenslänglich gewohnter Arbeit ganz verdrängt werden! Mein ganzes Leben legte ich auf den Altar der Schule; ich bitte darum, mein Wirken fortsetzen zu dürfen, bis meine Dienstunfähigkeit genügend erwiesen sei.*

Die Pensionierung Meyers wurde nicht zurückgenommen, so mußte er auch seine Wohnung räumen.

Zur Unterstützung der Witwen und Waisen verstorbener Schullehrer waren zunächst in den Schulkreisen, seit 1835 im gesamten Großherzogtum ein Schullehrer – Witwen- und Waisenfond errichtet worden. Die Witwe des am 16. Januar 1817 verstorbenen Griesbacher Schulmeisters Jakob Platten erhielt monatelang keine Witwenpension, obwohl ihr Mann Beiträge bezahlt hatte. Die Zahlungen waren offensichtlich so gering, daß Frau Platten auf andere Art und Weise ihre Existenzsicherung betrieb. Sie bat darum, daß ihr 20jähriger Sohn Johannes, der schon vier Jahre lang die Schule allein versehen habe, die Schulstelle erhalte<sup>46</sup>.

Die Leistungen des 1835 gegründeten Fonds betrug jährlich 50 fl., pro Gulden Gehalt hatten die Lehrer einen Kreuzer Beitrag zu zahlen<sup>47</sup>.

Der Versorgung der Witwen und Waisen diente auch eine Selbsthilfevereinigung, der Pestalozzverein. Zur Feier des hundertsten Geburtstags des Schweizer Pädagogen Johann Heinrich Pestalozzi hatten sich am 12. Januar 1846 in Achern 56 Lehrer getroffen. Zur Verhinderung der größten Not von Lehrerwitwen und -waisen wurde ein Fond gegründet, in den die Solidaritätsgemeinschaft der Lehrer einzahlte. Der Posthalter Heinrich Wernwag aus Kenzingen vermachte dem Verein testamentarisch ein Wiesen-  
gelände von 20 ha, aus dessen Einkünften unbürokratisch geholfen werden konnte<sup>48</sup>.

### *3. Schule macht krank. Die gesundheitlichen Belastungen der Lehrer und Lehrerinnen*

Tuberkulose, Lungen- und Atemwegserkrankungen, psychosomatische Symptome, die den Verdacht nahelegen, Krankheit könne eine Flucht aus einer unerträglichen Situation sein – all dies läßt sich aus den Personalakten der Renchtäler Lehrer herauslesen. Der Ödsbacher Unterlehrer Kühle schrieb am 17. November 1867 an seine Vorgesetzten:

*Hiermit möchte ich Sie in Kenntnis setzen, daß mir gestern abend aufs neue das Blut ausgebrochen ist und ich auch heute nicht imstande bin, Unterricht zu erteilen. Ich gebe nichts anderem die Schuld als dem Schulhalten, denn während der Ferien war es mir wohl.*

Um nicht gänzlich arbeits- und damit erwerbsunfähig zu werden, vollzog Kühle einen bemerkenswerten Schritt: Er beantragte seine Entlassung aus dem Schuldienst<sup>49</sup>. Vielfach war es schon die katastrophale Wohnsituation, die krank machte. So klagte der junge Nußbacher Unterlehrer Nock, man verweigere ihm ein heizbares Zimmer. Man hatte ihm ein Mansardenzimmer eingeräumt, das nicht wohnbar, geschweige denn heizbar sei. So hätten sich laut ärztlichem Attest die Gichtbeschwerden weiter verschlimmert<sup>50</sup>.

Die engen Schulzimmer, in denen eine unübersehbare Kinderschar untergebracht werden mußte, waren Infektionsherde für Erkrankungen, die durch Bakterien und Viren übertragen wurden.

Noch weniger den gesundheitlichen Belastungen als ihre männlichen Kollegen waren die weiblichen Junglehrerinnen gewachsen. Die Ausfallsquote durch Krankheit war – wie Beobachtungen an mehreren Renchtäler Volksschulen ergaben – erschreckend hoch. Die Unterlehrerin Fanny Buchholz, die 1902 nach Ödsbach zugewiesen worden war, trat ihren Dienst nicht an, sondern kurierte in Wiesental ihr Lungenleiden aus<sup>51</sup>. Nathalie Wörner, die 1904 nach Ödsbach kommen sollte, litt an „Bleichsucht“ und bedurfte eines dreimonatigen Urlaubs. Ihre Nachfolgerin Elfriede Heck zog sich ohne Erlaubnis des Oberschulrats nach Oberkrain und nach Veldes zurück, um sich von den Folgen einer „Blinddarmentzündung“ zu kurieren: Allem Anschein nach lag hier keine ernsthafte Erkrankung vor, sondern die Berufung auf die Krankheit legitimierte die Flucht aus der Schule: So wurde die Ödsbacher Lehrerin 1911 ihres Amtes enthoben<sup>51</sup>. Der Schuldienst war bis zum Jahr 1919 für Frauen verbunden mit einem asketischen Lebensstil: Sie durften nicht heiraten, mußten quasi zölibatär leben und angesichts der Einkommenssituation ein äußerst bescheidenes Leben führen. Dazu kam eine fast unerträgliche soziale Isolation, die aus dem Gebot der Distanz zur dörflichen Bevölkerung erwuchs.

Verschärft wurde die Belastungssituation auch dadurch, daß bei einer ohnehin schon fast unerträglichen Normalbelastung kranke Kollegen mitvertreten werden mußten. Die Verhältnisse an der Ödsbacher Volksschule veranlaßten sogar die renommierte Badische Landeszeitung zu einem äußerst kritischen Bericht:

*Drei Lehrer teilen sich den Unterricht der 250 Kinder. Der erste Hauptlehrer und die Unterlehrerin sind erkrankt. Die ganze Schularbeit wird einem einzigen Lehrer aufgebühret. Wie lange wird es noch dauern, dann muß auch dieser Mann unter der ungeheuren Last zusammenbrechen . . . (12. Januar 1903).*





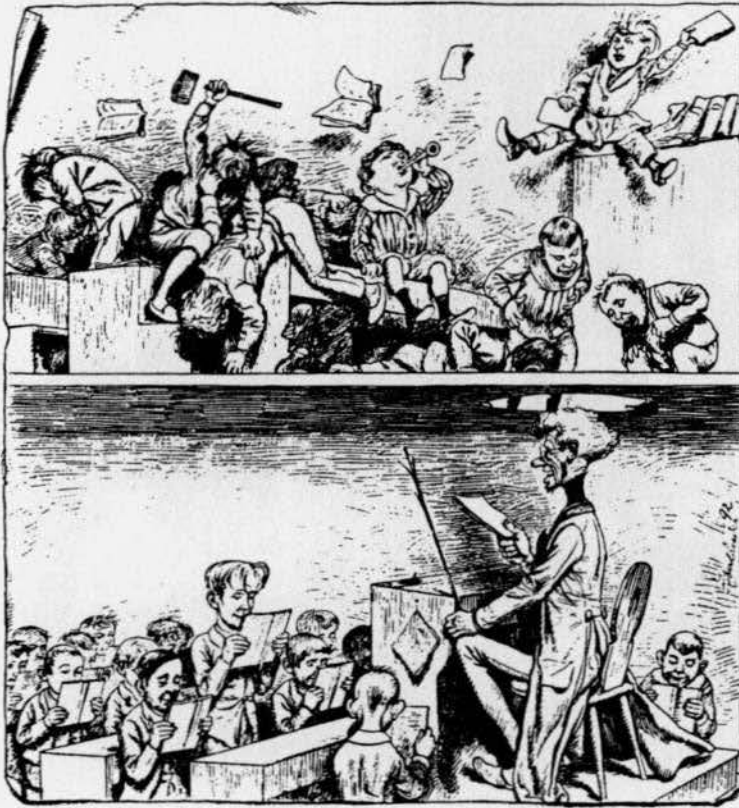
*Lehrer mit einer einklassigen Volksschule (Löcherberg 1920)*

Eine hohe Mortalität war die Folge der bei Lehrern auftretenden Lungenkrankheiten; als ein typisches Beispiel mag der Tiergartener Hauptlehrer Johannes Hug gelten, der 42jährig starb:

*Zehn Jahre hat Herr Hug als Hauptlehrer an unserer Schule unter ganz schwierigen Verhältnissen gearbeitet und sich dabei wahrscheinlich den Keim zu seinem frühen Tod geholt. Vor Jahresfrist mußte derselbe infolge seiner angegriffenen Gesundheit sich durch einen Hilfslehrer vertreten lassen; kaum genesen, übernahm er wieder die schwere Last seines Berufs. Doch war es ihm nicht gegönnt, lange seinem Amte vorzustehen; im Laufe dieses Sommers nahm das heimtückische Leiden zu und die letzten 12 Wochen seines Lebens waren ein reines Märtyrertum für den Entschlafenen (Der Renchthäler, 27. September 1898).*

Die Frustrationen des Lehrerdaseins, sofern sie die Betroffenen nicht krank machten, schlugen häufig in Aggressionen gegen die Schüler um. Der Oppenauer Unterlehrer Philipp Kastin überschritt – so die Formulierung – „die Bestimmungen über die Strafbefugnisse der Lehrer in der gröblichsten

Vereinfachung



*Karikatur von Adolf Oberländer (1845–1920) auf die Ausbeutung der Lehrer*

Weise“ – im Klartext: Er mißhandelte Schulkinder auf kriminelle Art und Weise<sup>52</sup>. Auch der Haslacher „Prügelmeister“ Mathias Rösch wurde von der Schulbehörde wegen Überschreitung des Züchtigungsrechtes zur Rechenschaft gezogen<sup>53</sup>.

Die Nußbacher Unterlehrer Emil Pflugg und Ludwig Strittmatter wurden aus dem Schuldienst entlassen, „weil sie im Zustand der Trunkenheit sich gegenseitig herumschlugen und der erstere die Nacht im Bürgerarreste verbringen mußte“<sup>54</sup>. Auch den Griff zur Flasche wird man in heutiger Perspektive weniger als moralisches Versagen denn als Ausdruck pädagogischen Elendsalkoholismus gewertet sehen müssen.

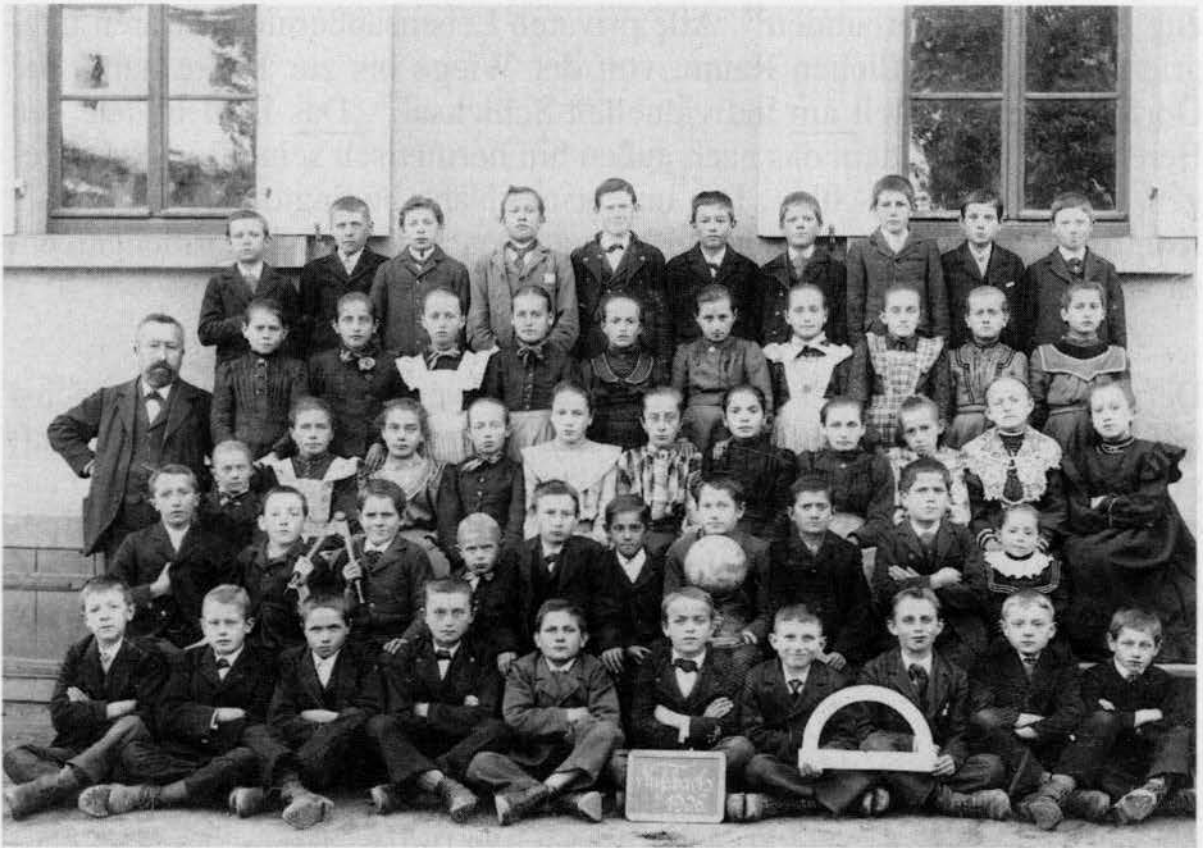
#### *4. Vom Zwang, eine Respektsperson zu sein: Die Rolle des Lehrers im Dorf*

Die Bewohner des Dorfes waren früher durch verwandtschaftliche Beziehungen, durch wirtschaftliche Verflechtungen, Sitte, Brauch und Sprache eng miteinander verbunden<sup>55</sup>. Alle privaten Lebensäußerungen waren integriert in den öffentlichen Raum, von der Wiege bis zur Bahre nahm die Dorfföfentlichkeit teil am individuellen Schicksal<sup>56</sup>. Das Dorf bildete den Bereich des Vertrauten, das nach außen hin hermetisch seine Bewohner gegen alles Fremde abschloß. Die universale Nähe bedingte eine universale Kontrolle, die Zumutung von Rollen und den Druck, sich normengerecht zu verhalten.

Der Dorfschullehrer, der in ein Dorf kam, war als „Fremder“ zunächst mißtrauisch beäugter Außenseiter. Seine regionale und soziale Herkunft grenzte ihn zunächst aus; seine intellektuelle Arbeit wurde von einer bäuerlichen Bevölkerung, die Arbeit als Handarbeit definierte, häufig geringgeschätzt. Den Makel des Außenseitertums konnte ein Lehrer ein Leben lang nicht ablegen; allerdings konnte er danach streben, zum akzeptierten Außenseiter zu werden.

Das Sozialprestige des Lehrers hing von vielen Faktoren ab: von seiner Besoldung, von seinen beruflichen Fähigkeiten und seiner menschlichen Ausstrahlung, von der Erfüllung der Rolle, die in ihn projiziert wurde, vom Stellenwert seiner pädagogischen Tätigkeit im öffentlichen Bewußtsein und nicht zuletzt auch von seinen Fähigkeiten zur Integration.

Am Beispiel des bereits oben zitierten „Präzeptors“ Schwall aus Ödsbach lassen sich die Akzeptanzprobleme eines Lehrers zu Anfang des 19. Jahrhunderts ermessen: Sein Vorgänger hatte das Ansehen des Berufsstandes ruiniert; Schwall wurde nicht akzeptiert, weil er noch jung war; als unter dem Einfluß der Aufklärung stehender Lehrer geriet er mit der konservativen Mentalität der Talbewohner in Konflikt; die Bedeutung der Schule, vor allem der Sommerschule, wurde von den Hofbauern, die ihre Kinder zum Viehhüten brauchten, bestritten; Schwall klagte darüber, daß weder Pfarrer noch Amtsvorstand seine Autorität stützten<sup>57</sup>. In Kirchspielorten litt die Autorität des Lehrers auch darunter, daß er als Mesner niedrige Arbeiten wie z. B. die Kirchenreinigung übernehmen mußte<sup>58</sup>. Nicht nur die Verbesserung der Einkommenssituation, sondern auch die Trennung von Schul- und Mesnerdienst hoben das Ansehen der Lehrer, weil sie nun nicht mehr als Subalterne des Dorfpfarrers galten, sondern jetzt selbständig auftreten konnten. Der Kulturkampf lieferte die politische Begleitmusik zu dieser Emanzipation, zu der auch die Abschaffung der geistlichen Schulaufsicht gehörte.



*Das Arrangement für den Photographen, die Disziplin der Körperhaltung und die Einordnung des einzelnen in die Ordnung des Kollektivs, symbolisiert auch die Pädagogik der damaligen Zeit*



*Oberkircher Schulklasse 1900 mit Oberlehrer Schatz*

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts stieg der Lehrer zum Dorfhonoratioren auf<sup>59</sup>. Beleg dafür sind die zunehmenden Ehrungen, die Lehrern zuteil wurden. So kann es als fast revolutionär gelten, daß in Oberkirch einem Lehrer namens Conrad Huber die Ehrenbürgerwürde verliehen wurde:

*Heute sind es nemlich (!) 25 Jahre, daß unser erster Hauptlehrer, Herr Oberlehrer Conrad Huber als Schulverwalter an die hiesige Volksschule versetzt wurde und dieser während dieser langen Zeit stets bestrebt war, nicht nur in seinem Berufs als Lehrer jederzeit treu, gewissenhaft und mit seltener Hingebung nachzukommen, sondern auch als Privatmann sich die Achtung und Liebe der gesamten hiesigen Einwohnerschaft zu erringen und erhalten.*

*Das gestrige Fest hat einen schönen Beweis davon geliefert, wie eine Gemeinde diese Eigenschaften zu würdigen weiß ... (Der Renchthäler, 2. Dezember 1878).*

Die höhere Achtung des Lehrers läßt sich auch an alltäglichen Details ablesen. So wurde die Ehefrau des Josef Bruder von Zusenhofen 1879 zu acht Tagen Gefängnis verurteilt, weil sie gegen den Lehrer „einen gröblich beschimpfenden Ausdruck“ gebraucht hatte. Vorausgegangen war eine hef-

tige Auseinandersetzung, weil der Vater seinen Sohn vom Turnplatz weggeholt hatte und das Bürgermeisteramt eingeschritten war. Die Autoritätsstrukturen der wilhelminischen Gesellschaft, an der der Lehrer oft in doppelter Weise partizipierte, weil er oft auch noch Reserveoffizier war, stärkten auch das Sozialprestige der Volksschullehrer<sup>60</sup>. Wo die Autorität des Lehrers infrage gestellt war, sah man auch die Autorität des Staates in Gefahr. Jugendliche, die vor der Wohnung des Lehrers Spottlieder sangen, wurden in einer Gemeinde des vorderen Renchtals polizeilich belangt und zu sechs bzw. acht Tagen Haft verurteilt (Der Renchthäler, 22. März 1878).

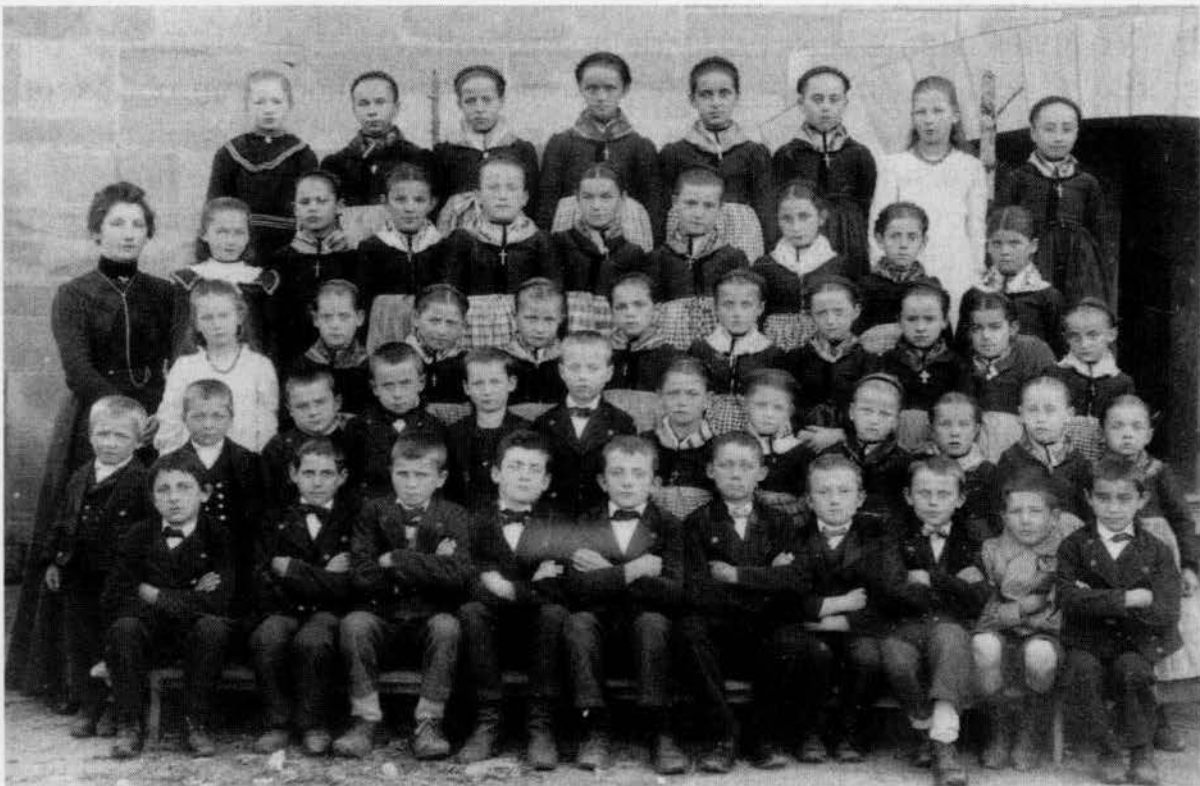
Umgekehrt taten sich viele Lehrer schwer, den Autoritätsvorstellungen der Vorgesetzten und der Dorfbewohner gerecht zu werden. Vor allem Alkoholprobleme, die sich auf Dauer nicht vor der Öffentlichkeit verbergen ließen, nagten an der Autorität. Der Nußbacher Lehrer Göhring, der 1910 bei einer Ortsbereisung als Trinker auffiel<sup>61</sup>, wurde 1912 aus dem Schuldienst entlassen. Nach glaubwürdiger mündlicher Überlieferung hatten einige Lausbuben von einer nahegelegenen Gaststätte das Schild mit der Aufschrift „Bierwirtschaft“ abmontiert und an der Fassade des Schulhauses befestigt. „Autorität und Ansehen der Lehrer“, so wurde vom Oberkircher Bezirksamt festgestellt<sup>62</sup>, seien durch diesen Lehrer schwer geschädigt worden.

Auch Streitereien unter den Lehrern wurden von der Schulbehörde nicht hingegenommen. In Nußbach gerieten die Familien des Hauptlehrers Büchler und seines Kollegen Kirschner aneinander<sup>63</sup>. Büchler hatte bei seiner Versetzung nach Nußbach am 1. April 1913 sieben Kinder mitgebracht. Wegen der beengten Raumverhältnisse kam es zu Streitereien um Keller- und Speicherräume. Die Auftritte arteten zu wüsten Beschimpfungen aus, wobei Beleidigungen geäußert wurden. Trotz eines Verweises des Kreisschulrates wiederholten sich die Streitereien und eskalierten in einer Beleidigungsklage. Die Vorgänge im Schulhaus wurden bald „Ortsgespräch“, auch die Schüler wußten bald darüber Bescheid. Entsprechend verfiel die Autorität der Lehrer: Hauptlehrer Büchler wurde mit den Fortbildungsschülern nicht mehr fertig und mußte den Nußbacher Bürgermeister rufen, um Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Die alarmierten Schulbehörden versetzten Büchler nach Badisch-Sibirien, nach Mückental im Amt Mosbach. Sogar seine Versetzung in den Ruhestand war erwogen worden.

Diese Vorgänge zeigen auch, daß auch im privaten Bereich der Lehrer im Dorf einer permanenten sozialen Kontrolle ausgesetzt war. So kritisierte der katholische „Oberkircher Bote“, daß neuerdings „die Lehrerinnen mit dem Fahrrad von der Schule nach Hause fahren“. Eine Lehrerin im

Renchtal hatte sich ein Fahrrad gekauft (Renchtäler, 29. August 1899). Schwierig für den Dorflehrer war es auch, eine ausgewogene Balance zwischen Distanz und Nähe zur Dorfbevölkerung zu erhalten. Unterlehrer Hipp klagte, die Leute im Kirchspiel Nußbach wünschten, daß er die Wirtshäuser mehr besuche als bisher, aber er wolle nicht<sup>64</sup>. Wenn die Kontakte zu der Dorfbevölkerung zu eng wurden, wurde bald der Vorwurf der Bestechlichkeit ausgesprochen. So beklagt Hauptlehrer Braun aus Nußbach, die Lehrer würden veranlaßt, vermögliche Eltern öfters zu besuchen<sup>65</sup>. Daraus ließ sich schnell einen Strick für die Lehrer drehen. So behauptete der Erlacher Ortspolizeidiener Schneider öffentlich, Hauptlehrer Booz behandle nur die Kinder gut, deren Eltern Schinken und Eier spendeten. Der Lehrer verklagte den Polizeidiener, vor Gericht stellte sich heraus, daß eine Tochter des Beklagten in der Schule schwach war<sup>66</sup>.

Lehrer, die nicht von der Dorfbevölkerung akzeptiert wurden, konnten auf subtile Weise Rache nehmen, indem sie sich als Querulant aufspielten. Ein tragikomischer Fall sind die Papierkriege des Maisacher Lehrers und früheren Ratschreibers Peter Huppuch<sup>67</sup>. Huppuch, kränklich, „leicht erregbar“ und offensichtlich am Ende eines langen Lehrerlebens verbittert, reichte vom 15. Februar 1869 bis zum 10. Juli 1869 fünf (!) umfangreiche Beschwerdeschriften beim Bezirksamt ein. Die Vorwürfe beziehen sich auf



*Unterlehrerin mit Schulklasse (Ödsbach 1906)*

fast alle Mitglieder der Gemeindeverwaltung und alle Gemeindeangelegenheiten. Ein Farren sei unter der Hand verkauft worden, dem Hauptlehrer Trenkle, seinem Nachfolger, sei eine Gehaltserhöhung gewährt worden, obwohl dies von der Gemeindeversammlung abgelehnt worden sei. Das Windfallholz sei nicht öffentlich versteigert worden, schließlich habe der Bürgermeister mit seinen Verwandten und seiner Frau (!) öfters Streit. Der Amtsvorsteher, der in den Maisachern „ruhige und friedliebende Leute“ sah, „die gleichsam Holz auf sich spalten lassen“, nahm die Beschwerdeflut gelassen hin. Auch ging er auf die Zumutung Huppuchs nicht ein, „daß der Amtsvorstand bei ihm vorbeikommen solle und ihn über die Vermögensverhältnisse der Gemeinde vernehmen solle“. Als Ratschreiber und Lehrer Trenkle sich gegen die Beschuldigungen Huppuchs massiv zur Wehr setzten, ärgerte sich der cholerische Huppuch buchstäblich krank: „Meine Krankheit hat sich darauf verschlimmert, ich erhielt (!) außerordentlich starke Krämpfe“. Huppuch war kein Michael Kohlhaas, sondern ein Don Quichotte, der aus persönlicher Verbitterung seine Umgebung tyrannisierte. Ihn mag auch gestört haben, daß sein Nachfolger wirtschaftlich bessergestellt war und auch mehr Respekt genoß.

##### *5. Die Lehrer und die Politik*

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vollzieht sich – zumindest in großen Teilen des städtischen Bürgertums – der Wandel vom obrigkeitsgläubigen Untertanen zum rasonierenden Staatsbürger. Die Revolution von 1848/49 bildet den Kulminationspunkt dieser Entwicklung; allerdings wurde das Rad der Geschichte nach dem Sieg der alten Gewalten wieder ein Stück weit zurückgedreht. Die Bevölkerung auf dem Lande, eingebunden in weitgehend noch funktionierende traditionelle Strukturen, wurde von liberalem Gedankengut nur in geringem Maße tangiert: Im Renchtal gingen die Hauptaktivitäten der Revolution von 1848/49 von den Städten Oberkirch und Oppenau aus; die antilibérale Casinobewegung, aus der später die katholische Zentrumspartei hervorging, fand gerade unter der Landbevölkerung eine gewaltige Resonanz<sup>68</sup>.

Das neue Denken der Aufklärung fand in den Lehrerseminaren – seit 1826 war die Seminarbildung für Lehrer obligatorisch – eine gewisse Resonanz. Schon früh gab es Befürchtungen, daß nicht nur den Schülern zuviel „Vernunftglauben, Freiheitssinn und Kritikfähigkeit vermittelt werden könnte, sondern auch die Lehrer zuviel Selbstbewußtsein entwickeln könnten:



*Neuerdings ist es . . . den Seminaren zum Vorwurf gemacht worden, daß sie nicht nur zu Vielerlei lehrten, sondern überhaupt ihren Zöglingen eine zu hohe, mit den Verhältnissen der Volksschule und den Bedürfnissen des Volkes in Mißverhältnis stehende Bildung gäben und diese dadurch zu Hochmut, Dünkel, Vornehmthuelei und zu dem Wahne verführten, als müßten sie den Unterricht möglichst hoch hinaufschrauben. Deshalb wurde auch vorgeschlagen, den Seminarunterricht zu beschränken, die Religion als hauptsächlichstes Bildungsmittel hinzustellen, die Seminaristen fühlen zu lassen, wie wenig sie doch eigentlich wüßten, und dadurch, sowie durch Anhalten zu Handarbeiten, z. B. Graben und Hacken, durch Exercirübungen zur Bescheidenheit und Demuth zurückzuführen<sup>69</sup>.*

Von diesem neuen Selbstbewußtsein ist wenig bei den Lehrern des Renchtals zu spüren; sie ordneten sich klaglos den weltlichen und kirchlichen Autoritäten unter, die tägliche Mühsal des Unterrichts und die Sorge um eine große Familie ließ keinen Raum für politische Betätigung, der Kirchturmhorizont des Dorfes provinzialisierte das Bewußtsein.

Und dennoch gab es in der Vormärzzeit auch im Renchtal einen Lehrer, der die Behörden beschäftigte. Nach dem Tod des Lehrers Decker 1820 wurde ein gewisser Unterlehrer Knapps neuer Lehrer in Ramsbach<sup>70</sup>. Knapps stammte aus Achern. Als Schulkandidat wurde er 1816 aufgenommen und unterrichtete in Waldulm und Michelbach als Schulgehilfe. In Oppenau hatte er als Schulverwalter ein ganzes Jahr lang 300 Kinder unterrichtet. Da der Dienst in Ramsbach nur 132 Gulden einbrachte und kein Mesneramt mit dieser Stelle verbunden war, übernahm Knapps die Posten als Rat- und Gerichtsschreiber in Oppenau, Ramsbach, Lierbach und Maisach.

Knapps fiel zum ersten Mal aus seiner Rolle, indem er sich „die unverschämtesten Aufrechnungen zuungunsten der Gemeindekasse“ erlaubte, heute würde man vielleicht sagen: Er billigte sich eine ordentliche Bezahlung seiner Tätigkeit zu. Für den Amtsrevisor war das Anlaß, den unbescheidenen Lehrer mit 40 fl. Strafe zu belegen. Der Konflikt mit der Obrigkeit war da. Die nächste Auseinandersetzung führte Knapps mit dem Oppenauer Pfarrer Rapp. Im Kirchspiel Oppenau riß das Übel der „frühzeitigen Unzucht“ bei Jugendlichen ein. Der Oppenauer Pfarrer bestellte die verdächtigen Kinder zu sich ein und fragte sie aus.

Da geschah etwas Unerhörtes. Der Lehrer Knapps schrieb einen deftigen Beschwerdebrief an das Pfarramt und empörte sich „über das unpädagogische Benehmen der Geistlichkeit“.

Den Kindern sei dadurch mehr geschadet worden. Auch beklagte er sich darüber, daß er als Pädagoge nicht in die Untersuchung einbezogen worden sei. Wenn nicht mit mehr Umsicht verfahren werde, werde er sich höheren Ortes gegen alle Mitschuld öffentlich wehren. Pfarrer Rapp und sein Kaplan Göhring zeigten Knapps daraufhin wegen Beleidigung beim Amt an. Der Kaplan mußte jedoch seine Klage zurücknehmen. Daraufhin soll Knapps in den Wirtshäusern damit geprahlt haben, die Pfarrgeistlichkeit in Schranken gewiesen zu haben. „Knapps ist ein unüberlegt schwätzender, manchmal die Bauern in den Wirtshäusern aufregender Gerichtsschreiber“, merkte der Amtsvorstand an, sah aber keinen Grund, Knapps zu versetzen.

Knapps, so lassen die Akten vermuten, scheint in der Folgezeit weiter weltliche und geistliche Autoritäten kritisiert zu haben. Am 13. Februar 1834 vermeldet Regierungsdirektor Rüdt dem Innenministerium, „daß der Schullehrer Knapps von Oppenau sich bisher gar recht oft in Dinge gemischt hat, die seinem Beruf durchaus fremd sind“. Die Regierung war besonders alarmiert, weil sich Knapps mit dem Plan umhertrieb, „Gelder zu politischen Zwecken zu sammeln“. Um welche „politischen Zwecke“ es sich dabei handelte, ist dem Schreiben nicht zu entnehmen. Knapps habe den Landleuten bereits „Geld durch aufregende Reden erpreßt“. Der Lehrer mit demagogischen Neigungen wurde von den Behörden auf das Oberkircher Bezirksamt geladen. Dort wurde ihm eröffnet,

*daß, wenn er sich noch einmal beigegeben lassen wollte, sich in Angelegenheiten einzumischen, die seinem Berufs als Schullehrer fremd sind, und wenn er sein öffentliches Wirken nicht auf die treue Erfüllung seines Dienstes beschränke, man mindestens seine Entfernung aus seinem damaligen Dienste in eine andere Landes- gegend veranlassen werde.*

Diese Androhung scheint gefruchtet zu haben, denn von Knapps ist in der Folgezeit in den Akten nichts mehr zu finden.

Wie in der Vormärzzeit, so ist auch für die Revolution von 1848/49 wie überall in Deutschland<sup>71</sup> festzustellen, daß die Lehrer im Verhältnis zu anderen Berufsgruppen nicht überproportional in Erscheinung traten. Eine Ausnahme machten die Nußbacher Lehrer Schultes, Koch und Neumann, die alle nach dem Einmarsch der Preußen 1849 vom Dienst suspendiert wurden<sup>72</sup>. Eine besondere Rolle spielte der Unterlehrer Neumann, der angesichts einer bedrückenden materiellen Lage nichts zu verlieren hatte.

An seinem letzten Dienort Oberneudorf pflegte er Kontakt zu dem Leh-

rer Karl Söhner zu Hollenbach und Valentin Scheuermann; unter diesen Mentoren entwickelte Neumann eine demokratisch-republikanische Gesinnung. Am 16. Mai 1849 war Neumann Hauptsprecher bei der Nußbacher Gemeindeversammlung, in welcher beschlossen wurde, 1000 fl. zur Anschaffung von Waffen für die Nußbacher Wehrmannschaft aufzunehmen. Neumann machte sich zum Instrukten der Wachmannschaft und soll sogar mit seinen Schulkindern exerziert haben. Als Obmann zog er am 17. Mai 1849 freiwillig mit der Wehrmannschaft Nußbach nach Karlsruhe. Dreimal verfügte er sich zum Landesausschuß und nahm sowohl Waffen wie auch Munition in Empfang; er quittierte als „Bürger Neumann“.

Als die Preußen auf Karlsruhe anrückten, versuchte er, die Nußbacher Wehrmannschaft aus dem Quartier in Rüpurr in das Gefecht bei Waghäusl zu führen. Er ließ erst von seinem Versuch ab, als die Nußbacher die Waffen gegen Neumann richteten. Neumann nahm selbst an den Gefechten gegen die Preußen an der Murg teil und machte sich „durch eine böswillige Äußerung des Verbrechens der Majestätsbeleidigung“ schuldig. Am 22. Juli 1849 kehrte Neumann nach Nußbach zurück und nahm den Unterricht wieder auf, wurde aber am 8. September suspendiert. Daß er auf die Kirche nicht sehr gut zu sprechen war, beweist die Tatsache, daß er während der Revolutionszeit sich weigerte, die Aufsicht während der Kindergottesdienste zu führen. Die Hauptlehrer Josef Schultes und Gregor Koch, die nach eigenem Bekunden an der Mairevolution nicht teilgenommen hatten, wurden ebenso wie Georg Karl Neumann vom Dienst suspendiert: Sie fühlten sich als Opfer einer Art Sippenhaft der Nußbacher Lehrer. Ein Opfer der Säuberungen wurde auch der Sohn des Ödsbacher Hauptlehrers Karl Bäuerle, der in Jestetten Unterlehrer war. Er hielt eine flammende politische Rede, wurde deswegen ebenfalls im September 1849 des Dienstes enthoben und zu drei Monaten Arbeitshaus verurteilt. Nachdem seine ganze Habe wegen der Prozeßkosten gepfändet worden war, mußte er sich von seinem Vater in Ödsbach ernähren lassen<sup>73</sup>.

Mehr als die Revolution von 1848/49 politisierte und polarisierte der Kulturkampf die Lehrerschaft. Die sog. Kulturkampfgesetze bezogen sich auch in erheblichem Maße auf das Schulwesen. Das Gesetz vom 9. Oktober 1860 postulierte die Staatshoheit in der Schulaufsicht, mit der Wahl von Ortsschulräten wurde 1864 die Schulaufsicht der Geistlichen auf das Fach Religion beschränkt. Schule und Kirche wurden voneinander getrennt, die Simultanschule wurde eingeführt. Die Schulgesetzgebung veränderte erheblich die Stellung des Lehrers: Er wurde vom Ortspfarrer unabhängig, seine Tätigkeit wurde aufgewertet, die säkulare Bildung schien endlich den ihr gebührenden Platz erhalten zu haben<sup>74</sup>.

Der politische Konflikt fand teilweise seine Entsprechung auf lokaler Ebene in den Auseinandersetzungen zwischen Lehrerschaft und Geistlichkeit. In Ulm war ein katholischer Verein gegründet worden, sehr zum Ärger des dortigen Hauptlehrers Thum. In der Schule äußerte Hauptlehrer Thum „unklugen Reden“, trat „leidenschaftlich“ gegenüber Vicar Droll auf und warf ihn schließlich eigenhändig aus dem Schulzimmer hinaus. Darauf habe sich „eine Partei Weibsleute“ zusammengerottet und vom Bürgermeister verlangt, „den Hauptlehrer Thum zum Dorf hinausschlagen zu dürfen“. Der Vicar spielte die „Rolle des Märtyrers“<sup>75</sup>.

Einen ähnlich starken Rückhalt wie in Ulm hatte die Kirche im Kirchspielhauptort Nußbach. Dort waren Kaplan Adolf Wehrle und Hauptlehrer Joseph Braun die Kontrahenten. Braun erregte sich über Äußerungen der Bevölkerung, „es wäre gescheiter, wenn die Kinder das Gebetbuch oder den Rosenkranz in die Hand nähmen statt das Lese- und Rechenbuch“<sup>76</sup>. Wehrle war an zwei Tagen mit den Erstkommunikanten nach Zimmern und nach Nesselried gewallfahrtet. Weil er verspätet mit den Kindern zur Schule kam, wurden diese „dem Unterricht entzogen“. Braun beschwerte sich beim Kreisschulrat. Er veranlaßte auch, daß die von Wehrle eingerichtete Kleinkinderschule verlegt werden mußte, weil sie den Schulbetrieb störte. Braun beklagte ebenfalls, daß Wehrle seinen Bruder, der Unterlehrer in Frickingen war, nach Nußbach bringen wollte, um seinen Einfluß noch auszudehnen. Dieser sei ohnehin schon groß genug, da Wehrle einen Teil der Pfarrverwaltung wahrnehme und die Leitung des Dritten Ordens in der Gegend habe. Auch bei den gut besuchten St. Wendelswallfahrten hatte Wehrle ein beträchtliches Forum<sup>77</sup>. Lehrer Braun sah sich in einer hoffnungslosen Minderheitsposition und bemerkte resigniert:

*Pfaffenverfolgung erlitt ich in meinem Leben schon so oft, daß ich derselben überdrüssig bin; und wer solche nicht selbst da erlebte, kennt sie nicht. Ich bin jetzt 32 Jahre Lehrer und glaube soviel verdient zu haben, nicht mehr die Zielscheibe der Verfolgung eines verschmitzten Jesuiten sein zu müssen.*

Diese Äußerung offenbart die Emotionen, die damals die Gemüter bewegten. Sie ist aber auch ein Beleg für das neue Selbstbewußtsein der Lehrerschaft. Auf der anderen Seite läßt sich auch der Unterton an Selbstgerechtigkeit nicht überhören.

Wie politisch darf, soll oder muß ein Lehrer sein? Diese Frage stellt sich auch heute neu. In den 70er Jahren dieses Jahrhunderts waren viele Pädagogen vom Geist einer neuen Aufklärungseuphorie und einer umfas-

senden Gesellschaftsveränderung durchdrungen. Schon damals wurde freilich gefragt: Wo schlägt Engagement in Indoktrination um? Wo ersetzt die eigene Ideologie die Wegweisung in die Mündigkeit? Wo werden die Grenzen von Toleranz und Pluralismus verletzt? Ab wann zerstört die Politik die Pädagogik? Die Erkenntnis, die für das 19. wie für das 20. Jahrhundert gleichermaßen gilt, lautet ganz trivial: Die Lehrer können die Gesellschaft nicht verändern<sup>78</sup>.

#### Anmerkungen

- 1 Philipp Ariès, *Geschichte der Kindheit*, München 1978, S. 92 ff.
- 2 Vgl. Friedrich-Wilhelm Henning, *Die Industrialisierung in Deutschland 1800 bis 1914*, S. 35 ff.
- 3 Rudolf Reiser, *Lehrergeschichte(n)*, München 1984, S. 109 ff.
- 4 GLAK Hs 340 fol. 45b–48b. Hans-Martin Pillin, *Oberkirch. Die Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum Jahr 1803*. Oberkirch 1975, S. 157 f. / Heinrich Heyd, *Geschichte der Entwicklung des Volksschulwesens im Großherzogtum Baden*, Bühl 1900, Band I, S. 78 ff.
- 5 Pillin (wie Anm. 4), S. 158
- 6 Heyd I, S. 83
- 7 Heyd I, S. 86
- 8 Heyd I, S. 86
- 9 Pillin, S. 159
- 10 Heyd I, S. 87
- 11 GLAK 235/23 332. Der Katharinentag wird am 25. November begangen.
- 12 GLAK 235/23 332
- 13 GLAK 235/23 618
- 14 GLAK 235/23 618
- 15 Das Gericht Appenweier umfaßte die Gemeinden und Zinken Appenweier, Unterneselried, Zimmern, Urloffen, Nußbach, Zusenhofen, Müllen, Herztal, Meisenbühl mit Kernhof, Rohrbach, Korberg, Fröschhof, Bächlehof sowie zwei weitere Höfe in Bottenau. Vgl. zur Geschichte Karl Maier, *Das Landgericht Appenweier*, in: *1100 Jahre Appenweier*, 1984, S. 47 ff.
- 16 Heyd, *Geschichte der Entwicklung des Volksschulwesens im Großherzogtum Baden*, Band II, S. 1277
- 17 Heyd, S. 1277
- 18 GLAK 119/694, hier § 8
- 19 GLAK 119/694
- 20 GLAK 119/992
- 21 Max Moser, *Die Schulmeister des vorderösterreichischen Breisgaus um die Mitte des 18. Jahrhunderts*. Diss. phil. Freiburg 1907, S. 52
- 22 GLAK 119/665
- 23 GLAK 235/23 618
- 24 GLAK 235/23 203

- 25 GLAK 235/23 203
- 26 GLAK 235/21 529
- 27 GLAK 235/23 332
- 28 A. Kimmelman, Zur Geschichte der Lehrer-Bewegung in Baden. Bühl 1926, S. 10
- 29 GLAK 235/23 332
- 30 GLAK 235/23 333
- 31 GLAK 236/10 340
- 32 GLAK 235/23 203
- 33 GLAK 235/23 204
- 34 Zitiert nach dem Abdruck in Sinn und Form 1949H. 6, S. 78
- 35 Gemeindearchiv Nußbach, Kirchspielrechnung von 1852
- 36 Kimmelman, S. 18 f.
- 37 Erzbischöfliches Archiv Freiburg (EAF) IIb, Nr. 8667
- 38 EAF IIb, Nr. 8667
- 39 GLAK 367/ 1924–6, Nr. 144 (jetzt StAF)
- 40 GLAK 235/23 618
- 41 GLAK 236/10 342//367/1924–6
- 42 Der Renchthäler (Anzeige), 15. Feb. 1872
- 43 F. Rettig, Die Polizeigesetzgebung des Großherzogtums Baden, Karlsruhe 1839, S. 171
- 44 GLAK 235/23 332
- 45 GLAK 235/23 204
- 46 GLAK 235/21 529
- 47 Kimmelman, S. 12
- 48 Älteste Selbsthilfeeinrichtung der badischen Lehrerschaft, in: Badisches Tagblatt, 22. Januar 1971/Kimmelman, S. 26f.
- 49 GLAK 235/23 333
- 50 GLAK 368/1942, Nr. 26
- 51 GLAK 235/23 333 – Zur Geschichte der Lehrerinnen: Gerd Friederich, Von der Gouvernante zur Elementarlehrerin, in: Schulintern 12/1992. Ein privates Glück war ausgeschlossen, in: Badisches Tagblatt 13. 4. 1985
- 52 GLAK 236/10 340
- 53 GLAK 236/10 342
- 54 GLAK 236/10 340
- 55 Vgl. Albert Ilien/Utz Jeggle, Leben auf dem Dorf. Zur Sozialgeschichte des Dorfes und Sozialpsychologie seiner Bewohner. Opladen 1978
- 56 belegbar am Brauchtum, vgl. Ingeborg Weber-Kellermann, Saure Wochen, frohe Feste. Fest und Alltag in der Sprache der Bräuche. München und Luzern 1985
- 57 GLAK 235/23 332
- 58 EAF IIb, Nr. 8667
- 59 Das Dorf vor 1914. Sendemanuskript des Landesstudios Tübingen des SWF vom Januar 1965
- 60 Zur Rolle der Volksschule im Kaiserreich, vgl. H. U. Wehler, Das deutsche Kaiserreich. Göttingen 1973, S. 124 ff.
- 61 GLAK 367/1931–3–369
- 62 GLAK 235/23 205
- 63 GLAK 235/23 205, Gemeindearchiv Nußbach VI. 2, Nr. 11
- 64 GLAK 232/23 205
- 65 GLAK 235/23 205
- 66 GLAK 367/1924–6–128

- 67 GLAK 367/1924-6-144
- 68 für Oberkirch: Hans-Martin Pillin, Die Parteinahme der Bürgerschaft Oberkirchs zugunsten republikanischer Ideen während der badischen Revolution der Jahre 1848/49, in Oberkirch II, Oberkirch 1978, S. 58 ff. / für Oppenau: Heinz G. Huber, Serie in der ARZ vom 1./2. August 1992-8./9. August 1992
- 69 Enzyklopädisches Lexikon der Gegenwart, Brockhaus, Leipzig 1840, S. 944
- 70 GLAK 235/23 618
- 71 Rainer Bölling, Sozialgeschichte der deutschen Lehrer, Göttingen 1983, S. 83
- 72 GLAK 235/23 203
- 73 GLAK 235/23 332
- 74 Josef Becker, Der Badische Kulturkampf und die Problematik des Liberalismus, in: Badische Geschichte, Stuttgart 1979, S. 86 ff.
- 75 GLAK 236/10 340
- 76 GLAK 235/23 205
- 77 Heinz G. Huber. 400 Jahre Wendelinusheiligtum in der Pfarrei Nußbach-Bottenau. Ein Beitrag zur Wallfahrtsgeschichte Mittelbadens. Grimmelshausenbuchhandlung Oberkirch 1991, S. 40 f.
- 78 Als Beispiel für das gesellschaftliche und politische Selbstbewußtsein der Lehrer in der Gegenwart vgl. Sabine Etzold, Lehrer: Der Ruin eines Berufs. In: DIE ZEIT vom 1. Mai 1992 / Sendemanuskript von Detlef Zeiler, „Mir graut schon vor dem nächsten Schuljahr“. Lehreralltag zwischen Streß und innerer Emigration. Sendung S2 Kultur am 21. 3. 1992.

# Die Badwirtschaft „zum Staufenberg“ in Durbach

*Josef Werner*

Daß in dem reichgesegneten Durbachtal nicht nur guter Wein, sondern auch gutes Wasser anzutreffen ist, zeigt die bewegte Geschichte des heutigen Gasthauses „zum Bären“.

Bereits im Jahre 1833 betrieb der damalige Ratschreiber Peter Jlg neben einem kleinen Kaufladen auch eine einfache Bierwirtschaft. Offensichtlich hatte er jedoch kein großes Interesse an diesem Geschäft. Er sah vielmehr einen Gewinn in der Veräußerung des Grundstücks an den damaligen „Badischen-Hof“-Wirt Ignaz Brandstetter aus Offenburg. Dieser hatte bereits am 20. November 1840 in einem Schreiben an die Großherzogl. Bad. Regierung des Mittel-Rhein-Kreises um Erlaubnis zur Errichtung einer Weinwirtschaft und zum Betrieb eines Bades in Durbach gebeten.

Brandstetter wies dabei darauf hin, daß die Preise der anderen Wirte zu hoch seien, weshalb eine zusätzliche Wirtschaft notwendig wäre.

Der Durbacher Gemeinderat, in dem auch Wirte vertreten waren, drohte Brandstetter wegen dieser Behauptung mit Klage.

Brandstetter ließ sich trotz aller gegnerischen Argumente nicht von seinem Plan abbringen. Schließlich erwarb er mit Kaufvertrag vom 17. 1. 1841 von besagtem Ratschreiber Jlg

- a) eine zweistöckige Behausung mit Keller, besonders stehender Scheuer, Stallung und Trott-Remise
- b) besonders stehendes Wohnhaus mit ca. 25 Ruthen Garten
- c) besonders stehendes Back- und Waschhaus mit einer darauf befindlichen Wohnung
- d) ca. 20 Ruthen Garten vornen am Haus und
- e) ungefähr 50 Ruthen Felsenhalde hinten am Haus

alles aneinander gelegen für die Kaufsumme von 10 000 Gulden.

Die Bezahlung wurde in Raten bis zum Jahre 1846 festgesetzt. Insofern war bis zur vollständigen Bezahlung das Eigentumsrecht vorbehalten. Was „hand- und nagelfest“ war, blieb im Haus, mit Ausnahme jener Gegenstände, welche im Kaufladen vorhanden waren.



Mitverkauft wurden:

1. 7 Tische, wovon sich 5 in der unteren Stube und 2 in der oberen befinden
2. 6 Lehnstuhl und 7 lange Stuhl
4. 60 Schoppenbecher
  - 18 1/2 Maas Gläser
  - 4 1/2 Maas Gläser
  - 12 Trinkgläser
  - 2 steinerne Krüg

und die Gerätschaften, die den Bierschank bilden.

Nach diesem Grunderwerb von Brandstetter befürwortete der Gemeinderat dessen Antrag zur Errichtung und bemerkte hierzu, daß die Gründe von Brandstetter den Beifall des ganzen Inlandes verdienen.

Der Gemeinderat zeigte sich zuversichtlich, zumal eine solche Heilquelle in der sonst schon so gesegneten Gegend unseres Tales fehlte.

„Selbst die Besitzungen seiner königlichen Hoheit in der Nähe dürfen dadurch um so mehr an Wert gewinnen, da in weiterer Entfernung von hier keine derartige Quelle anzutreffen sei“, stellten die Gemeinderäte fest.

Brandstetter hatte die bereits früher gepriesene „Stahlquelle“ im Sendelbach ausfindig gemacht und hoffte diese als Heilquelle zur Linderung vieler Leiden benützen zu können.

Am 11. Juni 1841 erhielt er dann auch die Erlaubnis zum Betrieb eines Bades und die Wirtschaftskonzession erteilt. Bei der Genehmigung gingen die Behörden irrtümlich davon aus, daß die vorgesehene Badeanstalt direkt an der Quelle im Sendelbach eingerichtet würde. Brandstetter ließ jedoch das Heilwasser in Fässern von der Quelle zu seinem Badhaus im Tal fahren, wo er entsprechende Räumlichkeiten eingerichtet hatte. Als sich die maßgeblichen Stellen dieses Irrtums bewußt wurden, wurde die Genehmigung vom badischen Innenministerium am 17. 8. 1841 widerrufen. Auf dringliche Bitten des Gemeinderates und unter dem Hinweis, daß eine dritte Wirtschaft unbedingt notwendig sei, genehmigte das Großherzogl. Oberamt in Offenburg den weiteren Betrieb bis zur höheren Entscheidung.

Unter anderem auf Betreiben der anderen Wirte, Ritterwirt Danner und Lindenwirt Brandstetter, verfügte das Innenministerium am 19. 10. 1841, „daß Wirtschaft und Badebetrieb nicht früher zu eröffnen seien, als daß die Badeeinrichtung vollständig eingerichtet und die Quelle zum Haus geleitet

sei“. Mit mehreren Schreiben setzte sich daraufhin der Gemeinderat für den Erhalt der guten Wirtschaft ein. Es wurde versichert, daß die „Deucheln“ (Holzrohrleitungen) bereits gerichtet seien und sofort nach dem Ende der Frostperiode im Frühjahr eingelegt würden.

Am 6. 2. 1842 berichtete Bürgermeister Zeller, daß Wasserleitungen und die Badeeinrichtungen fertig seien. Gleichzeitig bat der Bürgermeister um Tanzerlaubnis des Gr. Oberamts für die Doppelhochzeit von Georg Bruder, Sohn des Franz Bruder, und Agatha Vollmer, Tochter des Ignaz Vollmer, sowie Michael Kiefer mit Catharina Hurst in den Stöcken am 7. 2. 1842. Offensichtlich konnten diese Hochzeiten nicht im „Staufenberg“ gefeiert werden, denn erst am 13. 2. 1842 schrieb das Großherz. Oberamt, daß die Leitungen noch nicht hinlänglich überprüft seien und die Wirtschaft deshalb noch nicht geöffnet werden könne. Erneute Beschwerden von Ritterwirt Danner ließen das Verfahren weiter verzögern.

Am 17. 3. 1842 stellte Ignaz Brandstetter den Antrag für ein Schild „zum Staufenberg“, wozu er dann am 21. März 1842 vom Gr. Oberamt auch die Genehmigung erhielt.

Die Einrichtung einer Realwirtschaft, welche auch zur Beherbergung von Gästen berechnete, wurde jedoch am 20. 9. 1842 von der Regierung des Mittel-Rhein-Kreises erneut versagt.

Mit einem persönlichen Schreiben von Bürgermeister Zeller an den Präsidenten im Ministerium, in dem er auf die Situation der Familie des Wirts Brandter hinwies, wurde der Regierung nochmals die Dringlichkeit dieser Wirtschaft vor Augen geführt. BM Zeller schrieb, daß es der Wunsch der gesamten Bürgerschaft sei, eine dritte Wirtschaft zu besitzen. Überdies sei die Badquelle sehr wohltätig für die Gesundheit und auch einträglich für die Gemeinde.

Brandstetter habe zudem Hab und Gut, ein Vermögen von 25 000 Gulden, investiert und wäre verloren, wenn nicht bald eine Bewilligung gegeben werde.

Am 31. 3. 1843 gab das Innenministerium endlich die ersehnte Genehmigung, die bis dahin gewöhnliche Bierwirtschaft in eine Realwirtschaft umzuwandeln. Eine neuerliche Beschwerde der Ritterwirt-Danner'schen Erben gegen die Concession wurde vom Innenministerium verworfen.

Realwirtschaft und Bad „zum Staufenberg“ wurde in den folgenden Jahren mit offensichtlich mäßigem Erfolg betrieben. Das lange Genehmigungsverfahren hatte ebenfalls an den Reserven des Heilbadwirts gezehrt, so daß

er nicht in der Lage war, die Kaufsumme für den Grunderwerb von 1841 rechtzeitig zu erbringen.



Gemarkungskarte von Durbach-Heimburg im Jahre 1858. Die „Stahlquelle“ ist im Zinken Sendelbach eingezeichnet. Von der Brunnenstube führte eine teilweise bis heute noch vorhandene „Holz-Deichel-Leitung“ bis zur Badwirtschaft „zum Staufenberg“, dem heutigen Gasthaus „zum Bären“. Die Leitung ist in der Karte gestrichelt markiert.

Der ehemalige Verkäufer Ratschreiber Jlg machte deshalb in dem folgenden Vergleich vom 29. Oktober 1844 mit dem „Gantmann“ Ignaz Brandstetter den Grundstücksverkauf wieder rückgängig. Er sicherte den Gläubigern, welche ihre Ansprüche richtig gestellt hatten, zu, 20 % binnen einem Vierteljahr zu bezahlen.

Bierbrauer Schuhmacher von Offenburg und Bärenwirt Armbruster von Oberkirch sowie die Großherz. Amtskasse Offenburg erhielten ihre volle Befriedigung.

Der Ehefrau des Gantmanns Regina Heyer zahlte Ratschreiber Jlg als Entschädigung für ihre Ansprüche an das Massevermögen innerhalb gleicher Frist die Summe von 300 Gulden. Dem Ratschreiber Jlg wurde dagegen sämtliches Massevermögen, soweit dasselbe in Liegenschaften bestand, als Eigentum überlassen. Ratschreiber Jlg sicherte dem Josef Geiler von hier die runde Summe von 100 Gulden zu.

„Dieser überläßt jenem die zur Badwirtschaft gehörige Stahlquelle in nehmlichen Bestand wie sich jetzt dieselbe befindet, zu vollem Eigentum und verzichtete auf alle Ansprüche auf diese Quelle, wenn Jlg dieselbe nicht anderst benützt, als dieselbe benützt worden ist.“

Die Liegenschaften werden wie folgt beschrieben:

- „1. Ein zweistöckiges in Holz erbautes Wohnhaus mit der Realwirtschaft und Badgerechtigkeit „zum Staufenberg“, enthaltend einen großen Balkenkeller, eine geräumige Wirthsstube, Schank, Küche, Schlaf u. Nebenzimmer im unteren Stock, ein Speisesaal, ein Zimmer mit Balkon, zwey Gastzimmer und Küche im ersten Stock und ein geräumiger Speicher, angeschlagen zu 6000 Gulden.
2. eine große Scheuer mit Stallung und Holzremise für 600 Gulden
3. ein Wasch- und Backhaus mit Tanzsaal zu 400 Gulden
4. ein ganz neuerbautes zweistöckiges Badhaus mit 8 Badzimmern und Küche zu ebener Erde im ersten Stock, 4 tapezierte Zimmer u. Speicher, angeschlagen zu 1500 Gulden
5. drey Schweineställe angeschlagen zu 50 Gulden
6. der Platz und Hofraide, worauf vorbeschriebene Gebäude stehen nebst dem dabey befindlichen Garten, enthaltend ca. 8000 Fuß, liegt dahier im Durbach bey der Kirch an der Thalstraße eins. Josephl Feeger ands. Xaver Siebert angeschl. für 900 G.
7. dazugehörend noch die Mineralquelle im Sendelbach mit Gebäude und Wasserleitung aller Orth Joseph Geiler zu 1500 Gulden

insgesamt = 10 950 Gulden.“



*Die ehemalige Badwirtschaft „zum Staufenberg“, heute Gasthaus „zum Bären“, in Durbach um 1900.*

Durch die im Rahmen des Vergleichs übernommenen Verbindlichkeiten geriet Ratschreiber Jlg ebenfalls in Gant (Verschuldung). Am 11. August 1847 mußte er deshalb die Versteigerung über sein Vermögen ergehen lassen.

Die Beschreibung in den alten Verträgen läßt eindeutig erkennen, daß es sich bei dem heutigen Rathaus (altes Rathausgebäude) um die damalige Gastwirtschaft „zum Staufenberg“ und bei dem damaligen Badhaus um das jetzige Gasthaus „zum Bären“ handelte. Im Versteigerungsprotokoll wurde festgestellt, daß hinter dem Badhaus ein Abtritt angebaut ist, welcher oben von seiten des Nachbars Joseph Feger auf dessen Gute nicht geduldet wird.

Im letzten Gebot erhielt die Gemeinde Durbach unter Bürgerschaft des Gemeinderats zu 8550 Gulden den Zuschlag. Gegenüber dem Kaufvertrag von 1841 war dies ein erheblicher Wertrückgang.

Die Gemeinde Durbach war nun Eigentümerin von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden nebst einem Badehaus.

Während in dem Wohn- und Gasthaus „zum Staufenberg“ ein Rathaus bzw. Gemeindehaus eingerichtet wurde, ging der Badebetrieb unter dem bisherigen Besitzer Brandstetter weiter. Die Realwirtschafts-Gerechtigkeit wurde auf Betreiben des Gemeinderates ebenfalls auf diese Gebäulichkeiten übertragen.

Am 10. 11. 1853 erhielt „Wundarzneidiener“ Bühler die Concession für die Badwirtschaft. Am 12. 1. 1855 erhielt Franz Anton Benetz dieses Privileg, wobei die Pachtzinsen an die Gemeinde entrichtet werden mußten.

Die Gemeinde wollte diesen Ballast einer Kureinrichtung und Wirtschaft nicht allzu lange tragen. Am 17. Januar 1859 wurde das Grundstück des heutigen Bären ausgepfählt und nach vorheriger Bekanntmachung im „Ortenauer Boten“, Ausschellen usw. der Versteigerung ausgesetzt.

Als einziger Bieter erhielt Küfermeister Karl Behr für 3000 Gulden den Zuschlag. Behr lag wohl nicht viel an dem Bad, denn in den nachfolgenden Jahren ging diese erste Kureinrichtung in Durbach gänzlich unter.

Nachdem Behr im Jahre 1867 den jetzigen Querbau (Saalanbau) erstellte, dürfte der Badebetrieb spätestens zu diesem Zeitpunkt zum Erliegen gekommen sein.

Ein im Jahre 1877 geplantes Hintergebäude wurde nicht mehr verwirklicht.

In Wegfall kam schließlich im Jahr 1887 auch der Namen „zum Staufenberg“, als Behr seine Wirtschaft kurzerhand in „Bären“ umbenannte.

Bemerkenswert ist, daß im „Bären“ nebenbei über lange Jahre eigenes Bier gebraut wurde. In dem zum Gasthaus gehörenden sogenannten „Bierkeller“, einem jetzt noch vorhandenen Felsenkeller am Plauelrain, erhielt Behr ab 1877 mehrere Jahre hinweg die Genehmigung zum Ausschank von selbstgebrautem Bier während den Monaten Juni bis August.

Das Bier konnte in den Sommermonaten in diesem Keller gut gelagert werden. Während des Winters wurde von der nahen Bühlmatte das Eis im Mühlkanal und den Wässerungsgräben gebrochen und im Felsenkeller gelagert.

# Ein Gedenkblatt für Dr. Friedrich Feyerlin, den ersten Ehrenbürger von Bad Rippoldsau (1826–1893)

*Adolf Schmid*

Die Geschichte des Kurbades Rippoldsau ist lang, und die Liste der Ärzte und Wissenschaftler weist respektable Namen auf, ihre Analysen des Heilwassers und des heilkräftigen Klimas sind nach wie vor lesenswert und informativ – beginnend mit Ulrich Geiger<sup>1</sup>, „der Artzney Doctorn undt Stadtarzet zur Straßburg“, der 1591 zum Ruhme des „Rippoltzawer Saurbrunnens“ geschrieben hat, über einen euphorischen Höhepunkt in der Festschrift von Dr. Leonhard Edel<sup>2</sup> aus dem Jahre 1758 über den „Rippoltzauer Gesundheitsbrunnen“ bis zur historisch und wissenschaftlich wichtigsten Gesamtdarstellung von Dr. W. Rehmann<sup>3</sup> aus dem Jahre 1830 „Rippoldsau und seine Heilquellen“.



Bis ins 18. Jahrhundert waren es immer Ärzte und Professoren, die zur „Saison“ oder nur zu kurzfristigen wissenschaftlichen Tätigkeiten ins Kurort im Herzen des Schwarzwaldes kamen und dann ihre Erkenntnisse und Heilerfolge literarisch kundtaten. Seit dem frühen 19. Jahrhundert war in Rippoldsau ein Badearzt ganzjährig angestellt. Der erste war Dr. Dominikus Roos, er stammte aus Engen/Htwtl. und wurde von der Familie Goeringer nach Bad Rippoldsau verpflichtet. Seine „Beobachtungen über die eigenthümlichen Wirkungen der Heilquellen zu Rippoldsau und der Bäder“

veröffentlichte er 1833 bei Herder/Freiburg. 1836 trat Dr. C. Sauerbeck seine Nachfolge an als „großherzoglich badischer Physikus und Badearzt“; seine Erkenntnisse über „Rippoldsau, seine Heilmittel und ihre Anwendung“ publizierte er 1851 bei Macklot in Karlsruhe, ein Jahr bevor er seine Arbeit im Kniebisbad aufgab.

### *Badearzt von 1852 bis 1889*

Aus der Vielzahl der Bewerbungen für die Nachfolge von Dr. Sauerbeck fiel die Entscheidung auf Friedrich Feyerlin. Er war 1826 in Konstanz geboren und kam als junger Arzt gleich nach Bad Rippoldsau, um dort bis zu seinem Tode 1893 zu bleiben. Es entwickelte sich eine beispielhafte Verbundenheit mit diesem Kurort, und Feyerlins Verdienste um die Entwicklung der „Perle der Kniebisbäder“ sind kaum zu überschätzen. Zusammen mit dem dynamischen Unternehmergeist der Hoteliersfamilie Goeringer sorgte der Badearzt für eine konsequente Verbesserung aller Kurmittel. Mit natürlicher Liebenswürdigkeit und wachsender Vertrautheit mit der Heilkraft dieser Schwarzwaldlandschaft kümmerte sich Dr. Feyerlin um seine „Kuranten“, die in immer größerer Zahl in das Kurtal kamen – manche gerade wegen Dr. Feyerlin. Aber natürlich war auch die einheimische Bevölkerung bei ihm ärztlich gut versorgt; in „mündlicher Überlieferung“ wurde noch lange nach seinem Tode anerkennend davon gesprochen, daß ihn keine Tageszeit und kein langer Weg gehindert habe, einen notwendigen Krankenbesuch zu machen.

### *Feyerlin, der Ortschronist*

Über Jahre hinweg hielt Fr. Feyerlin als guter Chronist auch fest, was ihm im kommunalen Geschehen wichtig schien. Und er nahm sich darüber hinaus noch Zeit für hochinteressante Naturbeobachtungen und Messungen, die für die Klima- und Wetterforschung von großer Bedeutung wurden. Über Jahre hinweg wurden die höchsten und tiefsten Temperaturen festgehalten und die mittleren Jahrestemperaturen errechnet, für das Jahr 1876 z. B. 7,23 ° Celsius. Auch der Luftdruck wurde in regelmäßigen barometrischen Aufzeichnungen notiert seit 1862. Trotz des großen wissenschaftlichen Interesses blieb Feyerlin aber immer ein Bewunderer der Schönheit dieser Landschaft: „Unbeschreiblich schön sind die Morgen hier an hellen, warmen Sommertagen während des Kurtrinkens, wenn in Folge der in den Frühstunden stattgefundenen Temperaturenniedrigung frischer Thau die Fluren und Wiesen bedeckt, und ebenso erquickend ist dann die balsamische Abendfrische selbst an den heissesten Sommertagen. Die



ganze Umgebung von Rippoldsau ist als ein natürlicher Inhalationssaal zu betrachten ... “

*Victor von Scheffel als Freund*

Feyerlin hat sich mit vielen Rippoldsauer Gästen befreundet, u. a. auch mit Joseph Victor von Scheffel. Der Dichter war von 1856 bis 1863 fast ein Dauergast in Rippoldsau und bei Feyerlin ärztlich gut versorgt. Für die ärztlichen Bemühungen hat sich Scheffel übrigens an Weihnachten 1861 bei Feyerlin so erkenntlich gezeigt, daß er ihm einen Regenmantel schenkte. Und schon Jahre zuvor – 1856 – hatte er seinem Arzt einen Text zur erstmaligen Veröffentlichung gegeben, mit dem Scheffel seine Liebe zu seinem Badeort verewigt hat: „Die Entstehung von Rippoldsau“<sup>4</sup>.



*Handzeichnung Scheffels (1856): Rippoldsauer Badhotel*

### *Feyerlin als Schriftsteller*

Von den Schriften Feyerlins sind auch heute noch alle von Bedeutung, die sich auf Bad Rippoldsau beziehen. So erschien 1857 bei Silbermann „Rippoldsau und seine Heilquellen – mit Professor Dr. Bunsen’s neuen Analysen“. Im Vorwort lesen wir dort: „Meiner Abhandlung lasse ich ein humoristisches Gelegenheitsgedicht eines letztjährigen Kurgastes und jungen Dichters über die Entstehung von Rippoldsau vorausgehen“. Die zweite, wesentlichen erweiterte Auflage, erschien 1868 bei Rösch in Wolfach – natürlich zur Einleitung wieder das Versepos von Scheffel! Und schließlich die dritte, nun wirklich abgerundete Auflage bei Ferdinand Enke in Stuttgart 1881: „Das Schwarzwaldbad Rippoldsau, seine Heilquellen, Kurmittel und Umgebungen“. Es ist gerade im Vergleich der Neuauflagen erstaunlich zu sehen, wie Feyerlin sein Wissen erweitert, präzisiert, korrigiert hat; wie er auch den heimatkundlichen Teil und die Regionalgeschichte immer wichtiger nahm und damit zeigten in welcher ungewöhnlicher Weise er sich mit seiner Wahlheimat identifiziert hat.

Neben den Buchveröffentlichungen publizierte Feyerlin viele kleine Beiträge vor allem zur medizinischen Forschung bzw. aus den reichen Erfahrungen des erfolgreichen Badearztes. Er schrieb auch noch nach 1889, als er sich offiziell zur Ruhe setzte, und er besuchte auch noch weiterhin alte Rippoldsauer Patienten.

### *Ehrenbürgerschaft für Dr. Feyerlin*

Für solche Verdienste um die Einwohnerschaft und den Kurort verlieh die Gemeinde Bad Rippoldsau am 22. Dezember 1892 Dr. Friedrich Feyerlin die Ehrenbürgerschaft, als erstem überhaupt. Der Ehrenbürgerbrief lautet: „Ehrenbürger-Brief der Gemeinde Rippoldsau an Seine Hochwohlgeborenen, Herrn Geheimen Hofrath und Badearzt Friedrich Feyerlin, Inhaber des Ritterkreuzes I. Klasse des Zähringer Löwenordens und des Ritterkreuzes I. Klasse des Sächsisch-Ernestinischen Hausordens.

Wir, die gesetzlichen Vertreter der Gemeinde Rippoldsau im Großherzogthum Baden, dankbar eingedenk der unvergänglichen Verdienste, welche sich Herr Geheime Hofrath und Badearzt Friedrich Feyerlin in seinem nunmehr 40jährigen rastlosen und hochersprießlichen Wirken für das Blühen und Gedeihen des Bades und Kurortes Rippoldsau erworben hat; eingedenk ferner der mühevollen Arbeit, in welcher derselbe weit über ein Menschenalter hinaus seine volle Schaffenskraft als behandelnder Arzt dem Wohle der leidenden Bewohner der Gemeinde und des übrigen Wolf-

**Hippoldsau**  
und  
**seine Heilquellen**

mit

Professor Dr **Bunsen's** neuen Analysen,

dargestellt von

**Fr. Feyerlin,**

Großherzogl. Assistenz und Badarzt daselbst.



**Straßburg,**  
gedruckt bei G. Silbermann, Thomasplatz, 3.

1857.

thales, in ungezählten Fällen sogar in hochherzigster Uneigennützigkeit aufgeopfert hat; eingedenk endlich der zahllosen Wohltaten, welche derselbe durch edelmüthige Unterstützung der Nothleidenden und Berathung der Bedrängten stets hilfsbereit erwiesen hat, haben heute, unsern längst gehegten Wunsch mit freudiger Genugthuung erfüllend, beschlossen, Seine Hochwohlgeborenen, den Herrn Geheimen Hofrath und Badearzt Friedrich Feyerlin zum Ausdruck unseres bleibenden Dankes für diese hohen Verdienste um die Gemeinde Rippoldsau und das ganze Wolfthal zum Ehrenbürger der Gemeinde Rippoldsau zu ernennen.“

Friedrich Feyerlin wohnte bis zu seinem Tode in seinem Haus an der Talstraße beim Aufgang zum „Grafenbach“ (1985 abgebrochen), unterhalb dem Kurzentrum. Ein Jahr nach seiner Auszeichnung als Rippoldsauer Ehrenbürger starb Friedrich Feyerlin, am 13. April 1893. Er wurde auf dem Bergfriedhof gegenüber der Rippoldsauer Kirche zur letzten Ruhe gebettet. Ein mächtiger Obelisk zierte seine Grabstätte, die leider 1959 eingeebnet wurde. Um das Andenken an den verdienstvollen Wohltäter der Gemeinde auch hundert Jahre nach seinem Tode noch zu erhalten, wurde dieses Gedenkblatt geschrieben.



Nach längerem Leiden ist heute Nacht nach 12 Uhr unser geliebter Bruder,  
Schwager, Onkel und Grossonkel, Herr

## **Geheimer Rath Friedrich Feyerlin,**

Gr. Badarzt in Rippoldsau, Ritter etc.,

schmerzlos verschieden.

Namens der trauernden Hinterbliebenen

**Hermann Feyerlin,**

Landgerichtsrath.

Rippoldsau, 13. April 1893.

## Anmerkungen

- 1 Von dem Rippoltzauer Saurbrunnen. Gestellt durch Ulricum Geigern, der Artzney Doctorn unndt Stadtarzet zur Straßburg. 1591. Gedruckt in Rottweil von Johann M. Helmlin. Reprint 1991 bei Schillinger, Freiburg.
- 2 Fons aquae salintis in vitam oder der so vortrefflich als heilsame Rippoltzauer Gesundheitsbrunnen, beschrieben nach seinen Eigenschaften und Wirkungen von Leonardo Edel, Medicinae Doctore, Beeder Hochfürstlich-Fürstenbergischen Herrschaften im Kintzinger Thal Stadt- und Land-Physico. Zum Nutzen und Unterricht deren an äusser- und innerlichen Krankheiten leidenden Menschen. FREYBURG im BREISGAU. Gedruckt bey Maria Catharina Felnerin. Univ. Buchdr. Wittib durch Johannes Dionysius d'Etrees. 1758.
- 3 Wilhelm August Rehmann, Rippoldsau und seine Heilquellen in historisch-topographischer, natur- und heilkundiger Beziehung beschrieben ... Donauöschingen. Verlag von Josef Hinterskirch 1830.
- 4 Vgl. A. Schmid, Wie einstmals ...? J. V. von Scheffel in Bad Rippoldsau. Schillinger/Freiburg 1988

Festvortrag bei der Jahresversammlung des  
Historischen Vereins für Mittelbaden  
am 18. Oktober 1992 in Achern  
Die Revolutionsjahre 1848/49 in der großherzoglich-  
badischen Amtsstadt Achern

*Hans-Martin Pillin*

Die Revolution der Jahre 1848/49 – und insbesondere die Badische Revolution – ist ein Ereignis in der deutschen Geschichte, auf das die Nachwelt mit Genugtuung und Stolz blicken kann, und dies, obgleich die Revolution schließlich scheiterte. Die Revolutionäre wollten nämlich einen einheitlichen deutschen Nationalstaat schaffen und erstmals in der Geschichte des deutschsprachigen Raumes demokratischen Ideen zum Sieg verhelfen, die im europäischen Ausland und in Nordamerika bereits früher zum Tragen gekommen waren.

Das Typische der deutschen Revolution von 1848/49 läßt sich sehr gut anhand der Ereignisse in einer Provinzstadt darstellen, d. h. der Historiker muß seinen Blick nicht unbedingt auf die großen Zentren der Revolution richten, um z. B. Zielsetzungen, Akteure, Sieg oder Niederlage der Revolution kennenzulernen.

Die Stadt Achern mit ihren 1848 knapp 2000 Einwohnern war eine solche badische Provinzstadt, die zur Illustration des revolutionären Geschehens geeignet ist. Von ihr gingen – mit einer Ausnahme, auf die ich noch zu sprechen komme – zwar keine entscheidenden Impulse für die Revolution aus, aber in ihr wurden sämtliche großen Fragen der Revolution mit viel Engagement diskutiert, und fast jedes revolutionäre Ereignis in Deutschland fand seinen Niederschlag in entsprechenden Reaktionen in der Stadt Achern. Es verwundert deshalb nicht, daß die im Berliner Reichstag befindliche Dauerausstellung „Fragen an die deutsche Geschichte“ im Rahmen der Revolution 1848/49 Achern ausdrücklich als Ort revolutionären Geschehens ausweist. Lassen Sie mich nun in aller Kürze auf die Ereignisse in dieser Stadt während der Revolutionsjahre 1848/49 eingehen:

Die Gemeinde Achern, die seit dem Jahre 1808 mit dem Stadtrecht bedacht ist, hatte eine mittelständische Bevölkerung, die leicht für liberale und nationale Ideen zu gewinnen war. Dies hing ursächlich nicht nur von der Tatsache ab, daß dort das Kleinbürgertum relativ stark vertreten war, sondern war auch dadurch bedingt, daß die Stadt in nächster Nähe zu

Frankreich liegt, von wo aus ein wichtiger Beitrag zur Verbreitung demokratischen Gedankengutes in Deutschland geleistet wurde. So ist es durchaus verständlich, wenn z. B. auf der Acherner Volksversammlung vom 2. April 1848 Leute vorgestellt wurden, die sich in Straßburg als deutsche Legion zur Durchsetzung der Republik in Baden formiert hatten<sup>1</sup>. In diesen Zusammenhang paßt auch der Tatbestand, daß die Acherner Familie Peter, die im Verlauf der Revolution eine bedeutende Rolle spielen sollte, intensive geschäftliche Beziehungen mit Frankreich unterhielt<sup>2</sup>.

Daß die Revolution besonders ausgeprägt in Achern Fuß fassen konnte, hing auch damit zusammen, daß die Bevölkerung dieser Gemeinde unmittelbaren, mitunter negativen Kontakt mit Vertretern der alten Ordnung hatte, denn Achern war großherzoglich-badische Amtsstadt mit herrschaftlichen Beamten, die der selbständigen Verwaltung dieser Stadt immer wieder einen Riegel vorschoben und starke Überwachungsfunktionen ausübten<sup>3</sup>.

Bereits im Jahre 1847 gab es Anzeichen für ein baldiges Ausbrechen einer Revolution. Als Beleg hierfür sei genannt die Versammlung der entschiedenen Verfassungsfreunde in Offenburg am 12. September 1847. Zuvor waren u. a. im Amtsbezirk Achern Flugschriften verteilt worden, die, obwohl sie mit äußerster Vorsicht verbreitet wurden, bald von der Regierung entdeckt und beschlagnahmt werden konnten<sup>4</sup>. Die Flugblätter waren übrigens von Einwohnern aus Achern und Umgebung, die in die USA ausgewandert waren, in Briefen an ihre Angehörigen in der Heimat geschickt worden, und zwar mit dem Auftrag, sie dort zur Verteilung zu bringen. Der Titel der Flugschrift lautete: „Revolutionsaufruf an Deutschland“. Unterschrieben war dieses Dokument von C. Richter, einem Acherner Bierbrauer, der Mitte der vierziger Jahre nach Amerika ausgewandert war. Mehrere Exemplare des besagten Flugblattes wurden bei dem Acherner Advokaten Franz Richter gesehen, der als Abgeordneter der Zweiten Badischen Kammer in Karlsruhe liberale Politik machte und den man in Kreisen der großherzoglichen Beamtschaft als „frivolen Rabulisten“ bezeichnete, der „den formlosen, burschikosen Wirtshauston in die Zweite Badische Kammer hineingetragen habe“<sup>5</sup>. Advokat Richter war den staatlichen Organen überdies aufgefallen, als er am 23. August 1847 bei einer Zusammenkunft republikanischer Kräfte im Gasthaus zur „Oberen Linde“ in Oberkirch seine politischen Vorstellungen vortrug<sup>6</sup>.

Den eigentlichen Anstoß zu revolutionären Aktionen gab die Pariser Februarrevolution des Jahres 1848, die eine starke Ausstrahlung besonders auf Baden zur Folge hatte. Schon am 27. Februar wurden auf der Volksver-

sammlung in Offenburg von Mathy und Hecker Grundforderungen des deutschen Liberalismus propagiert, wie Pressefreiheit, die Einrichtung von Schwurgerichten, konstitutionelle Verfassungen in allen deutschen Einzelstaaten und Zusammentritt eines gemeinsamen deutschen Parlaments<sup>7</sup>. Es folgten im März 1848 überall in Baden weitere Volksversammlungen, Straßendemonstrationen, Deputationen zu den Fürsten u. a. m.

In Achern selbst kam es in den ersten Märztagen 1848 ebenfalls zu Zwischenfällen<sup>8</sup>. Besondere Aufmerksamkeit erregte die Meldung des Brigadiers Hoffmann vom Bezirksamt, die besagt, daß am 4. März das Gerücht verbreitet worden sei, das Acherner Amts- und Amtsrevisoratsgebäude solle in der Nacht angezündet werden<sup>9</sup>. Dieser Plan konnte wohl deshalb nicht verwirklicht werden, weil das Gebäude sofort von der Gendarmerie und von Bürgermilitär bewacht wurde<sup>10</sup>.

Von großer Bedeutung für die Acherner Bevölkerung wurde alsdann die Offenburger Volksversammlung vom 19. März 1848. Am 17. März war im Offenburger Wochenblatt ein Aufruf an das badische Volk ergangen, den freiheitlichen Bestrebungen des badischen Volkes die notwendige Einheit zu geben, um den reaktionären Absichten der badischen Regierung entgegenzutreten zu können. Unter den Unterzeichneten dieses Aufrufs befanden sich auch die Acherner Bürger Joseph Ignaz Peter und Franz Richter<sup>11</sup>. Auf dieser Offenburger Versammlung waren übrigens auch zahlreiche Bürger aus Achern vertreten. Das Ziel dieser Versammlung bestand darin, der Revolution eine Organisation zu geben. Deshalb sollten in jeder Gemeinde vaterländische Vereine gegründet werden, deren Aufgabe darin bestand, für die Bewaffnung, die politische und soziale Bildung des Volkes sowie für die Verwirklichung aller seiner Rechte Sorge zu tragen. Außerdem wurde in Offenburg ein Zentralausschuß gewählt, zu dessen Obmann Friedrich Hecker bestimmt wurde<sup>12</sup>. Die Zentralausschußmitglieder für den Mittelrheinkreis wurden am 2. April 1848 auf der noch näher zu kennzeichnenden Volksversammlung in Achern bestätigt und durch vier weitere Mitglieder verstärkt, zu denen der Acherner Advokat Franz Richter zählte<sup>13</sup>. Eines der wichtigen Ergebnisse der Offenburger Versammlung bestand überdies darin, daß die Bevölkerung in den Volksversammlungen, in Parteivereinen und Clubs die eigentlich wirksamen Gewalten erblickte, was nichts anderes heißt, als daß ihre bisherige Auffassung von der Staatsmacht systematisch untergraben worden war.

In der Bevölkerung Acherns und anderer Gemeinden des Großherzogtums Baden kam im März des Jahres 1848 außer dem skizzierten neuen politischen Bewußtsein plötzlich auch eine panikartige Stimmung auf, die sich in dem sog. Franzosenschreck verdichtete. Am 23. März verbreitete sich



nämlich das Gerücht, die Franzosen hätten den Rhein überschritten und seien in Baden eingefallen<sup>14</sup>. In Achern griff man deshalb gemeinsam zu den Waffen, um dem drohenden Feind entgegentreten zu können<sup>15</sup>. Da jedoch nicht genügend Waffen vorhanden waren, forderte der Gemeinderat in einem Antrag vom 24. März 1848 beim großherzoglichen Bezirksamt die Lieferung von 200 Gewehren<sup>16</sup>. So schnell wie die Angst vor einer Invasion aufgekommen war, so schnell verschwand sie wieder, denn das Gerücht bestätigte sich nicht.

Das für Achern wohl größte Ereignis im Verlauf der beiden Revolutionsjahre wurde die Acherner Volksversammlung vom 2. April 1848<sup>17</sup>, die richtungweisend werden sollte für die gesamte badische Revolution. Sie fand statt in den Räumen des Gasthauses „Zur Eintracht“, das während der Revolution in „Gasthaus zur Republik“ umbenannt wurde und das nach dem Scheitern der Revolution sinnigerweise den Namen „Zur Hoffnung“ erhielt. Daß diese Versammlung unmittelbaren Einfluß auf den Verlauf der Revolution in Baden nahm, geht nicht zuletzt aus dem „Revolutionskalender 1848–49 unter besonderer Berücksichtigung der Ereignisse in Baden“ hervor, in dem die Acherner Versammlung vom 2. April 1848 ausdrücklich erwähnt wird. Die badische Regierung war von der Acherner Volksversammlung schließlich so sehr beunruhigt, daß sie das Bezirksamt Achern aufforderte, gegen die Redner, die auf der Versammlung aufrührerische Reden gehalten hatten, gesetzliche Maßnahmen zu ergreifen. Dabei zeigte es sich, welche Macht der revolutionär gesinnte Teil der Bevölkerung erlangt hatte, denn das regierungstreue Bezirksamt Achern wagte es nicht, gegen die Redner einzuschreiten, sondern beauftragte das Hofgericht in Bruchsal mit der Untersuchung der Vorgänge in dieser badischen Kleinstadt.

Das politische Programm der Acherner Volksversammlung, bei der Josef Fickler, ein Führer der Demokraten, als bedeutendster Redner auftrat, wurde in einem Flugblatt zusammengefaßt. Es trug die Kennzeichen der radikalen Republikaner, d. h. der Anhänger einer Republik, und war nahezu identisch mit dem Programm, das Gustav Struve am 31. März 1848 dem Frankfurter Vorparlament vorgestellt hatte. In diesem Flugblatt wurde unter anderem ein Katalog von Grundrechtsforderungen aufgestellt, der sowohl individuelle, prozeßrechtliche als auch soziale Grundrechte enthält. Forderungen für die Organisation eines gesamtdeutschen Staates sind als politische Forderungen unter den Punkten 14 und 15 zu finden, in welchen ein einheitliches Deutschland verlangt wird, dessen Staatsform die parlamentarische Demokratie nach dem Muster der USA sein sollte. Wirtschaftliche Forderungen für Gesamtdeutschland werden unter Punkt 3 mit dem Ruf nach Abschaffung der Binnenzölle und einem Schutzzoll nach außen erhoben.

Angesichts der sozialen und politischen Struktur von Achern wurden auch Programmpunkte speziell für Achern von Bedeutung, denn man verlangte die Abschaffung der Bevormundung der Gemeinden und die Einführung der kommunalen Selbstverwaltung.

Darüber hinaus wurde Punkt 11 des Acherner Programms von der Bevölkerung dieser Stadt mit besonderem Interesse aufgenommen; er beinhaltet nämlich die Beseitigung des Notstandes der arbeitenden Klassen und des Mittelstandes, Hebung des Handels, des Gewerbestandes und der Landwirtschaft.

Damit das Acherner Programm und andere Flugblätter zur Meinungsbildung des Volkes beitragen konnten, engagierten sich neben anderen der Acherner Buchdrucker Carl Quintenz und der Acherner Schmied Ignaz Conrad bei der Verteilung dieser Revolutionsschriften. Dies führte dazu, daß die beiden Genannten von der badischen Regierung des Hochverrates für schuldig erklärt wurden und vor Gericht gestellt werden sollten<sup>18</sup>.

Wenden wir nun kurz den Blick ab vom lokalen Geschehen hin zu den überregionalen Ereignissen: Durch das Scheitern der badischen Radikalen auf dem Frankfurter Vorparlament, wo die gemäßigteren Kräfte die Oberhand gewonnen hatten, beschlossen Hecker und Struve, den parlamentarischen Schauplatz, auf dem sie unterlegen waren, zu verlassen und zu den Waffen zu greifen. Die badischen Revolutionäre suchten sich damit eine Position, von der aus sie die Pläne durchsetzen konnten, die ihnen in Frankfurt durchkreuzt wurden, nämlich die Revolution in und für ganz Deutschland. Der Plan zunächst für eine südwestdeutsche Republik nahm konkrete Gestalt an. Am 14. April 1848 wurde in Konstanz die Republik ausgerufen. An dieser Aktion war wieder ein Acherner Bürger beteiligt, nämlich der Jurist und Abgeordnete der Zweiten Badischen Kammer, Joseph Ignaz Peter, den man zum Statthalter des Bodenseekreises ernannte<sup>19</sup>.

Der bewaffnete Vorstoß Friedrich Heckers und Gustav Struves nach Donaueschingen und Freiburg wurde von badischen, württembergischen und hessischen Truppen am 20. April bei Kandern gestoppt, so daß die badische Republik vom April 1848 nur von kurzer Dauer war. Die führenden Revolutionäre, wie Hecker aus Mannheim und Peter aus Achern, mußten in die Schweiz fliehen<sup>20</sup>.

Die Demokraten in Achern reagierten auf den Heckeraufstand erst nach der erwähnten Schlacht bei Kandern. Der Grund hierfür ist sicherlich in dem damals schlecht funktionierenden Nachrichtensystem zu suchen. Am

20. April 1848 kursierte in Achern das Gerücht, daß eine von Republikanern organisierte Demonstration stattfinden solle<sup>21</sup>. Die Stimmung in der Bevölkerung war derart gespannt, daß man es wagte, einer militärischen Einquartierung Widerstand zu leisten. Die Soldaten der beiden Infanterie-Kompagnien, die angesichts der brisanten Lage in Achern nach dorthin abkommandiert wurden und am 21. April 1848 abends um 10 Uhr in Achern eintrafen, waren durch die allgemeine Stimmung ziemlich eingeschüchtert und wagten es nicht, sich mit Gewalt ihr Recht zu verschaffen. Sie mußten folglich die Nacht am Acherner Bahnhof verbringen<sup>22</sup>.

Am Abend des 24. April fand in einem Acherner Wirtshaus eine Versammlung der Demokraten statt, auf der die Organisation eines Freischarenzugs, der Hecker zu Hilfe eilen sollte, besprochen wurde<sup>23</sup>. Die Anführer waren der Rechtsanwalt Max Werner aus Oberkirch und der praktische Arzt Habich von Achern. Am nächsten Tag wurde die Bevölkerung der Stadt Achern noch vor Tagesanbruch durch Generalmarsch und Sturmbläuten alarmiert. Dadurch sollte sie zur Teilnahme am Freischarenzug aufgerufen werden. Um Waffen zu erhalten, drang man sogar in einzelne Privatwohnungen ein, u. a. in die des Amtmanns Wänker. Bald war eine kleine Schar – die Angaben schwanken zwischen 37 und 70 Teilnehmern – zum Aufbruch bereit<sup>24</sup>. Bewaffnet mit Gewehren und Säbeln, mit zwei Tambours an der Spitze, setzte sich der Zug unter Führung von Max Werner und Habich in Bewegung. In Kappelrodeck teilte sich der Zug, eine Gruppe zog nach Ottenhöfen weiter, die andere größere Gruppe über Waldulm nach Oberkirch. Die ganze Nacht über waren Schildwachen aufgestellt und Patrouillen ausgeschickt worden, um etwaige Maßregeln des Bezirksamts Achern zu vermeiden und die großherzoglichen Beamten zu bewachen. Der inzwischen auf 150 bis 200 Mann angewachsene Zug versammelte sich für einige Stunden in einem Oberkircher Bierhaus, um dann das Renchtal hinauf weiterzumarschieren<sup>25</sup>. Bei der Ankunft in den einzelnen Ortschaften wurde jeweils die Sturmglocke geläutet und die Bevölkerung in Aufruhr versetzt<sup>26</sup>. Jedoch – die Hilfe für Hecker kam zu spät. Die bereits erwähnte Schlacht bei Kandern hatte schon am 20. April stattgefunden. Die Teilnehmer am Freischarenzug aus Achern erfuhren dies erst bei ihrem Marsch durch das Renchtal<sup>27</sup>. Auf diese Hiobsbotschaft hin löste sich der ganze Zug unverzüglich auf, und jeder sah zu, daß er so schnell wie möglich nach Hause kam.

Unruhe und Unsicherheit in der Bevölkerung, militärische Einquartierungen und die Ungewißheit über die Ereignisse im Großherzogtum Baden bestimmten die Tage nach dem Scheitern des Freischarenzugs aus Achern. Am 23. und 24. April verbreitete man in Achern und Sasbach ein weiteres Flugblatt mit der Überschrift: „An das Volk“; es begann mit den Worten:

„Achtzehn Jahrhunderte Knechtschaft“<sup>28</sup>. Es folgten bissige Bemerkungen über die Monarchie und ein leidenschaftlicher Aufruf zur Verwirklichung der Republik. Der Urheber dieser Flugschrift war der oben bereits erwähnte Schmid Ignaz Conrad aus Achern; gedruckt wurde sie vom Acherner Buchdrucker Carl Quintenz.

Nach dem Scheitern des Heckerzuges verlagerte sich das politische Geschehen aufgrund der Wahlen zur verfassungsgebenden Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche im Großherzogtum Baden zunächst einmal etwas von der lokalen Ebene weg. Bei den demokratischen Wahlen zur Paulskirche wurden auch der Acherner Bürger Franz Richter und der aus Achern stammende Joseph Ignaz Peter in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt<sup>29</sup>. Beide zählten zu den sogenannten demokratischen Linken, die ein radikales Fortschreiten auf revolutionärem Weg bis hin zur deutschen Einheitsrepublik propagierten.

Im Herbst 1848 stand die Stadt Achern erneut im Blickfeld der Befürworter und Gegner der Revolution. Unter großen Sicherheitsvorkehrungen hatten sich nämlich am 10. September prominente Politiker zu einer erneuten Volksversammlung in Achern eingefunden. Unter ihnen befanden sich Brentano aus Bruchsal, Mörder aus Mannheim, Meißner aus Wien, Künzer aus Konstanz, Rößler aus Preußen und der Acherner Abgeordnete Franz Richter. Die Zahl der Personen, die nach Achern gekommen waren, war relativ groß. Der Brigadier des Bezirksamts Achern schätzte die Teilnehmer auf etwa 3000<sup>30</sup>. Ab 12 Uhr erschienen nacheinander die Politiker der Revolution auf dem Balkon des Gasthauses „Zum Engel“ und hielten glühende Reden vor den etwa 3000 Versammlungsteilnehmern. Sie fanden bei den Zuhörern derart Anklang, daß das zweite Bataillon des vierten Infanterieregiments, das um 15 Uhr in Achern einrückte, mit einem vielstimmigen „Hecker hoch“ empfangen wurde.

Eine der Forderungen, die die Redner in Achern verbreiteten, war die Auflösung der beiden badischen Kammern und die Einsetzung einer verfassungsgebenden Versammlung. Ferner wurde in jeder Rede der Ruf nach der Republik laut. Meißner forderte das Volk auf, es möge solange durch Sturmpetitionen und mit bewaffneter Gewalt seine Rechte verlangen, bis diese endgültig garantiert würden. Mörder aus Mannheim forderte das Volk dazu auf, eine Bürgerwehr zu bilden, die notfalls auch nur mit Stöcken ausgerüstet sein könnte. Wie radikal die in Achern vertretenen Ideen waren, möge durch den Hinweis untermauert werden, daß man die gemäßigten Liberalen, wie Mathy, Bassermann und Welcker, als Volksvertreter bezeichnete, die – da sie das Sagen in der badischen Regierung hätten

– gestürzt werden müßten<sup>31</sup>. Zum Abschluß der Versammlung, die nicht mehr vom gemäßigten Liberalismus, sondern von den radikalen Republikanern getragen wurde, forderte Brentano die Anwesenden dazu auf, eine Abordnung zu Hecker nach Straßburg zu schicken, um ihm vor seiner Emigration nach Nordamerika einen Abschiedsgruß zu überbringen<sup>32</sup>.

Der September 1848 war nicht nur der Monat mit der denkwürdigen zweiten Acherner Volksversammlung, sondern auch der Zeitpunkt des Struve-Putsches. Erneut wollten nämlich die radikalen Republikaner angesichts ihrer Ohnmacht in der Frankfurter Paulskirche der Revolution und ihren Zielen durch eine neuerliche Massenerhebung in Baden zum Sieg verhelfen. Gustav Struve hatte die Vorbereitungen zu seinem Putsch in der Schweiz getroffen. Am 21. September 1848 schlug er los. In Lörrach rief er die Deutsche Republik aus. Leute, die sich für die Republik erklärten, erhielten als Symbol eine rote Binde. Wie der Hecker-Putsch vom Frühjahr 1848, so scheiterte auch der Struve-Putsch: Im Markgräflerland bei Staufeu wurde Struves Revolutionsarmee von Regierungstruppen geschlagen, Struve selbst wurde in Freiburg inhaftiert.

Auswirkungen des Struve-Putsches lassen sich auch in Achern feststellen: die Solidarität mit Struve ging dort schließlich soweit, daß man sich an den Anschlägen auf die kurze Zeit zuvor (1844) fertiggestellte Eisenbahnstrecke zwischen Karlsruhe und Lörrach beteiligte. Beispielsweise wurden in der Nacht vom 22. auf den 23. September die Schienen zwischen Achern und Fautenbach losgerissen. Von den Teilnehmern an dieser Sabotage-Aktion wurden drei erkannt. Es waren dies Franz Beck, Stephan Beck und Michael Beck. Die beiden ersten entzogen sich der gerichtlichen Untersuchung durch Flucht, Michael Beck jedoch wurde verhaftet<sup>33</sup>.

Die Folge der Anschläge auf die Eisenbahn war u. a., daß in Achern Exekutionstruppen einquartiert wurden, die die Bevölkerung auf eigene Kosten zu verpflegen hatte. Gegen diese Exekution richtete der Acherner Gemeinderat am 16. Oktober 1848 eine Petition an die Zweite Badische Kammer; in diesem Dokument beschwerte man sich über die Wegnahme der Waffen, ferner wies man auf die Not der Bevölkerung hin, die für sich selbst kaum das Nötigste habe und darüber hinaus auch noch das Militär verpflegen müsse<sup>34</sup>.

Im November 1848 wurden die Ereignisse in Achern wieder einmal unmittelbar durch die Vorgänge der deutschen Revolution beeinflußt. Die Erschießung des Revolutionärs Robert Blum am 9. November in Wien führte dazu, da man in Achern am 26. November eine Totenfeier für Blum veranstaltete: Ein Zug von etwa 140 republikanisch eingestellten Bürgern

Acherns bewegte sich unter Trauergeläute – vorbei an vielen Schaulustigen – vom Gasthaus „Zum Adler“ auf den Friedhof. Bürgermeister Franz Joseph Peter referierte dort als Repräsentant eines den Ideen der Demokratie zugeneigten Gemeinderates über die Lebensgeschichte Robert Blums. Anschließend hielt der Advokat Franz Richter eine Rede, in der er die Fürstentyrannen und die Ermordung Blums verurteilte, welcher von der linken Seite des Frankfurter Parlaments zur Verteidigung der guten Sache nach Wien geschickt worden sei<sup>35</sup>.

Während der Wintermonate 1848/49 konzentrierten sich die Aktivitäten der Kräfte Acherns, die sich der Revolution verschrieben hatten, auf die Bildung eines Volksvereins, der in Zusammenarbeit mit anderen Volksvereinen auf eine neue revolutionäre Bewegung hinarbeitete<sup>36</sup>. Der Vorstand dieses Vereins, zu dem der Advokat Franz Richter, der Arzt Dr. Habich, Bürgermeister Franz Joseph Peter und der Gemeinderat Franz Peter gehörten, betrieb darüber hinaus den Ausbau der seit 1811 bestehenden Bürgergarde zu einer Bürgerwehr, die in der Revolution ein militärisches Gegengewicht zur Staatsmacht darstellen sollte. Die Acherner Bürgerwehr unter der Leitung von Engelwirt Friedrich Peter umfaßte im Frühjahr 1849 schließlich knapp 40 Mann, für die Bürgermeister Franz Joseph Peter 60 Gewehre im Zeughaus in Karlsruhe besorgte. Zur Finanzierung dieser Anschaffung mußte der Bürgermeister einen Kredit von 1000 Gulden aufnehmen. Überdies wurden von seiten der Stadtverwaltung für die Bürgerwehr auf den Rözmatten ein Exerzierplatz und eine Schießstätte hergerichtet<sup>37</sup>.

Den Anlaß zu einem neuerlichen revolutionären Engagement lieferte der Tatbestand, daß im Frühjahr 1849 der Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone ablehnte, die ihm von den Volksvertretern der Paulskirche nach Verabschiedung einer Verfassung, die die konstitutionelle Monarchie in Deutschland einführen sollte, angetragen worden war.

Das Scheitern der Paulskirchen-Bewegung und damit das Scheitern der deutschen Revolution insgesamt sollte von Baden aus verhindert werden. So meinten es die radikalen Republikaner Badens, die Teile der Armee des Großherzogtums Baden für sich gewinnen konnten. Dem Aufstand der Karlsruher Garnison am 13. und 14. Mai 1849 folgte die Flucht des Großherzogs. Auf der Offenburger Volksversammlung vom 13. Mai 1849 wurde alsdann die badische Republik ausgerufen, Brentano und der gebürtige Acherner Joseph Ignaz Peter, der schon mehrfach als glühender Verfechter der Ziele der Revolution hervorgetreten war, wurden mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt. Joseph Ignaz Peter wurde schließlich Justizminister und der Renchener Amand Goegg Finanzminister, der Oberkircher Advokat Max Werner übernahm das Kriegsministerium<sup>38</sup>.

In Achern wie auch anderswo sicherte sich die Revolution ihre Macht hauptsächlich durch die Einrichtung des Zivilkommissariats sowie des Wehr- und Sicherheitsausschusses. Das Amt des Zivilkommissars, der eine weitausgedehnte Machtbefugnis hatte, übertrug man dem Arzt Dr. Habich<sup>39</sup>. Die Funktionen des Wehr- und Sicherheitsausschusses übernahm der Acherner Gemeinderat, was nichts anderes heißt, als daß der Gemeinderat in einen Wehrausschuß umgewandelt wurde<sup>40</sup>. Damit die erworbene Macht im Ernstfall auch verteidigt werden konnte, bestand eine der Hauptaufgaben der örtlichen revolutionären Organe darin, Soldaten zu rekrutieren. Deshalb mußten sich alle 18- bis 30jährigen Männer der Stadt „sogleich bewaffnet nach Rastatt zur Verteidigung der dortigen Festung“ begeben<sup>41</sup>.

Daß diese Maßnahme auf einer richtigen Einschätzung der Lage beruhte, zeigte sich Anfang Juni 1849; der König von Bayern und der im Exil lebende Großherzog Leopold von Baden hatten nämlich die Preußen um Hilfeleistung angegangen.

Vor der heranrückenden preußischen Armee floh die provisorische badische Regierung alsbald von Karlsruhe nach Freiburg. Die badische Revolutionsarmee war den preußischen Truppen in keiner Weise gewachsen. Ihre Schwäche lag insbesondere im Mangel an ausgebildeten Kampfverbänden. Die letzte Bastion der Revolution, Rastatt, mußte am 23. Juli 1849 kapitulieren. Mit der militärischen Niederlage der Revolutionäre war auch das Ende der provisorischen badischen Regierung verbunden. Die meisten der Revolutionäre suchten dem Kriegsgericht durch die Flucht zu entgehen. Bürgermeister Franz Joseph Peter aus Achern gehörte nicht zu den Glücklichen, denen die Flucht gelang; wegen Erkrankung war er in Achern geblieben und wurde gefangengenommen<sup>42</sup>. Überdies wurden ein Teil des Bürgerausschusses und der gesamte Gemeinderat wegen Verdachts auf Beteiligung an den revolutionären Bestrebungen zwangsweise entlassen. Joseph Ignaz Peter wurde, das sei noch angefügt, am 9. April 1850 wegen Hochverrats zu einer Zuchthausstrafe von 20 Jahren verurteilt<sup>43</sup>.

Für einige Zeit mußte die Bevölkerung Acherns und der übrigen Orte des Großherzogstums Baden unter Kriegsrecht leben. Mobile Kolonnen und militärische Streifkorps wurden in die einzelnen Landesteile geschickt, um die Behörden und die durch die Bezirksämter neu eingesetzten Bürgermeister und Gemeinderäte bei der Wiederherstellung der alten Ordnung zu unterstützen<sup>44</sup>. Wohl um Großherzog Leopold mit Achern wieder zu versöhnen, ließ die Stadtverwaltung unter der Leitung ihres neuen Bürgermeisters Aloys Buhl ihm zu Ehren in dieser schwierigen nachrevolutionären Phase seine Büste, die der Straßburger Bildhauer Andreas Friedrich geschaffen hatte, 1851 im Zentrum von Achern aufstellen<sup>45</sup>.

Meine Damen und Herren, ich bin nun am Ende meiner Darstellung der Revolutionsjahre 1848/49 in Achern angelangt, die wie anderswo den Fortbestand einer restaurativen Grundstimmung auf der einen Seite, Enttäuschung, Resignation und innere Emigration auf der anderen Seite bewirkten. Die schlichte Kategorie des Scheiterns beschreibt jedoch nicht die ganze Wirkung dieser Revolution. Sie hatte letztlich ein viel wichtigeres, positives Ergebnis, das der Historiker Otto Vossler in seinem Buch über die Revolution 1848 in Deutschland wie folgt zusammenfaßte: „Das Eindringen des neuen Freiheitsglaubens ins Volk und das Eindringen des Volkes in die Politik, das ist die eigentliche und bleibende Bedeutung, der eigentliche und bleibende Erfolg der Revolution von 1848“<sup>46</sup>.

### *Anmerkungen*

Einen Teil der Quellenhinweise verdanke ich meiner ehemaligen Schülerin E. Ebler, die u. a. mit meiner Hilfe 1974 ihre Zulassungsarbeit zur 1. Dienstprüfung für das Lehramt an Grund- und Hauptschulen über die Revolution 1848/49 anfertigte.

- 1 Stadtarchiv Offenburg, Offenburger Wochenblatt für die Amtsbezirke Offenburg, Oberkirch, Achern u. a. vom 18. 4. 1848.
- 2 GLA 236/8186.
- 3 vgl. u. a. GLA Ch 273, Flugblatt vom 2. 4. 1848.
- 4 GLA 236/8198.
- 5 vgl. L. Häusser, Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution, 1851, S. 55.
- 6 GLA 236/2243.
- 7 vgl. R. Stadelmann, Soziale und politische Geschichte der Revolution von 1848, 1970, S. 62.
- 8 GLA 236/8203.
- 9 GLA 236/2244.
- 10 GLA 236/2244.
- 11 Stadtarchiv Offenburg, Wochenblatt ..., 24. 3. 1848; GLA Ch 273, Flugblatt vom 2. 4. 1848.
- 12 GLA Ch 273, Flugblatt vom 19. 3. 1848.
- 13 GLA Ch 273, Flugblatt vom 2. 4. 1848.
- 14 Acher- und Bühler Bote vom 1. 4. 1967: Tagebuch des Pfarrers Josef Bäder.
- 15 GLA 236/4177.
- 16 GLA 236/4177.
- 17 GLA Ch 273, Flugblatt vom 2. 4. 1848; Einzelheiten hierzu: H.M. Pillin, Die Acherner Volksversammlung vom 2. April 1848, in: Die Ortenau 65, 1985, S. 216–223.
- 18 GLA 247/337.
- 19 vgl. E. Beck, Die Revolution 1848/49 und das Acherner Geschlecht Peter, in: Die Ortenau 35, 1955, S. 13 ff.
- 20 vgl. u. a. H. Röckel, Baden im Kampf um die Freiheit, 1949, S. 43 f.
- 21 GLA 236/4189.
- 22 GLA 236/2245; J. B. Bekk, Die Bewegung in Baden vom Ende des Februar 1848 bis zur Mitte des Mai 1849, 1850, S. 162 ff.



- 23 GLA 237/4227.
- 24 GLA 236/2245; GLA 237/4227.
- 25 GLA 237/4227.
- 26 GLA 236/2245.
- 27 GLA 237/4227.
- 28 GLA 247/337.
- 29 vgl. W. Blos, Badische Revolutionsgeschichten aus den Jahren 1848 und 1849, 1910, S. 30.
- 30 GLA 236/8195.
- 31 GLA 236/8195.
- 32 GLA 236/2245.
- 33 GLA 233/34892.
- 34 GLA 234/3060.
- 35 GLA 236/2246.
- 36 GLA 236/8208.
- 37 vgl. E. Beck, Die Revolution 1848/49 ..., in: Die Ortenau 35, 1935, S. 13 ff.
- 38 ebd. S. 15.
- 39 GLA 247/226.
- 40 GLA 247/357.
- 41 GLA 247/328.
- 42 GLA 247/328.
- 43 E. Beck, Die Revolution 1848/49 ..., in: Die Ortenau 35, 1955, S. 16.
- 44 GLA 236/8210; GLA 236/8211.
- 45 Mitteilung v. A. Bühler, Achern (Sept. 1992).
- 46 O. Vossler, Die Revolution von 1848 in Deutschland, 1972<sup>3</sup>, S. 152.

# Maximilian Werner aus Oberkirch und die badische Revolution 1848/49

*Alexander Werner*

Maximilian Werner aus Oberkirch ist von der Geschichtsschreibung eher stiefmütterlich behandelt worden, obwohl er die Geschicke des revolutionären Badens mitbestimmte und im Großherzogtum seit 1847 zu den aktivsten Streitern für „Freiheit und Einheit“ gehörte. Sicherlich spielte er während der badischen Revolution keine so bedeutende Rolle wie Struve oder Hecker. In der Literatur der Jahre 1849 und 1850 ist sein Name allerdings allgegenwärtig. Im Gegensatz zu vielen seiner bekannten Kampfgenossen hat Werner jedoch keine „Erinnerungen“ hinterlassen und ist, wie bislang angenommen wurde, nach dem Scheitern der Revolution auf „Nimmerwiederseh“ verschwunden. All dies hat wohl dazu beigetragen, daß Werner in der Forschung meist nur am Rande erwähnt wurde. Trotzdem ist es anhand von Literatur und Archivmaterial möglich, Situationen seines Lebens vor und nach der Revolution bis zu seinem Tod am 20. 1. 1875 sowie sein Wirken in den Jahren 1848–1850 zu rekonstruieren.

Geboren wurde Max Werner am 18. Juni 1815 in Appenweier. In Appenweier gelangte die Familie Werner zu hohem Ansehen und Wohlstand und bildete den Stamm der demokratischen Partei. Auch die Brüder von Max waren wohl unter seinem Einfluß Anhänger der Revolution geworden und wurden nach deren Scheitern inhaftiert. Über Wilhelm, der 1849 zunächst zu 18 Monaten Zuchthaus verurteilt wurde, urteilte der Pfarrer Ludwig 1850: „Sein Bruder, der Schriftverfasser Max Werner, habe ihn für seine Theorien ganz eingenommen, darum habe er den demokratischen Tendenzen in der Aufregungsperiode die meiste Thätigkeit entwickelt, und im Sonnenwirthshaus seien die meisten der Inhaftierten von Appenweier für genannte Tendenzen gewonnen worden“<sup>1</sup>.

Max Werner hatte zunächst in Freiburg, seit 1838 dann in Heidelberg Jura studiert. Im Vormärz begann er sich politisch zu orientieren. Für den gemäßigt liberalen Historiker und Heidelberger Professor Ludwig Häusser, der wenig Gutes über die revolutionäre Bewegung in Baden zu berichten wußte, hatte auch die Phase politischer Willensbildung kaum etwas Positives. In seinen „Denkwürdigkeiten“ schrieb er, Max Werner aus Appenweier und Gleichgesinnte seien „nichts weiter“ gewesen, als „mittelmäßige Vertreter jenes Advokatengeschlechts, das auf „badischen Hochschulen dressiert“ werde und „im Wirthshaus seine politische Bildung“ erhalte“<sup>2</sup>.



*Geburtshaus Maximilian Werners, Gasthaus „Adler“, in Appenweier (ca. 1915)*

Nach dem Studium heiratete Max Werner und ließ sich 1845 in Oberkirch als Schriftverfasser nieder. 1846 wurde er als Rechtsanwalt bestellt, bis diese Vollmacht laut Justizministererlaß am 2. Juli 1849 erlosch und er suspendiert wurde. Den größten Einfluß auf die politische Meinung der Oberkircher Bürgerschaft hatten die Rechtsanwälte Werner und Friedrich Frech, welche die entscheidenden Voraussetzungen für die revolutionäre Bewegung in der Stadt schufen. Tatsächlich waren es die Wirtshäuser, die eine wichtige Rolle spielten und das politische Forum für die Gegner des großherzoglichen Regierungssystems darstellten. Auf den Amtsbezirk Oberkirch wurden Regierungsstellen erstmals aufmerksam, als im Sommer 1847 Flugschriften mit Revolutionsaufrufen auftauchten. Am 24. August berichtete der Brigadier Berger nach Karlsruhe, daß am Vortag eine Zusammenkunft in der „Linde“ stattgefunden habe. Der Abgeordnete Richter und der Advokat Struve seien aus Mannheim in Oberkirch angekommen und von den Advokaten Frech und Werner, einigen Bürgern sowie dem Offenburger Bürgermeister empfangen worden<sup>3</sup>. Bei diesem Treffen handelte es sich um eine Vorbesprechung zu der geplanten Offenburger Versammlung vom 12. September 1847. Diese Versammlung markierte nicht nur die Anfänge der politischen Parteienbildung, sondern auch die Spaltung der liberalen Bewegung in radikale Demokraten und gemäßigte Liberale. Während die Republikaner,

die sich in Baden konzentrierten, am 12. September ihre „Forderungen des Volks in Baden“ im „Offenburger Programm“ formulierten, trafen sich die Gemäßigten am 10. Oktober in Heppenheim.

Das entscheidende Signal zum Handeln setzte die französische Februarrevolution 1848. Der Reigen der Versammlungen, Petitionen und Demonstrationen nahm im Südwesten seinen Anfang. Bereits am 27. Februar stellte eine Volksversammlung in Offenburg Programmpunkte auf, die später in den „Märzforderungen“ zusammengefaßt wurden. Zu politischen Unruhen kam es in Oberkirch, wo sich die Nähe Frankreichs besonders stark bemerkbar machte, schon Anfang März. Der radikale Republikaner Max Werner verschaffte sich bald nach dem Ausbruch der Revolution nicht nur in Oberkirch, sondern auch in allen maßgeblichen revolutionären Gremien dank seiner rhetorischen Gewandtheit und seiner juristischen Kenntnisse großen Einfluß. So gehörte er auch zu den Initiatoren der Acherner Volksversammlung vom 2. April. Auf einem Flugblatt, das während der Versammlung verteilt wurde, erscheint Werner als gewähltes Mitglied des Kreis Ausschusses<sup>4</sup>.

Da das Vorparlament Struves revolutionären Antrag, sich in Permanenz zu erklären, am 4. April ablehnte, versuchten Hecker und Struve ihre Ziele mit Waffengewalt durchzusetzen. Als Heckers Erhebung in Oberkirch bekannt wurde, riet Max Werner, der in einem Bericht des Kommandanten des Kehler Beobachtungskorps als „Haupttriebfeder“ des Aufstands genannt wird, den Bürgern, gemeinsam mit anderen Gemeinden der Ortenau eine Freischärlerkolonne aufzustellen und Hecker zu helfen<sup>5</sup>. So formierte sich am 25. April in Achern ein Zug von rund 200 Bewaffneten, die Werner und der Acherner Arzt Habich über Kappelrodeck und Waldulm nach Oberkirch führten. Nach einer dreistündigen Rast im Schrepp'schen Bierhaus zogen sie weiter nach Oppenau und versetzten unterwegs die Bewohner des Renchtals derart in Unruhe, daß in einigen Ortschaften die Sturmglocke geläutete wurde. Unweit von Oberkirch erreichte sie jedoch die Nachricht vom Scheitern des Aufstands, woraufhin die Freischärler sich umgehend unauffällig auf den Heimweg machten. Werner floh nach Straßburg, wo er sich in den beiden Revolutionsjahren mehrfach aufhielt, um mit französischen Gesinnungsgenossen neue Aktionen zu planen. Dort ging er nun daran, sein beträchtliches Vermögen zu retten. Denn bereits am 20. April sollte er in Oberkirch wegen der Teilnahme an einem revolutionären Auftritt vom 18. und 19. April in Offenburg verhaftet werden. Wie ein Polizeiagent berichtete, haben die Brüder Max und August im Straßburger „Gasthaus zum schwarzen Bären“ einen ganzen Tag lang über Vermögensangelegenheiten verhandelt und Werner habe am Abend bei einer „Flasche Rothen“ festgestellt: „Jetzt bin ich ge-

deckt, gehe es, wie es will“<sup>6</sup>. Die badischen Behörden haben diese „Scheinverkäufe“ später allerdings nicht anerkannt, und nach mehrjährigen Prozessen wurde zumindest ein Teil der Grundstücke zugunsten der Staatskasse versteigert.

Während Werner im französischen Exil war, trat die Nationalversammlung in Frankfurt zusammen. Zwei Tage nachdem Struve in Lörrach die Republik ausgerufen hatte, kehrte Werner am 23. September nach Oberkirch zurück. Denn nach der Wahl zur Nationalversammlung hatte ihn das Wahlmännergremium des Kreises Offenburg-Gengenbach-Oberkirch zum Stellvertreter des Offenburger Bürgermeisters Rée bestimmt, der auf sein Mandat verzichtete. Im 1849 aufgestellten Verzeichnis der Abgeordneten der ersten deutschen Reichsversammlung erscheint Werner, Advokat aus Oberkirch, zu dieser Zeit wohnhaft in Frankfurt und der „Fraktion“ der äußersten „Linken“, dem „Donnersberg“, zugehörig, als Abgeordneter Nr. 527 für den 10. badischen Wahlbezirk. Bis der steckbrieflich Gesuchte gegen den Widerstand der badischen Regierung stimmberechtigt an den Sitzungen teilnehmen konnte, dauerte es noch einige Wochen. Am 19. Oktober wurde unter Vorsitz Heinrich von Gagerns eine Anfrage des Abgeordneten Damm behandelt. Dieser stellte fest, daß der Advokat Werner zwar mit 119 zu 13 Stimmen, „also mit eminenter Stimmenmehrheit“, gewählt worden sei, sich daraufhin auch sofort nach Frankfurt begeben habe, bis heute aber nicht an den Versammlungen teilnehme. Daraufhin verlas der Präsident ein Schreiben Werners mit folgendem Inhalt: „Herr Präsident! – Am 23sten v. M. wurde ich vom badischen Wahlbezirke Offenburg, Oberkirch und Gengenbach als Mitglied der constituirenden Nationalversammlung gewählt. Es wurde dieß bereits am 2ten d. M. in der 89. Sitzung zur Nationalversammlung durch das Reichsministerium angezeigt. Ich habe mich hierauf bei Ew. Wohlgeboren, bei der bisherigen Legitimations-Commission, und endlich bei dem betreffenden Ausschuß gemeldet, ohne bis jetzt auch nur die vorläufige Zulassung zur Versammlung zu erlangen. Ich verweise nunmehr wiederholt zum Beweise der Wahl auf die officielle Anzeige des Reichsministeriums eventuell auf die bei demselben vorliegenden Mittheilung der badischen Regierung und die Wahlacten selber und erwarte auf den Grund die sofortige, mindestens vorläufige Zulassung zur Nationalversammlung und Einweisung in die betreffende Abtheilung. Ich bitte dringend um baldgefällige Erledigung. Frankfurt a. M., den 13. October 1848“<sup>7</sup>. In der 105. Sitzung am 30. Oktober erklärte der Präsident, daß sich keine Bedenken gegen die Gültigkeit der Wahl ergeben hätten und die Nationalversammlung beschlossen habe, daß einer formellen Zulassung von Werner nichts entgegenstehe<sup>8</sup>. Am folgenden Tag nahm Werner stimmberechtigt an der 106. Sitzung teil<sup>9</sup>. Anträge des Oberkirchers vor allem bezüglich des Badener Konstitutionsgesetzes oder des

österreichischen Abgeordneten Gritzner, gegen den eine gerichtliche Untersuchung wegen der Teilnahme an den Oktoberaufständen eingeleitet worden war, beschäftigten die Nationalversammlung bis in den Monat März hinein. Danach wird Werner häufig als unentschuldig abwesend geführt<sup>10</sup>.

Die Oberkircher Bürger hatten Werners Rückkehr aus dem Exil mit Genugtuung registriert. In den Wintermonaten konzentrierten sich die Bürger auf ihren neu formierten Volksverein, der die Aufgabe hatte, beim Aufbau einer neuen revolutionären Bewegung in Baden mitzuhelfen. Vorsitzender des Vereins, der im Winter mehrere Petitionen an das badische Parlament richtete, war Max Werner. Derartige Vereine wurden ab April in ganz Baden gegründet. Zu den Mitgliedern des in Mannheim residierenden Ausschusses der Volksvereine gehörte auch Werner. Im Mai hatte sich in Frankfurt die äußerste Linke vom Zentralmärzverein getrennt. In einem am 24. April im „Verkünder“ für Karlsruhe und Umgebung abgedruckten und von Werner mitunterzeichneten Schreiben an sämtliche Angehörigen der politischen Märzvereine rechtfertigt die äußerste Linke der Nationalversammlung (Donnersberg) diesen Schritt und informiert über die Kontaktaufnahme mit dem demokratischen Zentralausschuß, um eine wirksame Zentralisierung der Vereine mit demokratischen und republikanischen Zielen zu erreichen<sup>11</sup>. So beauftragte der Mannheimer Landesausschuß am 4. Mai den Reichsagsabgeordneten Werner bei einer vom Zentralmärzverein auf den 6. Mai einberufenen Versammlung zu erscheinen und zu erklären, „daß die Richtung sämtlicher Volksvereine mit Ausnahme weniger eine entschieden demokratische sei“<sup>12</sup>. Der Donnersberg erließ am 8. Mai einen Aufruf, in dem alle deutschen Männer aufgefordert werden, mit Waffengewalt gegen „Despotismus und Barberei“ zu kämpfen<sup>13</sup>. Am 6. Mai 1849 taucht Werners Name auf einem Flugblatt des „Klubb Donnersberg“ auf, das „Die äußerste Linke der Nationalversammlung“, vor allem die Pfälzer in ihrem Aufstand ermutigen wollte<sup>14</sup>.

Am 12. und 13. Mai kamen Delegierte fast aller badischen Volksvereine nach Offenburg und beschlossen, eine Abordnung nach Karlsruhe zu senden, um der Regierung ihre Forderungen vorzulegen. Die Mehrheit der Versammelten entschied sich allerdings gegen die Proklamierung der Republik und für die konstitutionelle Reichsverfassung. Der Vorsitzende Brentano, der sich zu diesem Zeitpunkt nicht in Offenburg aufhielt und in einem Brief an Werner „von allen extremen Schritten, namentlich jeder republikanischen Demonstration dringend abmahnte“<sup>15</sup>, wurde zum Präsidenten des revolutionären badischen Landesausschusses gewählt, der nach dem Übergang des Militärs auf die Seite der Aufständischen und der Flucht des Großherzogs als revolutionäre Regierung die Geschäfte übernahm. Auch Werner wurde Mitglied und zudem Zivilkommissär beim

Oberkommando der Armee. Am 14. Mai zog der Landesausschuß in Karlsruhe ein und verkündete in einem Aufruf, den Werner mitunterzeichnete, die Machtübernahme und sein politisches Programm<sup>16</sup>. Noch am selben Tag wurde ein Exekutivkomitee mit Brentano als Präsident, Peter, Goegg und Eichfeld gebildet.

Der Landesausschuß proklamierte am 19. Mai in Karlsruhe den Beginn der Verfassungskampagne. Auch Werner unterschrieb diesen Aufruf<sup>17</sup>. In den hessischen Provinzen Starkenburg und Rheinhessen planten die Demokraten den Aufstand. Eine Delegation der für den 22. Mai nach Erbach einberufenen Versammlung sollte der Regierung in Darmstadt ultimative Forderungen überbringen und deren Antwort am 24. Mai einer bewaffneten Volksversammlung in Unterlaudenbach vorlegen. Auf badischer Seite war man zum Kampf entschlossen. So schrieb Werner am 23. Mai an den Landesausschuß, daß „ohne die Fortsetzung des Aufstandes bis an den Main“, die „Bewegung im höchsten Grade gefährdet“ sei und der Aufstand jenseits der Grenze „sich nur dann mit voller Kraft“ erhebe, „wenn unsere Bereitwilligkeit zur Unterstützung klar zu Tage“ liege. Daß in Erbach das Offenburger Programm angenommen würde, war für Werner ebenso „unzweifelhaft“ wie die Ablehnung der hessischen Regierung und der darauf folgende „bewaffnete Zug nach Darmstadt“. Dann aber sei der „Augenblick da“, schrieb er weiter, „wo wir die Maingrenze sofort gewinnen müssen, und dazu bedürfen wir unserer gesamten Truppenmacht“<sup>18</sup>. Weder die Erbacher noch die nach Oberlaudenbach verlegte Volksversammlung, bei der Werner als Zivilkommissär eine wesentliche Rolle spielte, hatte jedoch den gewünschten Erfolg. Nicht nur die Verbrüderung zwischen badischen und hessischen Truppen scheiterte, sondern die Revolution wurde an der hessischen Grenze aufgehalten. Da die hessischen Demokraten aus eigener Kraft nichts bewirken konnten, begannen am 28. Mai Vorbereitungen für eine militärische Offensive über die pfälzische und badische Nordgrenze. Ziel dieser Aktion war, nach Darmstadt und weiter nach Frankfurt vorzurücken, um die Macht des Parlaments, das nun ganz unter dem Einfluß demokratischer Kräfte stand, zu festigen und ganz Deutschland mitzureißen. Als die badischen Truppen unter Franz Sigel die Grenze überschreiten wollten, stießen sie auf hessisches Militär. Einem hessischen Reiteroffizier, der sich den Badern entgegenstellte, sagte Werner folgendes: „Wir wollen nach Frankfurt vordringen, um der dortigen Nationalversammlung unseren Schutz und unsere Hilfe zur Durchführung der Reichsverfassung anzubieten“<sup>19</sup>. Als der Offizier Werner daraufhin beschimpfte und die Badener als Aufrührer bezeichnete, gab Sigel den Befehl zum Angriff. Die Siegeszuversicht der badischen Truppen wurde jedoch jäh zerstört. Am 30. Mai wurden sie von den Hessen bei Heppenheim in die Flucht geschlagen.

Am 1. Juni 1849 erließ der Landesausschuß in Karlsruhe eine Proklamation, in der er seine Auflösung verkündete und eine provisorische Regierung mit Lorenz Brentano, Armand Goegg, Joseph Fickler, Ignaz Peter und Franz Sigel einsetzte. Fickler sowie Sigel fielen jedoch bald aus. Am 10. Juni wurde dann im Karlsruher Ständehaus die verfassungsgebende Versammlung von Baden eröffnet. 46 von insgesamt 74 gewählten Deputierten, unter denen sich Max Werner als einer von vier Vertretern des 10. Bezirks (Offenburg-Gengenbach-Oberkirch) befand, trafen sich am folgenden Tag zur ersten öffentlichen Sitzung. Werner, auf der Namensliste als Abgeordneter Nr. 72 geführt, wurde zum stellvertretenden Vorsitzenden der Versammlung gewählt, legte dieses Amt allerdings wieder ab, als er zum Kriegsminister avancierte. Er führte den Vorsitz der Sitzungen vom 12., 13. sowie 14. Juni und unterzeichnete mehrere „Ausfertigungen“ an die provisorische Regierung. Bei der Abstimmung über die Befugnisse der provisorischen Regierung und der Antwort auf die Proklamation des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser stimmte Werner mit „Ja“. Schon bald bildete sich um Werner eine starke Opposition gegen den gemäßigten Präsidenten Brentano. Werner und Peter hatten offensichtlich vor, wie eine von beiden unterzeichnete Handschrift Peters belegt, den Antrag zu stel-

**Hauptquartier Heidelberg, den 5. Juni 1849.**

**Im Namen der provisorischen Regierung erkläre ich das Vaterland in Gefahr.**

**§. 1.**

**Das Land Baden wird in Kriegszustand erklärt und das Ständrecht verkündigt.**

**§. 2.**

**Die Ständrechts-Commission wird zusammengesetzt durch den Kriegs-Commissär nach Instruction des Kriegsministeriums.**

**Der Kriegsminister.**

**Sigel, Oberst.**

**Werner, Civil-Commissär des Hauptquartiers.**



len: „Baden ist als Freistaat erklärt, die monarchische Regierungsform ist abgeschafft“<sup>20</sup>. Zu einer derartigen Entscheidung konnte sich die Versammlung jedoch nicht durchringen.

Gegen Brentanos Willen wurde in der fünften öffentlichen Sitzung beschlossen, eine neue Regierung zu wählen. Mit 39 zu 16 Stimmen wurde ein Antrag angenommen, der eine provisorische Regierung von drei Männern mit diktatorischer Gewalt forderte. Am Abend des 13. Juni wählten die Abgeordneten schließlich ein Triumvirat mit drei Diktatoren, die der Versammlung Rechenschaft schuldig waren und von ihr wieder abberufen werden konnten. Brentano erhielt 55 Stimmen, Goegg 47 und Werner 34. Werner, der die Entscheidung mit seiner Unterschrift besiegelte<sup>21</sup>, zögerte zuerst, nahm das Amt aber am 14. Juni an, nachdem er von einem angeblichen Anmarsch einer französischen Hilfsarmee gehört hatte. Brentano stand es zu, die Minister zu bestimmen. Werner, dessen Wirken „im Verlauf der Geschichte“ bei Becker und Essellen als „bald furchtsam, bald energisch, bald hemmend, bald fördernd“ charakterisiert wird, erhielt das Kriegsministerium, als Brentano am 16. Juni die Regierung bildete. Werner habe aber, so ist weiterzulesen, „nicht die zu diesem Amte nothwendigsten Kenntnisse, so daß er weniger nützen konnte, als er bei seinem guten Willen wünschte“. Man habe von ihm die Anekdote erzählt, „daß er einmal bei einem Glase Wein vertraulich einen Veterinärschüler befragt habe, was eine Haubitzenbatterie sei“<sup>22</sup>. Werner kümmerte sich indessen um die Versorgung der Armee. So gab er am 20. Juni die Einrichtung eines Hauptverpflegungsmagazins auf dem Karlsruher Eisenbahn-Hof bekannt<sup>23</sup>. Da er sich wie Goegg fast ausschließlich bei der Armee aufhielt oder „herumtrieb“, wie Brentano es bezeichnete<sup>24</sup>, und die Regierung nur ein einziges Mal zusammentrat, blieben der Sektionschef für die Linientruppen Maierhofer wie der Führer der Volkswehr, die Becker und Essellen als gänzlich unfähig beschreiben, weiter im Amt<sup>25</sup>. Brentano, der in Karlsruhe zurückblieb, war so seiner „Aufpasser“ ledig. Von Werners Zeit als Kriegsminister sind zahlreiche Dokumente erhalten, Aufrufe, Bittgesuche, Briefe, Befehle, Armeerechnungen und vieles mehr, das im großherzoglichen Kriegsministerium unter den zurückgelassenen Schriften aufgefunden wurde (GLA Karlsruhe, 215/398).

Nach der Konstituierung der Diktatur erklärte die Versammlung Baden zum Freistaat und verkündete für das ganze Land den Kriegszustand und das Standrecht. Damit wurde eine entsprechende Bekanntmachung des früheren Kriegsministers Sigel und Zivilkommissärs Werner vom 5. Juni bestätigt<sup>26</sup>. Zum militärischen Oberbefehlshaber ernannten Brentano und Werner den polnischen General Ludwig von Mieroslawski. Die Zeichen für einen Erfolg standen indessen nicht günstig. Am 12. Juni war der

preußische Prinz Wilhelm zu den 70 000 gegen Baden und die Pfalz anrückenden Soldaten der preußischen Truppen und des 8. Bundeskorps gestoßen. Bereits am 19. Juni erklärte er als Oberbefehlshaber der Operationsarmee am Rhein den Kriegszustand für Baden. Die preußischen Truppen waren der Revolutionsarmee, der sie in den folgenden Tagen verschiedene Gefechte lieferte, weit überlegen. Am 20. Juni setzten die Preußen bei Germersheim über den Rhein und standen bald vor Graben, Bruchsal und Waghäusel im Norden. Dort kam es am 21. Juni zur entscheidenden Schlacht des ganzen Feldzugs, bei der die Revolutionsarmee zum Rückzug gezwungen wurde.

Karlsruhe erlebte vom 23. bis zum 25. Juni unruhige Tage. Am 23. Juni zur Mittagszeit überreichten angeblich die letzten 40 Mann des 3. Bataillons des 3. Regiments, das bei Philippsburg kämpfte, ihre Bataillonsfahne dem Kriegsminister Werner und gingen auseinander. Abends erging ein Aufruf zum Barrikadenbau. „Carlsruhe müsse ein zweites Wien werden“, soll Werner gesagt haben. Am 24. Juni traf der Rest der geschlagenen Truppe in Karlsruhe ein. Abends wurden zum Transport der Verletzten und der Vorräte alle Wagen requiriert und am Zeughaus alte Kanonenkugeln aufgeladen. Selbst Werner, „die Seele der Verteidigung von Carlsruhe“, gestand nun den „tostlosen Zustand“ der Armee ein<sup>27</sup>. Noch am Vormittag des 25. Juni versuchte Schlöffel vergeblich, die ungeliebte Bürgerwehr zu entwaffnen. Werner hatte die Verantwortung für diese Aktion abgelehnt, um Blutvergießen zu verhindern. In Durlach fielen indessen die ersten Schüsse, und obwohl die badischen Truppen und Freischärler die Preußen einige Stunden aufhalten konnten, zog Prinz Wilhelm, umjubelt von der konservativen Bürgerwehr und der Bürgerschaft, noch am selben Tag in Karlsruhe ein. Die aufständischen Truppenteile waren unruhig. Laut Kriegsarchiv des Großherzoglichen Generalstabs erhielt das zögerliche 1. Infantrieregiment morgens um 8 Uhr bei Androhung des Standrechts den Befehl, unverzüglich nach Ettlingen abzumarschieren. Aber erst als Werner mit einigen Adjutanten erschien, machte es sich, gefolgt von Freischärlerkolonnen und anderen Truppenteilen, auf den Weg nach Ettlingen<sup>28</sup>. Goegg, der Karlsruhe als letztes Regierungsmitglied verließ, konnte nur knapp entkommen. In Ettlingen traf er Werner, mit dem er sich nach Rastatt begab. Nach dem Rückzug besetzte Mieroslawski mit den ihm verbliebenen rund 20 000 Mann die Murglinie. Im Gernsbacher Gefecht vom 29. Juni wurde diese jedoch aufgebrochen und einen Tag später die Festung Rastatt vom Korps des General von Gröben eingeschlossen. Am 1. Juli forderte Mieroslawski in Offenburg seine Entlassung von Werner und Goegg, die darauf Sigel zu seinem Nachfolger bestimmten. Mieroslawski habe sich zum Rücktritt entschlossen, besagt ein von beiden Diktatoren unterzeichnetes Aktenstück, nachdem sich die Offiziere für die „Ein-

heimischen“ ausgesprochen hätten, um „Ordnung und Disziplin wiederherzustellen“<sup>29</sup>. Brentano, der wegen seiner Verhandlungsbereitschaft durch Struve ersetzt wurde, war am 28. Juni in die Schweiz geflohen. Ehe Sigel Rastatt verließ, inspizierte er mit Werner noch das Schloß und nahm zahlreiche wertvolle türkische Waffen mit, wohl um sie später zu Geld zu machen und die Kriegskasse aufzufüllen<sup>30</sup>. Sigels Truppen erreichten Freiburg Anfang Juli.

Goegg und Werner waren noch vor dem Kampf an der Murglinie mit der vergeblichen Hoffnung vorausgeeilt, Reservekorps aus dem Oberrhein- und Seekreis zur Verstärkung an die Murg führen zu können. Die konstituierende Versammlung trat nach Brentanos Flucht nur noch wenige Male zusammen. Einem Antrag Struves vom 2. Juli, den Krieg aufzugeben und Material sowie Truppen in die Schweiz zu schicken, traten Sigel, Goegg und Werner energisch entgegen. Struve setzte sich daraufhin in die Schweiz ab. Da nicht daran zu denken war, Freiburg zu halten, wurde beschlossen, am 4. und 5. Juli über Todtnau durchs Höllental nach Donaueschingen zu ziehen, dort Fuß zu fassen und die westlichen Zugänge zum Schwarzwald zu verteidigen, sich mit dem Seekreis zu vereinigen und beim Weitemarsch nach Württemberg die Republik zu proklamieren. Die letzte Proklamation der Regierung Werner-Goegg erschien am 5. Juli in Donaueschingen. Die provisorische Regierung, heißt es darin, werde ihren Sitz in Donaueschingen nehmen, und das Heer werde im Schwarzwald und dem Seekreis postiert, „wo die örtlichen Verhältnisse und eine für die Freiheit glühende Bevölkerung die sicherste Aussicht auf den Erfolg darbieten“. Das Heer werde „in Verbindung mit der Volkswehr aufs neue organisiert werden und von seinen festen Stellungen aus den Angriff gegen den Feind, unterstützt durch die Besatzung von Rastatt, aufs neue beginnen“<sup>31</sup>. Die Bevölkerung des Seekreises ließ sich jedoch nicht zum Aufstand bewegen. Die Diktatoren machten sich nun noch daran, den Großherzog per Gesetz feierlich seines Amtes zu entheben und die „sozialdemokratische“ Republik auszurufen. Nachdem Goegg, Werner und d’Ester, Mitglied der äußersten Linken der preußischen Konstituante, die nötigen Aktenstücke entworfen und den strengen Befehl erlassen hatten, nichts aus dem fürstlichen Schlosse zu entwenden, eilten sie nach Konstanz, um Hilfe für Donaueschingen zu rekrutieren. Noch bevor das betreffende Gesetz gedruckt war, marschierten die Preußen in Donaueschingen ein, und Sigel mußte den Rückzug antreten. Werner, der davon noch nichts wußte, wäre vom 7. auf den 8. Juli beinahe den Hessen in die Hände gefallen. Gerade noch rechtzeitig erreichten ihn zwischen Donaueschingen und Engen zwei Reiter mit einer Extrapost, die ihn zur Umkehr nach Thengen veranlaßte. Begleitet von Volkswehren und Truppenteilen, mit der Kasse, den Staatspapieren und Akten, traf er dort wieder mit Goegg zusammen. Während die

Hessen vorrückten und Sigel das Hauptkorps in Richtung Stühlingen führte, zogen Werner und Goegg in der Nacht vom 8. auf den 9. Juli nach Konstanz. Die Truppen gingen bei Allensbach in Stellung, wo sie sich nach Ansicht Goeggs selbst gegen eine bedeutende Übermacht noch einige Zeit hätten halten können. Dafür sah Goegg im Gegensatz zu Werner und den Artilleristen, die „gerne noch einmal die Gelegenheit zu einem schönen Treffen“ ergreifen wollten, jedoch keine Veranlassung mehr<sup>32</sup>. Wie Sigel entschloß er sich zum Rückzug in die Schweiz. In der Nacht vom 10. auf den 11. Juli sammelten Goegg und Werner die Truppen auf dem Konstanzer Rathausplatz und teilten unter ihnen die Staatskasse auf. Die Staatspapiere übergab Goegg dem Konstanzer Gemeinderat. Am Morgen des 11. Juli überschritten die Reste der badischen Freiheitsarmee, rund 1200 Mann mit acht Geschützen und einer eroberten Haubitze, die Grenze zur Schweiz.

Als am 23. Juli Rastatt mit rund 500 Mann Besatzung kapitulierte, begannen die Kriegsgerichte und die Standgerichte ihre Arbeit. Es gab insgesamt 845 Verurteilungen, darunter Todesstrafen und lebenslängliche Festungshaft. Werner, der nach Biersfelden bei Basel geflohen war und auf einen günstigen Augenblick zur Wiederaufnahme des Kampfes wartete, wurde vom Großherzoglichen Badischen Hofgericht des Mittelrheinkreises in Bruchsal angeklagt. Am 25. April 1850 war das Urteil gesprochen. Werner wird darin wegen Hochverrats zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe, zum Ersatz des für den Staat durch seine hochverräterischen Unternehmungen entstandenen Schaden sowie zur Zahlung der Untersuchungs- und Straferstehungskosten verurteilt. Das Urteil wurde gegen den vom Angeschuldigten ergriffenen Rekurs vom Großherzoglich-Badischen Oberhofgericht in Mannheim am 30. November 1850 bestätigt. Später wurde Max Werner zusätzlich Erpressung und Raub von Gegenständen aus der fürstlichen Waffenkammer in Donaueschingen vorgeworfen. Da fortan nach Werner polizeilich gefahndet wurde, läßt sich nach folgender Fahndungsbeschreibung (1) sowie einem veröffentlichten Steckbrief (2) eine, wenngleich etwas widersprüchliche Vorstellung, von seinem Aussehen gewinnen<sup>33</sup>:

Signalement, Max Werner aus Oberkirch:

	(1)	(2)
Alter:	35 Jahre	circa 30–34 Jahre
Größe:	5' 4"	5' 6"
Statur:	besetzt breitschultrig	untersetzt
Haare:	blond ins rötliche gehend	hellbraun
Stirn:	hoch	oval
Augenbrauen:	blond	braun
Augen:	blau/stechender Blick	grau

Nase:	ziemlich lang u. spitz, etwas herabgebogen	stark
Mund:	klein	proportioniert
Kinn:	spitz hervorragend	rund
Zähne:	gut	gut
röthlich blonder Bart ums Kinn		braun bis unter
besondere Zeichen, etwas tiefe Stimme		das Kinn ziehend
eine bedeutende Narbe auf		Kennzeichen, eine
dem Backen bis an die Nase,		Hiebnarbe im Gesicht
bewegt häufig beim Reden		Gesichtsform:
den Kopf gegen jenen und hat		etwas breit
etwas gekrümmte Beine		Gesichtsfarbe: gut

Nach seiner Flucht lebte Werner einige Zeit bei einem Freund in Biersfelden und ist in dieser Zeit vermutlich viel gereist, um sich mit Gesinnungsgenossen zu treffen. Derartige Treffen fanden hauptsächlich im Berner Kaffee „Milano“ statt. Auch in Frankreich hat sich Werner aufgehalten. Mit einem Dokument, ausgestellt am 20. Oktober 1849 in Paris, erteilte er seinem Schwager die Vollmacht, ihn in allen Angelegenheiten und in allen Instanzen als Kläger oder Beklagten vor den badischen Gerichten zu vertreten. Laut Neitzke forderte der Schweizer Bundesrat die Flüchtlinge bereits am 12. Juli 1849 auf, in ihre Heimat zurückzukehren oder sich eine andere Zufluchtsstätte zu suchen<sup>34</sup>. Am 16. Juli jedenfalls ordnete der Bundesrat an, die Flüchtlinge auszuweisen. In einem Rundschreiben des Badischen Innenministeriums vom 14. September wird beklagt, daß die wieder Zusammenkünfte bildenden Flüchtlinge trotz Bundesratsbeschluß nicht ausgewiesen würden und auch Werner sich vermutlich noch immer in der Schweiz aufhalte. Überdies habe es der „Scharfblick der Schweizer Polizei noch nicht einmal soweit gebracht, den Adv. Werner sg. Dictator auszuspähen“, obwohl er in „ihren Gauen“, und zwar in einem Grenzort zu Baden, weile. So habe er sich bis in den Herbst hinein in Bad Haslach im Kanton Schaffhausen aufgehalten und verstecke sich jetzt vermutlich im Kanton Basel oder Thurgau<sup>35</sup>. Vom Bundesrat wurde Werner dann am 12. 12. 1849 aufgefordert zu erklären, ob er bereit sei, die Schweiz zu verlassen. Am 4. 2. 1850 beklagt derselbe jedoch, daß Werner sich unter falschem Namen weiterhin in der Schweiz herumtreibe<sup>36</sup>. Am 25. Oktober 1850 berichtete der Landeskommisär des Seekreises nach Karlsruhe vom Rückzug der Anführer von der Schweiz ins Elsaß. Die Flüchtlinge hätten sich in zwei Gruppen gespalten, die „Gemäßigten“ und die „wüthenden Rothen“, die jede Gelegenheit ergreifen würden, einen neuen Putsch zu versuchen. Werner jedenfalls sei einer der Führer dieser radikalen Partei<sup>37</sup>.

Laut Neitzke hatten bis Ende 1850 die meisten Flüchtlinge die Schweiz verlassen. In einer entsprechenden Liste taucht Werners Name allerdings

nicht auf. Dies hat Stiefel in seinem Buch über die Revolution wohl zu der Annahme verleitet, Werner sei in der Schweiz gestorben<sup>38</sup>. Dem war jedoch nicht so. Laut einem Bericht des Oberkircher Oberamtmanns hielt sich Werner, „einer der gefährlichsten Koryphäen der jüngsten Revolution“ im November 1851 unter falschem Namen in der Nähe Straßburgs auf. In den Akten des badischen Innenministeriums (17. Dezember 1851) wird zudem erwähnt, daß der politische Flüchtling dort häufig von seiner Frau besucht werde. Auf die französischen Behörden, so das Ministerium, solle dahingehend eingewirkt werden, daß „dieser gefährliche Mensch“ durch „geschärfte Nachforschungen“ nach seinem „Schlupfwinkel“ verhaftet und aus Frankreich ausgewiesen werde<sup>39</sup>. Soweit kam es jedoch nicht. Denn auch Werner schiffte sich nach New York ein. In Amerika verlieren sich dann allerdings seine Spuren, so daß nicht nur von Sigel<sup>40</sup>, sondern auch 140 Jahre lang in deutschen Archiven vermutet wurde, Werner sei dort gestorben. Dagegen waren zwei ältere Mitglieder der Familie überzeugt, Werner sei nach der Amnestie im Jahre 1862 wieder nach Deutschland zurückgekehrt. Erst nach umfangreichen Recherchen gelang es anhand von Akten des Staatsarchivs Freiburg, nachzuweisen, daß ein Advokat Max Werner in den Hof- und Staatshandbüchern des Großherzogtums Baden von 1869 bis 1874 registriert war. Unklar blieb jedoch, ob es sich dabei nicht um Werners gleichnamigen Sohn handeln könnte, der ebenfalls nach Amerika emigrierte. Weitere Nachforschungen ergaben, daß am 18. Oktober 1870 einige Männer einen „Altkatholikenverein“ gegründet hatten, dessen Vorstand ein Anwalt namens M. Werner angehörte. Daß es sich tatsächlich um den ehemaligen Kriegsminister der Revolutionsregierung handelte, belegt das Rastatter Wochenblatt Nr. 10 vom 23. Januar 1875: „Zu Offenburg starb am 20. ds. Mts im Alter von 60 Jahren Anwalt Werner, bekannt aus dem Jahre 1849, später in Amerika und seit Jahren wieder als Anwalt in der Heimat thätig. In die neuen deutschen Verhältnisse hatte er sich vollständig gefunden“. Und der Ortenauer Bote Nr. 18 v. 21. Januar 1875 meldete: „Am gestrigen Nachmittag erfolgte der Tod des Herrn Anwalts Werner, eines Mitglieds des Altkatholikenausschusses“.

Obwohl sich Max Werners demokratische Hoffnungen nicht erfüllten und fraglich ist, ob ein Sieg der Revolution und das Entstehen eines Deutschen Reichs und einer Massendemokratie mit ausgeprägt expansiven, großdeutschen Zielen, nicht eine für ganz Europa äußerst gefährliche Situation heraufbeschwört hätten, ist die Revolution aus heutiger Sicht nur bedingt gescheitert. Die „Grundrechte des deutschen Volkes“ wurden zwar 1852 für ungültig erklärt, und die Verfassung der Paulskirche ist nie in Kraft getreten, doch begründete die 1848/49. Bewegung eine deutsche demokratische Tradition. Das Mammutwerk der Nationalversammlung hat nicht nur in der Verfassung der Weimarer Republik, sondern auch im Grundgesetz der

Bundesrepublik seine Spuren hinterlassen. Die Politikverdrossenheit und damit die Abkehr der deutschen Bevölkerung von demokratischen Vorstellungen zugunsten ausschließlich nationaler Ziele ist allerdings eine der negativen Auswirkungen der gescheiterten Bewegung. Die Resignation in der Bevölkerung belegen auch die enormen Zahlen der Emigration in den Jahren 1849–1854. So konnte auch der Oberamtmann von Oberkirch am 29. Oktober 1850 zufrieden nach Karlsruhe berichten: „Im ganzen Amtsbezirke herrscht Ruhe und Stille, und jedermann ist informiert, daß der gesetzliche Zustand im Lande wiedergekehrt ist und eine Ordnung gehandhabt wird“<sup>41</sup>.

#### *Anmerkungen*

1. GLA Karlsruhe, 247/366, 133 f.
2. Häusser, S. 395.
3. GLA Karlsruhe, 236/2243.
4. GLA Karlsruhe, Ch. 273 (2. April 1848); vgl. Pillin, S. 58 ff.
5. GLA 65/11 620; s. dazu auch: Pillin, Festvortrag in diesem Jahrbuch.
6. GLA Karlsruhe, 237/4227, 80; vgl. Maier, S. 115.
7. Sten. Berichte, Bd. IV, S. 2715/26.
8. Sten. Berichte, 105. Sitzung vom 30. 10. 1848.
9. Sten. Berichte, 106. Sitzung, 31. 10. 1848.
10. Sten. Berichte, Bd. VIII; S. 4944 ff., 5125, 5140, 5294.
11. Der Verkünder für Karlsruhe und Umgebung, 24. 4. 1849.
12. Häusser, S. 298.
13. ebd. S. 298.
14. Vollmer, S. 286.
15. Häusser, S. 326.
16. ebd. S. 391/92.
17. Obermann, Flugblätter, 421 f.; vgl. Grab, Dokumentation, S. 284.
18. Häusser, S. 468.
19. Vollmer, S. 319.
20. Häusser, S. 534.
21. GLA N v. Freydorf 69/25/65.
22. Becker und Essellen, S. 370/71.
23. GLA N v. Freydorf 69/26.
24. Häusser, S. 538.
25. Becker und Essellen, S. 370/71.
26. GLA N v. Freydorf 69/27.
27. GLA N 26, None S. 105/110.
28. GLA 48/5084.
29. Frei, Wilhelm: Die Volkserhebung in Baden im Mai und Juni 1849. S. 130/131.
30. Häusser, S. 647/648.
31. ebd. S. 380.
32. Goegg, S. 166.

33. Akten GLA, 236/8572/96 lt. Schr. v. 9. 2. 50. Bl. 227 u. Steckbrief v. 18. 4. 50 Bl. 288 u. 19. 5. 50 u. 27. 2. 50 Bl. 316.
34. Neitzke, Die polit. Flüchtlinge in der Schweiz.
35. GLA 48/3077, S. 169, 171.
36. GLA 236/8572, S. 96, v. 4. 2. 1850 mit Signalement.
37. GLA 48/5202.
38. Stiefel, Baden 1648–1952, Bd. I, S. 282.
39. GLA 236/8502 und 48/5203.
40. Sigel, Denkwürdigkeiten, S. 85.
41. GLA 367, Zugang 1924/6 Nr. 70, vgl. Pillin, S. 75.

### *Literaturverzeichnis*

- Franz Wigard (HG).: Stenographische Berichte über die Verhandlungen der deutschen constituierenden Nationalversammlung zu Frankfurt am Main 1848. 9 Bde. Frankfurt 1849.
- Becker, Joh. Ph. und Essellen, Chr.: Geschichte der süddeutschen MaiRevolution. Genf 1849.
- Goegg, Armand: Nachträgliche authentische Aufschlüsse über die Badische Revolution von 1849, deren Entstehen, politischen und militärischen Verlauf, Zürich 1876.
- Grab, Walter: Die Revolution von 1848/49, Eine Dokumentation, München 1980.
- Häusser, Ludwig: Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution, Heidelberg 1851.
- Maier, Karl: Die Revolution von 1848/49 in Appenweiler, in: 1100 Jahre Appenweiler 884–1984. Appenweiler 1984.
- Neitzke, Paul: Die deutschen politischen Flüchtlinge in der Schweiz 1848-1849. Diss. 1926.
- Pillin, Hans-Martin: Oberkirch, Bd. 2, 1978.
- Raveaux, Franz: Mitteilungen über die badische Revolution, Frankfurt 1850.
- Real, Willi: Die Revolution in Baden 1848/49, Stuttgart u. a. 1983.
- Sigel, Franz: Denkwürdigkeiten aus den Jahren 1848 und 1849, hg. von Wilhelm Blos, Mannheim 1902.
- Stiefel, Karl: Baden 1648–1952, Karlsruhe 1977.
- Struve, Gustav: Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden, Bern 1849 (Reprint Freiburg 1980).
- Valentin, Veit: Geschichte der deutschen Revolution von 1848–,1849, 2 Bde., Neudruck, Köln 1970.
- Vollmer, Franz Xaver: Der Traum von der Freiheit, Vormärz u. 48er Revolution in Süddeutschland, Stuttgart 1983.



# Auswanderungen nach den USA im 19. Jahrhundert

*Friedrich Böninger*

Wirtschaftliche Gründe, wie Armut und damit verbundene Not, Überbevölkerung, aber auch politische Ereignisse (1848/49) und Abenteuerlust haben auch aus dem Hanauerland Hunderte Bürger zur Auswanderung nach Amerika veranlaßt.

Im 19. Jahrhundert verstand man unter Auswanderungsförderung ein gerechtes Mittel, die wirtschaftliche und soziale Lage vor allem der Landbevölkerung zu verbessern, aber auch um mißliebige Personen abzuschieben. Siehe hierzu als Beispiel den Bericht des Gemeinderats von Membrechtshofen an das Großherzogliche Bezirksamt Rheinbischofsheim:

„Da mehrere Personen von hier nach Amerika auswandern, so wünsche man den schon in mehrern Strafanstalten wegen Diebstahl und Landstreicherei z. Zt. im Arbeitshaus Mannheim einsitzenden ... von hier nach dahin zu befördern.

Großherzogliches Bezirksamt Rheinbischofsheim, den 18. Okt. 1854. Die Gemeinde befördert mehrere in Armut und Not versunkene und der Gemeinde lästige Familien nach Amerika, wozu sie mit höherer Ermächtigung ein Kapital von 8000 Gulden aufgenommen hat. Die Auswanderungen sind dem Ende nahe und die Reise soll sobald wie möglich angetreten werden“<sup>1</sup>.

Der Gemeinderat ersuchte daraufhin die Großherzogliche Verwaltung des Kreisgefängnisses zu Mannheim, den Einsitzenden über den Auswanderungsantrag zu vernehmen und, falls er zustimme und mit den übrigen zur Auswanderung bereit sei, höhere Vorlage zu machen und dessen Entlassung aus der Haftanstalt zu bewirken.

„Mannheim, den 23. Okt. 1854

Dem vorgeführten Einsitzenden von Membrechtshofen wurde der Inhalt des vorstehenden Schreibens eröffnet, worauf derselbe erklärt:

Ich bin nicht geneigt nach Amerika auszuwandern, sondern gewillt, nach erstandener Strafe mein Fortkommen auf meine Profession zu suchen und in meiner Heimat zu bleiben“<sup>2</sup>.

Auswanderungsgesuche nach dem fernen Amerika gab es zum ersten Mal in größerem Ausmaß im Winter 1816/1817. 1816 war ein Notjahr, die Ernte war nicht nur in Baden, sondern in ganz Süddeutschland, im Elsaß und in der Schweiz mißbraten. Es regnete von Mai bis September 98 Tage

lang, so daß der Sommer recht kalt war. Das Getreide konnte nicht reifen, das Unkraut nahm überhand. Auch begüterte Familien hatten kein Brot mehr für ihre Kinder, die lange Regenzeit führte zu einem großen Hochwasser.

Der Winter 1844/1845 zählte zu den strengsten des Jahrhunderts. Anfang Februar gab es Fröste unter minus 20° C, Mitte März starke Schneefälle. In den Niederungen, selbst in ungeschützten Lagen, lag bis zu 60 cm Schnee. Ab 18. März folgte ein Wärmeeinbruch mit Regen bis zum 26. März, der zu einem folgeschweren Hochwasser führte.

1846/1847 gab es eine totale Kartoffel-Mißernte (Kraut und Knollenfäule). Dies führte dazu, daß selbst auf dem Lande „Suppenanstalten“ eingerichtet wurden. In der Gemeinderechnung von Diersheim 1847 war für die Ausgabe von 281 Sester Kartoffeln der Betrag von 141 fl (Gulden) und für die Einrichtung der Suppenküche 725 Gulden ausgegeben worden. In Freistett stimmten die Bürger am 22. April 1847 darüber ab, ob von der Gemeinde 7000 Gulden als Darlehen aufgenommen und zur gleichzeitigen Verteilung unter die Bürgerschaft gegeben werden soll. Trotz Bedenken seitens des Bezirksamtes einigte man sich, 6000 Gulden an die Bürger zu verteilen und 1000 Gulden für die Suppenküche und andere Notwendigkeiten auszugeben. Von 313 stimmberechtigten Bürgern stimmten die 286 Erschienenen alle mit „Ja“<sup>3</sup>.

Als Auswanderung galt das Aufgeben des Untertanenrechtes und das Wegziehen in ein anderes Land, um sich in einem anderen Land, z. B. Amerika, niederzulassen. Zum Wegzug wie auch zur Auswanderung gehörte die behördliche Genehmigung. Wer auszuwandern wünschte, ersuchte das Bürgermeisteramt um Auswanderungserlaubnis. Dieses berichtete dem Großherzoglichen Bezirksamt, legte das Auswanderungsgesuch vor und versicherte, man habe die Auswanderungswilligen ersucht, von ihrem Vorhaben abzustehen. Das Bezirksamt gab nach Prüfung der Unterlagen die Erlaubnis. Diese konnte aber aus folgenden Gründen<sup>4</sup> verweigert werden:

1. Aus staatspolitischen Gründen, d. h. wenn die Auswanderung in einer Gegend so zunahm, daß die Güterpreise zu sinken drohten.
2. Aus privatrechtlichen Gründen, wenn z. B. der Ehemann ohne Zustimmung seiner Ehefrau oder Minderjährige ohne Erlaubnis der Eltern oder Pfleger auswandern wollten.

3. Wenn den Kindern einer auswanderungswilligen Witwe von deren Pflegern oder nächsten Verwandten väterlicherseits die Erlaubnis zur Auswanderung verweigert wurde.
4. Wenn Schulden nicht bezahlt waren.

Um sicher zu gehen, daß keine Schulden vorhanden waren, wurde eine Tagfahrt in die Gemeinde des Auswanderungswilligen anberaumt, wo die Gläubiger ihre Ansprüche geltend machen konnten. Die Tagfahrt wurde im „Grenzboten“ und im Verkündigungsblatt für die Amtsbezirke Offenburg, Achern, Rheinbischofsheim, Kork, Gengenbach, Haslach und Wolfach ausgeschrieben.

Nicht nur Dorfarme oder in Not geratene Bürger ersuchten um Auswanderung nach Amerika oder wurden auf Kosten der jeweiligen Gemeinde abgeschoben, sondern auch Familien, die nach heutigem Verständnis sehr wahrscheinlich Existenzmöglichkeiten in der alten Heimat besaßen. Siehe den Bericht des Großherzoglichen Bezirksamts Rheinbischofsheim in der Verwaltungssache die Auswanderung des Jacob Bö. aus Freistett betreffend:

„Geschehen zu Freistett den 30. Juni 1845 vor dem Distrikts-Notar und den zwei Zeugen Bürgermeister David Hauß und Waisenrichter Martin Siehl, beide hiesige Einwohner:

Der hiesige Bürger Jacob Bö. und seine Ehefrau sind gesonnen mit ihren 5 Kindern im Alter von 2 bis 15 Jahren nach Amerika auszuwandern und haben bereits das Großherzogliche Bezirksamt um Erlaubnis nachgesucht. Infolge dessen hat das Bezirksamt deren Vermögensaufnahme angeordnet, welche im folgenden bewirkt wird:

- a) Liegenschaften
  - 1 $\frac{1}{2}$  Sester (14 ar) Hausplatz mit einem einstöckigen Wohnhaus, samt 1 $\frac{1}{2}$  stöckiger Scheune, Stallung und Garten
  - 7 $\frac{1}{2}$  Sester Ackerland (1 Sester = 9 ar)
  - 1 $\frac{1}{2}$  Sester Wiesen
- b) Fahrnisse
  - Von den als Fahrnisse aufgeführten Gegenstände seien beispielsweise einige erwähnt:
    - 20 Mannshemden
    - 15 Weiberhemden
    - 18 Tischtücher
    - 12 Zwehlen (Handtücher)
    - 50 Ellen hanfernes Tuch

30 Ellen Werg-Tuch  
 15 Ellen Zwielfch  
 1 Küchenkenster  
 1 Wanduhr usw.

- c) Früchte auf dem Felde  
 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Sester Molzer (Menggetreide (Roggen und Weizen))  
 1 Sester Korn (Roggen)  
 1/2 Sester Dotter (Ölsaat)  
 1/2 Sester Hanf usw.

Zusammenstellung des Vermögens

Liegenschaften	1 520 Gulden
Fahrnisse und Früchte auf dem Felde	970 Gulden
	<hr/>
	2 490 Gulden
Schulden	511 Gulden
	<hr/>
Rest des reinen Vermögens	1 979 Gulden <sup>45</sup> .

Seit Le Havre als Auswanderungshafen in Schwung gekommen war, wurden Frankreich und Holland alljährlich von Auswanderungszügen aus Süddeutschland durchquert. Meist gingen die Auswanderer zu Fuß oder fuhren mit einem Pferdefuhrwerk zu ihrem Einschiffungshafen. Die französische und die holländische Regierung beschwerten sich über die zahlreichen Auswanderer, die auf den Straßen herum lagen und von Almosen lebten. Sie drohten diese zurückzuweisen, falls sie nicht im Stande wären, einen Vermögensnachweis zu erbringen. Die durch den Druck dritter Staaten eingeführte Neuerung eines Vermögensnachweises führte endlich dazu, daß von den Auswanderungsländern dem Transport zu den Seehäfen, den Bedingungen des Verweilens im Hafen bis zur Einschiffung und den Kosten der Verschiffung größere Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

Die Bürgermeister hatten keine leichte Aufgabe, denn sie mußten den Auswanderungswilligen klar machen, daß sie aller Heimatrechte verlustig gingen und nicht mehr aufgenommen würden, falls sie verarmt zurückkommen würden. Doch war man froh, wenn der Betreffende auswanderte, denn so blieb der Gemeinde die Sorge für deren Unterhalt erspart. Das Vermögen der Minderjährigen wurde im Lande behalten. Ihnen wurde das Untertanenrecht für vier Jahre gewahrt.

Eine besonders unmenschliche Entscheidung des Bezirksamtes erging 1840 an eine aus Amerika zurückgekehrte Witwe.

Diese aus Freistett stammende Frau war 1832 mit ihrem Ehemann und zwei Töchtern nach Amerika ausgewandert. Kurz nach ihrer Ankunft in Amerika verstarb der Ehemann. Die beiden Töchter verheirateten sich inzwischen, waren aber nicht bereit, ihre Mutter aufzunehmen, sodaß diese 6 Jahre ihren Unterhalt durch Arbeit bei fremden Leuten suchte. Von ihren Kindern verlassen und von Heimweh getrieben, faßte sie den Entschluss, zu ihrer noch lebenden Mutter in ihr Vaterland zurückzukehren.

Ihren Antrag begründete die Heimgekehrte u. a.:

1. hinterließ ich mit meinem Ehemann noch ein Vermögen von 265 Gulden in bar, welches seit meiner Auswanderung unter Pflegschaft steht.
2. Besitzt meine im Alter von 81 Jahren noch lebende Mutter ein Vermögen in Liegenschaften und Fahrnissen von ca. 5000 Gulden, wovon mir bei ihrem Ableben die Hälfte zufällt.
3. Brachte ich von Amerika 300 Gulden Ersparnisse in mein Vaterland zurück. Mit meiner Arbeit und meinem Vermögen bis ich imstande, mich in meinem Vaterland zu ernähren, ohne daß ich von der Gemeinde oder vom Staate Unterstützung benötige.

„Aus diesem Grunde erlaube ich mir, die Großherzogliche Regierung gehorsamst zu bitten, mir ein Wohn- und Heimatrecht in der Gemeinde Freistett, meinem Geburtsort zu verleihen“<sup>6</sup>.

Die Antwort des Bezirksamtes war für die Zurückgekehrte niederschmetternd. Im fünften Absatz des amtlichen Schreibens steht:

„... daß sie durch ihre wirkliche Auswanderung ihre Gemeinderecht unwiderbringlich verloren habe und das Gesetz den Amtsobrigkeiten zur Pflicht mache, solchen ausgewanderten Personen, wenn sie in ihre vorige Heimat zurückkehren, den Einlaß **nicht** zu gestatten;

wird das Gesuch um Wohnungserlaubnis und Heimatrecht in Freistett abgeschlagen und dieselbe dorthin zurückgewiesen woher sie gekommen ist.

Dieses soll das Bürgermeisteramt eröffnen und vollziehen“<sup>7</sup>.

Aus den 9 Gemeinden der heutigen Stadt Rheinau sind von 1820 bis 1870 **1835** Personen ausgewandert, davon rd. 90 % nach Amerika.

### Anmerkungen

- 1 Hermann Baier, Auswanderungen und wirtschaftliche Gründe, in: „Mein Heimatland“ 24/1937, S. 33 ff
- 2 GLA 358 Zug. 1912 223/1158
- 3 Gemeindearchiv Freistett, Gemeinderatsprotokoll vom 22. 4. 1847
- 4 GLA 358 Zug. 1912 223
- 5 s. Anm. 4
- 6 GLA 236/8595, 8596
- 7 Gemeindearchiv Freistett: Gemeinderatsprotokoll vom 31. 8. 1840, Beschluß der Großherzoglichen Regierung des Mittelrheinkreises vom 8. 9. 1840

# Dörflinbacher Familien gründen in Nordamerika die Farmersiedlung Yankeetown-Red Brush am Ohio, Indiana (USA)

*Gerhard Finkbeiner*

Etwa 50 Millionen Menschen wanderten von 1820 bis 1890 in die Vereinigten Staaten von Nordamerika aus, davon 36 Millionen aus Europa. Bis 1890 kam die Mehrzahl von ihnen aus Großbritannien, Irland, Deutschland und Skandinavien. Über 5 Millionen Deutsche, zahlenmäßig die stärkste Einwanderergruppe in jenem Zeitraum, verließen damals ihre Heimat. Allein aus Baden waren es 500 000 Menschen, die sich in Nordamerika eine bessere Zukunft erhofften<sup>1</sup>.

Wie in ganz Baden veranlaßten fehlende Verdienstmöglichkeiten, Armut und Überbevölkerung auch die Menschen im Schuttertal, ihr Glück in der Auswanderung zu suchen. Als sich die sozialen Verhältnisse im Tal in den 40er Jahren durch wiederholte Mißernten verschärften, der Mangel an Nahrung und die Preissteigerungen sich zu einer lebensbedrohenden Hungersnot ausweiteten, verabschiedeten sich rund ein Drittel der damaligen Bewohner von ihrer Heimat.

Den Gemeindeprotokollen<sup>2</sup> zufolge muß im oberen Schuttertal zu jener Zeit eine schreckliche Not geherrscht haben. In bewegten Worten schildern die Schuttertälere Gemeinderatsprotokolle in den Jahren 1840 bis 1855 die notvolle, düstere Lage der Talbewohner. Die Mißjahre begannen mit einem alles vernichtenden Hagel am 25. August 1840. Dem Unwetter folgte eine mehrere Jahre anhaltende Kartoffelkrautfäule. Um die vielen hungernden Bürger zu ernähren, mußten die Gemeinden nicht nur Kartoffeln aufkaufen, sondern auch Brotfrüchte, Weizen und Gerste, die durch allzu große Nässe mißwüchsig waren.

Am 1. August 1845 wurde das Schuttertal erneut von einem Hagelschlag heimgesucht, der die gesamte Ernte wieder vernichtete. Ein gewaltiges Jahrhunderthochwasser am 1. August 1851 überschwemmte schließlich auch noch die gesamte Talaue und „zerstörte der armen Bürger ihr Ackerfeld gänzlich“.

Durch die Naturkatastrophen und die jahrelang anhaltenden Mißernten kamen nicht nur die unvermögenden, landlosen Einwohner in großes Elend, sondern auch die Familien mit Haus- und Grundbesitz gerieten in Not und

in Gant. So schreibt die Gemeinde Schuttertal im Zustandsbericht vom 8. Februar 1854 an das Großherzogliche Bezirksamt Lahr, daß von 45 Bauernhöfen 12 Höfe und von 82 Tagelöhnergütern 24 im Wege der Vollstreckung in andere Hände übergegangen sind. Für die meisten der Armen und all jene, die ihren Besitz verloren hatten, blieb als Hoffnung einzig und allein die Auswanderung.

So sind im Laufe des 19. Jahrhunderts rund 900 Bürger aus Schuttertal, Dörlinbach und Schweighausen nach Nordamerika ausgewandert<sup>3</sup>. Sie alle, unabhängig davon, ob sie „heimlich“ und „unerlaubt“ entwichen, sich dem Militärdienst entziehen wollten, mit dem Gesetz in Konflikt geraten waren, sie alle hofften auf eine Chance in der „Neuen Welt“. Die gefährvolle Überreise und die ungewisse Zukunft auf einem fremden Kontinent hinderte weder kinderreiche Familien noch Witwen mit Kindern oder ledige Mütter daran, ihr Glück zu versuchen.

Manche mögen eine gute Wahl getroffen haben. Günstige Umstände, der Zufall stand ihnen zur Seite. Viele aber starben schon auf der Überfahrt, waren der harten Pionierarbeit nicht gewachsen oder lösten sich namenlos in dem durch die Einwanderung rasch wachsenden Großstadtproletariat auf.

#### *Dörlinbacher siedeln in Yankeetown am Ohio-River*

Wie wir aus Schiffs-Passagierlisten<sup>4</sup> entnehmen können, schifften sich die Auswanderer aus dem Schuttertal mehrheitlich in dem französischen Hafen Le Havre ein. Je nach den Windverhältnissen erreichten die Segelschiffe nach sechs bis acht Wochen die Ostküste Nordamerikas. Viele Schuttertäler gingen in New York an Land. Andere fuhren den St.-Lorenz-Strom hinauf, um in das Landesinnere zu gelangen. Nicht wenige Auswanderer segelten jedoch bis nach New Orleans, um dann mit Hilfe von Raddampfern auf dem Mississippi-Strom und dem Ohio-River in die fruchtbaren Siedlungsräume des Mittleren Westens (Missouri, Iowa, Minnesota) und des Mittleren Ostens (Illinois, Indiana, Ohio) vorzudringen.

Jene Schuttertäler und Dörlinbacher Familien, deren Nachkommen heute im südlichen Indiana leben, waren von der am Ohio gelegenen Stadt Evansville ins Landesinnere gezogen. Sie kauften sich nördlich und östlich von Evansville Farmland und gründeten mit anderen Einwanderern, die ebenfalls überwiegend aus Deutschland kamen, kleine Siedlungen mit einer Kirche und Schule als Mittelpunkt der weit auseinandergelegenen Farmen. So entstanden im südlichen Indiana seit 1841 die Farmersiedlungen St. Wendel und St. Joseph, Vanderburgh County, 1847 St. James und





*Pfarrhaus mit der 1865 erbauten Kirche St. Rupert in Yankeetown-Red Brush*

*Foto-Archiv: Gerhard Finkbeiner*

Haubstadt, Gibson County, sowie die an den Ohio angrenzende Siedlung Yankeetown, Warrick County.

Die ersten Dörlinbacher, die sich um 1842 am Ohio in Yankeetown, Indiana, niederließen, waren Felix Haberstroh (1815–1890) und Anton Fischer (1820–1882). Vermutlich haben diese beiden Männer mit ihren hoffnungsvollen Berichten in die Heimat auswanderungswillige Dörlinbacher ermutigt, ihnen nachzufolgen. Denn wildes, aber fruchtbares, wenn auch von Zeit zu Zeit überschwemmungsgefährdetes Land gab es am Ohio genug. Der Boden war billig, man mußte ihn nur roden und bebauen. Da die Not im Schuttetal zu jener Zeit groß war, die meisten Menschen besitzlos und die Familien kinderreich waren, klangen die Schilderungen aus Amerika verlockend.

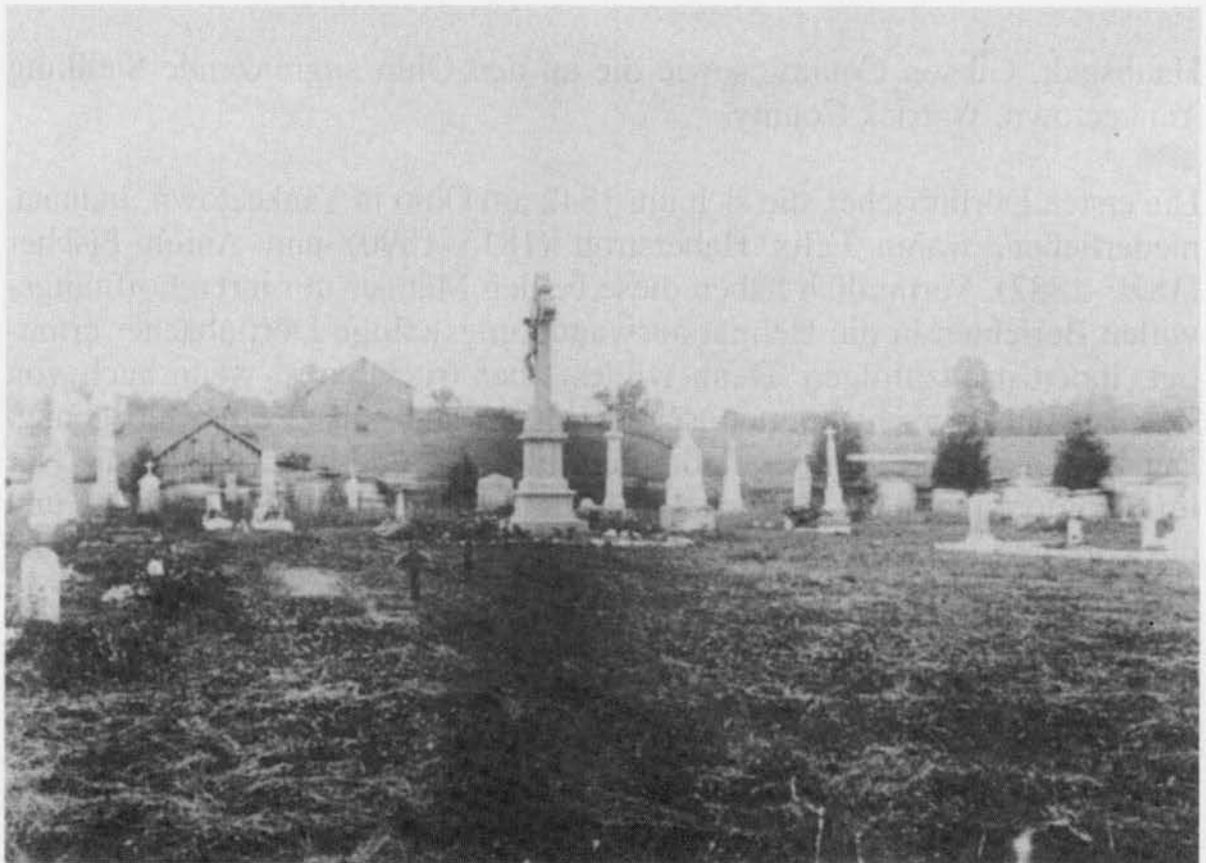
Auch die Angst, sich in der großen, weiten „Neuen Welt“ zu verlieren, sich in der fremden Sprache nicht verständigen zu können, war unbegründet. Die ehemaligen Mitbürger, die bereits in Nordamerika, an der Grenze zu den Südstaaten weilten, würden ihnen schon weiterhelfen, mochte manch einer hoffen und entschloß sich, ebenfalls nach Yankeetown auszuwandern.

So haben sich in der Zeit von 1850 bis 1875 mehrere Familien und Einzel-

auswanderer aus Schuttertal und Schweighausen, vor allem aber aus Dör-  
linbach, am Ohio-River als Farmer niedergelassen.

### *Grabsteine erinnern an die alten Siedler*

Bis heute sind die Namen der Einwanderer aus dem Schuttertal in Yankee-  
town-Red Brush nicht vergessen. Grabsteine auf dem Frisbie-Cemetery in  
Yankeetown und dem St.-Rupert-Friedhof in Red Brush erinnern mit ihren  
deutschen Inschriften noch an die ersten Siedler. Liest man die vielen  
vertrauten Familiennamen auf den verwitternden Steinen, fühlt man als  
Besucher aus dem Schuttertal unwillkürlich so etwas wie Heimatver-  
bundenheit – auch über eine Entfernung von über 10000 Kilometer hin-  
weg. Was haben jene Menschen damals doch auf sich genommen, gewagt,  
als sie das Schuttertal verließen, um sich in den bewaldeten, aber fruchtba-  
ren Weiten des Mittleren Ostens und Westens, auf altem Indianerland, eine  
neue Heimat zu schaffen! Neugierig geworden, wüßte man gerne mehr  
über das Leben dieser Dör-  
linbach-Amerikaner.



*Der Friedhof von St. Rupert, auf dem viele Einwanderer aus Dör-  
linbach begraben liegen. Im Hintergrund die Ökonomiegebäude der Farm des Anton Kaiser aus Dör-  
linbach*

*Foto-Archiv: Gerhard Finkbeiner*

Jedoch keine schriftliche Überlieferung berichtet, erzählt etwas über das Leben der alten Siedler am Ohio. Geblieben sind allein die Grabsteine auf dem Pionierfriedhof und die frühen Pfarrbücher<sup>5</sup>. Diese Stein- und Schrift-dokumente sind für die Auswanderungsforschung von einzigartiger Bedeutung. Mit ihrer Hilfe war es möglich, die Auswanderer aus dem Schuttertal mit Namen und Lebensdaten als Siedler von Yankeetown-Red Brush zu identifizieren<sup>6</sup>.

(In der folgenden Auswanderungsliste werden die Ehepartner nur dann erwähnt, wenn diese ebenfalls aus der Gemeinde Schuttertal gebürtig sind.)

- |  |                              |  |
|--|------------------------------|--|
| 1. Roman Eble<br>(12. 6. 1841–23. 7. 1913)                     | oo                           | Katharina Singler<br>(25. 10. 1845–12. 8. 1886)            |
|  | oo<br>2. Ehe<br>26. 10. 1891 | Barbara Metzger-Kripp<br>(7. 4. 1857–3. 9. 1935)           |
| 2. Salomon Eble<br>(1. 2. 1843–23. 2. 1925)                    | oo<br>3. 1. 1869             | Maria Anna Herr<br>(10. 2. 1852–24. 4. 1928)               |
| 3. Joseph Eble<br>(6. 8. 1847–? 1924)                          |                              |  |
| 4. Carolina Eble<br>(18. 8. 1844–6. 6. 1899)                   |                              | Tochter Carolina<br>(19. 7. 1874–17. 12. 1943)             |
| 5. Roman Eble<br>(2. 10. 1844–4. 3. 1884)                      | oo<br>29. 10. 1868           | Carolina Maier v. Schweighausen<br>(1. 3. 1845–6. 6. 1899) |
| 6. Joseph Eble<br>(5. 10. 1856–27. 6. 1919)                    | oo<br>11. 1. 1883            | Carolina Herr<br>(16. 9. 1858–6. 12. 1932)                 |
| 7. Anselm Eble<br>(15. 4. 1873–22. 2. 1945)                    |                              |  |
| 8. Johann Georg Fischer<br>(9. 4. 1796–9. 1. 1873)             | oo<br>3. 2. 1851             | Barbara Grimm<br>(2. 6. 1791–?)                            |
| 9. Anton Fischer<br>(31. 10. 1820–8. 6. 1882)                  |                              |  |
| 10. Joseph Funk von Schweighausen<br>(30. 9. 1823–1. 10. 1893) | 2. Ehe<br>31. 3. 1868        | Sofie Schmidt v. Schuttertal<br>(12. 5. 1837–?)            |



*Grab des ersten Einwanderers aus  
Dörlinbach in Yankeetown, des Schmieds  
Felix Haberstroh (1815–1900)*

*Foto-Archiv: Gerhard Finkbeiner*

11. Wendelin Griesbaum (20. 10. 1812–1. 12. 1873)

12. Felix Haberstroh (29. 5. 1815–30. 11. 1900)

13. Bonifaz Herr oo Karolina Rombach  
(14. 6. 1826–23. 12. 1897) (31. 1. 1824–17. 9. 1876)

14. Bernhard Herr oo Josephine Philomen Funk  
(10. 10. 1849–16. 12. 1928) 24. 2. 1879 (29. 10. 1857–1. 2. 1915)

15. Johann Georg Herr oo Katharina Wangler  
(15. 12. 1829–25. 11. 1897) 14. 12. 1850 (25. 11. 1832–17. 12. 1907)

16. Landolin Herr (27. 4. 1863–5. 9. 1940)

17. Martin Kaiser  
(12. 11. 1826–15. 2. 1877)

2. Ehe Victoria Fischer  
4. 3. 1861 (25. 2. 1834–12. 3. 1874)  
3. Ehe Franziska Maier  
22. 6. 1874 (17. 9. 1848–15. 12. 1902)

18. Anton Kaiser v. Schweighausen oo Crescentia Vetter  
(13. 1. 1829–3. 3. 1876) (6. 3. 1829–17. 3. 1898)

- |   |                    |   |
|---|--------------------|---|
| 19. Franz Anton Kern<br>v. Schuttertal<br>(13. 10. 1807–1. 3. 1862)   | oo<br>19. 11. 1854 | Brigitta Schmidt<br>v. Schuttertal<br>(1. 2. 1831–2. 6. 1904) |
| 20. Franz Xaver Metzger v. Schweighausen<br>(11. 6. 1823–24. 2. 1899) |                    |   |
| 21. Andreas Sartori<br>(8. 12. 1832–4. 8. 1911)                       | oo<br>2. 1. 1866   | Rosina Schüssele<br>(29. 8. 1846–12. 5. 1899)                 |
| 22. Johann Baptist Scherzinger<br>(18. 5. 1818–7. 10. 1891)           | oo                 | Franziska Ketterer–Weber<br>(12. 2. 1824–30. 10. 1893)        |
| 23. Elisabeth Striegel (19. 11. 1799– ?)                              |                    |   |
| 24. Georg Hummel<br>v. Schweighausen<br>( ? 1833–24. 1. 1908)         | oo<br>11. 9. 1856  | Barbara Schüssele<br>(20. 2. 1832–6. 2. 1918)                 |
| 25. Fridolin Schüssele<br>(10. 3. 1844–8. 9. 1905)                    | oo<br>19. 11. 1878 | Juliana Scherzinger<br>(1. 8. 1856–21. 2. 1894)               |
| 26. Meinrad Schüssele (19. 11. 1850–7. 4. 1918)                       |                    |   |
| 27. Konrad Schüssele (30. 3. 1839– ?)                                 |                    |   |
| 28. Landolin Wangler (19. 9. 1834–27. 2. 1883)                        |                    |   |
| 29. Mathias Wangler<br>(27. 2. 1828– ? 1857)                          | oo                 | Barbara Rombach<br>(16. 7. 1826–2. 6. 1904)                   |
| 30. Ambros Schmit v. Schuttertal<br>(8. 12. 1827–26. 11. 1876)        | oo<br>25. 10. 1864 | Crescentia Fischer<br>(12. 8. 1843– ? 1906)                   |

*Dörlinbacher stiften Grund und Boden für den Bau einer Kirche und einer Schule*

Die Farmen lagen, der Bodenqualität und den topographischen Verhältnissen entsprechend, über das ganze, rund 250 qkm umfassende, Gebiet von Yankeetown hinweg verstreut. Noch war das zukünftige Farmland weg- und steglos, stark bewaldet und der Grundwasserspiegel stellenweise bedrohlich hoch; Verhältnisse, wie sie auch bei uns in der Rheinebene vor der Rheinregulierung geherrscht haben.



*Paul Scheessele, ein Enkel des Auswanderers Fridolin Schüssele von Dörlnbach, am Grabstein seines Vorfahren auf dem Friedhof St. Rupert in Red Brush*

*Foto: Gerhard Finkbeiner*

Eine wichtige Bindung unter den Pionieren aus dem Schuttertal waren neben ihrer gemeinsamen Herkunft und verwandtschaftlichen Beziehungen die gewohnten dörflichen Traditionen, die vor allem stark von der religiösen Erziehung geprägt waren.

Wie Paul Scheessele, ein Enkel des 1871 aus Dörlnbach ausgewanderten Fridolin Schüssele in der Festschrift zur „125-Jahr-Feier der Pfarrgemeinde St. Rupert“<sup>7</sup> 1990 schreibt, wurden die Siedler aus dem Schuttertal anfangs von Benediktiner-Mönchen betreut. Diese kamen aus dem Kloster Einsiedeln in der Schweiz und waren zur Gründung eines Klosters und zur Betreuung der katholischen Einwanderer ins südliche Indiana geschickt worden.

Da es in Yankeetown zu jener Zeit noch keine Kirche gab, versammelten sich die Dörlnbacher zur Sonntagsmesse in den ersten Jahren abwechselnd im Haus von Anton Fischer und des ebenfalls aus Dörlnbach eingewanderten Anton Kaiser. 1865 errichteten die Siedlerfamilien schließlich eine kleine Holzkirche und legten einen Friedhof an. Den Grund und Boden stifteten die Dörlnbacher Bonifaz Herr und Anton Kaiser. Benannt wurde das Gotteshaus nach dem Namensheiligen des damaligen Priors des Klosters Einsiedeln „St. Rupert“.



*Familie Roman Eble (1841–1913)/Barbara Metzger-Kripp (1857–1935) mit den Kindern  
Cornelia, Clara, Edward und Eleonora (v. l.)*

*Foto-Archiv: Gerhard Finkbeiner*

Am Tage der Einweihung, am 2. Januar 1866, fand in der neu erbauten Kirche auch die erste Hochzeit statt. Andreas Sartori und Rosina Schüssele, die kurz zuvor aus Dörlnbach eingewandert waren, ließen sich anlässlich der Feier des Tages kirchlich trauen. Tochter Wilhelmina, geboren am 7. November 1878, eines von neun Kindern dieses Ehepaars, starb erst 1985 im Alter von 107 Jahren. Sie war die letzte Augenzeugin, die die frühen Tage der Pioniersiedlung erlebt hat und zusehen durfte, wie vier Generationen Dörlnbacher zu Amerikanern heranwuchsen.

In den Jahren zwischen 1893 und 1904 erstellte die nunmehr auf 200 Mitglieder angewachsene Pfarrei St.-Rupert unter ihrem Pfarrer Charles Wagner auch ein Pfarrhaus, und die kleine alte Holzkirche wurde 1902 durch eine neue, aus Backstein erbaute Kirche ersetzt.

Die erste Schule war eine einfache Blockhütte mit einem einzigen Schulraum; sie stand unweit der heutigen Kirche auf dem Farmland des Anton Kaiser. Unterricht wurde meistens nur bei schlechtem Wetter gehalten, da die Kinder während der übrigen Zeit zur Rodung und Kultivierung des Farmlandes gebraucht wurden.



*Die Farm des Roman Eble (1841–1913) in Yankeetown-Red Brush um 1915*

*Foto-Archiv: Gerhard Finkbeiner*



Bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges war die Unterrichtssprache Deutsch. Mit dem Eintritt der Vereinigten Staaten in das Kriegsgeschehen im April 1917 sank die Wertschätzung der deutschsprachigen Kultur in Nordamerika auf einen Tiefpunkt. Deutsch als Unterrichtssprache wurde verboten. In der Öffentlichkeit wurde nur noch Englisch gesprochen. Die Muttersprache pflegten die „Deutschen“ höchstens noch im Familienkreis, im Umgang mit den Einwanderereltern, die die englische Sprache nie oder nur bruchstückhaft gelernt hatten.

Viele Deutschstämmige, die nicht als solche erkannt werden wollten oder befürchteten, diskriminiert und beruflich, geschäftlich benachteiligt zu werden, amerikanisierten ihre Familiennamen und paßten sich völlig dem amerikanischen Lebensstil an.

Mit dem Verlust des deutsch klingenden Familiennamens verlor sich nach und nach nicht nur die Sprache der Vorfahren. Die Erzähltradition riß ab, die mündliche Überlieferung hörte auf. Bereits in der dritten Einwanderergeneration ging das Herkunftsbewußtsein völlig verloren.

### *Die Dörlinbacher taufen ihre Farmersiedlung „Red Brush“*

Um die Jahrhundertwende hatte sich die Siedlung der Dörlinbacher am Ohio zu einem wirtschaftlich lebensfähigen, selbstbewußten, blühenden Gemeinwesen entwickelt. Man besaß eine Schule, eine neue Kirche, ein Pfarrhaus und einen am Ort ansässigen Pfarrer. Die Einwanderer und deren Kinder verstanden sich neben den Iren und Engländern gut zu behaupten. Sie beherrschten mehrheitlich nicht nur die englische Sprache, sondern hatten inzwischen auch das Farmen gelernt. Auch die Größe der Farmen konnte sich sehen lassen. Manch eine Familie, die in der Heimat zu den landlosen, armen Dorfbewohnern gezählt hatte, besaß nun 20, 30 und mehr Hektar Land.

Was die Dörlinbacher jetzt noch störte, war die Ortsbezeichnung „Yankee-town“. Ein Siedlungsname, dem auch die Siedler aus anderen europäischen Herkunftsländern zustimmen konnten, war rasch gefunden. Die Dörlinbacher hatten die Flußlandschaft am Ohio mit ihrer im Frühjahr üppig rotblühenden Busch-Vegetation und dem im Herbst und im Winterhalbjahr rötlich schimmernden Prärie-Gras schätzen und lieben gelernt. Was lag also näher, als die Farmersiedlung „Red Brush“ zu taufen!



*Familie Franz Xaver Metzger (1823–1899)/Barbara Schreiberger (1830–1877) mit ihren Kindern im Jahre 1878*

*Foto-Archiv: Gerhard Finkbeiner*

### *Die Farmersiedlung „Red Brush“ löst sich auf*

Ein im wahrsten Sinne des Wortes tiefgreifender Wandel vollzog sich in Red Brush mit dem Beginn des Jahres 1940. Unter dem Farmland der Dörflinbacher wurden, wie im gesamten südöstlichen Indiana, reiche Steinkohlevorkommen entdeckt. Die Kohle konnte im Tagebau gewonnen werden und eignete sich gut zur Stromerzeugung. Bergwerksgesellschaften begannen nun das Farmland großflächig zu interessanten Preisen aufzukaufen. Nach anfänglichem Zögern verkauften die Enkel der Einwanderer nach und nach ihr Land und wanderten in die nahegelegenen Städte wie Evansville, Newburgh und Boonville ab. Viele Farmersöhne fanden bei den Bergwerksgesellschaften einen neuen Arbeitsplatz als Truckfahrer und Baggerführer. Sichere Arbeitsplätze schuf auch der große amerikanische Aluminium-Konzern ALCOA, der sich in den 50er Jahren auf der Gemarkung Yankeetown niederließ. ALCOA kaufte Hunderte von Hektar Farmland auf. Der dünn besiedelte Standort am wasserreichen Ohio bot dem Industriekonzern geradezu ideale Standortvoraussetzungen.

Das einstige Farmland der Dörflinbacher Siedler wurde von den Bergwerksgesellschaften gründlichst umgewühlt und ausgehöhlt. Waren die

zum Teil mehrere Meter starken Flöze abgebaut, überließen die Gesellschaften das Land sich selbst; eine Rekultivierung fand nicht statt. Noch heute gleicht Red Brush in bestimmten Gegenden einer Mondlandschaft. Das einst fruchtbare, flache Land ist nun eine Hügel-, Krater- und Seenlandschaft. Große Flächen, die früher zur Farm des Roman Eble von Dörlnbach gehörten, sind heute Sperrgebiet oder Teil eines Trainingsgeländes für die Polizeiausbildung in Indiana. Selbst Angehörige jener Mannschaft, die als erste auf dem Mond landete, hatte in dieser unzugänglichen, verwilderten Kraterlandschaft von Red Brush ihr Simulationstraining zu absolvieren.

Inzwischen kehrt die Vegetation zurück, und die gewaltigen Wunden, die der Erde geschlagen wurden, beginnen zu verheilen. Die canonartigen Vertiefungen werden zu Seen, das Brachland verbuscht, und die inzwischen bewaldeten Hügel sind als billiges Bauland begehrt. An die vergangenen Zeiten, an die einstigen Siedler aus Dörlnbach erinnern noch die Eble-Straße und Kaiser-Straße, die Kirche St.-Rupert und der historische Friedhof mit den alten Grabstellen der Einwanderer aus dem Schuttertal.



*Familie Fridolin Schüssele (1844–1905)/Juliana Schertzinger (1856–1894) mit ihren Kindern im Jahre 1905*

*Foto-Archiv: Gerhard Finkbeiner*

## *125-Jahrfeier der Siedlung Yankeetown-Red Brush*

Im Jahre 1990 feierte die Pfarrgemeinde St.-Rupert ihre 125-Jahrfeier. Dieses Jubiläum sollte jedoch nicht nur an den Bau der ersten Kirche erinnern, sondern vor allem eine Würdigung des Pioniergeistes jener Siedler sein, die einst in existentieller Not ihre Heimat verließen, die beschwerliche und gefährliche Reise über den Atlantik wagten, um in einem fremden Erdteil, abseits jeglicher Zivilisation für sich und ihre Familie eine bäuerliche Existenz aufzubauen.

Am 28. April 1992 schloß sich der Kreis. Im Rahmen einer Reise zu den Nachkommen der Auswanderer aus Schuttertal in Oregon, Illinois und Indiana besuchten Bürgermeister Bernhard Himmelsbach mit Sohn Christian und Gerhard Finkbeiner auch die einstige Farmersiedlung Red Brush. Anlässlich dieses Besuchs der Gäste aus der Gemeinde Schuttertal wurden für den Abend des 28. April alle Nachkommen der Dörlnbacher Auswanderer zu einer kirchlichen Feier in das Pfarrgemeindeganzentrum St. Rupert eingeladen. Nach einem kirchlichen Dankgottesdienst, an dem etwa 175 Pfarrangehörige mit Dörlnbacher Abstammung teilnahmen, wurde bei der Kirche eine Gedenktafel von Bürgermeister Bernhard Himmelsbach enthüllt. Die Übersetzung der Inschrift lautet wie folgt:

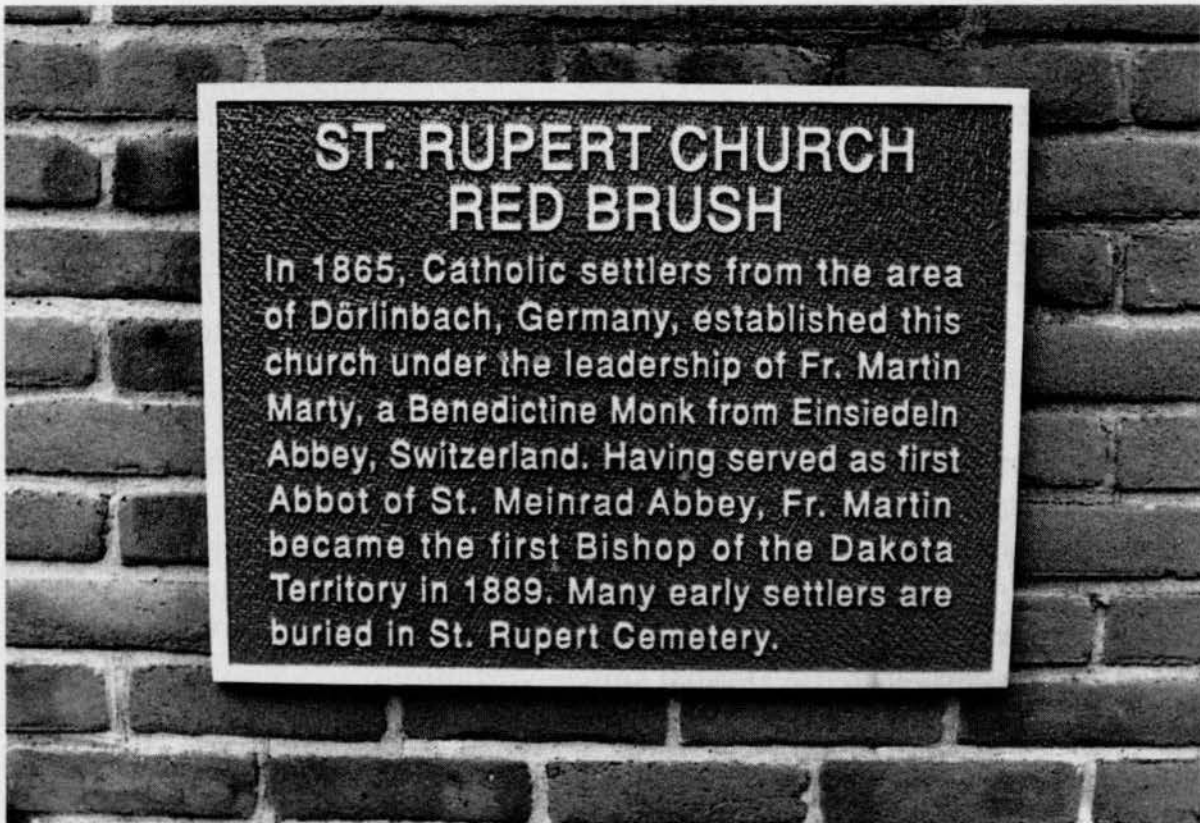


*Die Farm des Fridolin Schüssele im Jahre 1937, als der Ohio-River wieder einmal mit seinen gewaltigen Fluten das tief gelegene Land überschwemmte*

*Foto-Archiv: Gerhard Finkbeiner*

„Im Jahre 1865 errichteten katholische Siedler aus Dörlnbach, Deutschland, unter Leitung von Pater Martin Marty aus dem Benediktinerkloster Einsiedeln, Schweiz, diese Kirche. Pater Martin war der erste Abt des Klosters St. Meinrad. 1889 wurde er der erste Bischof von Dakota. Viele Siedler der ersten Generation sind auf dem Friedhof von St.-Rupert begraben.“

Im Anschluß an die Enthüllung der historischen Erinnerungstafel hielt Gerhard Finkbeiner einen Dia-Vortrag über die geschichtliche Entwicklung von Dörlnbach und die Gründe für die Auswanderung der über 250 Dörlnbacher Bürger nach Nordamerika. Erstmals sahen die Siedler-Nachkommen Bilder aus der Heimat ihrer Vorfahren und erfuhren etwas über die Auswanderungsgründe ihrer Ahnen. Zwar hatte sich das Bewußtsein einer gemeinsamen Herkunft nie verloren, auch das Wissen um die verwandtschaftlichen Beziehungen waren lebendig geblieben. Jedoch die mündliche Überlieferung der Alten, die Ortsbezeichnung „Därlnback“, vermochte niemand mehr zu lokalisieren. Auch die Kirchenbücher und die Grabsteine verschwiegen den Geburtsort der Pioniere. Man begnügte sich eben mit der Feststellung, daß man aus Deutschland, aus Baden, aus dem Schwarzwald, eingewandert war.



*Gedenktafel bei der Kirche St. Rupert in Red Brush zu Ehren der Siedler aus Dörlnbach  
Foto: Gerhard Finkbeiner*



*Vor der Gedektafel (v. l.) Bürgermeister Bernhard Himmelsbach von Schuttertal, Paul Scheessele und Pfarrer Sy Loehrlein von der Pfarrgemeinde St. Rupert*

*Foto: Gerhard Finkbeiner*

Erst die Vorbereitungen auf die 125-Jahrfeier zum Gedenken an die Errichtung der ersten Kirche in Yankeetown-Red Brush im Jahr 1865 veranlaßte einzelne Nachkommen der Dörlinbacher Einwanderer nach den Spuren ihrer Vorfahren zu suchen. Auf mühseligen Umwegen und Dank glücklicher Zufälle wurden die Dörlinbach-Amerikaner schließlich 1987 fündig. Inzwischen waren bereits mehrere Neu-Dörlinbacher im Schuttertal, um die Heimat ihrer Ahnen kennenzulernen.

Gewiß waren dies nicht die letzten Besuche! Das Suchen nach den Vorfahren auf dem alten Kontinent, nach den eigenen „roots“, ist für viele Deutsch-Amerikaner eine Art Selbstfindungsprozeß. Gerade jetzt nach der Wiedervereinigung hat manch ein Amerikaner seine deutsche Abstammung neu entdeckt und macht sich besuchsweise auf den Weg, auf die Spurensuche zurück in die Heimat seiner Vorfahren.

## Anmerkungen

- 1 Baden: Land–Staat–Volk (1806–1871) Hrsg. Generallandesarchiv Karlsruhe, 1980 (Schriftenreihe der Gesellschaft für kulturhistorische Dokumentation, Band 3), S. 113–127;
- 2 Protokoll des Gemeinderats Schuttertal von 1840–1855 (Gemeindearchiv Schuttertal),
- 3 Kirchenbücher der Pfarrgemeinden St. Antonius, Schuttertal, St. Johannes, Dörlinbach, und St. Romanus, Schweighausen.
- 4 „Passenger-List – Landed in New Orleans“, Archiv der Einwanderungsbehörde in New Orleans, USA.
- 5 Marriage Records of Rural Evansville, Indiana, (Catholic Congregation); Archiv Williard Library of Evansville, Indiana.
- 6 Eine wichtige Informationsquelle über die frühe Zeit von Yankeetown-Red Brush war für mich Paul Scheessele, 6022 Boner Road, Boner Hill, Boonsville, Indiana 47 601-9205. Ihm verdanke ich auch die Einsicht in die Kirchenbücher von St. Rupert sowie die Identifizierung der auf dem Pionier- und Siedlerfriedhof bestatteten Auswanderer aus Dörlinbach.
- 7 St. Rupert Parish Red Brush (1865–1990), Indiana; (Festschrift zur 125-Jahrfeier der Pfarrei St. Rupert).

# Die Nebenbahnen in der nördlichen Ortenau

*Hans-Peter Mölders*

Mit diesem Beitrag wird die in den letzten Jahren in der „Ortenau“ begonnene Reihe der Seiten- und Nebenbahnen beendet. Die nachfolgende Zusammenstellung soll vor allem die Verwendung der verschiedenen Bahnpoststempel auf den Strecken Achern und Ottenhöfen, Bühl und Bühlertal sowie Baden-Baden und Oos darlegen.

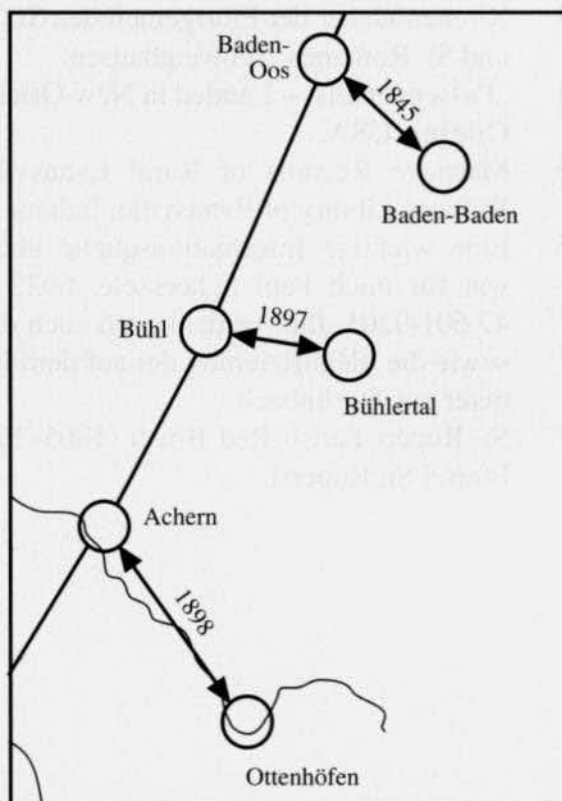
## *Die Nebenbahn zwischen Achern und Ottenhöfen*

Durch Gesetz vom 28. 03. 1896 wurde verordnet, eine eingleisige normalspurige Bahn (1435 mm Spurbreite) von Achern über Oberachern und Kappelrodeck nach Ottenhöfen zu errichten<sup>1</sup>.

1896 wurde dem Unternehmer-Konsortium, bestehend aus den Firmen „Mitteldeutsche Creditbank in Berlin und Frankfurt, Geheimrat Baron von Cohn aus Dessau“ und „Vehring & Wächter in Hannover und Berlin“ die Konzession zum Bau erteilt<sup>2</sup>. Der Bahnbetrieb wurde auf der 10,7 km langen Strecke am 3. 9. 1898 aufgenommen.

Eigentümer und Betreiber waren zunächst die Firma Vehring & Wächter in Berlin und einige Körperschaften und Private. 1917 ging die Bahn auf die Deutsche Eisenbahn-Betriebsgesellschaft (BEBG) in Berlin, ein Tochterunternehmen der Firma Vehring & Wächter über. Ab 1963 gehörte sie zur Südwestdeutschen Eisenbahn-GmbH (SWEG) in Ettlingen, einem landeseigenen Unternehmen. 1971 erfolgte der Zusammenschluß der Südwestdeutschen Eisenbahnen A. G. in Lahr (SWEG) mit der SWEG in Ettlingen. 1984 erfolgte noch eine Namensänderung in Südwestdeutsche Verkehrs-AG Lahr.

Die Strecke wurde nicht, wie zunächst beabsichtigt, stillgelegt, sondern fährt heute noch als nostalgische Bahn Touristen in dieses reizvolle



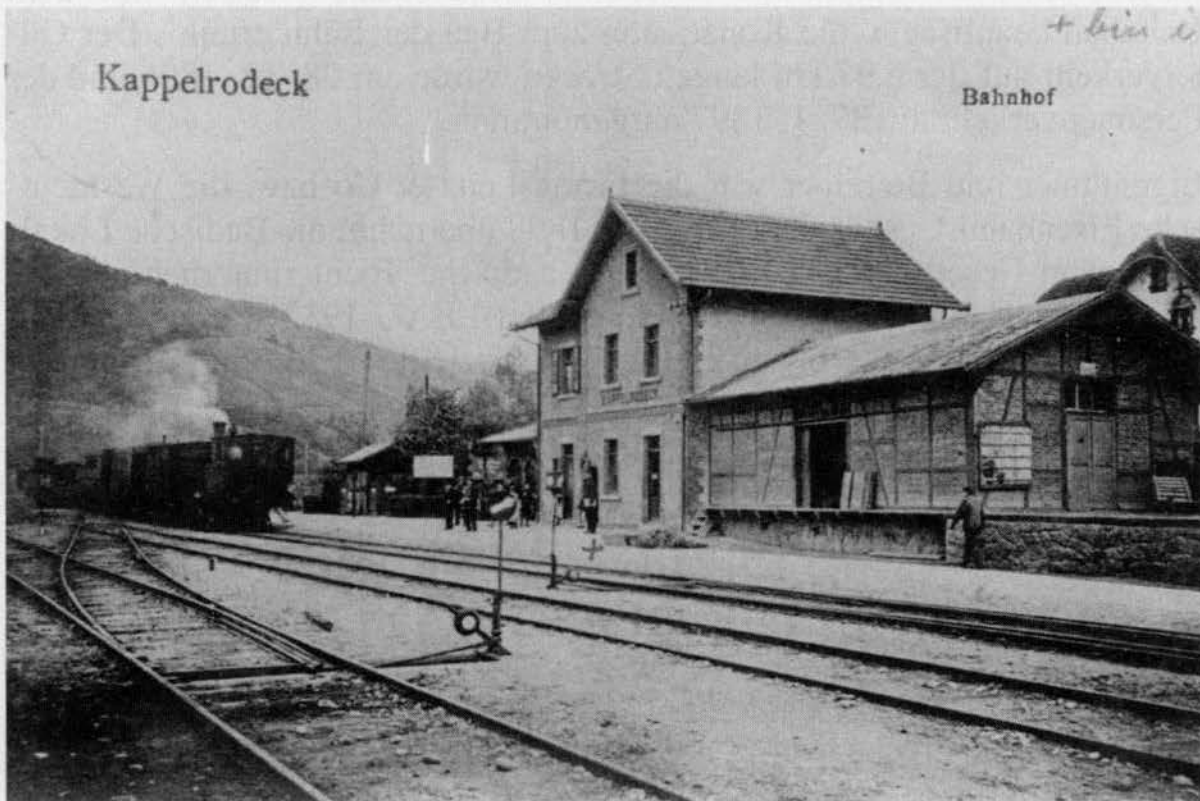


Schwarzwaldtal. Außerdem sind zur Zeit noch 5 private Anschlußgleise in Betrieb.

Mit der Inbetriebnahme der Nebenbahn wurde 1898 dem Postamt Achern ein Postschaffner zugewiesen, der den Bahnpostdienst im Zug zu besorgen hatte. Zur Entwertung der abgegebenen Poststücke wurden in der Folge zwei Bahnpoststempel verwendet. Nachdem 1883 durch die Generalverfügung des Reichspostamtes vom 18. 05. 1883 erstmalig in Deutschland genormte Bahnpoststempel eingeführt worden waren<sup>3</sup>, wurde auf der Strecke zwischen Achern und Ottenhöfen der zu dieser Zeit gebräuchliche Klein-ovalstempel „Achern – Ottenhöfen“ eingeführt.



Obwohl schon vor dem Ersten Weltkrieg generell der Klein-ovalstempel durch den später gebräuchlichen Großovalstempel abgelöst wurde, blieb der o. g. Stempel bis Mitte der 30er Jahre in Gebrauch.



Ca. 1933 wurde ein zusätzlicher großovaler Stempel eingeführt, der später den kleinovalen Stempel ablöste und der bis Mitte der 40er Jahre nachgewiesen ist.



Wann der Bahnpostbetrieb aufgegeben wurde, konnte bislang nicht geklärt werden; jedoch könnte ein solcher noch Jahre nach dem Krieg bestanden haben.

#### *Die Nebenbahn zwischen Bühl und Bühlertal*

Durch Gesetz vom 4. Juni 1894 wurde verordnet, eine eingleisige, normalspurige Nebenbahn von Bühl über Kappelwindeck, Altschweier, Bühlertal nach Oberbühlertal zu errichten<sup>4</sup>. 1895 wurde dem Unternehmer-Konsortium, bestehend aus den Firmen „Berliner Handels-Gesellschaft in Berlin“, „Robert Warschauer u. Cie in Berlin“, „A. Schaffhausener Bankverein in Köln und Berlin“ sowie der Firma „Lenz & Co. in Stettin“, die ihr Bahnunternehmen „Westdeutsche Eisenbahn-Gesellschaft (WeEG) mit dem Bahnbau beauftragte, die Konzession zum Bau der Bahn erteilt<sup>5</sup>. Der Güterverkehr auf der 5,97 km langen Strecke wurde am 28. 12. 1896 und der Personenverkehr am 27. 1. 1897 aufgenommen.

Eigentümer und Betreiber war die Firma Lenz & Co bzw. die Westdeutsche Eisenbahn-Gesellschaft (WeEG). 1898 übernahm die Badische Lokal-Eisenbahn-Gesellschaft (BLEAG), das badische Tochterunternehmen der WeEG, die Bahn. Nach dem Konkurs der BLEAG 1932 wurde die Bahn von der Deutschen Eisenbahn-Betriebsgesellschaft (DEBG) in Berlin über-



nommen. Die Strecke wurde am 15. 9. 1958 stillgelegt, und die Gleise wurden entfernt.

Mit der Eröffnung des Personenverkehrs 1897 wurde ein Bahnposten geschaffen, der dem Postamt in Bühl unterstand. Nach der Einführung genormter Bahnpoststempel im Jahr 1883 wurde auf dieser Strecke zur Entwertung der Poststücke der Kleinovalstempel „Bühl-Bühlertal“ eingeführt. Der Bahnpostbetrieb wurde zumindest bis Mitte der 20er Jahre aufrechterhalten. Ob dann später ein solcher noch eingerichtet war, konnte nicht festgestellt werden<sup>7</sup>.



### *Die Bahn zwischen Baden-Baden und Oos*

Durch ein badisches Gesetz vom 29. 3. 1838 wurde verordnet, eine zweigleisige Bahn, von der Hauptbahn Mannheim–Basel abzweigend, nach Baden-Baden zu bauen, um den weltbekannten Kurort verkehrstechnisch an die Hauptstrecke Mannheim–Basel anzubinden<sup>8</sup>. Die lediglich 4,23 km lange normalspurige Strecke hatte auch den Status einer Hauptbahn. Die Streckeneröffnung fand am 25. 7. 1845 statt; die Elektrifizierung wurde zum 1. 6. 1958 durchgeführt. Die Bahn wurde am 25. 9. 1977 stillgelegt und durch Busse ersetzt. Gleichzeitig wurden die Gleisanlagen abgebaut. Der „Alte Bahnhof“ westlich der Altstadt ist nach einer umfangreichen Renovierung vor einigen Jahren ein städtebauliches Schmuckstück geworden.

Zumindest ab 1872 war ein dem Postamt Baden-Baden unterstehender Bahnposten eingerichtet. Mit der Übernahme der „Großherzoglichen-Badischen Post“ durch die „Deutsche Reichspost“ am 1. 1. 1872 war auch die Einführung oder Weiterverwendung von Bahnpoststempeln verbunden, die sich am sog. „Dreizeiler“ des Norddeutschen Postbezirkes vor 1872 orientieren. Auf der Strecke Baden-Baden–Oos müßte ein solcher Stempel, wie z. B. der Dreizeiler „Constanz-Offenburg“, in Verwendung gewesen sein.

Es ist aber bis heute leider kein einziges Belegstück bekannt geworden.

KONSTANZ  
114 81 I  
OFFENBURG



Nach der Einführung genormter Bahnpoststempel im Jahr 1883 wurde auf dieser Strecke zur Entwertung der Poststücke gegen Mitte der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts der Kleinovalstempel „Baden-Baden – Oos“ eingeführt<sup>9</sup>.

Ob ab dem 1. Weltkrieg noch Bahnposten bestanden und welche Stempel eingesetzt waren, ist bis heute nicht geklärt. Sollte aber weiter ein Bahnpostdienst mit eigener Entwertung bestanden haben, so müßten aufgrund der hohen Schreibfrequenz eines international bekannten Weltbades Belege bekannt sein. Da dies nicht der Fall ist, ist eher von einer frühen Einstellung des Bahnpostdienstes auf dieser kurzen Strecke auszugehen.

#### Anmerkungen

- 1 Badischer Staatsanzeiger, Jahrgang 1896, Nr. XXIV, S. 269
- 2 Badischer Staatsanzeiger, a. a. O., S. 269
- 3 Generalverfügung des Reichspostamtes die Einführung neuer Stempel betreffend, in: Amtsblatt der Reichspost-Verwaltung vom 18. Mai 1883, S. 164 f
- 4 Badischer Staatsanzeiger, Jahrgang 1895, Nr. X, S. 149
- 5 Badischer Staatsanzeiger, a. a. O., S. 149
- 6 Generalverfügung des Reichspostamtes a. a. O., S. 164 f
- 7 Hermann Amann, Bahnposten in Südbaden. Eine Betrachtung anhand der verwendeten Streckenstempel, in: Postgeschichtliche Blätter für Südbaden, Heft 1. 1969, S. 15
- 8 Badisches Staats- und Regierungsblatt XIV vom 2. April 1838, S. 121
- 9 Peter Wallmann, Bahnpost in Südbaden, Selbstverlag, Viernheim 1982, S. 14/15

... aus unserem Sortiment erlauben wir uns,  
Ihnen anzubieten:

### *Rechnungs- und Briefköpfe aus dem Offenburger Stadtarchiv*

*Michael Friedmann*

Haus-, Gasthaus-, Hotel- und Firmenansichten auf Rechnungs- und Briefköpfen sind zu einem beliebten Requisit in Festschriften geworden, obwohl sie eigentlich Bestandteil ganz profaner Unterlagen sind<sup>1</sup>. Das gilt auch für die hier vorgestellten Motive und Ansichten, die den Sammlungen des Offenburger Stadtarchivs entstammen. Diese beinhalten ca. 6000 Rechnungsbände, Beilagen, Journale, Zinsbücher und Revisionsunterlagen aus den Bereichen der Verwaltung, des St. Andreas-Hospitals, der Kirchenschaffneien, Zünfte, Stiftungen und Schulen sowie ca. 11 000 Faszikel Altakten<sup>2</sup>.

### *Industriearchäologie*

Sind es solche unscheinbaren Dokumente überhaupt wert, Gegenstand einer eigenen, wenn auch kleinen Untersuchung zu werden? Die Beschäftigung mit dem Thema gehört zu einer neuen Disziplin, die seit den 50er Jahren unter dem Namen „Industriearchäologie“ bekannt ist<sup>3</sup>. Sie umfaßt die systematische Erforschung der wesentlichsten und anschaulichsten Quellen der Industrialisierung, der Gebäude. Zu ihnen gehören neben Handelsgeschäften, Unternehmensbauten, Gasthäusern und Hotels vor allem die Fabriken, Fabrikantenvillen, technischen Anlagen und Arbeiterwohnungen jener Epoche.

Dies geschieht vor dem Hintergrund eines zunehmenden und unersetzlichen Verlustes an Bausubstanz. Da aber aus vielerlei Ursachen nicht alles Wertvolle erhalten werden kann, muß aus der Art und Fülle der Dokumente selektiert und entschieden werden, was als aussagekräftiges Beispiel einem breiteren Interessentenkreis präsentiert werden soll: die Firmenbriefköpfe gehören dazu. Unter den bildhaften Darstellungen industrieller Bauten stellen sie eine Besonderheit dar, da sie, anders als Grafik, Gemälde oder Fotos, die Gesamtanlage auf möglichst anschauliche Weise darzustellen bemüht sind.

Vor der Benutzung des Briefkopfes als Quelle muß allerdings die Frage nach der Richtigkeit und Genauigkeit der Abbildungen stehen. Vergleiche

mit erhaltenen Plänen, alten Fotos und zeitgenössischen Bildern zeigen eine oft verblüffende Kongruenz bei der Wiedergabe, wenngleich es offenkundig ist, daß gerade die Ausnutzung der Perspektive die Baudimensionen – gerade bei bescheideneren Anlagen – vergrößert.

Auffallend ist auch das falsche Verhältnis der meist winzigen Menschen zu den überproportionalen Bauten.

### *Interesse der Forschung*

Das Interesse der Forschung an diesen Offenburger Briefköpfen ist mehrschichtig:

Zunächst betrifft es ihre grafische Gestaltung, d. h. die auftretenden Zeichen, Motive, die Typographie, den Schmuck und schließlich die Komposition aller Elemente zu einer gestalteten Einheit. Als „Visitenkarten“ der Unternehmen und Unternehmer erlauben sie Rückschlüsse auf deren Selbstverständnis.

Dann stellen die meisten Ansichten architekturgeschichtliche Dokumente dar, zeigen die Entwicklung einzelner Gebäude oder ganzer Baukomplexe. Neben der Datierung spielt die stilkritische Untersuchung eine besondere Rolle. Gibt es eine spezifische Fabrikarchitektur? Welcher Mittel bedient sich der Repräsentationsanspruch? Welche Rolle spielt die Einbeziehung bekannter topographischer Gegebenheiten wie Landschaft, Stadtsilhouette, Burg usw. bei der Darstellung? Welche Beziehungen bestehen zwischen Architektur und Technik?

Manche Darstellungen geben auch Auskunft über den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandel. Die Kombination der abgebildeten Häuser und Fabriken mit Allegorien und Berufszeichen erweisen sich damit als Quellen der Wirtschafts- und Sozialgeschichte.

Selbst wenn im folgenden nicht alle aufgeworfenen Fragen beantwortet werden, mögen diese wenigen Aspekte doch andeuten, daß die bislang kaum beachteten Firmenbriefköpfe wichtige Aussagen für die unternehmensgeschichtliche Forschung enthalten.

Und nicht zuletzt reizt das Unscheinbare dieser Quellen, verbunden mit dem außerordentlichen Charme vieler Abbildungen, dazu, die „historischen Miniaturen“ einem breiteren Publikum zu präsentieren.

### *Der Briefkopf verändert sein Aussehen*

Rechnungen sind Bestandteil kaufmännischen Schriftgutes. Die Frage, wie sich dessen Organisation ab der Mitte des 19. Jahrhunderts unter dem Einfluß der Industrialisierung wandelte, ist noch wenig untersucht. Der Unternehmer, der damals einen industriellen Betrieb aufbaute, fand in der Regel eine Schriftgutorganisation vor, die vor allem kaufmännischen Traditionen verhaftet war. Noch das Handelsgesetzbuch von 1897, das von Handelsbüchern und -briefen spricht, läßt diese vorindustrielle Denkweise erkennen.

Im Zeichen der Kommunikationsrevolution des 19. Jahrhunderts vervielfachte sich der Briefwechsel, verkürzte sich durch die Eisenbahn die Beförderungszeit, wuchs der Informationsaustausch durch die neuen Medien von Telegraf und Telefon, förderte die Mechanisierung von Rechnen und Schreiben die Entstehung neuer Mitteilungsformen.

Diese Wandlungen veränderten auch das Aussehen des Hotel- und Firmenbriefkopfes. Zunächst noch bescheiden und rein zweckmäßig gehalten, erreichte er in der Zeit nach der Jahrhundertwende seine aufwendigste Gestaltung, verlor dann aber nach dem ersten Weltkrieg an Bedeutung. Dies schließt nicht aus, daß mittelständische Firmen noch bis in die Nachkriegsjahre nach 1945 Firmenbogen mit aufwendigen Briefköpfen verwendeten, und sei es nur aus der Not heraus, Altbestände an Korrespondenzpapier zu nutzen.

### *Briefbögen dienen der Repräsentation*

Vor der Industrialisierung bestand für Handwerk und Handel sowie das Gasthaus- und Hotelgewerbe ein überschaubares Auftragsvolumen für einen regional eingeschränkten Kundenkreis. Die Notwendigkeit zu einer breiten Werbung war gering.

Diese Situation änderte sich mit dem Aufkommen neuer Märkte als Folge der zunehmenden Produktion recht schnell. Nunmehr kam es darauf an, auch bei persönlich unbekanntem (potentiellen) Geschäftspartnern durch repräsentatives schriftliches Auftreten Wirkung zu erzielen: „Briefbogen und Rechnungsformulare sind für einen Kunden oft der erste Eindruck, den er von einem Unternehmen oder einem Geschäftsmann erhält. Deshalb prägen Geschäftsdrucksachen das Firmengesicht entscheidend mit<sup>4</sup>.

## *Das offene Tor*

Interessanterweise hinken in diesem Fall weder die Verwaltung noch alt-eingesessene Vereine der Entwicklung nach. Sie werben schon relativ früh mit dem heute noch aktuellen und für aktives Marketing bestens geeigneten Signet des Offenburger Offenen Tores, sei es „pur“ wie beim Bürgermeisteramt (Bild 1) oder mit Vereinssymbolen kombiniert, wie bei der Schützengesellschaft (Bild 2) oder der Feuerwehr (Bild 3).

Aus dieser Sparte liegen noch weitere interessante Briefköpfe vor, doch finden sie im folgenden Text keine Berücksichtigung mehr.

## *Entwicklung der Drucktechnik*

Erste Rationalisierungen waren erkennbar: vorgedruckte Frachtbriefe, Lieferscheine, Rechnungsformulare und eben Firmenbriefbogen ermöglichten eine Standardisierung der Außenkontakte und eine Einsparung von Schreibkräften.

Die zunehmende Verwendung genormter Briefköpfe während des wirtschaftlichen Aufschwungs förderte die Entwicklung der Drucktechnik<sup>5</sup>. Bis 1800 hatten für die Produktion von Druckerzeugnissen zwei Verfahren zur Verfügung gestanden: der Hochdruck (Buchdruck) und der Tiefdruck, vor allem der Kupfertiefdruck. Während das Tiefdruckverfahren die qualitativ hervorragende Wiedergabe von Bildern ermöglichte, war der Buchdruck in der Lage, mit Hilfe beweglicher Lettern sowohl Texte, als auch Abbildungen, meist in Form von Holzschnitten herzustellen.

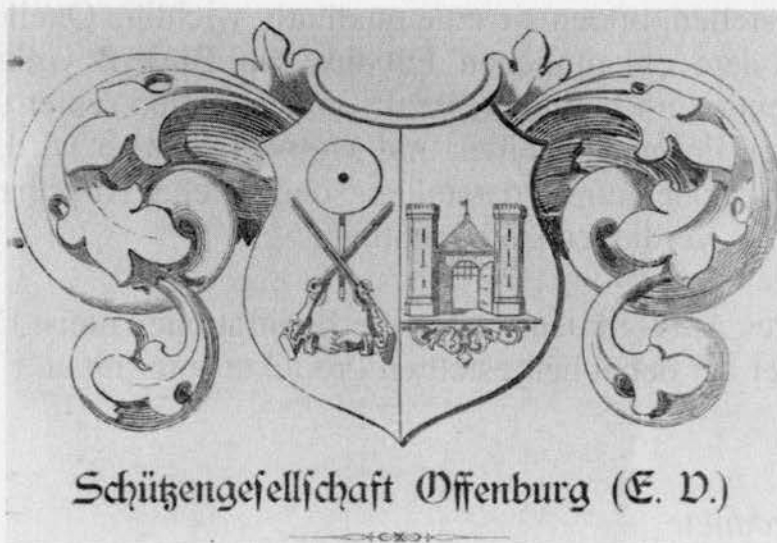
Beide Verfahren waren aber kaum geeignet, repräsentative Motive herzustellen, die in geeigneter Weise Wachstum, Größe und Bedeutung von Unternehmen zum Ausdruck bringen konnten. Auch beim Druck von Akzidentien, d. h. kleineren, unregelmäßig anfallenden Aufträgen, in denen besonders die Zier- und Titelschriften, Einfassungen, Verzierungen, Vignetten und Linien in Anwendung kamen, waren diese Techniken überfordert<sup>6</sup>. Erst die 1796 von Alois Senefelder entdeckte Lithographie (Steindruck) vereinigte die freie bildliche Gestaltung der Briefköpfe mit Fabrikansichten, Landschaftsdarstellungen, Werkssignets oder Warenzeichen aller Art mit der schier unbegrenzten Vielfalt von handgezeichneten Schriften und Schriftgrößen, wie sie dem Zeitgeschmack entsprach.

Diese Vorteile machten den Steindruck lange zum beherrschenden Druckverfahren für die Herstellung von Briefköpfen. Parallel zur Entwicklung





*Bild 1: Bürgermeisteramt der Stadt Offenburg*



*Bild 2: Schützengesellschaft Offenburg e.V.*



*Bild 3: Offenburger Feuerwehr*

der Glas- und Emailplakateindustrie in Offenburg siedelten sich mehrere lithographisch tätige Künstler an<sup>7</sup>.

### *Der illustrierte Firmenbriefkopf*

Die graphisch gestalteten Firmenbriefköpfe bilden in Offenburg nur einen kleinen Teil der Gesamtkorrespondenz. In den weitaus meisten Fällen beschränkt sich deren Aussage auf wenige Angaben, wie Name, Ort, Datum, Geschäftsplätze usw. (Bild 4). Diese Daten werden in unterschiedlichen und manchmal sehr phantasievollen Schriftarten als Kopfleiste aufgeführt oder zu einem kleinformatigen Schriftbild-Zeichen zusammengesetzt.

Obwohl illustrierte Briefköpfe von der Menge her nur eine Randscheinung darstellen, bilden sie eine qualitativ wichtige Quelle. Ihr Hauptwert liegt in dem erstaunlichen Fundus von Bildern voller Phantasie, Gestaltungsfreude und Erfindungskraft, in denen eine schier unerschöpfliche Vielfalt von Formen, Themen und Motiven sichtbar wird. Auch wenn sie meist keine „hohe Kunst“ darstellen, sondern eher Kunsthandwerk oder Gebrauchsgrafik, verdienen sie Beachtung.

Zu Beginn ihres Aufkommens haben die Illustrationen meist Darstellungen der Berufe oder der dabei hergestellten Produkte zum Inhalt.

### *Berufe und Produkte*

Als eines von mehreren möglichen Beispielen aus dem Kunsthandwerk sei die lithographische Kunstanstalt von Hugo Valdenaire (Bild 5) genannt. Das Bild zeigt eine Szene aus der Druckereiwerkstatt – vielleicht handelt es sich gerade um die Herstellung eines illustrierten Briefkopfes? Ein Blick in die „Werkstätte für Glasmalerei, Kunstverglasungen und Glasätzeri“ zeigt den Meister Alfred Geck (Bild 6) bei der schwierigen Herstellung einer Bleiverglasung.

Eine naturgemäß breite Palette nehmen Produktdarstellungen ein. Vom Fortschrittstiefel des Schuhhauses Adler (Bild 7) über die Kochherde von Franz Dengler/Otto Burckhardt (Bild 8) bis hin zu den landwirtschaftlichen Maschinen von K. Martin (Bild 9): Sie alle identifizieren sich selbst- und qualitätsbewußt durch die Darstellung eigener Erzeugnisse als Firmen- vignette auf ihren Geschäftsschreiben. Gewissermaßen eine Steigerung stellt die Präsentation jeweils ganzer, fertig eingerichteter Räume beim



Bild 4: Zimmereigenschaft Ferdinand Friedmann, Schanzstraße 6



Bild 5: Lithografische Kunstanstalt Hugo Valdenaire, Hildastraße 27



Bild 6: Werkst. f. Glasmaler., Kunstverglasungen u. Glasätzerei A. Geck, Weingartenstr. 5P215

**Erstes Spezialhaus für moderne Schuhwaren**

**Str. 49 N. A. Adler, Inf.: 3. E.A.H.N.**

Wiener  
Kate.  
Ruf:  
109.



Erste deutsche  
u. amerikanische  
Fabrikate.

Telegramm-Adresse:  
Schuhadler.

**Verkauf von Wallersteins Fortschrittstiefel.**

Bild 7: Schuhwarenhaus N. A. Adler, Inhaber Isidor Cahn, Hauptstraße 49

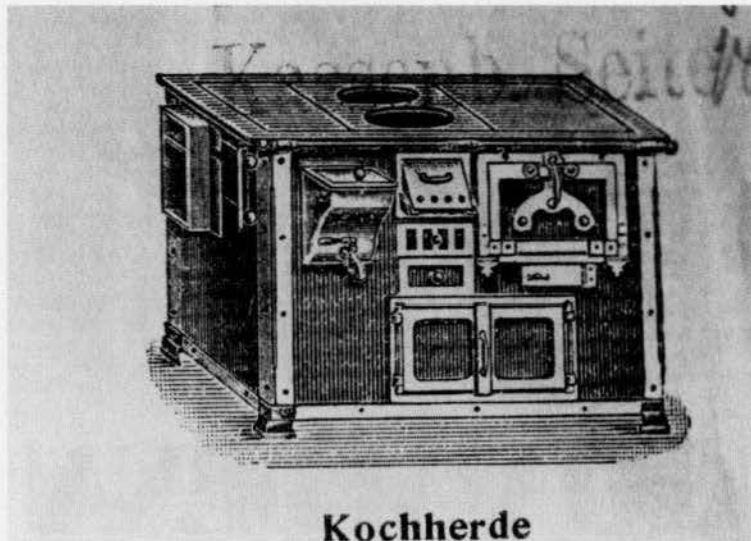


Bild 8: Offenb. Kochherd- und Kassenschrankfabrik F. Dengler, Inhaber O. Burkhardt, Lihlstr. 3

**Futterschneidmaschine**  
von 3 bis 12 Schnittlängen.

**Patent-Dügelmaschine**  
für Sensen u. Sichel.




**K. Martin,**  
k landwirthschaftlicher Maschinen.

Bild 9: Maschinenfabrik Kaspar Martin, Zellerstraße 152

Möbelhaus Karl Balluf (Bild 10) und Installationsgeschäft Fr. Xaver Fritz (Bild 11) dar.

### *Zwei Gruppen*

Die Offenburger Briefköpfe lassen sich sowohl chronologisch als auch typologisch in zwei Gruppen einteilen. Hierbei müssen allerdings Ungenauigkeiten in Kauf genommen werden. Zum ersten läßt sich die Datierung nicht genau festlegen. Dann gibt es Misch- und Übergangstypen, die sich keiner Gruppe eindeutig zuordnen lassen und schließlich ist es so wieso nur mit äußerstem Vorbehalt zulässig, aus dem bescheidenen Bestand eines einzigen Kommunalarchivs den Versuch einer Normierung zu wagen.

Die zwei Zeiträume, die zugleich Entwicklungsschritte darstellen, sind:

- 1.) die Jahre von 1860-1900, in denen die Vignetten und Schmuckzeichen vorherrschen, und
- 2.) die Zeit der Vermischung verschiedener Stilelemente mit dem Höhepunkt der Haus-, Gasthaus-, Hotel- und Firmenansicht nach 1900.

### *1860–1900*

Bei den Vignetten dieser Phase handelt es sich um kleinformatige, beiläufige Schmuckzeichen. In der Mehrheit stellen sie, wie wir gesehen haben, kaufmännische Zeichen, Berufe, deren Produkte oder Werkzeuge dar. Sie besitzen meist lange Tradition. Manchmal sind sie schmucklos präsentiert, bisweilen aus verschiedenen Elementen wie abstrakten oder linearen Zeichen, Monogrammen, Schmuckelementen, Wappen und allgemeinen Kaufmannssymbolen (Merkur, Schiff, Frachtgut, usw.) zusammengesetzt. Dies wird nach und nach zum kleinen Kunstwerk gesteigert, so daß vor allem ästhetische Elemente die Repräsentationsfunktion erfüllen und darüber hinaus die Geschäftswelt als Kulturträger ausweisen. Landschaftsbilder mit idyllischem Charakter unterstreichen in seltenen Fällen ihre vorwiegend dekorative Funktion. Auch Zeichen aus dem allegorischen Vokabular, wie z. B. Weinstock oder Ähre, tauchen auf. Der Briefkopf ist zum Träger einer Status- und Aufwandsdemonstration geworden, die ihrerseits in der Tradition der höfischen Gesellschaft des 17. und 18. Jahrhunderts steht<sup>8</sup>.

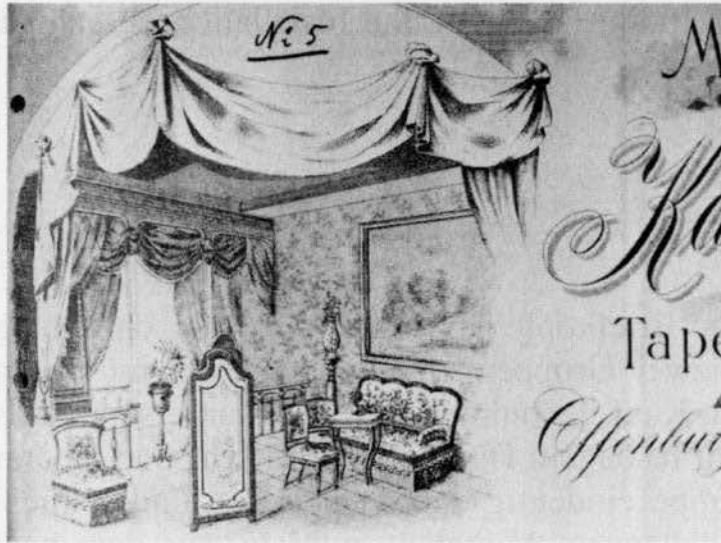


Bild 10: Möbelgeschäft Karl Balluf, Langestraße 55

Offenburg, den 28. Februar 1912

554



**Fr. Xaver Fritz**  
Installationsgeschäft u. Blechnerei

Glaserstraße 16      Ecke Langestraße  
Telephon 407

Kalt- und Warmwasser-Anlagen	Sämtliche Bauarbeiten
Koch- und Leuchtgasleitungen	Haushaltungs- Gegenstände
Bäder-, Toiletten- und Klosett-Einrichtungen.	Reparaturen jeder Art etc. etc.

Rechnung für *H. Tiefbauamt, Hilt.*

Bild 11: Installationsgeschäft und Blechnerei Fr. Xaver Fritz, Glaserstraße 16

Zimmer N<sup>o</sup>

Offenburg, den 25. März 1871



Rechnung von **G. Pfähler** zur Fortuna  
für Wohlth. Hart. Krieses

Bild 12: Gasthaus G. Pfähler zur Fortuna, Hauptstraße 215 (alte Nummer)

*Definition: Allegorie – Sinnbild – Arabeske<sup>9</sup>*

Allegorien sind gegenständliche Personifikationen von Begriffen. Handelt es sich um einen einzigen Gegenstand, spricht man vom Sinnbild. Allegorie und Sinnbild werden eingesetzt, um die Verbindung der Firmen zur Tradition herzustellen, und diese mit der Ideologie des zeitgenössischen Fortschrittsdenkens zu verknüpfen. Die Arabeske stellt ein pflanzliches Ornament aus Blättern und Ranken dar, das im 19. Jahrhundert durch die Abbildung von Gegenständen bereichert werden kann.

Manche Briefköpfe vereinen in ihrer Repräsentation mehrere Gestaltungsmerkmale: einmal die Schrift, die die sprachliche Bezeichnung wiedergibt, dann die Abbildung der realen Gebäude, die Besitz, Wohlstand und Größe dokumentiert, Gediegenheit und Beständigkeit signalisiert, und schließlich Allegorien und Sinnbilder, die sich auf Begriffe wie Tradition, Erfolg, Tüchtigkeit und Fortschritt beziehen. Im Ornament sind dann alle drei Zeichenelemente in einen optisch wirksamen Zusammenhang gebracht.

*Nach 1900*

Nun verändert sich das Gestaltungsschema der Formulare. Ihre bisher nur nebensächliche Ausschmückung bekommt größeres Gewicht und verliert im Lauf der Zeit den Vignettencharakter. Es entwickelt sich der illustrierte Firmenbriefkopf, der gegenüber den Entwürfen früherer Zeit eine gänzlich andere Funktion im Geschäftsleben bekommt. In ihm wird der Prozeß der Selbstbewußtwerdung der Unternehmer sichtbar.

Die Kaufmannssymbole und Gewerbezeichen werden graphisch ausführlicher und weichen nach und nach Häuser- und Firmenansichten, wobei es so gut wie keine Innenansichten gibt. Das Gebäude erscheint nun im individuellen und naturgetreuen Abbild, entweder allein oder mit verschiedenen Elementen wie graphischem Schmuck, Medaillen, Orden und Ehrenzeichen oder Produkten.

Kennzeichnend sind die zunehmende Verfeinerung der Darstellung, die Beherrschung der Perspektive mit der daraus resultierenden Einhaltung der Größenverhältnisse, die genauere Wiedergabe von Details und immer bessere Ausnützung der zeichnerischen Mittel. Auge und Hand scheinen sich an der Fotografie zu orientieren, und das gemalte Bild dieser Vorlage immer mehr anzunähern.

## *Hotel- und Gasthausansichten*

Als erstes bedienen sich in Offenburg die Hotels und Gasthäuser des neuen Mittels der Schmuckansicht. Den ersten illustrierten Formularkopf trägt eine Rechnung des Gasthauses Fortuna (Bild 12). Sie zeigt eine Ansicht von Offenburg, die unzweifelhaft der bekannten Lithographie von Möller, gedruckt bei Gutsch in Karlsruhe und verlegt bei der Braunschen Buchhandlung in Offenburg, nachempfunden ist. Dem Hotel Fortuna war damals – wie vielen anderen auch – eine Weinhandlung angegliedert, diese allerdings mit einer Filiale in 12 Little Tower Street, City of London. Fast ebenso interessant wie der Briefkopf ist in diesem Falle der Rechnungstext. Er belegt, daß im Jahre 1871 in der „Fortuna“ elf Offiziere, denen die Stadt Quartier bot, auf deren Kosten nicht nur zu Mittag aßen, sondern dazu immerhin 32 Zeller- und Clevner-Weine sowie ebenso viele Glas Champagner konsumierten.

Aus dem selben Jahr stammt eine Rechnung der „Sonne“ (Bild 13). Sie unterstreicht mit ihrem zweisprachigen Namen („Hotel du Soleil“) ihren Anspruch auf Internationalität, stellt sich aber im Bild betont gediegen, fast spätbiedermeierlich dar. Eingerahmt von den barocken Palais von Rathaus und Königshof bildet sie fast symbolisch die symmetrische Mitte bürgerlichen Lebens, umgeben von flanierenden Personen, Pferdekutschen und bewacht von der steinernen Statue des Sir Francis Drake, den die Offenburger nur als „Kartoffelmann“ kennen. Auch auf dieser Rechnung fordert Hotelier Josef Schimpf von der Stadt Entgelt für die Verpflegung von Soldaten.

Die Ansichten des „Rheinischen Hofes“ (Bild 14), des Hotel Restaurants „Saalbau zu den drei Königen“ (Bild 15) und des Gasthauses „Zum Waldhorn“ (Bild 16) zeigen die Gebäude in Winkelstellung. Die Perspektive überhöht die dem Betrachter zugewandte Ecke, die nach links und rechts auslaufenden Gebäudefluchtlinien vermitteln den Eindruck großer illusionistischer Raumbilder.

Der „Offenburger Hof“ (Bild 17) befindet sich in direkter perspektivischer Linie mit dem ehemaligen kaiserlichen Postamt (Hauptstraße 40), rechts daneben. Im Hintergrund überwuchern die Bäume des Pfählerparks die Haupt-(früher Neue-)straße.

Seltenheitswert besitzen die Darstellungen des Bahnhof-Hotels (Bild 18) mit seinem schattigen Garten sowie der Bahnhofsrestauration (Bild 19), das seinen Gästen ebenso einen hydraulischen Aufzug und den beachtenswerten Telefonanschluß Nr. 3 anbietet, wie eigene Weine und Löwenbräu-,





Bild 13: Gasthof zur Sonne, Josef Schimpf, Hauptstraße 94



Bild 14: Hotel Rheinischer Hof, Albert Eichin, Hauptstraße 52



Bild 15: Hotel zu den Drei Königen, Gebrüder Pfitzmayer, Klosterstraße 9



Bild 16: Gasthaus zum Waldhorn, David Baumert, Volkstraße 16



Bild 17: Hotel Offenburger Hof, Albert Mayer, Hauptstraße 44



Bild 18: Bahnhof-Hotel Offenburg, Ludwig Ketterer, Hauptstraße 26



Bild 19: Bahnhofrestauration, Heinrich Krauth, Hauptstraße 3



Bild 20: Hotel und Saalbau Union G.m.b.H., Hauptstraße 19



Bild 21: Gasthaus zum Hanauer Hof, Gustav Nicklis, Volkstraße 1

Freiherr von Seldenecksches- sowie echtes Pilsener Bier. Beide Gebäude überstanden den letzten Krieg nicht. Heute existieren außer den vorliegenden Darstellungen auf den Rechnungsköpfen keine anderen Abbildungen dieser renommierten Gasthöfe.

Eine besonders dekorative Ansicht der heutigen Stadthalle findet sich auf der Rechnung der „Hotel und Saalbau Union“ (Bild 20) mit den dahinterliegenden Gebäuden, vor dem malerischen Hintergrund der heimischen Berge an einer breit dargestellten Landstraße gelegen. Der Text auf der Rechnung für ein Wohltätigkeitskonzert des Frauenvereins wirbt mit dem 3000 Personen fassenden Saal und vermerkt einen „Hausdiener am Bahnhof“. Diese Ansicht lehnt an die Tradition des Landschaftsbildes des 18. und 19. Jahrhunderts an.

Im Gasthaus zum „Hanauer Hof“ (Bild 21) scheint das Brathähnchen, das der Koch auf dem Teller appetitlich dampfen läßt, eine Spezialität gewesen zu sein. Was die sechs Offiziere, sechs Burschen und vier Pferde, die die Rechnung an die Stadtgemeinde als Kostgänger erwähnt, letztendlich verzehrten, läßt sich heute nicht mehr nachvollziehen.

### *Verkehr-Transport*

Neben einigen, z. T. bereits vorgestellten Berufssparten, heben sich bei einer Gesamtschau der Briefköpfe auch spezielle Unternehmenszweige durch besondere Kreativität hervor. Dazu gehört der Bereich Verkehr-Transport. Dies ist nicht weiter überraschend, wenn man bedenkt, daß gerade in diesem Sektor beschäftigte Unternehmen darauf angewiesen sind, sich mit kurzen Aussagen werbewirksam in das ferne Gedächtnis ihrer Kunden einzuprägen. Es leuchtet ein, wenn der Sattler und Wagenbauer Gustav Link mit einer Pferdeokutsche wirbt (Bild 22). Der Slogan „Zeit ist Geld“ für die Excelsior-Pneumatik (Bild 23) könnte da schon eher auf die Offenburger Autodroschkerei passen (Bild 24), die – man beachte – „nach allen Richtungen“ fährt und „Tag und Nacht zur Verfügung“ steht.

Die Speditionen stellen ihre Schlagkraft gerne durch die Darstellung ihrer Kapazität unter Beweis. Bei der „Lagerhausgesellschaft Offenburg“ (Bild 25) wechselt sich ein Briefkopf mit allegorischen Accessoires aus dem Bereich des Transportwesens (Pferdewagen, Eisenbahn, dampfunterstütztes Segelschiff, gestapelte Pakete, Adler mit Weltkugel und weibliche Gestalten mit Merkurflügeln) ab mit einer repräsentativen Darstellung des Speditionsgebäudes (Bild 26). Es liegt ausgedehnt zwischen Bahngleisen, auf denen Züge fahren, bereit, die angelieferten Güter auf die bereits

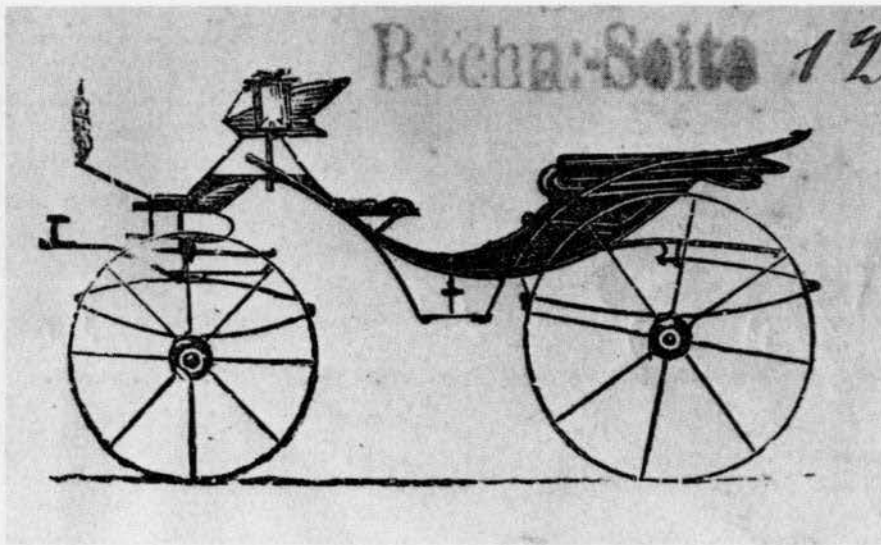


Bild 22: Sattlerei und Wagenbauerei Gustav Link, Langestraße 10



Bild 23: Mechanikerwerkstatt August Wagner, Langestraße 6



Bild 24: Offenburger Autodroschkerei, Xaver Otter, Blumenstraße 5



Bild 25: Lagerhaus-Gesellschaft Offenburg G.m.b.H.



Bild 26: Lagerhaus-Gesellschaft Offenburg G.m.b.H.



Bild 27: Transportunternehmen Jacob Wussler, Zellerstraße 11-13

stehenden Pferdewagen zu transferieren. Die Spedition von Jacob Wussler hingegen verzichtet auf jede Verschlüsselung und wirbt ganz direkt mit dem auch heute noch gängigen Lkw- Speditions- Transportbus (Bild 27).

### *Handelsgeschäfte im Stadtzentrum*

Die schönsten Abbildungen von Bürgerhäusern finden sich bei den renommierten Geschäften im Stadtzentrum. Die Darstellung des alten Salzhauses auf den Briefbögen des Modehauses Reinbold & Woertz (Bild 28) ist eine der ältesten, die wir kennen. Auf ihr besitzt das Gebäude noch die ursprüngliche Fassadenstruktur zum Fischmarkt, d. h. ohne die später ausgebildeten Arkaden.

Vom Textilgeschäft Karl Wörter (Bild 29) wie von der dazugehörigen Dampffärberei am Mühlbach (Bild 30) existiert aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg nur jeweils diese eine Abbildung.

Das Modehaus der Gebrüder Bloch (Bild 31) am Stadtbuckel benutzt zur Betonung seiner Modernität neben der Staffage von Personen die „Fortschrittssymbole“ einer Litfaßsäule sowie der Straßenbahn.

Das letztere fehlt selbstverständlich auch nicht auf den besonders reizvollen Lithographien des Manufakturwaren- und Konfektionsgeschäftes Hauser & Levi (Bild 32) sowie der Kaufhäuser Battiany (Bild 33) und Schley (Bild 34), die beide auch das Kriegerdenkmal als Standortkennzeichen in ihrem Emblem führen. Ansonsten ist die Aussage der Bilder klar: Die Gebäude strahlen Wohlstand und Gediegenheit aus. Die Schaufenster der Geschäfte scheinen Groß und Klein magisch anzuziehen, um sich dort durch den Kauf einer Preziose eine Freude zu bereiten. Der (die) Betrachter(in) hört förmlich das fröhliche Geschnaube des vorbeifahrenden, rauchenden „Bähnli“. In ihrer betonten Idylle verweisen die Häuseransichten nicht auf das rauhe Geschäftsleben. Im Gegenteil: bei ihrer Betrachtung dient alles dem Eindruck, mitten in einer friedvollen, kleinbürgerlich geprägten Zeit zu weilen: Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!

Eine Dokumentation vom Baufortschritt eines Stücks der Steinstraße bietet der Firmenkopf von Friedrich Raub (Bilder 35 und 36): er paßt das Bild der Häuserzeile auf seinem Firmenbriefkopf im Lauf der Jahrzehnte immer wieder dem Stand der jeweiligen Neubauten in der Straße an.

Jüngeren Datums ist ein starres, flächenhaftes Bild vom Kaufhaus Hess in der Hauptstraße, ohne Verkürzung, ohne Raum, eine einfache Strichzeich-



Bild 28: Manufakturwaren Rheinboldt & Woertz, Hauptstraße 75–77



Bild 29: Spezialhaus für Strick- und Webgarne Karl Wörter, Hauptstraße 95



Bild 30: Dampfwäscherei und Chemische Waschanstalt Karl Wörter, Fabrikstraße 7



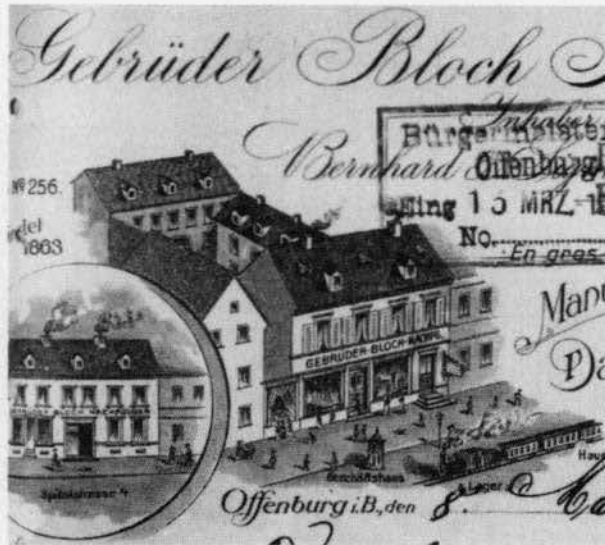


Bild 31: Gebrüder Bloch Nachfolger, Bernhard S. Kahn, Hauptstraße 119



Bild 32: Manufakturwaren- und Konfektionsgeschäft Hauser & Levi, Hauptstraße 88



Bild 33: Musikinstrumentenhandlung J. V. Battiany, Hauptstraße 69



*Bild 34: Manufakturwaren Jakob Schley, Hauptstraße 65, Klosterstraße 16*



*Bild 35: Blechnerei und Installationsgeschäft Friedrich Raub, Steinstraße 13*



*Bild 36: Blechnerei und Installationsgeschäft Friedrich Raub, Steinstraße 13*

nung, deren Hintergrund die leere Fläche des Papiers bildet (Bild 37). In dieser Darstellung verbirgt sich bereits eine andere Auffassung der unternehmerischen Selbstdarstellung, von der später noch die Rede sein wird.

### *Alte Offenburger Handwerks- und Produktionsbetriebe*

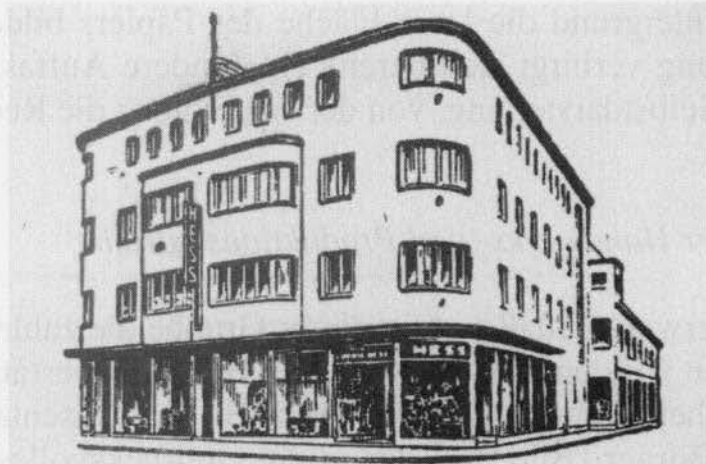
Es war fast zu erwarten, daß sich in dieser Gruppe die zahlreichsten Abbildungen befinden würden. Die vorgestellten Beispiele bestätigen dies in abwechslungsreicher Weise. Nehmen wir z. B. die Präsentation des Glasmalers Eugen Börner (Bild 38), der in ein eindrucksvolles Ornament aus gotisch anmutendem Gitterwerk mit Pflanzen ein Wappen mit Handwerks- und Traditionssymbolen sowie sein Werkstattgebäude und die dazugehörige Schrift mit einbindet. Bei seiner Werbung durch vornehmlich ästhetische und kulturelle Repräsentationsmechanismen wie phantasievoller Ornamentik und ausgewogener Komposition wagt er den Versuch, die Welt der Industrie kulturell zu nobilitieren. Die Summe dieser Zeichenelemente soll beim Kunden einen Eindruck besonderer Kreativität des Handwerkers hinterlassen, was in diesem Fall auch zutrif.

Die Riessche Bad- und Waschanstalt am Mühlbach (Bild 39) läßt vor einem bewegten Himmel den mächtigen Schornstein rauchen (kurioserweise auf fast allen Abbildungen von links nach rechts). Der Wind trocknet die aufgehängte Wäsche, die andeutungsweise herauskommende Sonne hat die Aufgabe, die auf einer Wiese vor dem Haus ausgebreiteten Leinen zu bleichen. Die Darstellung überzeugt in ihrer komprimierten Eindringlichkeit und ihrer klaren Aussage.

Die Rechnung der Bierbrauerei Kopf am Stadtbuckel (Bild 40) bettet die Gebäude in einen Rahmen aus Pflanzenarabeske, linearen und ornamentalen Schmuckzeichen und einen zum Trinken einladenden Bierkrug. Am linken Bildrand befindet sich das Brauereilokal, die „Kopfhalle“, rechts außen erkennt man das Bürgercafé. Von der Vogelsicht des Betrachters schweift der Blick über die Mauern der Stadt in die Rheinebene.

Auf die laufende Produktion der Ölmühle Henco (Bild 41) weisen einige am Haus gestapelte Ölfässer hin. Bemerkenswert ist hier der vorgelagerte französische Garten mit Springbrunnen, der mit seinem Hauch von Leichtigkeit dem ansonsten nüchtern und eher wuchtig gehaltenen Mühlenbau eher den Eindruck eines Herrenhauses mit Park gibt.

Eine der schönsten Darstellungen des gesamten Bestandes befindet sich auf dem Briefkopf des Kunstmüllers Louis Hildebrand (Bilder 42 und 43)



ffer · Damenwäsche · Pelzwaren

*Bild 37: Ausstattungs- und Wäschegeschäft, Kürschnerei Ludwig Hess, Hauptstraße 33*



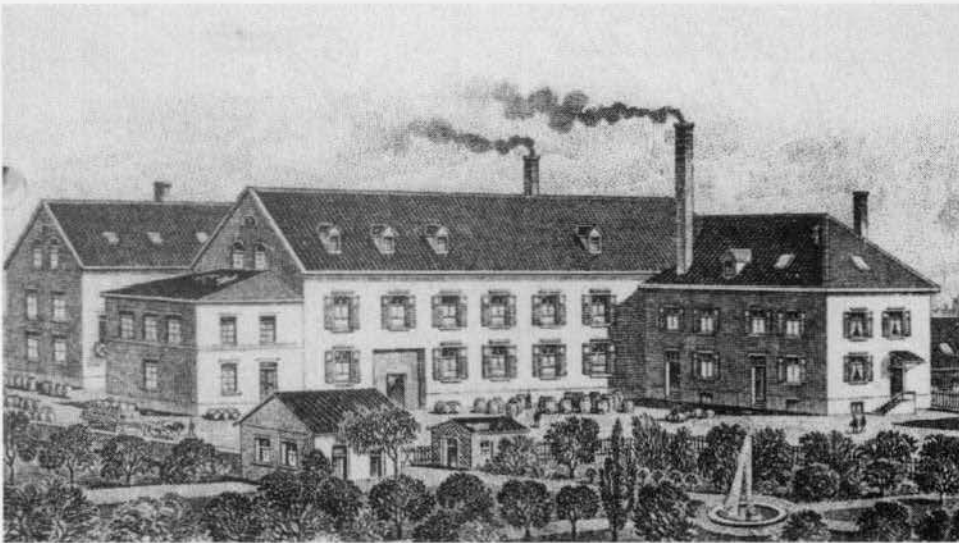
*Bild 38: Glasmalerei Eugen Börner, Lihlstraße 6*



*Bild 39: Ries'sche Bad- und Waschanstalt Offenburg*



*Bild 40: Bierbrauerei Ferdinand Kopf, Hauptstraße 100*



*Bild 41: Oelfabrik Fritz Henco & Co, Hauptstraße 145*



*Bild 42: Kunstmühle Louis Hildebrand, Grabenallee 2*

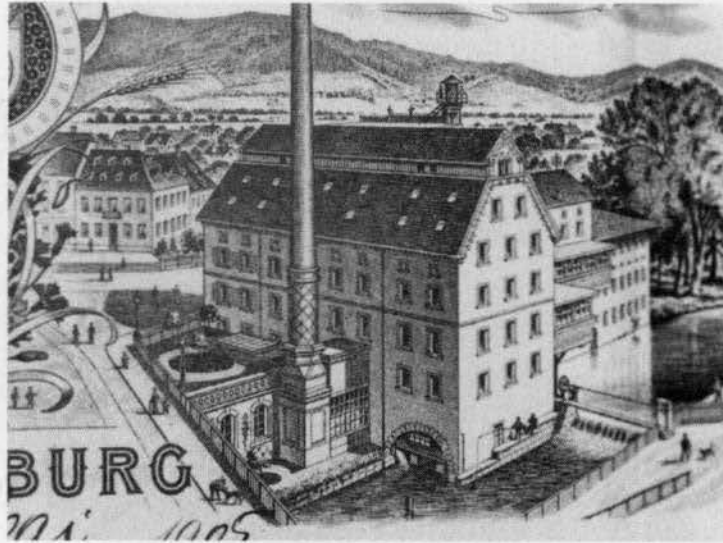


Bild 43: Kunstmühle Louis Hildebrand, Grabenallee 2

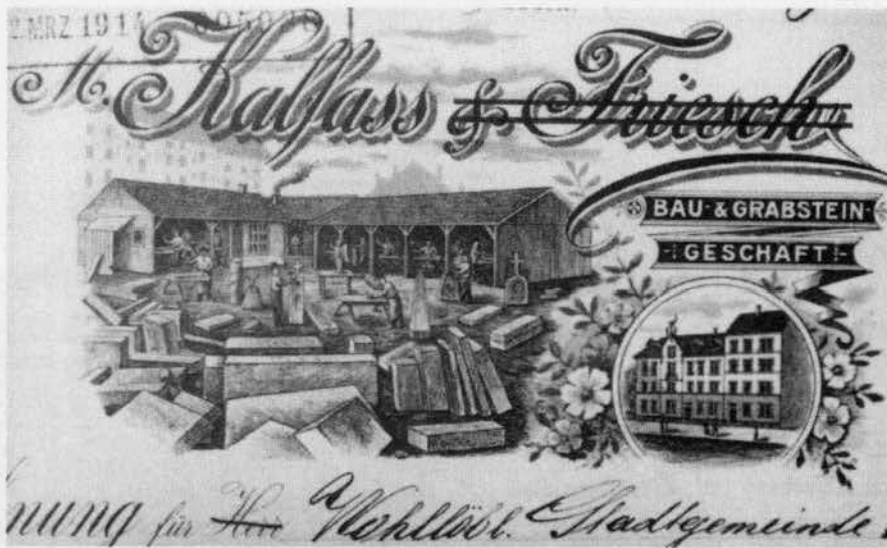


Bild 44: Steinhauerei Kalfass & Friesch, Friedenstraße 2

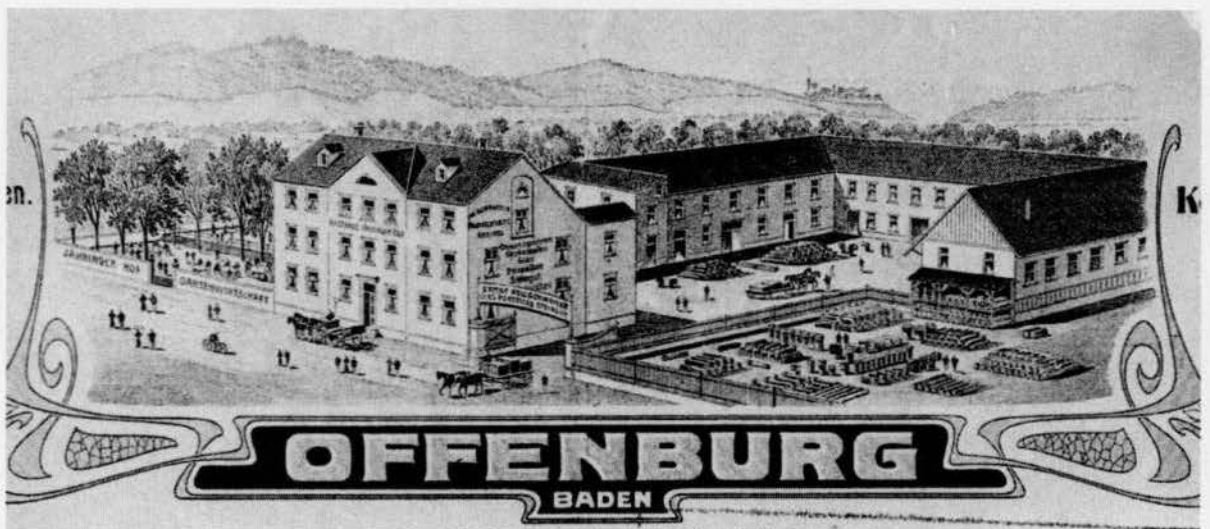


Bild 45: Steinguthandlung Ernst Bollschweiler, Langestraße 60

am Südausgang der Stadt. Er zeigt das große Mühlengebäude als Doppelbild von zwei Seiten gleichzeitig und vermittelt dem Betrachter somit das Gefühl, das Anwesen mit dem Hubschrauber zu umfliegen. Es liegt vor der wunderbaren Kulisse von Kinzigtal und Bellenwald malerisch am Mühlbach, dessen Wehr das Wasser aufstaut, damit es kraftvoll die verborgenen, großen Mühlräder antreiben kann. Die üblichen Accessoires dynamischen Unternehmertums wie Stadtbahn, Fuhrwerk, dominierender Schornstein, sind ebenso vorhanden, wie eine verbindende Arabeske und ein berufskennzeichnendes Emblem mit Mühlrad und Ähre. Darüber hinaus strahlt das Bild eine für das frühere populärromantische Stimmungsbild typische Atmosphäre aus und verstärkt den Eindruck, daß die Vignetten in erster Linie nicht als Informationsträger sondern vielmehr als Schmuck dienen.

Weniger das Produktionsgebäude, ein schlichter Holzschuppen, befindet sich im Mittelpunkt der Aussage beim Bau- und Grabsteingeschäft Kalfass und Friesch (Bild 44), sondern eindeutig die fleißige Belegschaft, die unermüdlich dabei ist, aus den schweren, formlosen Granit- und Sandsteinblöcken filigrane und formschöne Grabmale herauszuarbeiten. Diese Schwerpunktsetzung ist deshalb interessant, weil sie von der in dieser Zeit üblichen, eher „klotzenden“ Darstellung der Unternehmer als Fabrikhaber abweicht. Sie spricht für ein eigenes, der damaligen Zeit vorausgehendes Selbstverständnis des Unternehmens.

Bei den Fabrikniederlassungen für Glas, Porzellan und Steingut der Brüder Ernst (Bild 45) und Friedrich (Bild 46) Bollschweiler sowie der Baumaterialien-Handlung von Josef Sax (Bild 47) handelt es sich um Bauwerke ohne formal-ästhetische Komponenten. Sie zeigen aber, welcher Raum und welche Lagerflächen in der damals noch nicht zugebauten Stadt vorhanden waren. Gerade von der Gesamtanlage des erst 1972 durch Brandstiftung zerstörten „Zähringer Hofes“ besitzen wir heute keine andere Darstellung. Dagegen hat sich am Aussehen des Stammhauses der Buch- und Steindruckerei A. Reiff & Cie. (Bild 48) bis heute nicht viel geändert.

### *Fabriken in Offenburg*

Vergleichbare Absichten zeigen sich auch in den Bildern der vorhandenen Kleinfabriken in Offenburg. Die Ansichten der Bürsten- und Pinselfabrik Schuhmacher (Bild 49), der Drahtwarenfabriken von Theodor Schmidt (Bild 50) und Gotth. Riehle, (Bild 51) sowie der Maschinenfabrik von K. Martin (Bild 52) bieten dem Betrachter durchweg das Bild einer sau-



Bild 46: Steinguthandlung Friedrich Bollschweiler, Steinstraße 9–11, Poststraße 12–14



Bild 47: Holz- und Kohlenhandlung Josef Sax, Friedenstraße 8



Bild 48: Druckerei und Verlag Alfred Reiff u. Cie, Kornstraße 10





Bild 49: Bürsten- und Pinselfabrik Alexander Schumacher, Volkstraße 66

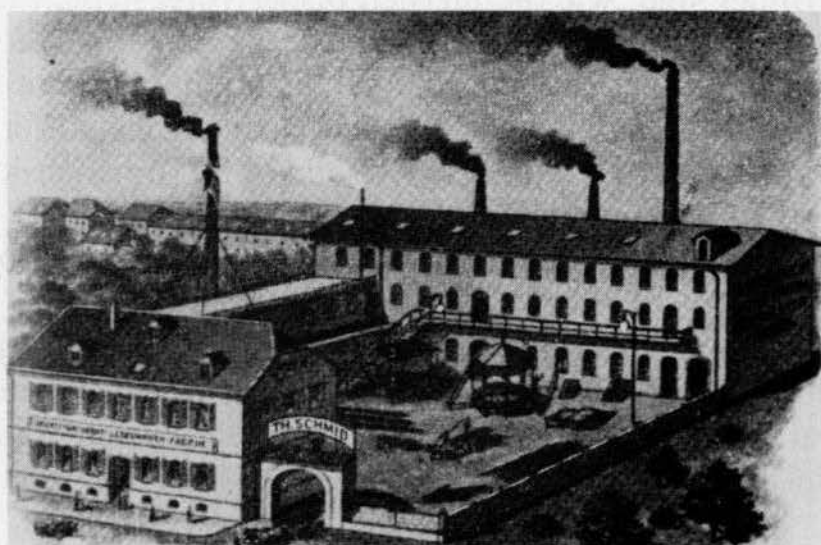


Bild 50: Draht- und Eisenwarenfabrik Theodor Schmid, Ritterstraße 14



Bild 51: Schlosserei Gotthard Riehle, Ortenbergerstraße 5

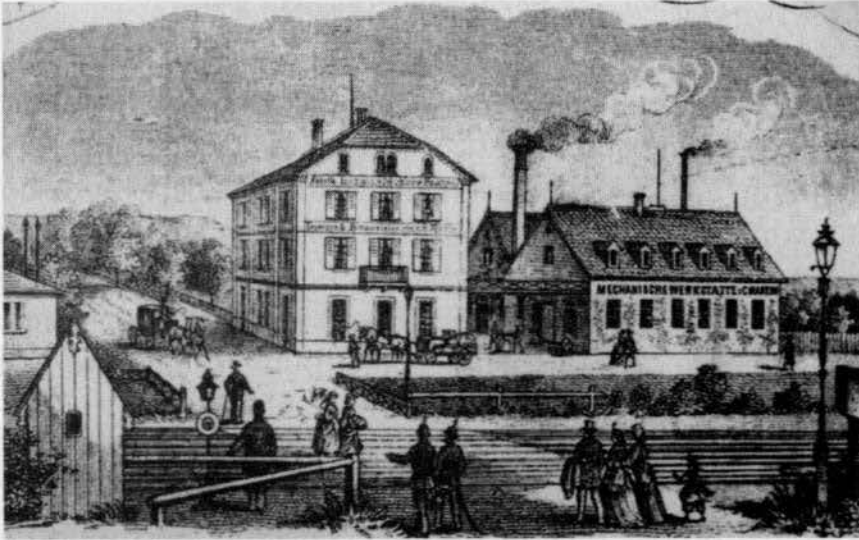
beren und soliden Fabrik mit möglichst vielen Kaminen als Ausdruck des technischen Fortschritts, von ihrer besten Seite gezeigt, gegliedert und verschönert. Die Szenerie bei der Maschinenfabrik Martin vor einem Bahnübergang an der Zellerstraße wirkt wie ein besonders verdichtetes technisch-industrielles Genrebild: Die an der Doppelkreuzung abgebildeten Fuhrwerke, Kutschen, Figuren in Zivil und Uniform vor den (von links nach rechts) rauchenden Fabrikschlotten scheinen geradezu auf den heranbrausenden Eisenbahnzug zu warten, der die landwirtschaftlichen Geräte des Unternehmens in alle Welt befördern soll. Ihr Sortiment umfaßt Wein- und Obstpressen, Traubenmühlen, Frucht-, Sortier- und Dengelmaschinen, Brückenwaagen, Jauchepumpen, Häufelpflüge, Wieseneggen, Winden für Holz, Hebgeschirre für Zimmerleute, Lehm- und Quetschmaschinen, Reißwölfe für Torf sowie Sackkarren mit und ohne Gummiräder.

Auch diese Bilder sind, wie die meisten bisher vorgestellten Lithografien, mit verschiedenen, meist aus der Phantasie gegriffenen Versatzstücken, garniert: Arbeiter, Güter, Leben auf dem Fabrikhof, nähere Umgebung, Unternehmervilla, Garten, Bäume, Straßen, Spaziergänger, Verkehrsmittel: all diese Elemente aus der Alltagswelt sollen die Firmenansicht lebendig machen. Die häufig angewandte Vogelperspektive suggeriert dabei einen über den Dingen stehenden neutralen Beobachter und damit Objektivität.

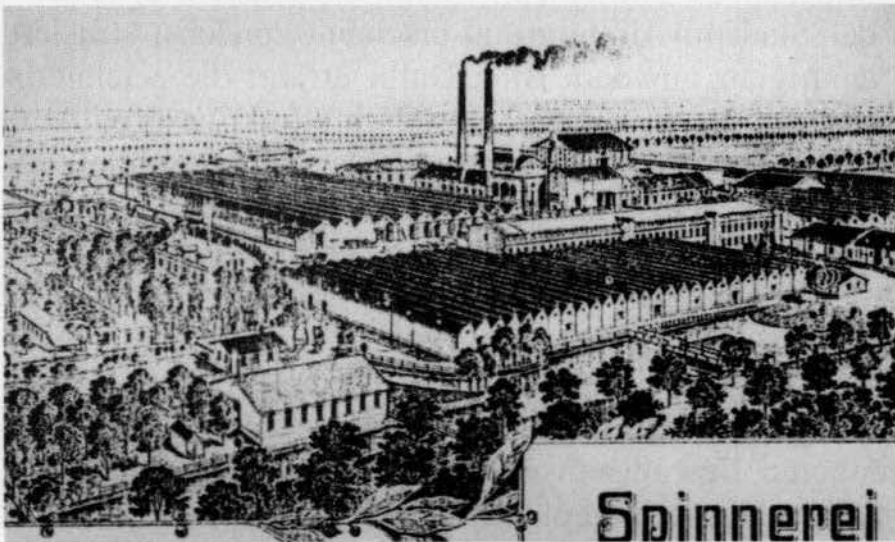
Doch Objektivität ist nicht das Ziel der Darstellung. Das zeigt sich mehr noch bei den größeren Fabrikanlagen in unserer Stadt, wie der Spinnerei und Weberei (Bild 53) oder der Zigarrenfabrik von Franz Kratzer (Bild 54).

Vor allem bei dieser Abbildung haben sich die Werbelithographen bemüht, die Fabrik größer und eindrucksvoller darzustellen, als sie in Wirklichkeit war. Der Gerberbach sieht eher wie die Kinzig aus. Der Unternehmer ist offenbar bemüht, mit einer „richtigen“ Fabrik in seiner Visitenkarte zu beeindrucken. Eine weit in den Hintergrund reichende Perspektive z. B. dehnt den Baukomplex; die Veränderung der Dimensionen macht, ebenso wie die Vergrößerung von Abständen, die Fabrikanlage großzügiger und weiträumiger. Daß die Stadtsilhouette nicht mehr mit der wirklich räumlichen Situation übereinstimmt, wird dabei problemlos hingegenommen. So dienen Architektur, Umgebung und szenische Ausstattung nur dem Zweck der Selbstdarstellung der Unternehmer: die Firmenansichten sind inszeniert.

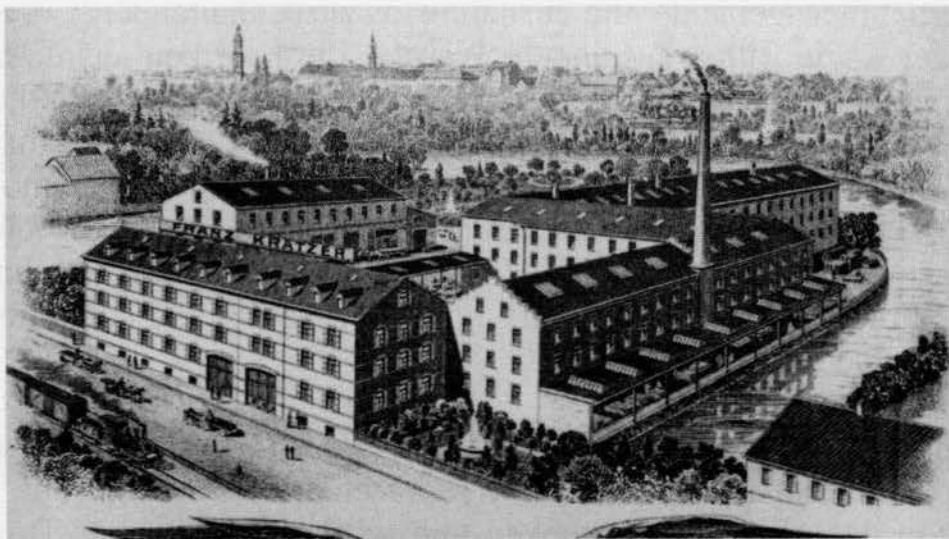
Dennoch ist der dokumentarische Wert sämtlicher Ansichten für die lokal- und wirtschaftshistorische Überlieferung und die Aufarbeitung der Industriegeschichte Offenburgs unumstritten.



*Bild 52: Maschinenfabrik Kaspar Martin, Zellerstraße 152*



*Bild 53: Spinnerei und Weberei Offenburg, Fabrikstraße 710–711 (erste Hausnummer)*



*Bild 54: Cigarrenfabrik Franz Kratzer, Badstraße 616 (erste Hausnummer)*

## *Der Baustil im Wandel*

Selbstverständlich sind sie aber auch, wie anfangs angedeutet, für die Architekturgeschichte unserer Stadt von großer Bedeutung. Dies gilt vor allem für diejenigen, bei denen sich im Lauf der Zeit nicht nur einzelne Bauelemente, sondern das Gesamtbild der ganzen Anlage verändert, meist durch Erweiterung. Ein gutes Beispiel stellt die Entwicklung des Briefkopfes des Email-Plakate-Werks C. Robert Dold dar, das innerhalb von 20 Jahren so expandiert, daß es die Darstellung seiner Werksgebäude in dieser Zeit gleich viermal ändern muß (Bilder 55–58).

Dabei ändert sich der Stil der Bildaussagen zunächst nicht: Die uns schon bekannte Präsentation der rauchenden Schornsteine bestimmt den Charakter der Fabrik, die um ihre Kerngebäude herum durch ein Pfortnerhaus, zwei neue Längshallen und einen zweiten Schornstein erweitert wird. Die Silhouette der Stadt im Hintergrund erscheint zunächst stilisiert und verschwindet dann ganz aus dem Bild. Dafür erfährt die zeichnerische Linie eine Straffung, das Bild wird ergänzt durch attraktive Produktbeispiele in Form von Emailschildern. Auf der letzten Darstellung schließlich erscheint das Firmengebäude selbst nur noch schematisch, ohne perspektivischen Bezug zu der es umgebenden Landschaft. Dafür spielt die Schrift, wie in früherer Zeit schon einmal, eine größere Rolle. Es erfolgt eine Beruhigung der Typographie zu sachlicher und auf einem Blatt einheitlicher Schriftart.

Diese Änderung in der grafischen Abbildung ist Ausdruck eines ab etwa 1920 erkennbaren Bewußtseinswandels, als die bis dahin selbstverständliche, von keinen Zweifeln geplagte Demonstration von Macht, Status und Leistung von Unternehmern zurückgenommen wird und einer nüchtern-sachlichen Selbstbeurteilung Platz macht: die illustrierten Briefköpfe zeigen die Unternehmensgebäude nun ausnahmslos zurückhaltender<sup>10</sup>. Auch werden wieder – wie früher auf andere Weise – die Fabriken aus ihrer realen Umgebung herausgelöst. Dies geschieht aber nun nicht mehr durch die Einbettung in eine idyllische Welt. Im Gegenteil, die Firmenansicht erscheint, wie im Fall der Glasplakatefabrik Offenburg (Bild 59), modellhaft typisiert. Das konsequente Endstadium erreichen dann die Ansichten des Emailplakatewerks von Boos und Hahn (Bild 60) sowie des Stahlbauwerks Gustav Müller (Bild 61), die nur noch ein auf eine Platte montiertes Modell abbilden.

Während die Firmenansicht wieder zu einem dekorativen Anhängsel wird, büßt der Briefkopf als Ganzes seine repräsentative Funktion ein. Er verzichtet nun darauf, zu beeindrucken und wird wieder primär Träger von Sachinformationen wie Name, Adresse, Telefonnummer, Kontonummer,



Bild 55: Aetz- und Emailwerke C. Robert Dold, Zellerstraße 45

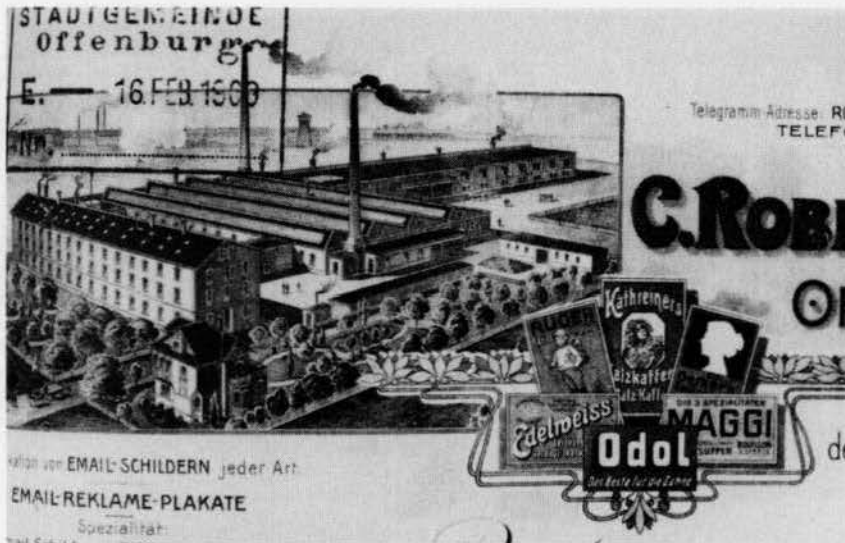


Bild 56: Aetz- und Emailwerke C. Robert Dold, Zellerstraße 45

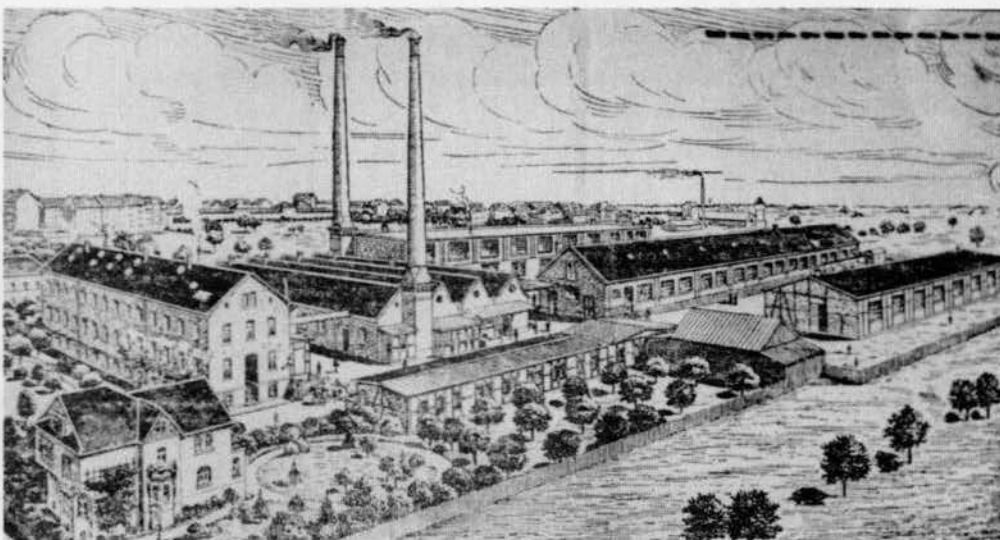


Bild 57: Aetz- und Emailwerke C. Robert Dold, Zellerstraße 45



Bild 58: Aetz- und Emailwerke C. Robert Dold, Zellerstraße 45

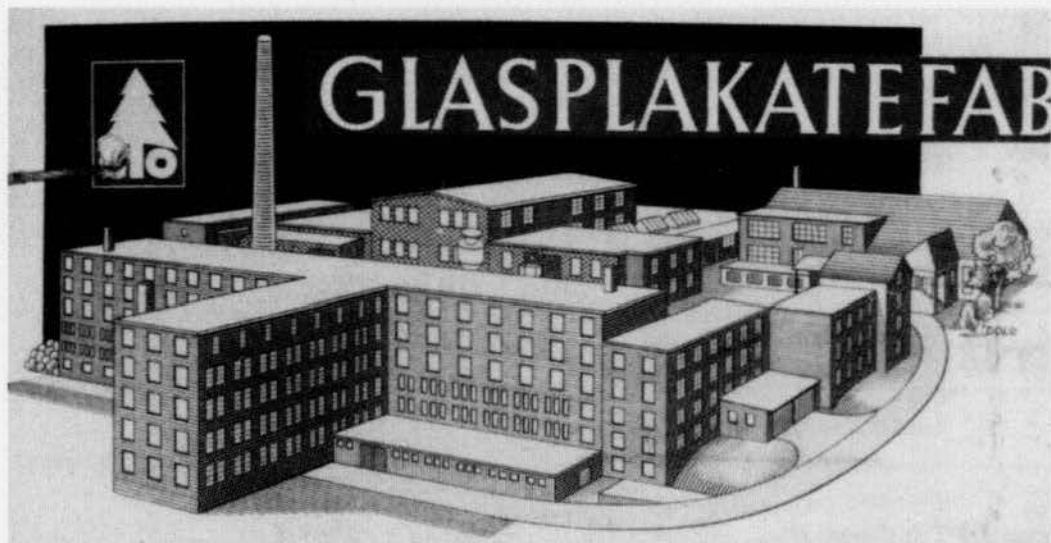


Bild 59: Glasplakatefabrik Offenburg, Fritz Borsi, Bühlerstraße 15–17



Bild 60: Emailierwerk, Plakatefabrik Boos & Hahn, Ortenberg



*Bild 61: Stahlbauwerk Gustav Müller, Englerstraße 1*

Korrespondenzzeichen usw. Die einst repräsentative Kraft der Firmenansicht ist verschwunden und mit ihr scheint auch die repräsentative Haltung überhaupt fragwürdig geworden zu sein.

Der Kreis hat sich geschlossen, aber die Aufgabe ist die gleiche geblieben. Ob als verschlüsselte Darstellung in Allegorie und Sinnbild, als ornamental verzierte, verschönerte Ansicht oder abgehobene, idealtypisierte, nüchterne modellhafte Nachbildung, das Werbesignet hatte zu jeder Zeit immer nur ein Ziel, den Firmen und Fabriken eine Aura zu vermitteln, die positiv auf Kunden wirkt.

#### *Anmerkungen*

- 1 Allein ca. zwanzig Festschriften im Offenburger Stadtarchiv (StAO), Bestand 13
- 2 Vgl. Michael Friedmann, Stadtarchiv Offenburg, Prospekt 1989
- 3 Vgl. Helmut Bönnighausen, Firmenansichten und Industriearchäologie, in: Fabrik im Ornament, Ausstellungskatalog, Münster 1980
- 4 John Lewis, Typographie. Grundlagen und Experimente, Ravensburg 1966, S. 88
- 5 Eine gute Kurzübersicht enthält: Heijo Klein, DuMont's kleines Sachwörterbuch der Drucktechnik und grafischen Kunst, Köln 1975
- 6 Vgl. Carl August Franke, Katechismus der Buchdruckerkunst und der verwandten Geschäftszweige, Leipzig 1856, S. 81
- 7 StAO, Adreßbücher: Alfred Geck, Alfred Reiff, Konrad Mechnig, Hugo Valdenaire
- 8 Vgl. Kurt Dröge, Zur Geschichte des Firmenbriefbogens als Geschäftsdrucksache im 19. Jahrhundert, in: Fabrik im Ornament, a. a. O., S. 65 ff.
- 9 Vgl. Leonard Herman, Die Heraldik der Wirtschaft. Geschichte, Gestaltung und Wirkung moderner Warenzeichen, Düsseldorf – Wien, 1971
- 10 Vgl. Claus Apel, Gestalt- und Aussagewandlungen des illustrierten Firmenbriefkopfes im 19. Jahrhundert, in: Fabrik im Ornament, a. a. O., S. 84 ff

# Hermann Hummel. Badischer Abgeordneter und Minister an einer Zeitenwende\*

*Von Lore und Hansmartin Schwarzmaier*

In seiner 1979 erschienenen Arbeit über den Liberalismus und die Geschichte der liberalen Partei in Baden beklagt Paul Rothmund im Zusammenhang mit der Großblockpolitik von 1905 die schlechte Quellenlage für die drei kleineren liberalen Gruppierungen<sup>1</sup>. Nur für die große Nationalliberale Partei „(ist) deren Archiv von 1903 bis 1920 erhalten. Für den Freisinn, die Demokraten und die Nationalsozialen sind keine Unterlagen zugänglich“<sup>2</sup>. Für die Demokraten jedoch hat das Generallandesarchiv Karlsruhe in den letzten Jahren neues Quellenmaterial aus dem Nachlaß des badischen Staatspräsidenten Hermann Hummel erwerben können. Es handelt sich dabei zum einen um die Memoiren



Hummels, die seine Tochter Marie-Luise Curtius in einer Kopie dem Archiv zur Verfügung gestellt hat, und zum zweiten um einen Karton mit Akten über die Parteiarbeit während der Landtagswahlen von 1909 und 1913, der zuvor ins Staatsarchiv Darmstadt gelangt war und von dort nach Karlsruhe weitergegeben wurde<sup>3</sup>. Beide Quellenkomplexe sollen im Folgenden vorgestellt werden, denn sie lenken das Augenmerk auf einen liberalen Politiker, der, in Lahr geboren, als Abgeordneter im Badischen Landtag den 26. Wahlkreis, zu dem Triberg, Hornberg, St. Georgen, Wolfach und Schiltach gehörten, seit 1909 vertrat. Die Leser dieser Zeitschrift wird besonders seine Arbeit für die Deutsche Volkspartei im Kinzigtal interessieren. Seinem Wahlkreis blieb er auch als späterer Minister und Staatspräsident verbunden.

Zunächst ein paar biographische Notizen<sup>4</sup>: Geboren 1876 als Sohn eines Lehrers am Gymnasium in Lahr, ist er aufgewachsen in Eppingen im Kraichgau, wo der Vater seit 1885 an der Realschule unterrichtete, und in Karlsruhe, wo der Sohn seit 1889 das Gymnasium besuchte und sein Abi-



tur ablegte, um anschließend an der TH Karlsruhe, den Universitäten Heidelberg, Freiburg und Straßburg Naturwissenschaften, also Mathematik, Physik, Chemie und Philosophie, für das höhere Lehramt zu studieren<sup>5</sup>. 1902 kam er als junger Lehrer an die Oberrealschule in Karlsruhe, schloß sich dort dem Geschichtslehrer Karl Heimburger an, der als Vorsitzender der Deutschen Volkspartei die linken Demokraten im Landtag vertrat und den jungen Kollegen mit der Politik und der Parteiarbeit in Berührung brachte<sup>6</sup>. Hummel engagierte sich im Reichstagswahlkampf von 1903 und in den Landtagswahlkämpfen von 1903 und 1905, um 1909 selbst in dem Wahlkreis zu kandidieren, in dem inzwischen seine Eltern wohnten, nämlich in Hornberg, und zog tatsächlich als siegreicher Abgeordneter in den Landtag ein<sup>7</sup>. Den Sitz im Landtag behielt Hummel, 1913 wiedergewählt, bis zum Ende der Monarchie, denn während der Kriegsjahre entfielen Neuwahlen. Den ersten Weltkrieg – er meldete sich 1915 freiwillig zum Militärmacht er an der Westfront und im Baltikum mit, bis er, ab Herbst 1917 als Offizier und Chemiker nach Berlin beordert, im Kriegsministerium der Abteilung Gaskampf unter Fritz Haber zugeteilt und mit Rüstungskontrollaufgaben betraut wird<sup>8</sup>. Nach der November-Revolution, die er krank in Berlin erlebt<sup>9</sup>, kehrt er am 12. November 1918 nach Karlsruhe zurück und wird sofort von der ‚vorläufigen Volksregierung‘ dem Kriegsminister Brümmer von der USDP als Stellvertreter beigegeben, sozusagen als militärische Fachkraft<sup>10</sup>. 1919 erhält er das Amt des Kultusministers, 1921 zusätzlich und turnusgemäß für ein Jahr das des badischen Staatspräsidenten. Ende 1922 scheidet er auf eigenen Wunsch aus dem badischen Staatsdienst aus und geht in die Industrie zur BASF, einem Rufe Carl Boschs folgend<sup>11</sup>. 1924 kandidiert er im Wahlkreis Halle und Magdeburg für den Reichstag, dem er bis 1930 für die DDP angehört<sup>12</sup>; 1938 emigriert er mit seiner Frau in die USA. Als amerikanischer Staatsbürger kehrt er 1951 nach Deutschland zurück, erkrankt 1952 jedoch schwer und stirbt am 13. November in Krefeld, dem Wohnort seiner Tochter.

Seine Erinnerungen hat Hummel nach seinem Ausscheiden aus dem Deutschen Reichstag aufgezeichnet und 1936 beendet, aber 1939 in den USA noch einige Abschnitte nachgetragen, die um die Frage kreisen, warum die erste deutsche Republik scheitern mußte und die Nationalsozialisten ans Ruder kommen konnten<sup>13</sup>. Die Zäsur von 1933 begrenzt auch den in den Memoiren beschriebenen Zeitraum. Über das Jahr 1932 führen sie nicht mehr hinaus.

Es gibt wenige Politiker von Rang, die nicht ihre Memoiren, Denkwürdigkeiten, Gedanken und Erinnerungen, geschrieben haben. Meist entstanden sie im Alter, wenn das politische Lebenswerk abgeschlossen war, und waren für die Veröffentlichung bestimmt<sup>14</sup>. Subjektiv und impulsiv – aber von

großer sprachlicher Prägnanz wie bei Bismarck und, ihm nicht unähnlich, bei Winston Churchill – zogen sie Bilanz, verteidigten die Notwendigkeiten ihres politischen Handelns und rechneten mit den Epigonen ab, mitunter so indiskret und sogar gehässig, daß Bismarcks dritter Band nicht hätte erscheinen sollen, ehe die Beteiligten alle tot waren. Sie retouchierten, beschönigten und fälschten, wie es Fürst Bülow tat, rechtfertigten den Weg, der ins Verhängnis führte, wie bei Bethmann-Hollweg und Papen, klagten an, sich selbst, wie Albert Speer, und andere, wie Brüning<sup>15</sup>. Auch in Baden gab es Memoiren: Adam Remmele schrieb sie als nüchternen Bericht über die Umsturzjahre 1918/19<sup>16</sup>, Prinz Max von Baden als leidenschaftliches politisches Credo<sup>17</sup>, Heinrich Köhler als Rechenschafts- und Finanzbericht über seine Zeit als Reichsfinanzminister<sup>18</sup>. Willy Hellpach knüpfte an hohe literarische Vorbilder an und erzählte in geistreicher Form über sein – so der Titel – „Wirken in Wirren“. Auf ihn ist noch zurückzukommen<sup>19</sup>.

Im gleichen Jahr wie Hellpachs erster Band erschien auch (1948) von Julius Curtius „Sechs Jahre Minister der deutschen Republik“, ein Kapitel deutscher Außenpolitik, faktengestützt und von hoher Objektivität<sup>20</sup>. Hermann Hummels Werk war offenbar nicht zur Veröffentlichung bestimmt, vielleicht auch deshalb, weil sich für ihn damals (1936) kein Verleger gefunden hätte. Was Hummel schreibt, stammt aus der Perspektive der noch nicht abgeschlossenen NS-Zeit angesichts der größten außenpolitischen Erfolge des nationalsozialistischen Deutschland. Wie es weitergehen würde, konnte er nicht wissen, und was er niederschrieb, geschah ohne Kenntnis der sich erst anbahnenden militärischen Abenteuer Hitlers, der Zerstörung Deutschlands und des Holocaust. Im Gegensatz zu den Werken derer, die nach 1945 alles schon vorher gewußt hatten und sich als Warner aufspielen konnten, trägt Hummels Werk den Charakter der Gleichzeitigkeit. Seine politischen Urteile und Analysen sind zeitgebunden, doch sie offenbaren auch die Klarheit seines Blicks. Dabei ging es ihm um die Sache. Persönliche Erlebnisse fließen nur selten ein, die familiären Dinge treten völlig in den Hintergrund – nur dort, wo ihn eine Krankheit verhinderte, die ersten Novembertage 1918 intensiv zu erleben, wird das Individuelle wichtig und ebenso bei der anschließenden abenteuerlichen Reise von Berlin nach Karlsruhe<sup>21</sup>.

Die Neugierde des Historikers, eine wichtige Triebkraft für seine Recherchen, sucht vergeblich nach Indiskretionen und Klatsch. Doch der Historiker ist befriedigt zu sehen, daß sich Hummel nicht allein auf sein Gedächtnis verläßt, das unzuverlässigste Instrument, das wir besitzen. Vielmehr objektiviert er seine Berichte durch das Zitat von Quellen. Die Abschiedsurkunde Remmeles vom 13. 11. 1922 zitiert er wörtlich: das erhaltene

Konzept in den badischen Ministerialakten des Generallandesarchivs zeigt, wie genau und buchstabengetreu er es wiedergibt<sup>22</sup>. Auch Hummels Regierungserklärung vom 24. Januar 1922 kann man in den badischen Landtagsprotokollen wörtlich nachlesen<sup>23</sup>, und ebenso eine Enquête von 1930 für den Reichstag über „Das deutsche Handwerk“<sup>24</sup> in den Reichstagsprotokollen. Für die Kriegserlebnisse in Frankreich bedient er sich der Feldpostbriefe an die Gattin, und er betont, wie er sich bemüht habe, die Erinnerung durch Heranziehung von Vergleichsmaterial aufzufrischen, durch Zeitungslektüre oder das Konsultieren der Landtagsprotokolle. Er gibt sich Rechenschaft darüber: „Aus der Zeit von 1905/06 besitze ich sehr wenig Aufzeichnungen. Beim Durchblättern alter Jahrgänge des „Badischen Landesboten“, des Parteiblatts und Schmerzenskindes der Partei, finde ich Berichte über Versammlungen im Lande, in welchen ich als Redner auftrat, und Artikel, die mein Zeichen tragen (00)“<sup>25</sup>. Zusammenfassend findet sich dann doch ein Satz über die Aufgabe des Miterlebenden und Mitgestalters vor der Geschichte: „Da die Kontroverse über Vorkriegspolitik, Kriegsführung, Zusammenbruch und Revolution das Bild einer wüsten Selbstzerfleischung des deutschen Volkes bietet, haben ich mich erst spät entschlossen, meine Meinung über diese Dinge zu sagen. Ich empfinde es aber als eine Pflicht, als einer derjenigen, welchen es vergönnt war, manches Vertrauliche zu sehen und als scharfer Beobachter bedeutsame Vorgänge miterlebt zu haben, kühl und ohne Ressentiments meine Auffassung dem bisher Veröffentlichten anzufügen. Wenn eine Entgiftung der Diskussion möglich wäre, könnte Vieles aus dieser jüngsten Vergangenheit der deutschen Geschichte gelernt werden, wenn auch bisher die Geschichte den Völkern nur selten Lehrmeisterin war“<sup>26</sup>. Wie wenig sie diese Aufgabe erfüllen kann, haben wir in der Zwischenzeit immer wieder erfahren, doch der scharfe Beobachter, als den sich Hummel bezeichnet, der als Chemiker gewohnt war, seine Schlüsse aus den Ergebnissen solider Analysen zu ziehen, hat uns viele zutreffende Dinge zu sagen. Sachwissen und Menschenkenntnis helfen ihm dazu.

Seine Freunde charakterisiert er kurz, aber treffend, so seinen Lehrer in Politik und Amt, Karl Heimbürger, der in der Tat seine Freiburger Dissertation von 1888 zum Thema einreichte: „Grammatische Darstellung der Mundart des Dorfes Ottenheim“, und von dem der junge Adlatus gelernt haben mag, dem Volks „aufs Maul zu schauen“<sup>27</sup>. Wie gut er dies konnte, beweist er in seiner hinreißend geschriebenen Beurteilung seines Wahlkreises Nr. 26 im Kinzigtal, ähnlich übrigens derjenigen, die der Volksschriftsteller und Landtagsabgeordnete Heinrich Hansjakob in seinen „Haslacher Leut“ beschreibt. Die mißtrauische und zurückhaltende Art seiner Landsleute, die er in Hornberg kennengelernt hat, charakterisiert er treffend mit den Worten des Pfiffersepp<sup>28</sup>: „Wisse se, Herr Hummel, ich glaub an nix,

net emol an dr Deifel. Awwer ich gang in d'Kirche und gang go bichte. Ich sag mir, ischs nix, drno schads nix, und ischs ebbis, drno hesch e kollisale Nutze drvun“. Derart, so fährt Hummel fort, „waren die Wähler. Dem Kandidaten war die Aufgabe gestellt, den Weg zu diesen rauhen Seelen zu finden, die keine übertriebene Hochachtung vor Gelehrsamkeit besaßen, aber ihre hergekommenen Formen geachtet wissen wollten.“ Mit nicht geringerer Wärme spricht Hummel von seinem Parteifreund Oskar Muser<sup>29</sup>, von Dr. Ludwig Haas<sup>30</sup> oder den Württembergischen Demokraten Friedrich Payer und Konrad Haussmann<sup>31</sup>, weniger achtungsvoll von dem national-liberalen Konkurrenten und späteren Parteifreund Hermann Dietrich oder den Zentrumspolitikern Joseph Wirth und Heinrich Köhler, denen er vorwirft, in den entscheidenden Jahren der Weimarer Zeit eine ihre Kräfte überfordernde Position eingenommen zu haben<sup>32</sup>. Hermann Dietrich ist er, wenn man dessen 1966 erschienener Biographie folgen darf, der sich Alex Möller in einem Aufsatz von 1979 angeschlossen hat, nicht gerecht geworden<sup>33</sup>. Doch zeigt sich dabei – und dies führt wieder in die Zeit vor dem 1. Weltkrieg zurück –, daß die Freundschaften nicht unbedingt der Parteiräson folgten, wie sich die Parteiorganisation überhaupt erst im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts zu verfestigen begann. Gewiß, zwischen Heimburger und Hummels Deutscher Volkspartei der badischen Demokraten, einer linksliberalen Vereinigung, und den Nationalliberalen, der regierenden Partei in Baden, damals unter Führung von Rudolf Obkircher und Karl Glockner stehend, bestand ein tiefgreifender Dissens, der schwer verstehen läßt, daß beide den Traditionen des badischen Liberalismus von 1830–1848 entsprungen waren, und auch nicht ahnen läßt, daß man sich 1918 zur DDP vereinigen würde, in Baden unter Führung von Hermann Dietrich und Hummel<sup>34</sup>.

Es ist nicht ganz einfach, den Weg der Liberalen nachzuvollziehen, den Hummel in seinen Erinnerungen plastischer und verstehender wiedergibt, als es die Handbücher der Parteigeschichte vermögen. Er beschreibt das Verhältnis der Abgeordneten zu ihren Wählern bzw., vor 1905, als in Baden noch das indirekte Wahlrecht bestand, zu ihren Wahlmännern, mit denen man sich am Abend der Wahl im Wirtshaus traf, um auf Kosten des Gewählten dessen Sieg zu begießen – wobei sich auch der Unterlegene mit seinen Wahlmännern einfinden mochte. Er beschreibt das Fehlen jeglichen Parteiapparates, eines innerparteilichen Informationsflusses und einer geordneten Kassenführung, von Mitgliedsbeiträgen und Mitgliedsversammlungen ganz zu schweigen<sup>35</sup>. Erst vor diesem Hintergrund begreift man die Wirkung der Einzelpersönlichkeit, deren Integrität und Unabhängigkeit groß, da kaum von finanziellen Interessen bestimmt gewesen sei. Der Fachkompetenz der Abgeordneten stellt Hummel ein gutes Zeugnis aus, und dies bestätigt sich, wenn man weiß, daß es im badischen Landtag

# Wähler des 26. Land- tagswahlkreises.

## Männer des Schwarzwaldes!

Die **Deutsche Volkspartei** hat den Wählern des ganzen Wahlkreises in reichem Maße Gelegenheit gegeben, ihr Programm und die Anschauungen ihres Kandidaten/des Professors

### Hermann Hummel

kennen zu lernen.

Es ist von je unser Wunsch und unser Ziel gewesen, in der breitesten Öffentlichkeit unsere Werbetätigkeit zu entfalten, damit jeder Wähler sich mit den Richtlinien unserer Politik vertraut machen kann.

Nun ist die Zeit des Zauderns vorüber. Morgen soll das badische Volk, als erstes der Bundesstaaten, klipp und klar bekunden, ob es mit der Reichsfinanzreform des schwarzblauen Altes einverstanden ist, ob es gewillt ist, fortan wie früher auf fortschrittlichen Bahnen zu schreiten oder unter dem Joch des konservativ-kerikalen Bruderpaars. Fürwahr/ die Zeit des Beiseitestehens ist vorbei.

Wer will, daß der 26. Wahlkreis im Landtag von einem Manne vertreten wird, der einen weiten Blick hat, der verwachsen ist mit den Interessen der gesamten Bevölkerung, der Landwirtschaft und Gewerbe, Handwerk und Arbeiterschaft, das ganze Bürgertum zu fördern bestrebt ist, der allzeit unerschrocken und energisch für die Rechte des Volkes eintritt, der wähle morgen den

### Kandidaten der Volkspartei

## Professor Hermann Hummel aus Karlsruhe.

Die demokratische Partei

# Wähler des sechszwanzigsten Landtagswahlkreises!

Das wichtigste Recht des Staatsbürgers ist sein Wahlrecht zu den Parlamenten und öffentlichen Körperschaften. Damit ist jedem die Möglichkeit gegeben, die Gesetzgebung und Verwaltung durch seinen Willen zu beeinflussen.

Die Volkspartei will, daß der Einfluß des Volkes auf die Gesetzgebung und Verwaltung immer stärker werde, und verlangt daher die Verbesserung aller Wahlrechte, deren Ausübung noch nicht jedem in gleichem Maße direkt und durch das geheime Verfahren gestattet ist. Bürgermeister und Gemeinderäte sollten direkt durch die Bevölkerung gewählt werden.

Wir verlangen Beibehaltung der Schöffengerichte und eine größere Herbeiziehung aller Bevölkerungstriebe zu den Ämtern von Schöffen und Geschworenen, Vereinfachung und Verbilligung des gerichtlichen Verfahrens und Zustellungswezens.

Auf dem Gebiet der Schule wollen wir die Hebung der Volksbildung in erster Linie durch Schaffung und Erhaltung einer guten Volksschule, in der alles Entbehrliche ferngehalten, in der aber das zum modernen Kampf ums Dasein notwendige ohne überflüssigen Zeitaufwand gelehrt wird.

Der Religionsunterricht soll nicht, wie unsere Gegner von uns sagen, aus der Schule entfernt, sondern vollständig durch die Geistesfreiheit erteilt werden, wodurch auf der einen Seite eine Ersparnis an Lehrermaterial eintreten würde, auf der anderen Seite für die Lehrer mehr Zeit zu andern, auch nicht unwichtigen Unterrichtsgegenständen gewonnen würde. Wir verlangen die Aufnahme der Lehrer in den staatlichen Gehaltstarif.

Der Staat soll durch Unterstützung aller, nicht nur der armen Landgemeinden, auf dem Gebiete der Schule es ausgleichen helfen, daß die Bevölkerung der großen Städte viel bessere Bildungsmöglichkeiten besitzt.

Auf religiösem Gebiet verlangen wir vollständige Duldsamkeit des Staates allen religiösen Bestrebungen gegenüber. Keiner soll wegen seiner Konfession oder wegen seiner religiösen Anschauungen zurückgesetzt werden, auch nicht der seine eigenen Wege geht. Der Staat soll auf das kirchliche Leben nicht einwirken, sondern ihm volle Freiheit lassen. Dafür sollen die Konfessionen auf Staatsbeihilfe verzichten und ihren Aufwand direkt decken, statt auf Umweg über die Staatssteuer. Dem Staatsbürger kann es gleichgültig sein, ob er den jezt auf den Staat entfallenden Anteil auf dem Staatssteuerzettel oder auf dem Kirchensteuerzettel findet. Der Staat soll der Kirche ihre Freiheit lassen, die Kirche dem Staat. Dann wird auch wieder religiöser Friede eintreten.

Auf dem Gebiet des Verkehrs verlangen wir Selbstständigkeit unserer Eisenbahnen, Einführung des Zweipennig-Tarifs der Personenzüge, auch für Schnell- und Stützzüge, oder wenigstens Wiedereinführung des Kilometerbestes, Ausbau unseres Eisenbahnnetzes ohne übergroße Aengstlichkeit, Kündigung der Güterwagengemeinschaft, damit wir wieder unser gutes Güterwagenmaterial erhalten, gute Entlohnung und gesetzliche Regelung sowie Verkürzung der Arbeitszeit, insbesondere der hartarbeitenden Eisenbahnarbeiter.

Auf dem Gebiete der Verwaltung soll mit dem Polizeigeld aufgeräumt werden. Zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung sind allerdings Strafen nötig.

Es soll aber aufgeräumt werden mit der Massenproduktion von Strafverfügungen, wie sie jezt üblich ist. Es soll verboten werden, die dienstliche Tüchtigkeit der Polizei und Gendarmeriebeamten nach der Anzahl der erstatteten Meldungen zu beurteilen. Den Gemeinde- und Kreisverwaltungen soll mögliche Selbstständigkeit gelassen werden.

Fluß- und Straßenbau soll in ähnlichem Sinn wie das Verkehrswesen ausgestaltet werden, unter tatkräftiger Beihilfe des Staats zu den Gemeinden und Kreisen erwachsenden Kosten dort, wo die Verhältnisse besonders ungünstig liegen.

Es sollen auf dem Rhein und den übrigen Flüssen keine Schiffsabgaben erhoben werden, weil das eine Verteuerung und Erschwerung, insbesondere des Holz-, Kohlen- und Getreideverkehrs bedeuten würde, an dem wir mehr zu tragen hätten als die übrigen Bundesstaaten.

Durch Regelung des Submissionswesens soll es in erster Linie dem soliden Handwerk ermöglicht werden, Lieferungen für Staat und Gemeinde zu übernehmen. Es soll darauf hingewirkt werden, daß Staat, Gemeinde und Private ihrer Aufgaben gegen die Lohnarbeiterschaft in wahrhaft sozialem Sinne gerecht werden. Das Vereinigungsrecht der Arbeiter muß gegen Uebergriffe sichergestellt werden.

Der Staat soll sich den Aufgaben gegenüber der Landwirtschaft bewußt bleiben. Landwirtschaftliche Fachschulen, Anpflanzung von Gewächsen, Zucht von nutzbringenden Tieren sollen in weitestem Maße gefördert werden. Durch mögliche Rücksichtnahme bei militärischen Dienstleistungen sollen der Landwirtschaft nicht unnötigerweise Arbeitskräfte entzogen werden. Der Staat soll das Bestreben, sich auf dem Land anzusiedeln und dort zu verbleiben durch gute Verkehrsmittel, durch Unterstützung der Bestrebungen, die verhindern wollen, daß allzuviel Land in Hände gelangt, aus denen es die Bauern nicht mehr erhalten können, fördern, damit die Landwirtschaft genügend Arbeitskräfte erhält.

Den Bauern wird empfohlen, sich zu Bauernorganisationen unter bäuerlicher Leitung zusammenzuschließen, um so in der Lage zu sein, ihre Bestrebungen mit dem nötigen Nachdruck verfolgen zu können.

Der Staat soll auch in schlechten Zeiten nicht übertriebene Sparmaßnahmen wälten lassen. Gespart soll nur dort werden, wo dadurch nicht wichtige Interessen der Bevölkerung verletzt werden. Gespart könnte werden durch Vereinfachungen des Staatsbetriebs, Aufhebung von solchen Behörden, deren Aufgaben von anderen mitbeforgt werden könnten.

Der Staat soll die großen für diese Aufgaben nötigen Summen durch eine gerechte Art der Besteuerung aufbringen, die Mittelstand und Gewerbe entlastet und die größeren Vermögen und Einkommen stärker heranziehen würde.

Wer will daß im Landtag ein Mann sitzt, dem Förderung von Handel und Gewerbe, Landwirtschaft und Verkehr am Herzen liegt, der unerschrocken für die Rechte des Volkes eintritt, der wähle am 21. Oktober den Kandidaten der Volkspartei

Professor Hermann Hummel  
aus Karlsruhe.

Der Wahlausdruck der Volkspartei des sechszwanzigsten Landtagswahlkreises.

unüblich, ja geradezu untersagt war<sup>36</sup>, vorgefertigte Reden abzulesen. Und doch bezeugen die Landtagsprotokolle das hohe Niveau der Debatten, die erst im Zeichen der Nationalsozialisten „Schlagfertigkeit“ an die Stelle der Argumente setzten, wie die Prügelszenen der radikalen Gegner im badischen Landtag zeigen. Doch auch innerhalb der eigenen Partei gab es Meinungsverschiedenheiten wie etwa bei Oskar Muser, der sich für Pazifismus und Frauenstimmrecht einsetzte, als seine Parteifreunde dies noch entschieden ablehnten. Auch Hermann Hummel war übrigens der Auffassung, die Frauen hätten nicht zur Verbesserung der politischen Kultur beigetragen, als ihnen das aktive und passive Wahlrecht zuerkannt wurde, womit er die Situation sicherlich falsch einschätzte<sup>37</sup>.

Hummel ist in einem interessanten Augenblick in die badische Politik eingetreten. Zentrum und Sozialdemokratie waren in der Gunst der Wähler auf dem Vormarsch, und die regierende Partei der Nationalliberalen mußte um ihren Führungsanspruch fürchten. Die Wahlrechtsreform von 1904, für Baden mit der Schaffung neuer Wahlkreise und dem direkten Wahlrecht verbunden, ließ die Möglichkeit einer Zentrumsmehrheit aufscheinen und brachte ein Wahlbündnis zustande, das als der badische „Großblock“ berühmt geworden ist<sup>38</sup>. Die liberalen Parteien (Freisinn, Demokraten und Nationalliberale), die sich schon im Vorfeld abgesprochen hatten, gingen in der Landtagswahl von 1905 mit den Sozialdemokraten zusammen, indem sie in den einzelnen Wahlkreisen denjenigen Kandidaten der einen oder der anderen Partei begünstigten, der in der Lage war, über den Zentrums-kandidaten zu siegen. Die Sozialdemokraten wurden als das geringere Übel angesehen, um die völlige Machtübernahme der katholischen Partei zu verhindern. Dies klingt heute weniger grundsätzlich, als es damals gewesen ist, doch kennzeichnet es gleichermaßen den Weg der Arbeiterklasse zu politischer Akzeptanz wie die fundamentale Gegenposition der Liberalen zur katholischen Volkspartei. Hummel schließt sich dem an, wenn er das Zentrum seinem Wesen nach als undemokratisch und der Demokratie unfähig ansieht. In der Tat hatten gerade die Abgeordneten schwer darunter zu leiden, daß die katholische Mehrheit der ländlichen Bevölkerung Badens beim sonntäglichen Kirchgang auf ihr Wahlverhalten eingeschworen wurde, was regelmäßig zu Wahlanfechtungen führte<sup>39</sup>.

An diesem ersten Wahlkampf mit direktem Wahlrecht und Großblockbündnis hat sich Hummel mit Vehemenz beteiligt und dabei so viel Popularität gewonnen, daß ihm 1909 der 26. Wahlkreis die Kandidatur für die Deutsche Volkspartei anbot<sup>40</sup>. Daß sein starkes Engagement bei einer betont linken Partei seine Ernennung zum Professor im Jahr 1906 nicht verzögerte oder gar verhinderte, sieht er als Beweis an „für das hohe Mass von politischer Unvoreingenommenheit, welche in jenen Jahren in der badischen Verwaltung herrschte“, da die „Beurteilung meiner dienstlichen

Tätigkeit keine Einschränkung erlitt durch den Radikalismus meines politischen Auftretens. Ich wurde im Gegenteil mehreren Jahrgängen dienstlicher Mitarbeiter vorgezogen“<sup>41</sup>. Freilich war dies nicht allenthalben so. Er selbst erzählt, daß es den Offizieren der Offenburger Garnison verwehrt war, mit dem dortigen demokratischen Abgeordneten Oskar Muser zu verkehren, und der Freisinnige Frühauf habe in dem schwarzen Bruchsal vergeblich versucht, in den Zirkel der Honoratioren aufgenommen zu werden<sup>42</sup>. Auch Hummel war damals in eine Denunziationsaffäre verwickelt, die einigen Staub aufwirbelte und die schließlich dem Ministerium zuge tragen wurde. Der Landtagsabgeordnete Professor Hummel habe, so stand es in der katholischen Presse, im Sommer 1910 im Gasthaus Rößle in Schiltach eine öffentliche Versammlung abgehalten, um Rechenschaft über seine Tätigkeit im Landtag abzulegen<sup>43</sup>. Er habe dies, so schreibt der „Badische Beobachter“, ein Zentrumsblatt, vor den Bildern von Hecker und Struve getan, der Revolutionäre von 1848 also, die er in seiner Rede als „nachahmenswerte Vorbilder, als Männer der Tat und als Vorkämpfer der Freiheit“ bezeichnet habe. „Der gutgesinnte Teil des Volkes“, so fährt das Blatt fort, „frage sich mit Recht, wie ein Großherzoglicher Staatsbeamter sich dazu versteigen könne“. Hummel wies diesen Vorwurf zurück; es stellte sich dann heraus, daß in Schiltach das bekannte Bild „10 Abgeordnete der 2. badischen Kammer 1848“, eine Lithographie, aufgehängt worden war, unter denen sich auch Itzstein und Hecker befanden. Das Ministerium begnügte sich schließlich mit einem Bericht des Großherzoglichen Amtsvorstandes in Wolfach, der u. a. schreibt: „Hummel soll in seinem Vortrage vieles an der jetzigen Regierung und ihrer Tätigkeit getadelt haben. Das ist bei ihm nichts Außergewöhnliches. Täte er das nicht, wären vermutlich seine Versammlungen weniger besucht. Im Verlaufe seiner Rede habe er auf die Bilder hingewiesen und jene 48er als Vorkämpfer der Freiheit bezeichnet. Zur Revolution habe er nicht aufgereizt“ ... Und er schließt: „Ich darf annehmen, daß mir die Sache früher bekannt geworden wäre, wenn die Worte Hummels einen aufreizenden Charakter gehabt hätten, denn Herr Bürgermeister Ziegler von Schiltach, Mitglied des Bezirksrats, pflegt mir über die Tätigkeit des Herrn Hummel im oberen Amtsbezirke ziemlich regelmäßig Mitteilungen zu machen.“ Es gab also auch in Baden durchaus Denunzianten und Informanten, deren im konservativ-monarchischen Sinne abgefaßte Berichte indessen einen jungen Liberalen und republikanisch gesinnten Abgeordneten nicht in seinem Fortkommen hinderten. Über die beiden Großherzöge Friedrich I. (gest. 1907) und Friedrich II., vor allem aber über den hochgeschätzten Prinzen Max von Baden hat Hummel übrigens sehr zutreffend geurteilt, ganz im Sinne des Sozialdemokraten Anton Geiss, der im Januar 1919 warme Worte für den zurückgetretenen Monarchen fand, dem er guten Willen und Verfassungstreue bescheinigte<sup>44</sup>. Weniger glimpflich verfährt Hummel mit Kaiser Wil-



helm II.; die Beurteilung seines „persönlichen Regimentes“ in der Bülow-Ära kehrt 1948 in dem Titel des berühmt gewordenen Buches von Erich Eyck<sup>45</sup> wieder.

Dieses aus den Memoiren gewonnene Bild von Hummels Arbeit in Wahlkreis, Partei und Landtag erhält nun noch schärfere Konturen mit Hilfe der neu erworbenen Akten<sup>46</sup>: Neben Zeitungsausschnitten und Wahlplakaten, welche die im Wahlkampf 1909 verwendeten Argumente und Strategien erkennen lassen, enthalten sie vor allem die Korrespondenz des gerade eben 1908/09 eingerichteten Parteibüros bzw. des neuen Parteisekretärs und auch Hummels selbst mit den demokratischen Vereinen des 26. Wahlkreises, die vor Ort die politische Agitation organisierten. In diesem Briefwechsel geht es zunächst um die Listen der in den einzelnen Gemeinden wahlberechtigten Männer – Frauen hatten ja kein Stimmrecht, ebensowenig wie aktive Soldaten oder Leute, die gerade in einem Konkursverfahren steckten, mit ihrer Steuerzahlung im Rückstand waren, oder gar Armenunterstützung erhielten<sup>47</sup>. Ein Muster einer solchen angeforderten handschriftlichen Abschrift einer Wählerliste liegt bei, ohne daß gesagt ist, um welche Gemeinde es sich handelt. Der Name des darin verzeichneten Bürgermeisters, die Nennung des Vogtsbauernhofs und einiger Weiler wie Sulzbach lassen aber auf Gutach schließen, wenn auch ein Vergleich mit den statistischen Mitteilungen von 1909 und der dort genannten Zahl der Wahlberechtigten in Gutach zeigt, daß die Liste unvollständig sein muß. Auf alle Fälle ist sie unsystematisch und mehrfach ergänzt<sup>48</sup>. Sozialgeschichtlich interessant sind die hinter den Namen vermerkten Berufe, die eine Vorstellung von den Leuten geben, mit denen die Wahlkämpfer zu tun hatten. Es sind Bauern, Handwerker, Bahn- und Postbedienstete, Tagelöhner, Fabrikarbeiter, Steinklopfer, Holzhauer, Fuhrleute, Händler, Kaufleute, darunter drei Holzhändler, mehrere Gastwirte, aber natürlich auch der Dekan, der Lehrer, Ratschreiber und Bürgermeister der Gemeinde. Die Sorgen dieser überwiegend kleinen Leute also muß ein erfolgreicher Wahlkämpfer ansprechen.

Doch zuvor fragt sich der heutige Leser dieser Korrespondenz, wieso der Besitz der Wählerlisten für die Partei so wichtig war, daß der Parteisekretär in den Rathäusern die Abschriften unermüdlich anmahnte und auch die Arbeit der Abschreiber bezahlte. Den Grund verrät nicht nur ein Blick ins Wahlgesetz<sup>49</sup>, sondern, noch genauer, ein Brief des Parteisekretärs Otto Ernst Sutter vom 15. 10. 1909 an die örtlichen Wahlausschüsse bzw. Vorsitzenden der demokratischen Vereine<sup>50</sup>. Offensichtlich hatten die Parteien damals noch sehr viel mehr Anteil an der Organisation des eigentlichen Wahlvorgangs als heute, denn sie waren es, die die Stimmzettel druckten und jedem Wahlberechtigten ins Haus schickten. Im

Wahllokal Stimmzettel auszugeben, war sogar ausdrücklich verboten. Jede Partei sandte also in jedes Haus einen (oder mehrere) Stimmzettel mit dem Namen ihres Kandidaten. Der Wähler nahm dann den favorisierten Stimmzettel mit ins Wahllokal, vor dem ihm ein Wahlhelfer ein amtlich abgestempeltes Kuvert in die Hand drückte. In der Wahlkabine steckte nun der Wähler seinen Stimmzettel in diesen amtlichen Umschlag und warf ihn danach in die Wahlurne. Sicherheitshalber postierten die Parteien aber zusätzlich noch Zettelverteiler und Kontrolleure vor das Wahllokal und organisierten auch Schlepperdienste, um die säumigen potentiellen Wähler zur Wahlurne zu befördern. Dieser Vorgang setzte natürlich ein reines Mehrheitswahlrecht voraus, ist aber doch auch ein Indiz, an dem abgelesen werden kann, wie viele früher delegierte Aufgaben die öffentliche Hand heute an sich gezogen und wie sehr die staatliche Bürokratie inzwischen gewachsen ist.

Die übrige in Hummels Akten erhaltene Korrespondenz dreht sich um die Organisation von Wahlveranstaltungen, z. B. um ein Sommerfest am 8. August 1909 im Löwen in Gutach, wo neben Musik und gemeinsamen Liedern wie „Freiheit, die ich meine ...“ und „Noch ist die Freiheit nicht verloren ...“ der Kandidat Hummel und ein auswärtiger Wahlkampf helfer über die politische Lage sprechen sollten<sup>51</sup>. Oder es geht um die Gewinnung von Wahlrednern aus den Reihen der württembergischen Parteifreunde – so haben die Reichstagsabgeordneten Friedrich Payer und Konrad Haussmann Wahlkampfhilfe für Hummel geleistet – oder auch um Berichte über Wahlversammlungen der Konkurrenz, die Zusammensetzung des dort vertretenen Publikums und das Maß an Beifall, der dem nationalliberalen oder konservativen Redner zuteil geworden ist.

Über die Themen des Wahlkampfes geben, wie gesagt, die Zeitungsausschnitte und Wahlaufrufe Auskunft<sup>52</sup>. Sie sind in der Tat auf die Nöte und Bedürfnisse der kleinen Leute, die den Hauptbevölkerungsanteil dieses Wahlkreises ausmachen, zugeschnitten. Die Auseinandersetzung mit dem Hauptgegner Zentrum und Konservative kreist daher vor allem um die Steuerpolitik des Reichs, die sich in der gerade verabschiedeten Reichsfinanzreform niedergeschlagen hat<sup>53</sup>. Im Reichstag hatten nämlich das Zentrum und vor allem die preußischen Großagrarien in der Konservativen Partei eine gerechtere Besteuerung der Besitzenden verhindert und die nötigen Einnahmen für das Reich ganz auf indirekte Steuern verlagert. Tabaksteuer, Branntweinsteuer, Stempelsteuer bei Grundstücks- und Immobilienverkäufen etwa belasteten den kleinen Mann in den Schwarzwalddörfern vergleichsweise härter als die begüterten Schichten. Den nationalliberalen Konkurrenten behandelten die demokratischen Wahlkämpfer pfleglich in der Erwartung, bei der Stichwahl auf die Zusammenarbeit mit ihm

angewiesen zu sein. Außerdem deuteten schon bald alle Anzeichen beim Wähler darauf hin, daß der nationalliberale Kandidat kein ernsthafter Konkurrent für Hummel sein würde. Auch sein Wahlprogramm unterschied sich nur wenig von dem Hummels; hier wie dort wurde dem „schwarz-blauen Block“ aus Zentrum und Konservativen die Schuld an der unsozialen Steuerpolitik bei der Reichsfinanzreform zur Last gelegt. Aber die nationalen Töne im nationalliberalen Wahlauf Ruf: ‚in Treue fest, treu zu Kaiser und Reich, zu Fürst und Vaterland sei unsere Parole‘ beeindruckten die Leute vom Schlage des schon erwähnten Pfiffersepp offensichtlich sehr viel weniger als Hummels Versprechen, sich um den Ausbau der Eisenbahnverbindung in seinem Wahlkreis, um günstigere Fahrpreistarife, überhaupt um die Verkehrsinfrastruktur zu kümmern<sup>54</sup>, die Belange der Landwirtschaft und des Handwerks zu vertreten und sich für eine bessere Volksbildung und gute Volksschule einzusetzen. Bahnangestellte tauchen in der erhaltenen Wählerlistenabschrift ja verhältnismäßig zahlreich auf. So erhielt denn auch der nationalliberale Konkurrent nicht einmal die 15 % der Stimmen, die ihn für die Stichwahl qualifiziert hätten<sup>55</sup>, und da Konservative und Zentrum ihren gemeinsamen Kandidaten im zweiten Wahlgang zurückzogen, um eine weitere Blamage zu vermeiden, wurde Hummel mit den Stimmen der vereinten liberalen Gruppierungen und der Sozialdemokraten ohne Gegenkandidaten zum Landtagsabgeordneten gewählt. Im Landtag hat sich Hummel dann tatsächlich auf Eisenbahnfragen spezialisiert, so daß er sogar in den Landeseisenbahnrat berufen wurde<sup>56</sup>, arbeitete sich aber auch in Finanz- und Steuerfragen ein und „bestritt die Kulturdebatten“ für seine Fraktion.

Zu den Kriegslandtagen erhielt er Urlaub von der Front wie seine Kollegen auch, etwa Ludwig Haas oder der sozialdemokratische Abgeordnete Ludwig Frank, der jedoch schon 1914 in Frankreich gefallen ist<sup>57</sup>. Die Abgeordneten legten, soweit sie kriegsdiensttauglich waren, Wert darauf, nicht geschont zu werden, und Ludwig Haas hat später vehement darauf hingewiesen, daß gerade die jüdischen Abgeordneten ihre soldatische Pflicht getan hätten. Über den damals 40jährigen Frank schreibt Hummel<sup>58</sup>: „Ludwig Frank war mein engerer Landsmann, er stammte aus Kippenheim bei Lahr, wo sein Vater, der „alt Moischele“, ein Handelsgeschäft trieb ... Hochbegabt, bestechender Redner und Gesellschafter war er eine richtige Führernatur. Ihm wäre es gegeben gewesen, die soziale und stimmungsmäßige Kluft zu überbrücken, welche Sozialismus und die übrigen Volksschichten im kaiserlichen Deutschland so verhängnisvoll voneinander schied. Da er als Jude die Qualifikation zum Offizier nicht besaß, rückte er als Unteroffizier bei der Mobilmachung ein und fiel nach kurzer Zeit bei Baccarat. Es ist keine leere Phrase, wenn man seinen Tod als beklagenswerten Verlust für Deutschland bezeichnet.“ Zwei seiner Begegnungen im

Kriege sind festzuhalten: diejenige mit Fritz Haber, mit der er 1918 Briefe gewechselt hat, die er im Wortlaut wiedergibt, und über Haber wohl auch mit Carl Bosch, dem Freund und Vorbild seiner späteren Zeit, zwei Chemikern also, die einen entscheidenden Beitrag zur Kriegswirtschaft wie zur Rüstungspolitik im 1. Weltkrieg geleistet haben. Es scheint, daß Hummel in ihnen Gesprächspartner gefunden hat, die, aus ihrem naturwissenschaftlichen Denken heraus, die politische Lage besser zu beurteilen vermochten als die Politiker oder gar die Militärs<sup>59</sup>.

Hermann Hummel erlebte die Revolution, nach überstandener Krankheit, in Berlin und kehrte am 12. November nach Karlsruhe zurück, wo sich die provisorische Regierung bereits gebildet hatte. In einer Allparteienregierung stand, mit Hermann Dietrich, auch ein Außenminister, und mit dem aus dem Arbeiter- und Soldatenrat hervorgegangenen Johann Brümmer, USDP, war ein Kriegsminister bestellt worden, beides Reichsfunktionen, die Baden in dieser Übergangszeit an sich gezogen hatte<sup>60</sup>. Mit Brümmer band man einen revolutionären Linken an entscheidender Stelle in die Regierung ein, gab ihm, dem wenig versierten und mit dem politischen Geschäft nicht vertrauten Neuling, einen um so gewiefteren Stellvertreter, dessen kämpferischer Natur und Durchsetzungsvermögen man vertraute: Hermann Hummel. Seine Arbeit an der Seite Brümmers, in Wirklichkeit dessen Entscheidungen bestimmend, beschreibt Hummel in seinen Memoiren, zugleich aber auch in einem Rechenschaftsbericht, den das badische Staatsministerium von ihm, den Sozialdemokraten Remmele, Geiss und Marum und von Heinrich Köhler angefordert hatte<sup>61</sup>. Memoiren und Rechenschaftsbericht weichen in einigen Dingen voneinander ab, was nicht nur daher kommt, daß der Rechenschaftsbericht 1918, das Memoirenwerk 1936 geschrieben wurde, vielmehr auch deshalb, weil das eine offiziell, das andere für den Privatgebrauch abgefaßt war. Doch zeigt gerade der Vergleich beider Quellen, wie schwer sich unmittelbar danach die Lage beurteilen ließ, die man 15 Jahre später besser durchschaute, zumal man nun wußte, wie die Sache ausgegangen war. Zunächst jedenfalls war, im November 1918, ein seltsames politisches Kräftespiel entstanden, in dem man nicht wußte, wer die Oberhand behalten würde. Die Arbeiter- und Soldatenräte in ihrem revolutionären Elan improvisierten auf lokaler Ebene, also in den Städten, in denen sie die Schlüsselpositionen besetzt hielten, eine Ordnung, die auf eine totale Machtübernahme hinzielte<sup>62</sup>. Parlamentarier und Beamten, die mit wenigen Ausnahmen in ihren ehemaligen Ämtern blieben und die ihnen zugefallenen Kompetenzen mit Hilfe des bestehenden Staatsapparates – einschließlich Polizei und Eisenbahn – weiterzuführen versuchten, blickten zugleich verängstigt auf die Revolutionäre und versuchten, sie mit den Minimalforderungen des gewohnten Verwaltungsstils vertraut zu machen. Und als dritte Kraft bestand das Militär, die in

Karlsruhe stehenden Garnisonen einschließlich Verwaltungsapparat und Lazaretten und den von der Front zurückströmenden Kampftruppen, die in die Kasernen geführt und dort versorgt werden mußten. Teile von ihnen waren zu den Revolutionären übergegangen, andere standen in voller Ordnung und unter Waffen und warteten auf ihre Auflösung, ein Kontingent, dessen man sich bedienen konnte<sup>63</sup>.

Daß man Hummel für geeignet hielt, an der Seite Brümmers das Militär in die traditionelle Ordnung zurückzuführen, hing nicht nur mit seinen geschilderten Charaktereigenschaften zusammen. Vielmehr schien man zu wissen, daß sein früher gefürchteter politischer Radikalismus vor der roten Revolution halt machte, und da er als Offizier aus dem Krieg zurückkehrte, traute man ihm genügend Sachverstand zu, der Lage Herr zu werden. In der Tat ließ Hummel von Anfang an keinen Zweifel daran, daß er die Macht der Arbeiter- und Soldatenräte zu brechen gedachte, und später hat er noch entschiedener betont, für wie verhängnisvoll er die Novemberrevolution ansah. Zweifellos hat er recht, wenn er meint, daß es die Aufgabe von Reichsregierung und Oberster Heeresleitung gewesen wäre, zu einem vernünftigen Waffenstillstand und anständigen Friedensbedingungen zu kommen<sup>64</sup>. Doch gerade die letztere hat damals versagt und hat der Reichsregierung keinen Verhandlungsspielraum mehr gelassen. Der überstürzte Waffenstillstand kennzeichnet, daß Front und Heimat am Ende waren, und die auch bei Hummel anklingende Dolchstoßlegende hätte eigentlich gar nicht aufkommen dürfen. Die Ereignisse in Baden vom November 1918 bis Februar 1919 stellt Hummel in den Memoiren recht verkürzt dar, ausführlicher im Rechenschaftsbericht. Interessant ist die von ihm berichtete Tatsache der Aufstellung von Freiwilligen-Bataillonen zum Schutz des Landes und seiner Regierung, die auf seine Veranlassung hin vorgenommen wurde: die heimkehrenden Truppen boten ein genügend großes Reservoir an geschulten militärischen Kräften<sup>65</sup>.

Minister Brümmers hat diese Maßnahme offensichtlich mitgetragen, ehe er auf Grund der Wahlergebnisse zur verfassungsgebenden Landesversammlung vom 5. 1. 1919 zurücktrat. Sein Ministerium blieb unbesetzt, doch hat Hummel dessen Geschäfte in direkter Unterstellung unter Staatspräsident Geiss weitergeführt, von nun an in alleiniger Verantwortung. Offensichtlich hat er ein kompliziertes Spiel betrieben. Gestützt auf Brümmers und den Mannheimer USPD-Führer Hermann Remmele, mit dem er persönlich befreundet war, versuchte er die extreme Linke in die Regierung einzubeziehen; in ebenso enger Verbindung mit Hauptmann Bartning, der die Abwicklungsgeschäfte beim Generalkommando des XIV. Armeekorps in Karlsruhe leitete, hat er dessen Kräfte zum Aufbau einer paramilitärischen Truppe benutzt, um schließlich den revolutionären Teil der Arbeiter- und

Soldatenräte auszuschalten und diese mit der neuen Regierung zu versöhnen<sup>66</sup>. Ob der Karlsruher Putsch am 23. Februar 1919, den er vereitelt habe, wirklich eine echte Gefahr darstellte, ob die Einnahme Mannheims durch seine Freiwilligen-Bataillone der entscheidende Schlag gegen die inzwischen in die Opposition gerückte USPD und die Spartakisten war, läßt sich schwer sagen. Hummel beendet die Erzählung über diesen politischen Abschnitt mit Befriedigung und zitiert ein Dankeschreiben von Anton Geiss vom 1. April 1919<sup>67</sup>. Man darf freilich auch anfügen, daß die Dinge in Karlsruhe ungleich harmonischer und geordneter verliefen als in Berlin oder München. Vielleicht war dies dem badischen Großblock der Vorkriegsjahre zu verdanken, der die Sozialdemokratie schon damals in die Regierungsverantwortung eingebunden hatte, so daß ihre führenden Leute 1918 das Heft in bewährter parlamentarischer Tradition in die Hand bekamen. Selbst ein ehemaliger Nationalliberaler gehörte der neuen Regierung an – Ludwig Haas –, und so zeichneten sich die Regierungsbündnisse der Weimarer Koalition schon damals ab, die Baden bis 1929 eine starke Stabilität verliehen. Dies war auch nötig, denn die Grenzprobleme zu Frankreich mit der zeitweiligen Besetzung der Häfen in Mannheim und Kehl stellte Baden vor eine schwere Belastungsprobe<sup>68</sup>.

Als Hummel im April 1919 in die Regierung gerufen wurde, in der es jetzt kein Militärressort mehr gab, wurde ihm das Ministerium für Kultus und Unterricht zuteil, das er bis 1922 leitete. Das Badische Kultusministerium, das Hummel bisher nur aus der Perspektive des ihm unterstellten Lehrers kennengelernt hatte, war fest in der Hand zweier tüchtiger Beamten aus großherzoglicher Zeit, Viktor Schwörer und Karl Ott; der eine leitete den Hochschulbereich, der andere denjenigen der Gymnasien und höheren Schulen<sup>69</sup>. Die Schwerpunkte ministerieller Arbeiten waren durch die Neuorganisation bestimmt, so bei Theatern, Museen und Kunstinstituten, die ihren fürstlichen Mäzen verloren hatten. Hier soll indessen ein wichtiges und zugleich charakteristisches Problem herausgegriffen werden: es geht um das antidemokratische und antisemitische Denken in der Weimarer Republik. Hummel hat diese Dinge sehr beachtet und widmet ihnen einen längeren Abschnitt, den er in der Form einer Landtagsrede vom 10. Mai 1922 seinen Memoiren einverleibte<sup>70</sup>.

Dort kam er als Kultusminister auf den „Fall Kantorowicz“ an der Universität Freiburg zu sprechen, der nicht nur wochenlang die deutsche Presse beschäftigt hatte, sondern auch Gegenstand zweier Debatten im badischen Landtag wurde<sup>71</sup>. Die Verlautbarungen der Presse, d. h. die Kontroverse der betroffenen Professoren Kantorowicz und v. Below, die Leserbriefe zu dem Fall und schließlich die Kommentare der Journalisten wurden im Karlsruher Ministerium sorgfältig gesammelt, dem Minister vorgelegt und

danach der Personalakte Hermann Kantorowicz beigeheftet<sup>72</sup>. Das macht diesen Aktenband zu einer überaus farbigen Quelle, die dem Historiker in geballter Form Einblick in das politische Denken und die Mentalität nicht nur der Universitätsangehörigen, sondern auch der Redakteure und Kommentatoren der Zeitungen gibt und uns die mangelnde Akzeptanz der jungen Republik in der Bevölkerung drastisch vor Augen führt. Kantorowicz, 1877 geboren, a. o. Professor an der Freiburger juristischen Fakultät, überzeugter Demokrat im Sinne der DDP, hatte 1921 den Republikanischen Lehrerbund mitgegründet, der eine die Demokratie bejahende Erziehung der Jugend in der Schule zum Ziel hatte. Vor allem der Geschichtsunterricht ließ jedoch in diesem Punkt viel zu wünschen übrig. Eine Revision des nationalkonservativen Geschichtsbildes forderte Kantorowicz auch in einer Rezension eines heute vergessenen Schulbuches mit dem Titel „Schwarzrotgold“, die am 13. November 1921 in den „Basler Nachrichten“ unter der Überschrift „Bismarcks Schatten“ erschien. Dieser Artikel rief den wütenden Protest nationalistischer, vor allem alldeutscher Kreise hervor; als deren Exponent ritt der Freiburger Historiker Georg v. Below eine scharfe Attacke gegen seinen jüngeren Universitätskollegen<sup>73</sup>, denn dieser hatte es gewagt, an dem Idol des „Eisernen Kanzlers“ Bismarck zu kratzen, und die Ansicht vertreten, die machiavellistische Machtpolitik Bismarcks und seiner Nachfolger habe in die Katastrophe des 1. Weltkriegs geführt. Bismarck stehe für den alten Macht- und Obrigkeitsstaat und taue daher nicht als Leitfigur der jungen Republik und eines friedlichen, demokratischen Europa.

Obwohl Kantorowiczs Urteil über Bismarck und sein Werk heute zur *communis opinio* der Historiker geworden ist und obwohl seine Kritik an Bismarck von prominenten Zeitgenossen des Reichsgründers, so auch dem badischen Großherzogspaar, geteilt wurde<sup>74</sup>, auch wohl der Linie der DDP, in jedem Fall aber dem Standpunkt Minister Hummels entsprach, wurde Kantorowicz von alldeutscher Seite und vor allem auch von den Studentenverbindungen Vaterlandsverrat und Mangel an Patriotismus vorgeworfen, wobei dann natürlich auch seine jüdische Herkunft ins Spiel gebracht wurde. Zwar gelang es ihm, in einer Studentenversammlung am 24. November 1921, auf die auch Hummel in seiner Landtagsrede zu sprechen kommt, sich so geschickt zu verteidigen, daß die als Protest gedachte Versammlung sich für nicht befugt erklärte, die politische Meinung und private Aktivität ihrer Lehrer zu zensieren<sup>75</sup>. Aber die juristische Fakultät und der Senat der Universität machten aus ihrer Gegnerschaft zu Kantorowicz keinen Hehl. Schlaglichtartig beleuchtet der Fall die Bedingungen, unter denen die Minister der jungen Republik regieren mußten, mit welcher Ablehnung oder wenigstens verweigernden Gleichgültigkeit des Bürgertums sie zu rechnen hatten. Vor diesem Hintergrund ist auch die beschwörende

Warnung Hummels in seiner Rede zu verstehen, man solle die Universität nicht weiter als Hort antidemokratischer Gesinnung schmähen, um ihr die Chance zu geben, den richtigen Weg zu finden, und desgleichen auch sein fast überschwengliches Lob für die moderate Haltung der Studentenversammlung vom 24. November, obwohl dem Kultusminister die wütenden Leserbriefe vieler Studenten v. a. der juristischen und medizinischen Fakultät alle vorgelegen hatten<sup>76</sup>. Die politische Brisanz der Sache war ihm bewußt, auch wenn er noch nicht ahnen konnte, daß es weitere „Fälle“ dieser Art geben würde, in Freiburg den „Fall Marschall“ von 1925 im Anschluß an die Verhöhnung des Reichspräsidenten Ebert in der öffentlichen Rede eines Freiburger Rechtslehrers<sup>77</sup>, in Heidelberg den noch berühmteren „Fall Gumbel“ von 1924, als dieser in einer Heldengedenkfeier für die Kriegstoten die Grauen des Krieges beschwor und damit die nationalistischen und antisemitischen Kräfte der Universität um den Physiker Lenard auf den Plan rief<sup>78</sup>. Daß Hummel die innenpolitische Lage ähnlich wie Kantorowicz beurteilte, zeigt das folgende handschriftlich dem Memoirenwerk beigefügte Resumé<sup>79</sup>: „Die Lehrzeit des deutschen Volkes seit der Reichsgründung von 1871 war zu kurz, um den Anforderungen des überraschenden Tempos gewachsen zu sein, welches die Entwicklung des Reichs auf den wichtigsten Gebieten genommen hatte. ... Das zeigte sich scharf, nachdem das Phänomen Bismarck seine Bahn vollendet hatte. Sein Verhalten am Lebensende selbst bewies, daß auch er kein Vorbild als grand old man hatte und war. Keiner der Stände und keine der politischen Gruppen hatten die Zeit gewonnen, Ideologie und praktische Haltung einem gemeinsamen Ziel anzupassen, das seinerseits nur nebelhaft und sphinxähnlich in der Ferne lag. Die Linke stand selbst einem vernünftigen Maß machtpolitischer Forderungen ohne besonderes Verständnis gegenüber, die Rechte blieb, gestützt auf Preußen, stur und ohne Einsicht mit Bezug auf constitutionelle Fortbildung. Die eigentliche Bourgeoisie trotz aufsteigenden wirtschaftlichen Standards verharrte in altmodischer Befangenheit in socialen Fragen und beflissener Untertänigkeit gegenüber dem Nimbus monarchischen Glanzes. Die politisch durch den Socialismus aufgerüttelten unteren Schichten konnten kein Verhältnis zum Reichs- und Staatsgedanken gewinnen.“

Als Hummel 1922 seine Tätigkeit in Baden und in der Karlsruher Regierung beendete, um in den Vorstand der BASF in Ludwigshafen einzutreten, haben damals nur wenige erkannt, daß er damit eine Aufgabe übernahm, die ihm mehr Möglichkeiten politischen Wirkens bot als die Leitung eines badischen Ministeriums. Zu sehr war man noch der Vorstellung verhaftet, Politik sei das in den Ministerien und Kanzleien geführte diplomatische Geschäft, und wenige haben die maßgebliche Rolle der Großindustrie im Rahmen der politischen Entscheidungsabläufe so begriffen, wie sie heute



jedermann einsichtig und damals eben dem Freund von Carl Bosch und Fritz Haber klar gewesen ist. Die in Karlsruhe und auch im Umkreis der politischen Freunde Hummels geäußerten Vorwürfe, er habe seine politische Stellung mißbraucht, um aus ihr heraus einen sehr viel besser bezahlten Job in der Industrie zu gewinnen, haben diesen tief getroffen. Sein Nachfolger im Ministerium und bald auch in der Parteiarbeit, Willy Hellpach, ist in dieser Hinsicht zu seinem treuesten Anwalt geworden, der zum Stichwort ‚Verquickung von Politik und Geschäft‘ folgendes sagt<sup>80</sup>: „Mit Verlaub, gerade das war es nicht. Ich hatte tagtäglich Anlaß, Hummels Entschluß in Schutz zu nehmen, weil er mich als einen der ganz wenigen vorher um Rat angegangen hatte. Auf einem geselligen Abend im Ministerium, auf dem er mich neben Carl Bosch, den großen Stickstoffbezwinger und I. G. Gewaltigen, setzte, hatte er mir in vorgerückter Stunde das Anerbieten anvertraut, das Bosch ihm gemacht habe. Ich konnte, nach einigen Fragen, ihm nur raten, es nicht auszuschlagen. ... Aber Hummel hatte mir auch die schweren Widerstände nicht verschwiegen, auf die Carl Bosch bei seiner Absicht stoße. Sie richteten sich teils gegen den Politiker, und namentlich den Politiker der Linken, den Demokraten, andernteils gegen den Emporkömmling: Hummel war bis zum Zusammenbruch von 1918 Professor an einer Karlsruher Realschule gewesen, an der er Chemie und Physik unterrichtet hatte, freilich mehr im Nebenamt, denn schon sehr früh hatte sein eigener Schuldirektor, der Demokrat Heimbürger, ihn in die Politik und den Landtag gezogen und dort zu seiner rechten Hand erzogen.“ Neid und Mißgunst hätten, nach Hellpach, Hummels Abgang von der politischen Bühne in Baden begleitet – dem Reichstag gehörte er ja als Abgeordneter von Magdeburg und Halle von 1925–1930 an.

Mit dieser Charakteristik Hellpachs schließt sich der Kreis. Auch nach dem Umsturz von 1918 wurde Hummel an dem, was er in monarchischer Zeit getan hatte und gewesen war, gemessen, und so ging es auch anderen, die versucht haben, den Wandel zu begreifen, in den sie selbst hineingestellt waren und den sie doch nicht anders meistern konnten, als mit denjenigen Mitteln, die ihnen zu Gebote standen und aus derjenigen geistigen Kraft, in der sie erzogen worden waren. Die Demokraten jeglicher Couleur haben sich darin besonders schwer getan, nachdem ihre republikanischen Ziele erfüllt waren, ihre sozialen Ziele von der Sozialdemokratie in größerem Umfang übernommen, die außenpolitischen Ziele von der nationalen Rechten depraviert wurden. Was ihnen blieb, war der Versuch, in enger Verbindung mit Industrie und Wirtschaft den materiellen Wiederaufbau des von Reparationen, Erfüllungsleistungen und der militärischen Besetzung seiner Industrielandschaft niedergedrückten Reichs zu ermöglichen. Der Weg aus der Politik eines kleinen Landes in die Weltwirtschaft, den Hummel gewählt hat, war daher logisch und konsequent.

## Anmerkungen

- \* Erweiterte und veränderte Fassung eines Vortrags vom 12. März 1992 in Krefeld, gehalten aus Anlaß des 80. Geburtstages von Frau Marie-Luise Curtius, Tochter Hermann Hummels. Ihr und ihrem Gatten Wolfgang Curtius (Sohn des ehemaligen Reichsfinanzministers Julius Curtius, einem Parteifreund Hermann Hummels), haben wir für viele Anregungen und Hinweise zu danken.
- 1 Die F.D.P./DVP in Baden-Württemberg und ihre Geschichte, hrsg. von Paul Rothmund und Erhard R. Wiehn (Stuttgart 1979) S. 30–58, 79–96, 116–130, 165–180.
  - 2 Ebd. S. 118.
  - 3 GLA Karlsruhe, 65/20034 und 20034 a: Geschlagene Schlachten. Ein Lebenslauf in Synkopen. Geschrieben zu Ehren meiner lieben Frau und treuen Kameradin, beendet 31. 12. 1936. Masch., mit späteren handschriftlichen Zusätzen (1939), durchgezählt 451 (+8) Seiten. Ein engl. Titelblatt trägt den Titel: Fighting my battles over again. A course of life in synkopes. Die Memoiren Hummels werden künftig nach diesem Manuskript abgekürzt zitiert: GS mit Seitenzahl. Der Nachlaß Hummel (heute GLA N Hummel) wurde 1958 von Frau Hilde Schwarzbeck, Tochter des früheren hessischen Staatsministers Adolf Korell, zusammen mit dessen Nachlaß an das Staatsarchiv Darmstadt übergeben und dort als Nachlaß Hummel aufgestellt. 1992 wurde der Nachlaß Hummels mit Zustimmung von Frau Schwarzbeck an das Generallandesarchiv übergeben, um ihn der badischen Landesgeschichte besser zugänglich zu machen. Dem Staatsarchiv Darmstadt sind wir für diese kollegiale Haltung sehr zu Dank verpflichtet. In diesem Sinne ist zu berichtigen: Wolfgang A. Mommsen, Die Nachlässe in den deutschen Archiven, Teil II (Boppard 1983), Nr. 5786, S. 861.
  - 4 Eine Biographie Hermann Hummels fehlt bisher. Gerhard Kallers Versuch in den Badischen Biographien NF Bd. 3 (Stuttgart 1990), S. 133 ff., konnte sich noch nicht auf Hummels Memoiren stützen und enthält einige Irrtümer.
  - 5 Personalakte Hummels 1899–1923 in: GLA 235/20 235–36.
  - 6 Vgl. Karl Heimburger. Ein Erinnerungsblatt an den Führer der badischen Volkspartei (Karlsruhe 1912). Zu ihm GS S. 21.
  - 7 GS S. 93. Vgl. Die Neuwahlen zur zweiten Kammer der Ständeversammlung im Jahre 1909. Sondernummer der Statistischen Mitteilungen über das Großherzogtum Baden NF II (1909), S. 98, Tabelle 6.
  - 8 GS S. 239 ff., 251 ff.
  - 9 GS S. 258–266.
  - 10 GS S. 267 ff.
  - 11 GS S. 377 ff.
  - 12 Max Schwarz, MdR, Biographisches Handbuch der Reichstage (Hannover 1965), S. 680.
  - 13 GS S. 451a ff.
  - 14 Zum Quellenwert der Memoiren vgl., im Zusammenhang mit den Denkwürdigkeiten des Markgrafen Wilhelm: Lore Schwarzmaier, Das Memoirenwerk des Markgrafen Wilhelm von Baden 1792–1859, in: ZGO 139 (1991), S. 177 ff., insbes. S. 198.
  - 15 Die bekannten Memoirenwerke von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ (1898, 1919), Bülow's „Denkwürdigkeiten“ (1930), Papens „Der Wahrheit eine Gasse“, Speers „Erinnerungen“ (1968) bis Brünings Memoiren (1970) brauchen hier nicht im Detail nachgewiesen zu werden.
  - 16 Adam Remmele, Staatsumwälzung und Neuaufbau in Baden. Ein Beitrag zur politischen Geschichte Badens 1914/24 (Karlsruhe 1925), zu Hummel S. 73 (beiläufig), zu den Freiwilligenbataillonen S. 74 f.

- 17 Prinz Max von Baden, *Erinnerungen und Dokumente*, neu hrsg. von G. Mann und A. Burckhardt (Stuttgart 1968).
- 18 Heinrich Köhler, *Lebenserinnerungen des Politikers und Staatsmannes 1878–1949*, hrsg. von J. Becker (Stuttgart 1964); zu Hummel vgl., polemisch, S. 214.
- 19 Willy Hellpach, *Wirken in Wirren*. Band 1: 1877–1914 (Hamburg 1948); Band 2: 1914–1925 (Hamburg 1949). Band 3, aus dem Nachlaß unter dem Titel *Hellpach-Memoiren 1925–1945*, hrsg. von Chr. Führ und H. G. Zier (Köln–Wien 1987). Die Zitate über Hummel Bd. 2, S. 149 f. Ein weiteres Memoirenwerk eines Zentrumsführers: Josef Schofer, *Mit der alten Fahne in die neue Zeit. Politische Plaudereien aus dem „Musterlände“* (Freiburg i. Brsg. 1926); zu Hummel vgl. S. 113 und S. 129.
- 20 Julius Curtius, *Sechs Jahre Minister der Deutschen Republik* (Heidelberg 1948).
- 21 Vgl. Anm. 9.
- 22 GLA 233/29 443.
- 23 *Verhandlungen des Badischen Landtags, II. Landtagsperiode* (9. Nov. 1921–15. Okt. 1925), erste Sitzungsperiode (9. Nov. 1921–15. Okt. 1922), Protokollheft Bd. I, Heft 535a (Karlsruhe o. J.), S. 252 ff.
- 24 *Das deutsche Handwerk, Verhandlungen und Berichte des Unterausschusses für Gewerbe, Industrie, Handel und Handwerk, III. Unterausschuß, 8. Arbeitsgruppe* (verlegt bei E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1930). Der Text der Rede Hummels (GS S. 418–431) entspricht dem Abdruck in den Reichstagsprotokollen 1928.
- 25 GS S. 55.
- 26 GS S. 266a.
- 27 Vgl. Anm. 6. Heimburgers Dissertation ist nachgewiesen bei Lautenschlager-Schulz, *Bibliographie der badischen Geschichte* Bd. 4 (Stuttgart 1963), Nr. 24094, S. 79.
- 28 GS S. 89.
- 29 GS S. 23–25; zu Muser *Badische Biographien NF 2* (1987), S. 207–209 (H.-J. Kremer); der Nachlaß Musers in *GLA N Muser*.
- 30 *Badische Biographien NF 2* (1987), S. 114–116 (H. Walle).
- 31 GS S. 47.
- 32 GS S. 104.
- 33 Zu Hermann Dietrich vgl. Adelheid v. Saldern, *Hermann Dietrich. Ein Staatsmann der Weimarer Republik* (Boppard 1966), zu Hummel, S. 25 ff.; ferner Alex Möller, *Hermann Dietrich – Deutscher Politiker*, in: *ZGO* 127 (1979), S. 363–379.
- 34 Hans Fenske, *Der liberale Südwesten. Freiheitliche und demokratische Traditionen in Baden und Württemberg* (Stuttgart 1981), insbes. S. 215–222; Rothmund-Wiehn (wie Anm. 1), S. 165 ff.
- 35 GS S. 40 (indirektes Wahlrecht), S. 27 (Parteiapparat), S. 68 ff. und 78 ff. (Parteiorganisation).
- 36 Vgl. das *Landtagshandbuch* von A. Roth und P. Thorbecke, *Die Badischen Landstände* (Karlsruhe 1907), S. 89.
- 37 Mit seinem Kampf um das Frauenstimmrecht steht Muser ziemlich allein, vgl. sein *Werksverzeichnis* in: *Bad. Biogr.* (wie Anm. 29), S. 209. Zum Eintritt der Frauen in den Landtag vgl. H. Schwarzmaier, *Der badische Landtag*, in: *Von der Ständeversammlung zum demokratischen Parlament*, hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung in Baden-Württemberg (Stuttgart 1982), S. 227; hierzu auch Marianne Weber, *Lebenserinnerungen* (Bremen 1948), S. 85–112.
- 38 Jürgen Thiel, *Die Großblockpolitik der Nationalliberalen Partei Badens 1905–1914. Ein Beitrag zur Zusammenarbeit von Liberalismus und Sozialdemokratie in der Spätphase des Wilhelminischen Deutschland* (Stuttgart 1976); H. Fenske, *Baden*

- 1860–1918, in: Handbuch der baden-württembergischen Geschichte Bd. 3: Vom Ende des Alten Reiches bis zum Ende der Monarchien, hrsg. von H. Schwarzmaier (Stuttgart 1992), insbes. S. 195 ff.
- 39 Rothmund-Wiehn (wie Anm. 1), S. 118, zur Agitation der katholischen Geistlichkeit gegen die Liberalen im Landtagswahlkampf 1905 und S. 94 f. zu früheren massiven Fällen von Wahlbeeinflussung durch die Geistlichen.
- 40 GS S. 84.
- 41 GS S. 56 f.
- 42 GS S. 31.
- 43 Nach GLA 235/20235.
- 44 Rede von Geiss im Landtag am 15. Jan. 1919; vgl. Verhandlungen des Badischen Landtags I. Landtagsperiode, I. Sitzungsperiode Protokollheft 523 (Karlsruhe 1920), S. 5.
- 45 E. Eyck, Das persönliche Regiment Wilhelms II. Politische Geschichte des deutschen Kaiserreiches von 1890-1914 (Erlenbach 1948). Zu Eyck vgl. K. Hildenbrand, Erich Eyck, in: Deutsche Historiker II, hrsg. von H.-U. Wehler (Göttingen 1971), S. 98–119.
- 46 Wie Anm. 3.
- 47 Landtagshandbuch (wie Anm. 36), S. 20 ff.
- 48 GLA N Hummel (wie Anm. 3), Mappe zur Landtagswahl 1909.
- 49 E. Eichhorn, Das neue Landtagswahlrecht (Offenburg 1904), S. 13 ff.
- 50 Wie Anm. 48; vgl. Abdruck des Briefs im Anhang.
- 51 Wie Anm. 48.
- 52 N Hummel mit einer eigenen Mappe mit Zeitungsausschnitten zum Landtagswahlkampf.
- 53 P.-C. Witt, Die Finanzpolitik des Deutschen Reiches von 1903–1913. Eine Studie zur Innenpolitik des Wilhelminischen Deutschland (Lübeck–Hamburg 1970).
- 54 N Hummel, eigene Mappe „Eisenbahnakten“.
- 55 GS S 92 ff.
- 56 GS S. 106.
- 57 Zu Frank Bad. Biographien NF 2 (1987), S. 89; vgl. H. Walle, Deutsche jüdische Soldaten aus dem Großherzogtum Baden im Ersten Weltkrieg. Zur Erinnerung an Ludwig Frank und Ludwig Haas, in: Juden in Baden 1809–1984, hrsg. vom Oberrat der Israeliten in Karlsruhe (Karlsruhe 1984), S. 173–197, mit weiterer Literatur über Ludwig Haas. Dort auch alle weiterführenden Angaben über Juden als deutsche Soldaten im Ersten Weltkrieg, insbes. (S. 187), die sog. Judenzählung des preußischen Kriegsministeriums vom 11. 10. 1916 und die Stellungnahme von Ludwig Haas im Deutschen Reichstag.
- 58 GS S. 103 f.
- 59 Der Briefwechsel Hummels mit Haber GS, S. 244 ff. Zu Fritz Haber vgl. NDB 7 (1966), S. 386–389; zu Carl Bosch NDB 2 (1955), S. 478 f. Aus der Fülle der Literatur über Haber F. Stern, Der Traum vom Frieden und die Versuchung der Macht (Berlin 1988), S. 62–89, und Fritz Haber, Aus Leben und Beruf. Aufsätze – Reden – Vorsätze (Berlin 1927).
- 60 G. Kaller, Die Revolution von 1918 in Baden. Klumpp-Putsch und Verfassungsfrage, in: Oberrheinische Studien II (Karlsruhe 1973), S. 175–202, insbes. S. 177 ff.; Ders., Die Revolution des Jahres 1918 in Baden und die Tätigkeit des Arbeiter- und Soldatenrats in Karlsruhe, in: ZGO 114 (1966), S. 301–350.
- 61 GLA 233/27960: Bericht Hummels vom 20. 11. 1918 über die Ereignisse in Baden.

- 62 P. Brandt – R. Rürup, *Volksbewegung und demokratische Neuordnung in Baden 1918/19. Zur Vorgeschichte und Geschichte der Revolution* (Sigmaringen 1991); zu Hummel S. 161 und Foto Nr. 61; hier ist besonders hinzuweisen auf G. Haselier, Adolf Geck als Politiker und Mensch im Spiegel seines politischen Nachlasses, in: ZGO 115 (1967), S. 331–430, hier S. 414 ff.
- 63 Bilder der Freiwilligenbataillons in Karlsruhe bei Brandt-Rürup (wie Anm. 62), Bild 28, auf dem man Hummel erkennen kann; ferner K. Kranich, *Karlsruhe. Schicksalstage einer Stadt* (Karlsruhe 1973) Abb. 75–81 und Text S. 79 ff.
- 64 GS nach S. 266.
- 65 GS S. 267–285.
- 66 GS S. 273 ff.
- 67 GS S. 285.
- 68 Für die darauffolgende Zeit: F. Kuhn, *Die französische Besetzung von Offenburg 1923/24*, in: ZGO 125 (1977), S. 315–329.
- 69 Die Nachlässe Karl Ott und Victor Schwoerer befinden sich im GLA Karlsruhe; vgl. Günther Haselier, *Schriftliche Nachlässe in den baden-württembergischen Staatsarchiven*, in: *Zeitschrift für württemberg. Landesgeschichte* 32, 1973 (1974), S. 214–239, hier Nr. 122 und 150.
- 70 *Verhandlungen des Badischen Landtages*, 47. Sitzung am 9. 5. 1922, Protokollheft 532 b S. 2121/22. Am darauffolgenden Tag wurde die Debatte fortgesetzt, wobei insbesondere der Abgeordnete Föhr (Zentrum) ausführlich sprach, den der Deutschnationale Mayer als Schüler (Hörer) von Kantorowicz bezeichnete. Die Etatrede Hummels, am 10. 5. 1922, 50. Sitzung, ebd. S. 2246–2257; Hummel gibt sie wörtlich wieder in: GS S. 348374.
- 71 Hermann Kantorowicz, *Gutachten zur Kriegsschuldfrage 1914*. Aus dem Nachlaß hrsg. von I. Geiss (Bonn 1967), insbes. Einleitung S. 11 ff. Zum „Fall Kantorowicz“, vgl. H. P. Bleuel, *Deutschlands Bekenner. Professoren zwischen Kaiserreich und Diktatur* (Bern 1968), S. 144–147; H. Heiber, *Universität unterm Hakenkreuz*, Teil 1: *Der Professor im Dritten Reich. Bilder aus der akademischen Provinz* (München/London/New York = Paris 1991) S. 57; Wolfgang Kreuzberger, *Studenten und Politik 1918–1937*, (Göttingen 1972), S. 99 f.
- 72 GLA 235/8851: Personalakte Kantorowicz 1908–1937; ein Aktenfragment zum Vorgang des Jahres 1921 in GLA 235/2144.
- 73 Zeitungsausschnitte in GLA 235/8851, dort auch Kantorowiczs Artikel „Bismarcks Schatten“. Er wurde erneut in der sozialdemokratischen „Volkswacht“ in Freiburg vom 25./26. 11. 1921 abgedruckt.
- 74 L. Schwarzmaier, *Großherzog Friedrich I. und Bismarck*, in: *Residenz im Kaiserreich, Karlsruhe um 1890*, hrsg. vom Generallandesarchiv Karlsruhe (Karlsruhe 1990), S. 26 ff.
- 75 GLA 235/2144: Bericht des Rektorats der Universität Freiburg an das Badische Kultusministerium über die Vorgänge vom 23. 11.–10. 12. 1921.
- 76 Wie Anm. 73.
- 77 Zum „Fall Marschall“ des Freiburger Juristen Marschall von Bieberstein vgl. W. Hellpach (wie Anm. 19), Bd. 2, S. 169 und insbes. S. 173–179. In diesem Zusammenhang vgl. auch den Freiburger „Fall Veit Valentin“ 1916/17 nach seiner Personalakte GLA 235/9070.
- 78 Emil J. Gumbel, *Auf der Suche nach Wahrheit*, hrsg. von Annette Vogt (Berlin 1991); ferner H. Heiber (wie Anm. 71), Teil 1, S. 68–82; Ch. Jansen, *Emil Julius Gumbel. Porträt eines Zivilisten* (Heidelberg 1991).

79 Wie Anm. 64.

80 Wie Anm. 19, Bd. 2, S. 149 f.

## Anhang

Schreiben des Parteisekretärs Otto Ernst Sutter mit dem Briefkopf: Parteibureau des Vereins der Deutschen Volkspartei, Karlsruhe, Zähringerstraße Nr. 90, Fernsprecher Nr. 2407. Handschriftlich hektographiert, mit Unterstreichungen (hier gesperrt) und dem Zusatz: streng vertraulich!

N Hummel, Mappe Korrespondenz Landtagswahl 1909, 26. Wahlkreis Hornberg-Triberg.

Sehr geehrter Herr Parteifreund,  
es gilt, die letzte Woche alle Kräfte aufzubieten, damit wir uns am nächsten Donnerstag freuen dürfen. Unsere Aussichten sind gute und berechtigen zu den besten Hoffnungen. Also noch einmal: alle Mann an Bord.

Durch die Post und die Bahn sind Ihnen zugegangen oder gehen Ihnen bis spätestens Montag früh zu: Wahlaufufe, Stimmzettel, Instruktionen für die Kontrolleure und geschriebene Couverts, soweit Sie diese nicht selbst geschrieben haben.

Die erste Garnitur der Stimmzettelcouverts soll am Dienstag Morgen, die zweite am Dienstag nach Feierabend zur Post gegeben werden. In jedes Couvert kommen zwei Stimmzettel und ein Wahlaufuf. Damit in allen Gemeinden die Zettel zu gleicher Zeit ankommen, bitten wir Sie strengstens die obigen Zeiten einzuhalten. Durch Boten etc. können sonst die Wahlaufufe verbreitet werden – die noch bevorstehenden Versammlungen sollen ebenso dazu benutzt werden, die Wahlaufufe zu verteilen.

In jedem Wahllokal müssen ständig ein Kontrolleur und ein Zettelverteiler vor demselben stehen, die mit den Instruktionen zu versehen sind. – In jedem Ort, der einen eigenen Wahlausschuß hat (St. Georgen, Triberg, Wolfach, Hornberg und Schiltach), ist in einem dem Wahllokal nahe gelegenen Gasthaus, das Telephon hat, ein Wahlbureau einzurichten, von dem aus der Schleppdienst (Herbeiholen der säumigen Wähler, soweit von ihnen zu erwarten ist, daß dieselben für uns ihre Stimme abgeben) geleitet wird. Adresse des Wahlbureaus und der Telephonnummer, sowie der Name des Vorsitzenden des Wahlbureaus ist an mich mitzuteilen und zwar spätestens Dienstag Morgen (Adresse: Otto Ernst Sutter Wolfach. Gasthaus zum Hirschen). Das Kreiswahlbureau befindet sich in Hornberg, Brauerei Michael Ketterer Telephon No 160 [gestrichen: Gasthaus zum Mohren Telephon No 158]. Leiter: Dr. Butz und Emil Ketterer, Bierbrauer Hornberg.

Die Wahlergebnisse ersuchen wir die Wahlausschüsse durch Telegramm nach Karlsruhe Zähringerstraße 90 I Parteibureau der Deutschen Volkspartei zu melden, und zwar sammelt (Radfahrer, Boten usw.) jeder Wahlaus-

schuß die Resultate der ihm zugeteilten Gemeinden und gibt sie dann nach Karlsruhe weiter.

Eine spätere Sendung von Wahl- (Stimmzettel) folgt nach.

Die noch geplanten Versammlungen bitten wir Sie wohl vorzubereiten. – Sehr wichtig ist in den nächsten Tagen die Kleinarbeit vor allem auch in den Landgemeinden. – Am Wahltage Kontrolle in den Landgemeinden. – Unvorhergesehene Ereignisse bitten wir umgehend zu melden: Obergfell, Albert (Fabrikant) Hornberg Telephon No 186.

Mit demokratischem Gruß, Ihr ergebener  
Otto Ernst Stutter Parteisekretär.

Hornberg den 15. Oktober (1909).

## Die „Hölle“ von Haslach

Die beiden Konzentrationslager „Kinzigdamm“ und „Vulkan“

*Manfred Hildenbrand*

*„Je größer der Abstand zwischen dem einst Erlebten und der Gegenwart wird, desto näher rückt der Schrecken von damals, desto furchtbarer werden die Alpträume.“*

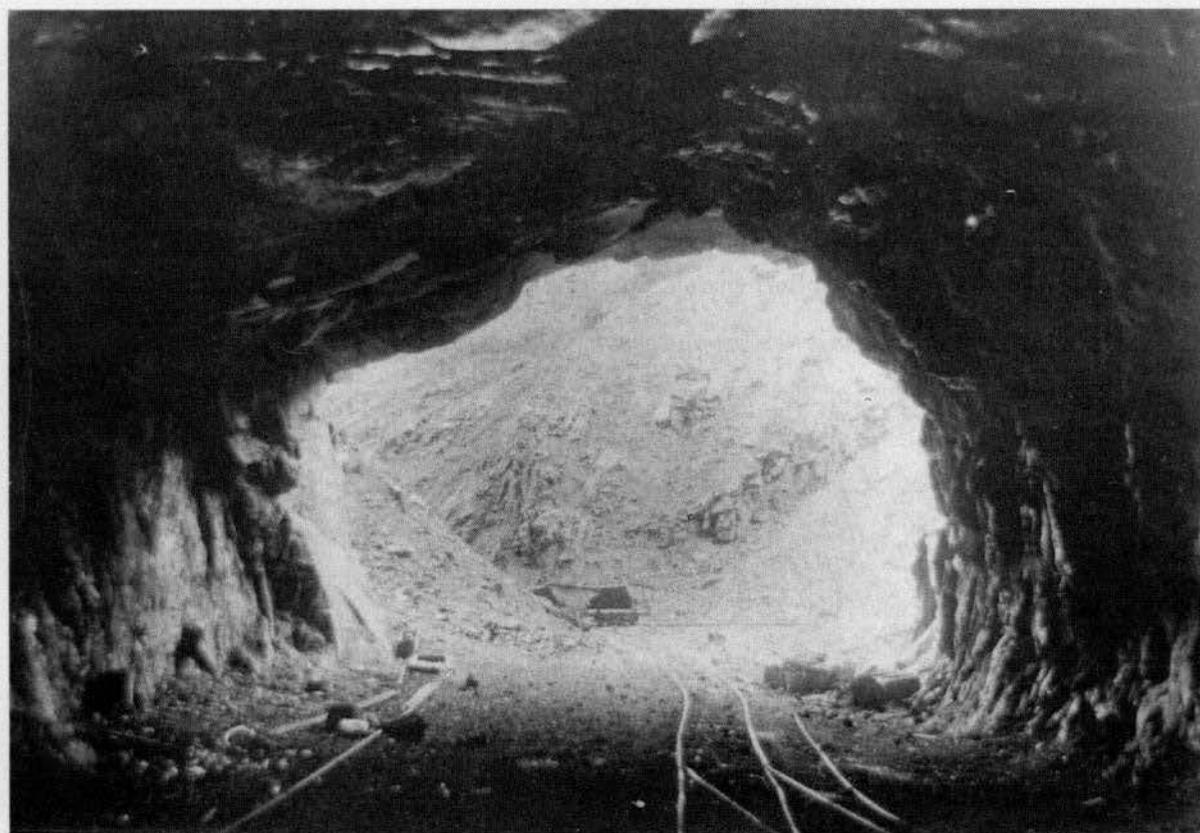
Ralph Giordano 1992

Konzentrationslager wie Dachau, Buchenwald, Ravensbrück, Theresienstadt oder Auschwitz bleiben unausweichlich mit der dunkelsten Epoche der deutschen Geschichte verknüpft. Millionen Menschen wurden dort verfrachtet, verstoßen, gemartert, geschlagen, erhängt, erschossen, vergast und dem Hungertod ausgeliefert. Im Machtbereich der Hitler-Diktatur gab es 1486 Konzentrationslager, davon allein in Baden und Württemberg 74<sup>1</sup>.



*Gesamtansicht des Vulkangeländes vom Hagsbacher Berg aus, 1920*





*Stollen des „Vulkan“ (Kesselbruch „Schlehdorn“)*

Auf dem Gebiet des heutigen Ortenaukreises existierten nur zwei Konzentrationslager, beide auf Haslacher Gemarkung.

#### *Die Vulkanstollen werden zu einem Rüstungsbetrieb ausgebaut*

Mit Beginn des Jahres 1944 wurden die Luftangriffe der Alliierten auf deutsche Industrieanlagen und Rüstungsbetriebe immer heftiger. Damals plante man, in den tiefen Stollen der Hartsteinwerke „Vulkan“ am Urenkopf in Haslach im Kinzigtal einen Rüstungsbetrieb bombensicher zu verlagern<sup>2</sup>.

Seit 1906 war die Firma Gebrüder Lefrenz, Heidelberg, Besitzerin der Hartsteinwerke „Vulkan“ und baute dort zunächst im Tagbau, ab 1911 im unterirdischen Abbau das sehr zähe Hornblendegestein (Amphibolit) ab. Es wurde zu Grus, Schotter, Pflastersteinen, Bruch- und Stücksteinen verarbeitet<sup>2a</sup>. Im April 1944 wurde das Betriebsgelände vom Reichsministerium für Rüstung und Kriegsproduktion beschlagnahmt<sup>3</sup>. Auf Anordnung des Reichsluftfahrtministeriums sollte die Firma Mannesmann, Stahlblechbau A. G., Berlin, in den „Vulkan“ nach Haslach verlegt werden, um nach

# Konzentrationslager im Land Baden-Württemberg

Erläuterung: ● Außenkommando von Natzweiler, ○ Außenkommando von Dachau, ○ Außenkommando von Schirmeck, ⊕ Außenkommando von Buchenwald, ▼ Außenkommando von Sachsenhausen.  
▼ KZ-Heuberg-Kuhberg-Welzheim-Kislau-Ankenbuk. ⊕ Arbeitserziehungslager, ⊕ Abfertigungslager  
⊕ Strafanstalten.



Konzentrationslager in Baden-Württemberg, aus: Julius Schätzle, a. a. O.

entsprechender Herrichtung der Stollen auf einer Fläche von 18 488 m<sup>2</sup> Teile von V-Waffen herzustellen<sup>4</sup>. Damit der Zusammenhang zwischen Stammwerk und ausgelagertem Betrieb nicht bekannt wurde, ordnete das Rüstungsamt in Berlin an, daß der Verlagerungsbetrieb in Haslach den Tarnnamen „Barbe“ zu führen habe<sup>5</sup>. Auch die Messerschmidt-Flugzeugwerke, die 1943 den ersten Düsenjäger der Welt hergestellt hatten und die fortwährend Ziel alliierter Luftangriffe waren, zeigten an der Einrichtung eines Fertigungsbetriebes in den bombensicheren Stollen des „Vulkans“ Interesse. Beauftragte dieses Werkes besichtigten im April 1944 die Untertagebaue des „Vulkans“<sup>6</sup>.

Im Mai 1944 erschien dann ein Baustab des Reichsluftfahrtministeriums, das Ingenieurbüro Schlempp, und bereitete den Ausbau der Stollen im Urenwald vor. Noch immer hieß es, die Mannesmann-Werke sollten darin untergebracht werden<sup>7</sup>. Einen Monat später übernahm die Organisation Todt die Bauleitung. Zwei Baufirmen wurden von der OT-Zentrale in Berlin beauftragt, die Vulkan-Stollen zu unterirdischen Fabrikationsstätten auszubauen: die Firma Wayss und Freytag A. G., Frankfurt, Niederlassung Straßburg, sowie die Firma Dohrmann, Mühlheim<sup>8</sup>. Zur raschen Durchführung der Bauarbeiten wurden den beiden Baufirmen KZ-Häftlinge zur Verfügung gestellt<sup>9</sup>. Entlang der Reichsstraße 294 (heutige B 294) in der Höhe des Zufahrtsweges zum „Vulkan“ wollte die Organisation Todt im Herbst 1944 ein großes Arbeitslager mit vierzehn Unterkunftsbaracken für die Häftlinge erstellen<sup>10</sup>. Die fortschreitenden Kriegereignisse ließen diesen Plan jedoch scheitern. Stattdessen richtete die SS im August 1944 in einem großen Lagerschuppen der Wehrmacht in der Nähe des Haslacher Sportplatzes ein Konzentrationslager ein, das als Außenkommando dem Konzentrationslager Natzweiler-Struthof (Elsaß) unterstellt war<sup>11</sup>. Der Lagerschuppen war etwa 80 Meter lang und 30 Meter breit. Dieses Lager bekam die Bezeichnung „Arbeitslager Barbe“, wurde aber später stets Lager „Kinzigdamm“ genannt, wohl deshalb, weil in der Nähe der Kinzigdamm verlief. Am 16. September 1944 wurden vom KZ Dachau, Außenlager Allach, 400 Häftlinge nach Haslach überstellt, die kurz zuvor vom KZ Natzweiler-Struthof dorthin deportiert worden waren<sup>11a</sup>.

Durchschnittlich 600 Häftlinge<sup>12</sup> aus den Konzentrationslagern Natzweiler-Struthof und Dachau waren in der Folgezeit im KZ „Kinzigdamm“ auf engstem Raum zusammengepfercht. Es waren vorwiegend französische Widerstandskämpfer, aber auch Deutsche, Niederländer, Belgier, Luxemburger, Polen und Russen. Das KZ beim Haslacher Sportplatz war mit Stacheldraht umgeben und wurde von dreißig Wachsoldaten streng bewacht. Die Wachmannschaften waren im Clubhaus des Haslacher Sportvereins untergebracht. Es waren vor allem SS-Leute, aber auch Ange-

hörige der Luftwaffe. Kommandant des KZ „Kinzigdamm“ war zunächst der SS-Oberscharführer Robert Hochhaus. Als er im Oktober 1944 nach Calw versetzt wurde, um die Leitung des dort errichteten Frauenarbeitslagers zu übernehmen, wurde der 25jährige Unteroffizier der Luftwaffe Erwin Dold sein Nachfolger<sup>13</sup>. Nach Auflösung des KZ „Kinzigdamm“ Ende Januar 1945 wurde Erwin Dold Kommandant des KZ Dautmergen (zwischen Balingen und Rottweil)<sup>14</sup>.

Als Lagerälteste des KZ „Kinzigdamm“ fungierten in zeitlichem Wechsel Max Bulla, ein politischer Häftling (Kommunist), der einen roten Winkel an seiner Häftlingskleidung trug, Helmuth Podam, der wegen fortgesetzten Einbruchs im KZ saß (grüner Winkel) und Ernst Jäger, ein sogenannter „Asozialer“ (schwarzer Winkel)<sup>15</sup>. Die Lagerältesten, vor allem Podam und Jäger, schlugen oft die Häftlinge<sup>16</sup>. Als ein französischer Häftling aus dem KZ „Kinzigdamm“ zu fliehen versuchte, wurde er gefaßt, von den Lagerältesten auf den „Bock“ geschnallt und ausgepeitscht<sup>17</sup>. Er soll später gestorben sein<sup>17</sup>. Berüchtigt war im Lager besonders der SS-Untersturmführer Xavier Müller, der unter dem Namen „Hunde-Müller“ wegen seines Einsatzes von scharfen Bluthunden gefürchtet war. Nach Aussage des damaligen Haslacher Bürgermeisters Fritz Kölmel hatte Müller mehrmals seine Hunde auf die Häftlinge gehetzt<sup>18</sup>.

### *Daimler-Benz, Gaggenau, wird nach Haslach verlegt*

Am 10. September und 3. Oktober 1944 wurde das Zweigwerk der Daimler-Benz-Werke in Gaggenau von alliierten Flugzeugen zu achtzig Prozent zerstört<sup>18a</sup>. Nun entschied das Rüstungsamt in Berlin, daß nicht die Mannesmann A. G. oder die Messerschmidt-Werke nach Haslach verlagert werden sollten, sondern ein Fertigungsbereich des Daimler-Benz-Werkes Gaggenau<sup>19</sup>. Das Rüstungsamt in Berlin forderte nun von der Organisation Todt nachdrücklich die Beendigung des Stollenausbaus, damit das Werk Gaggenau möglichst umgehend im „Vulkan“ die Produktion aufnehmen könne<sup>20</sup>. Die verantwortlichen Firmenvertreter von Daimler-Benz drängten ihrerseits, den Ausbau der Vulkan-Stollen für die Rüstungsproduktion voranzutreiben<sup>21</sup>. Vorgesehen war die Verlagerung der Kurbelwellenfertigung für den Flugzeugmotorenbau in die mächtigen Stollen, die zum Teil eine Länge von 400 Metern erreichten.

Daimler-Benz konnte übrigens nie die Produktion in den Vulkan-Stollen aufnehmen; denn nach beendeter Aufstellung des Maschinenparks im März 1945 setzte infolge alliierter Luftangriffe die Stromversorgung aus<sup>22</sup>.



*KZ-Kommandant Erwin Dold*

Die meisten KZ-Häftlinge des KZ „Kinzigdamm“ waren in einem äußerst schlechten Gesundheitszustand<sup>22</sup>. Die schwere Arbeit in den feuchten, kalten unterirdischen Stollen des „Vulkans“, die dürftige Nahrung und das Fehlen von Medikamenten hatte ihre Arbeitskraft sehr geschwächt. Ein Teil der Häftlinge fiel ständig wegen Krankheit aus<sup>23</sup>.

Kommandant Erwin Dold berichtet über seine Ankunft im Haslacher Lager im Oktober 1944:

„Den Augenblick, in dem ich den Haslacher Kommandobezirk betrat, werde ich niemals vergessen: Schmutzige, halbverhungerte, von Ausschlägen und Mißhandlungen entstellte Menschen starrten mich angstvoll an. Nicht zwei oder drei Menschen lebten hier in größter Not, sondern Hunderte, und täglich kamen neue dazu<sup>24</sup>.“

### *Der Alltag der KZ-Häftlinge*

Frühmorgens um 5 Uhr mußten die KZ-Häftlinge in einer Kolonne zu Fuß unter strenger Bewachung den Weg zu den Vulkan-Stollen zurücklegen. Der Fußmarsch dauerte etwa eine Stunde<sup>25</sup>. Besonders das letzte Stück war sehr beschwerlich; denn es ging steil bergauf. Ein Häftling berichtet:

„Um in die Steinbrüche zu kommen, mußte man die Stadt Haslach durchqueren. Unsere Aufseher nötigten uns, im Schritt zu marschieren, zuerst in Holzschuhen, nach einiger Zeit für alle in Schuhen, aus einfachem Stoff oder aus papiernen Zementsäcken hergestellt, die mit Schnüren oder mit Draht an den Füßen festgebunden waren . . . Mit der Kälte, die hereinbrach, und dadurch, daß wir seit unserer Ankunft kein Kleidungsstück zum Wechseln erhalten hatten, das armselige Hemd aus Holzfasern war längst ganz zerfressen vom Schmutz und den Läusen, wurde unsere Lage noch viel schlimmer. So hatten wir nur die dünne gestreifte Jacke auf dem Oberkörper. Um uns zu schützen, hatten wir uns angewöhnt, uns eine Weste aus leeren Zementsäcken zu machen. Als die SS merkte, daß wir dadurch ein bißchen weniger unter der Kälte zu leiden hatten, verbot sie uns, Papier auf den Rücken zu legen. Bei Zuwiderhandlung würde jeder Missetäter beim ersten mal 25, beim zweitenmal 50 Stockschläge bekommen . . .<sup>26</sup>

Die Deportierten, die immer schwächer wurden, bewegten sich nur noch mit großer Mühe fort. Bei jedem Fußmarsch zu den Steinbrüchen fielen einige in den Reihen um und mußten von ihren Kameraden gestützt werden, was den Zorn der Aufseher verdoppelte. Sie hieben nicht nur mit dem Stock auf uns ein, sondern mit Gewehrkolben. Ja, sie gingen sogar soweit, daß sie auf denjenigen schossen, der aus der Reihe ging. Eines Tages wurde ein vor mir gehender Kamerad, der sich gebückt hatte, um eine Rübe am Rande des Feldes aufzulesen, kaltblütig niedergeschossen und erhielt aus nächster Nähe eine Kugel in den Kopf.

Bei Tagesgrauen führte man uns in die Steinbrüche, die einige Kilometer weit im Berg gelegen waren. Dort ließ man uns beginnen mit dem Bau einer neuen Straße. . . . In der Folgezeit mußten wir das ganze Steingeröll, das von den Felsen heruntergefallen war und sich im Inneren der Stollen befand, wegräumen, die Gänge betonieren und neue Zugänge errichten, um dort – wir haben dies später erfahren – einen Rüstungsbetrieb unterbringen zu können . . . Die ganze Zeit über mußten wir

zehn bis zwölf Stunden am Tage unter dauerndem Geschimpfe und Schlägen der SS-Leute im Steinbruch arbeiten – mit einer Stunde Unterbrechung für die Suppe, die von Anbeginn sehr unregelmäßig mit der Seilbahn von der Stadt herkam. Oft kam sie erst um drei oder vier Uhr nachmittags. Unnötig zu sagen, was für eine Suppe es war und in welchem Zustand sie ankam. Sobald es anfang, kalt zu werden, war es keine Flüssigkeit mehr, sondern Eisstücke . . .

Gegen 6 Uhr abends erfolgte das Aufstellen zum Appell und die Rückkehr ins Lager. Der Abstieg war ebenso beschwerlich wie der Aufstieg, um so mehr, als wir oft vornedraus die gehbehinderten oder die bei der Arbeit oder von den Schlägen verwundeten Kameraden hinunterbringen mußten. Nach einer gewissen Zeit waren es nicht nur Verwundete, sondern Leichen, die wir hinunterbrachten. Nach der Ankunft im Lager ließ man uns auf dem Appellplatz stehen, während sich unsere Aufseher aufwärmten oder sich erfrischten. Dies dauerte ein oder zwei Stunden, manchmal noch länger. Um uns zu erwärmen, stellten wir uns eng aneinander, und im Winter führten wir einen Art Barentanz auf, um zu verhindern, daß unsere Füße in dem Dreck erfroren. Sobald die Diensthabenden der SS zum Appell erschienen, behandelten sie uns, wenn es ihnen nicht schnell genug ging, mit Schlägen mit dem Gummiknüppel . . .



*Die ehemalige Wehrmachtsbaracke beim Haslacher Sportplatz, in der das KZ „Kinzigdamm“ untergebracht war*

Unter solchen Arbeitsbedingungen, bei der dürftigen Nahrung und der schlechten Behandlung und bei dem Fehlen jeglicher Hygiene traten ansteckende Krankheiten wie Ruhr, Tuberkulose und Typhus im Lager auf . . . Infolge Mangels an Medikamenten nahm die Sterblichkeit unter den Lagerinsassen erschreckend zu . . . Täglich verminderte sich die Arbeitskolonne; denn mehrere von uns waren nicht mehr imstande, am Morgen die Arbeit in den Steinbrüchen aufzunehmen. Sie waren entweder nachts verstorben oder total erschöpft . . . Jeden Morgen lagen die abgemagerten Leichen unserer armen Kameraden auf einem Haufen vor der Tür der Baracke. Sie wurden vormittags im Massengrab verscharrt, das am Rande des Haslacher Friedhofs ausgegraben war<sup>27</sup>.“

Nach Aussage eines Zeugen des späteren Rastatter KZ-Prozesses, der im KZ „Kinzigdamm“ als Schreiber tätig war, starben im November 1944 an einer Ruhrepidemie im Lager 192 Häftlinge<sup>28</sup>.

Durch die hohe Sterblichkeit unter den KZ-Häftlingen waren die Arbeiten in den Vulkan-Stollen in Verzug geraten. Auf Anordnung des Chefs der Sicherheitspolizei in Straßburg, SS-Standartenführer Dr. Igelhorst, wurden im November 1944 weitere 650 Häftlinge, fast alle französische Widerstandskämpfer, aus dem Konzentrationslager Schirmeck-Vorbruck (Elsaß)<sup>29</sup> nach Haslach verlegt, um der Anordnung des Rüstungsamtes zur beschleunigten Fertigstellung der unterirdischen Fabrikanlage für Daimler-Benz nachzukommen. Wegen der grassierenden Ruhrepidemie wurden jedoch keine neuen Häftlinge in das Lager beim Haslacher Sportplatz eingewiesen. Der Kommandant des KZ Schirmeck-Vorbruck, SS-Hauptsturmführer Karl Buck, erteilte den Befehl, alle neu nach Haslach verlegten Häftlinge untertage in einem der Stollen des „Vulkan“ unterzubringen<sup>30</sup>. Jetzt wurde der „Vulkan“ zur „Hölle von Haslach“<sup>31</sup>.

### *SS-Hauptsturmführer Karl Buck – eine Karriere als KZ-Kommandant*

Karl Buck hatte nicht nur das KZ „Vulkan“ als Außenlager des KZ Schirmeck-Vorbruck unter sich, sondern war auch Kommandant des KZ Rotenfels bei Gaggenau. Zuvor war er Kommandant des KZ Schirmeck-Vorbruck im Elsaß. Am 6. Juni 1944 landeten die Alliierten in der Normandie, am 25. August zogen sie in Paris ein. Genau an diesem Tag wurde das KZ Schirmeck-Vorbruck aufgelöst und nach Rotenfels bei Gaggenau verlegt, um die Produktion des dortigen Daimler-Benz-Werkes aufrechtzuerhalten<sup>32</sup>.

Der SS-Hauptsturmführer Karl Buck konnte seit 1933 eine beachtliche Karriere als Kommandant verschiedener Konzentrationslager in Württemberg aufweisen. Als Folge einer Kriegsverletzung im Ersten Weltkrieg





*KZ-Kommandant Karl Buck*

hatte Buck nur ein Bein und trug deshalb eine Holzprothese. Trotz seiner augenfälligen Behinderung war das frühe NSDAP-Mitglied (Eintritt in die Hitler-Partei 1931) bereits 1933 Kommandant des Konzentrationslagers Heuberg, des ersten KZ in Württemberg. Vom November 1933 an war er Kommandant des Konzentrationslagers Oberer Kuhberg (bei Ulm). Vom Juni 1935 an war er Kommandant des Konzentrationslagers Welzheim (Schwäbisch Gmünd). Von Juli 1940 bis zu seiner Auflösung im August 1944 war Buck Kommandant des Konzentrationslagers Schirmeck-Vorbruck<sup>33</sup>. Über ihn liegen eine große Anzahl von Berichten und Aussagen vor. Er wurde übereinstimmend als fanatischer Nazi beschrieben, vor dessen Jähzorn die Häftlinge in Todesangst zitterten, vor dem sich sogar die SS-Wächter fürchteten. Buck ergötzte sich mit Vorliebe an den Qualen der Häftlinge. Er machte beliebig von seiner Macht über Leben und Tod Gebrauch, ließ brutal foltern und übte subtilen Terror aus.

Der im KZ Schirmeck inhaftierte Mathematikprofessor Paul Schmitt hat Karl Buck eindringlich charakterisiert:

„In Wirklichkeit war Buck nicht normal, er lebte in einem Zustand ständiger Reizbarkeit . . .<sup>34</sup> Er haßte alle Menschen und wurde von allen seinen Untergebenen



*Karl Buck als Häftling bei der Gerichtsverhandlung in Metz, 1953*

wie auch von seinen Vorgesetzten gleichermaßen gehaßt. Nihilist in seinem tiefsten Inneren, zerbrach er unerbittlich alles, was sich ihm in den Weg zu stellen wagte. Nur langsam gewöhnte man sich an seinen stechenden Blick und an seine Donnerstimme . . . Ein leidenschaftlicher Redner, beschloß er alle seine Ansprachen mit dem Glaubensbekenntnis: ‚Ich bin Nationalsozialist, fanatisch!‘<sup>35</sup>

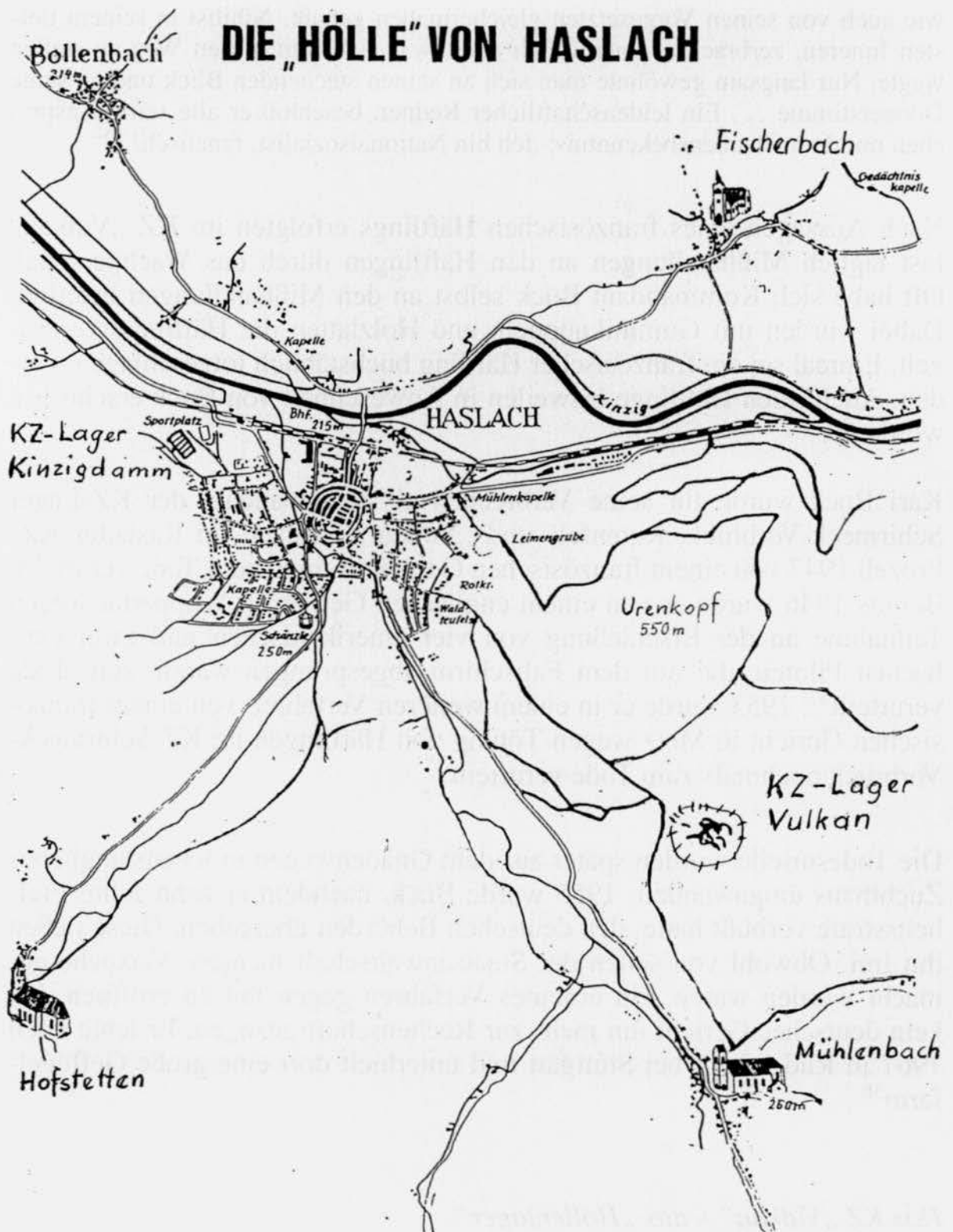
Nach Aussagen eines französischen Häftlings erfolgten im KZ „Vulkan“ fast täglich Mißhandlungen an den Häftlingen durch das Wachpersonal. Oft habe sich Kommandant Buck selbst an den Mißhandlungen beteiligt. Dabei wurden mit Gummiknüppeln und Holzlatten die Häftlinge verprügelt. Einmal sei ein französischer Häftling buchstäblich totgeschlagen worden. Auch seien Häftlinge bisweilen in Anwesenheit von Buck erschossen worden<sup>36</sup>.

Karl Buck wurde für seine Verbrechen als Kommandant der KZ-Lager Schirmeck-Vorbruck, Rotenfels und „Vulkan“ Haslach im Rastatter KZ-Prozeß 1947 von einem französischen Gericht dreimal zum Tode verurteilt. Bereits 1946 wurde er von einem englischen Gericht in Wuppertal wegen Teilnahme an der Erschießung von vier amerikanischen und zwei englischen Piloten, die mit dem Fallschirm abgesprungen waren, zum Tode verurteilt<sup>37</sup>. 1953 wurde er in einem weiteren Verfahren von einem französischen Gericht in Metz wegen Tötung von Häftlingen im KZ Schirmeck-Vorbruck nochmals zum Tode verurteilt.

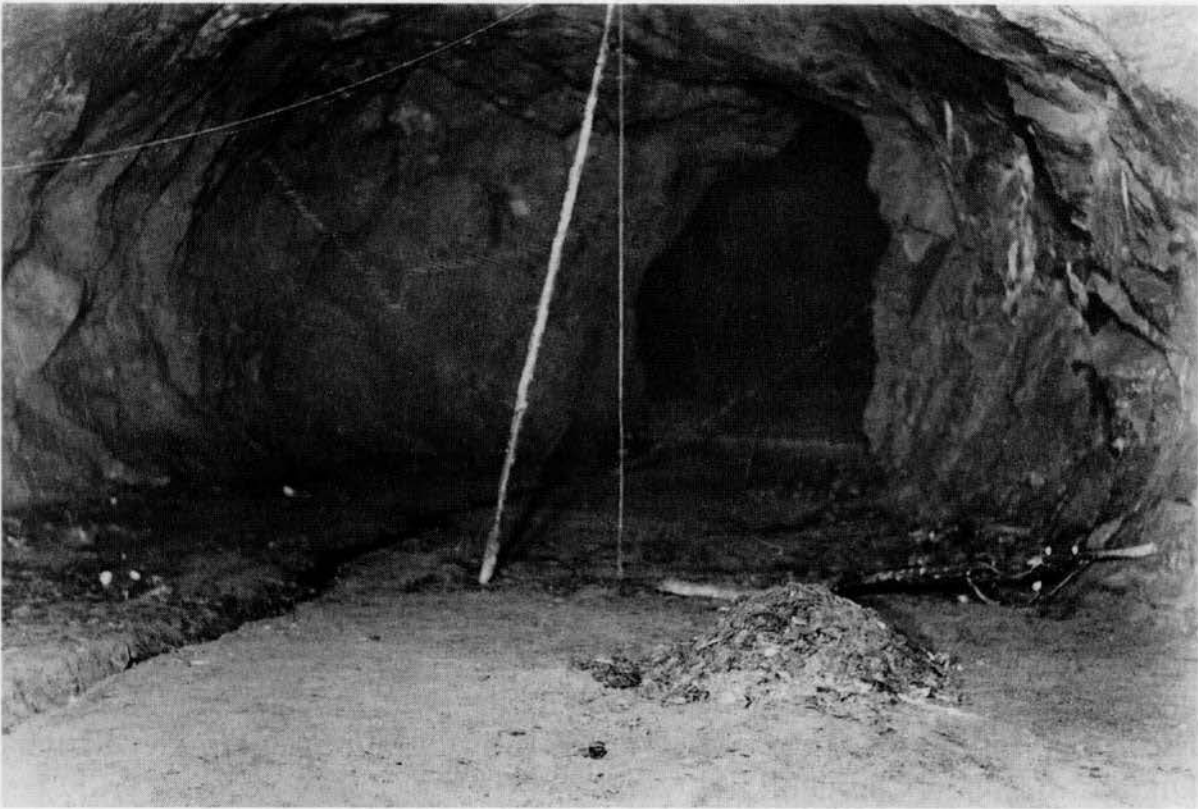
Die Todesurteile wurden später auf dem Gnadenwegen in lebenslängliches Zuchthaus umgewandelt. 1955 wurde Buck, nachdem er zehn Jahre Freiheitsstrafe verbüßt hatte, den deutschen Behörden übergeben. Diese ließen ihn frei. Obwohl von seiten der Staatsanwaltschaft mehrere Versuche gemacht worden waren, ein erneutes Verfahren gegen ihn zu eröffnen, hat kein deutsches Gericht ihn mehr zur Rechenschaft gezogen. Er lebte noch 1967 in Rudersberg bei Stuttgart und unterhielt dort eine große Geflügel-farm<sup>38</sup>.

### *Das KZ „Vulkan“ – das „Höllenslager“*

„Es ist fast nicht möglich zu beschreiben, wie es in ‚Haslach-Vulkan‘ ausgesehen hat“, berichtete der elsässische Arzt Dr. Schwarz, selbst ehemaliger Häftling dort, im Rastatter KZ-Prozeß im Februar 1947<sup>39</sup>. „Menschen hätten niemals so handeln können. Niemals hätten auch die Verantwortlichen Hunde so behandelt, wie man uns behandelt hat.“ 650 Häftlinge, so Dr. Schwarz, hätten fast fünf Monate lang in den Stollen wie Tiere gelebt,



zusammengepfercht, wochenlang auf verfaultem Stroh liegend, ohne ärztliche Behandlung, von Läusen buchstäblich zerfressen, ohne Abort, ohne ausreichende Luftzufuhr und fast ohne Licht. Innerhalb kurzer Zeit seien 65 Häftlinge gestorben, 10 Häftlinge erschossen worden, 350 ständig krank gewesen. Dutzende hätten nachträglich noch den Tod gefunden<sup>40</sup>.



*Das „Höllenslager“ Vulkan*

Ein ehemaliger Häftling des „Höllenslager“ berichtet:

„Obwohl es sich nicht um ein Lager handelte, in dem Tausende von Häftlingen schmachten mußten, ist es jedoch durch die höchstwahrscheinlich einzig dastehende Tatsache gekennzeichnet, daß 600 Menschen fünf Monate in einem unterirdischen, von der Öffentlichkeit vollkommen abgeschlossenen licht- und luftlosen, eiskalten und nassen Felsenraum 100 bis 150 Meter unter der Erde schmachten, kampieren und hausen mußten . . . Es gab für die Häftlinge weder Betten noch Strohsäcke, lediglich eine Handvoll nassen Strohs, welches während der fünf Monate nicht erneuert wurde. Es gab weder frisches Trinkwasser noch Waschgelegenheit, von sonstigen sozialen oder hygienischen Einrichtungen gar nicht zu sprechen. Die Verpflegung war vollkommen unzureichend. Die Häftlinge wurden stets viehisch mißhandelt und geschlagen. Millionen von Läusen konnten auf Grund dieser grenzenlosen Verwahrlosung aufkommen und wurden eine für die Häftlinge fast unausstehliche Qual. Die Folge dieser Zustände waren Massenerkrankungen und Tod. Das Höllenslager ‚Vulkan‘ bleibt für die Naziverbrecher ein ewiger Schandfleck! . . .

Wer ist der Hauptschuldige? Es ist der Mörder Buck, Lagerkommandant von Schirmeck. Als er einige Wochen später das Lager ‚Vulkan‘ besichtigte, meinte er spöttisch: ‚Ihr seid hier gut untergebracht – und vor allem bombensicher!‘ . . . Das Schlimmste war Tag und Nacht die ewige Hungerqual – neben der Läusequal. Die

SSler traktierten uns geschwächte, abgemagerte Gestalten mit Fußtritten und mit Gewehrkolben . . .<sup>41</sup>

Im Februar 1945 wurde Karl Buck als Kommandant ins Konzentrationslager Villingendorf (bei Rottweil) versetzt. Sein Nachfolger, SS-Sturm-scharführer Josef Kraus, stand Buck an Grausamkeit nicht nach. Kraus hat selbst Häftlinge brutal mißhandelt und oft den Befehl zum Mißhandeln gegeben. „Er war über die Ermordung von Häftlingen im Lager ‚Vulkan‘ genau im Bilde und deckte die Mörder<sup>42</sup>.“ Als vier Häftlinge Ende Februar 1945 aus dem KZ „Vulkan“ fliehen wollten, mußten sie auf Befehl von Kraus die ganze Nacht bei grimmiger Kälte barfuß auf einer Zementplatte stehen. Am anderen Morgen war ein Häftling bereits tot, von den anderen drei sind zwei ebenfalls gestorben<sup>43</sup>.

Dadurch, daß Hunderte von Menschen monatelang in den tiefen Stollen des „Vulkans“ unter schlimmsten Verhältnissen vegetieren mußten und dazu noch Schwerstarbeit zu verrichten hatten, wurde das KZ „Vulkan“ im Haslacher Urenwald unter den vielen Konzentrationslagern der Hitler-Diktatur besonders berüchtigt<sup>44</sup>.

Der Ausbruch einer Flecktyphusepidemie ließ die Anzahl der Toten in den Stollen schnell ansteigen. Insgesamt sind im KZ „Vulkan“ über hundert Häftlinge umgekommen<sup>45</sup>. Sie sind nur zum Teil im Massengrab beim Haslacher Friedhof beigesetzt worden<sup>46</sup>. Viele wurden unter dem Geröllschutt in den Stollen verscharrt. Als die Zahl der arbeitsfähigen Häftlinge immer weniger wurde, kam am 4. Februar 1945 noch einmal ein Transport von 93 Häftlingen aus dem Freiburger Gefängnis in das unterirdische „Höllenslager“. Sie waren alle französische Widerstandskämpfer<sup>47</sup>. Insgesamt betrug die Zahl der Toten in den beiden Haslacher Konzentrationslagern etwa vierhundert.

Im KZ „Kinzigdamm“ beim Haslacher Sportplatz befanden sich im Januar 1945 nur noch 150 Häftlinge, alle in elender Verfassung und völlig arbeitsunfähig. Dies führte zur Auflösung dieses Lagers. Die Häftlinge wurden in das sogenannte „Krankenlager“ des KZ Dachau überführt. Die Häftlinge des KZ „Vulkan“ aber verblieben bis zum 28. März 1945 in ihrem unterirdischen Gefängnis<sup>48</sup>. Sie wurden dann für knapp einen Monat in das freiwerdende Lager beim Sportplatz verlegt, aus welchem sie am 21. April 1945 von den französischen Truppen befreit wurden.

Die von den Häftlingen geräumten Stollen dienten großen Teilen der einheimischen Bevölkerung in den letzten Kriegstagen als sicherer Unterschlupf, zumal angeblich eine Verteidigung Haslachs vorgesehen war. In

den Vormittagsstunden des 21. April 1945 erreichten dann Panzer der I. französischen Armee kampflos Haslach und den „Vulkan“.

### *Die Haslacher Bevölkerung versuchte zu helfen*

Zahlreiche Haslacher Bürger versuchten immer wieder, den KZ-Häftlingen zu helfen, manchmal unter der Gefahr, selbst verhaftet zu werden. So legten sie oft Nahrungsmittel und Obst an den Weg- oder Straßenrand, wenn der Zug der Häftlinge am frühen Morgen oder späten Abend herannahte. Zuweilen gelang es den Häftlingen die Nahrungsmittel aufzuheben, ohne daß es die Wachleute bemerkten<sup>49</sup>. Manchmal wurden die Wachmannschaften sogar von Haslacher Bürgern beschimpft<sup>50</sup>.

Besonders der damalige katholische Stadtpfarrer von Haslach, August Vetter, war der „gute Engel“ der Häftlinge. Er tat alles, was in seiner Macht stand, um den Häftlingen zu helfen. Er erreichte vor allem, daß mehrere elsässische Geistliche, die in den beiden KZ-Lagern inhaftiert waren, zuweilen in das Pfarrhaus gehen und Nahrungsmittel sowie Medikamente mitnehmen durften. Pfarrer Vetter sorgte auch dafür, daß nach Abzug der SS-Wachmannschaften am 13. April 1945 die Schwerstkranken unter den Häftlingen in das Städtische Krankenhaus aufgenommen und

dort gepflegt wurden. Weitere schwerkranke Häftlinge ließ er im katholischen Kindergarten von den Ordensschwestern pflegen<sup>51</sup>.



*Stadtpfarrer August Vetter*

### *Die Exhumierung der KZ-Toten*

Am 17. September 1946 wurden die im Massengrab am Rande des Haslacher Friedhofs aufgefundenen 210 Leichen der KZ-Häftlinge von französischen Soldaten exhumiert. Ehemalige Nazis aus dem Kinzigtal mußten ihnen dabei helfen<sup>52</sup>. 135 Leichen konnte man identifizieren<sup>53</sup>. Sie wurden in ihre Heimatorte überführt. In einer großen Trauerfeier wurden die Leichen, die nicht identifiziert werden konnten, in Holzsärgen auf einem neuen Feld auf dem

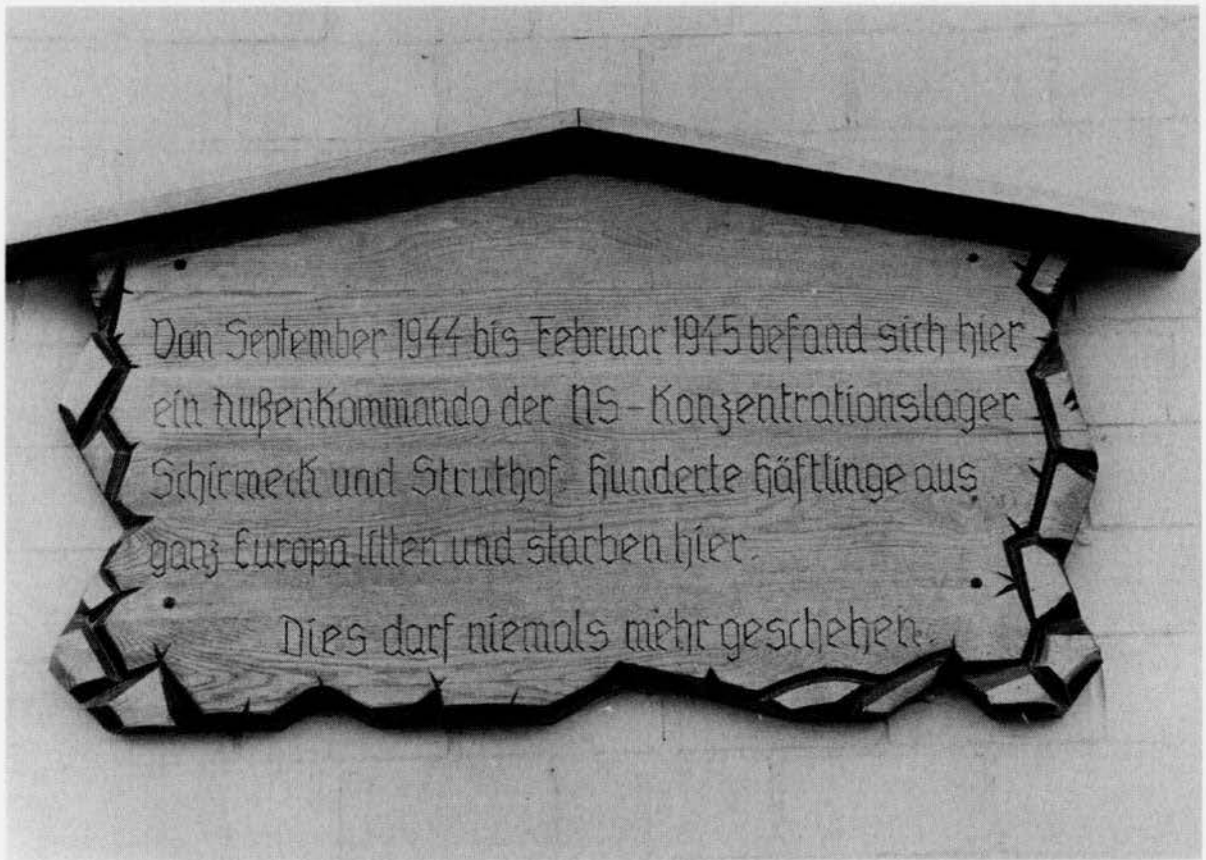


*Exhumierung aus dem Massengrab der beiden Konzentrationslager, 1946*





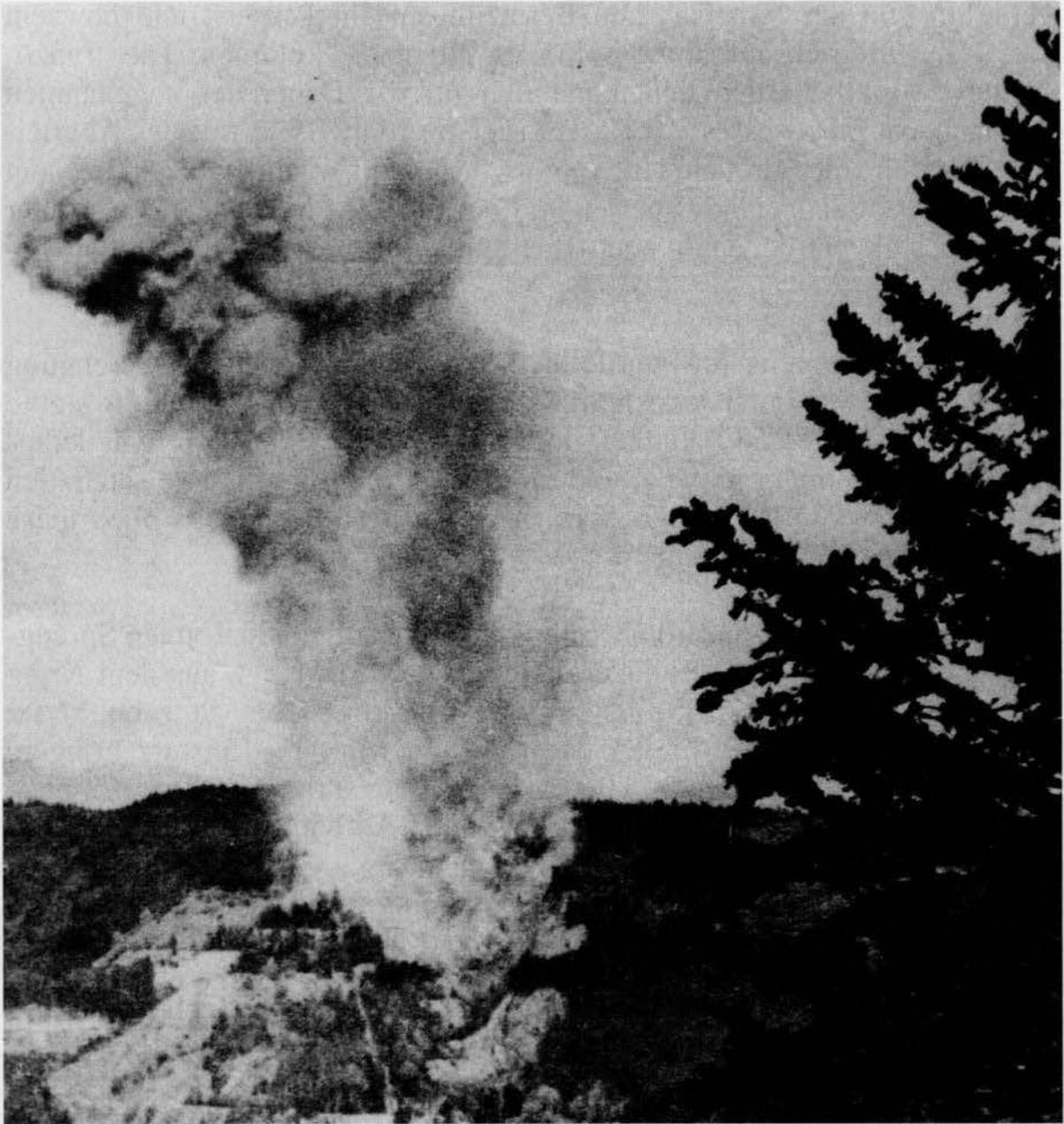
*Gedenkstein des Ehrengrabs auf dem Haslacher Friedhof*



*Gedenktafel an der Haslacher Markthalle*

Haslacher Friedhof bestattet<sup>54</sup>. Heute befinden sich noch 75 Tote der ehemaligen Konzentrationslager „Kinzigdamm“ und „Vulkan“ in dem Ehrengrab auf dem Haslacher Friedhof. Die Inschrift auf dem Gedenkstein an ihrem Grabe lautet: „75 Söhne vieler Völker Europas ruhen hier. Opfer der Gewaltherrschaft in dunkler Zeit. Ihr Tod mahnt uns alle, das Rechte zu tun, dem Unrecht zu wehren und die Würde des Menschen zu achten.“

Im Oktober 1970 trafen sich an der ehemaligen KZ-Baracke am Haslacher Sportplatz dreihundert Mitglieder der Vereinigung der Verfolgten des NS-Regimes und ehemalige KZ-Häftlinge sowie französische Widerstandskämpfer, um der Toten der beiden Haslacher KZ-Lager zu gedenken. An der früheren Häftlingsbaracke wurde damals eine von der Stadt Haslach gestiftete Gedenktafel enthüllt. Als 1979 die ehemalige Häftlingsbaracke abgebrochen wurde, um an ihrer Stelle die neue Haslacher Markthalle zu errichten, wurde die Gedenktafel an der Markthalle angebracht. Die Gedenktafel trägt die Inschrift: „Vom September 1944 bis Februar 1945 befand sich hier ein Außenkommando der NS-Konzentrationslager Schirmeck und Struthof. Hunderte von Häftlingen aus ganz Europa litten und starben hier. Dies darf niemals mehr geschehen<sup>55</sup>.“



*Sprengung der Vulkan-Stollen, 1948*

### *Die Sprengung der Vulkan-Stollen*

Nach dem Kriege im Mai 1945 wurden alle Maschinen und Gerätschaften der Daimler-Benz-Werke sowie der Organisation Todt und der noch verbliebene gewaltige Steinbrecher der Hartsteinwerke „Vulkan“ von der französischen Militärregierung beschlagnahmt und nach Frankreich transportiert<sup>56</sup>. Schon im Juni 1945 beantragte die Firma „Hartsteinwerke“ beim Landratsamt in Wolfach die Wiederaufnahme des Betriebes<sup>57</sup>. Eine Genehmigung wurde bereits im August 1945 erteilt. Jedoch konnte die Arbeit in den Vulkan-Stollen nicht aufgenommen werden, da das Betriebsgelände

weiterhin von der französischen Besatzungsmacht gesperrt und bewacht war<sup>58</sup>. Zur Betriebsaufnahme sollte es nie mehr kommen. Die französischen Militärbehörden ließen nämlich für die Dauer des sogenannten „Haslacher-KZ-Prozesses“ in Rastatt, der im März 1947 mit der Aburteilung des für die Greuelthaten verantwortlichen Wachpersonals beendet wurde, das Vulkangelände sperren und bewachen<sup>59</sup>. Im Zuge des Rastatter KZ-Prozesses wurde dann noch die Sprengung der Vulkan-Stollen beschlossen<sup>60</sup>.

Mit 64 Tonnen Sprengstoff wurde im November 1947 die erste Sprengung durchgeführt. Sie blieb jedoch ohne Erfolg, und der Amphibolit stellte hierbei seine Härte und Zähigkeit unter Beweis. Die Explosion fegte lediglich die Verdämmung hinweg, und eine gewaltige Stichflamme setzte den Wald über den Stollenmundlöchern in Brand. Darüber hinaus blieb diese Sprengung ziemlich wirkungslos.

Eine zweite Sprengung wurde beschlossen. Nun sollten 84 Tonnen Sprengstoff und die zusätzliche Einlagerung einer großen Menge aus dem Krieg verbliebener Sprengkörper aller Art die gewaltigen bis zu zehn Meter hohen und entsprechend breiten Stollen endgültig zum Einsturz bringen. Am 28. April 1948, um 16.30 Uhr, wurde die gewaltige Sprengstoffmenge gezündet<sup>61</sup>. Der Urenkopf, ja, das ganze mittlere Kinzigtal erbeben, und über dem Vulkangelände erhob sich eine riesige Wolke aus Staub und Rauch. Gemessen an der Größe der Sprengung, die damals nur noch von der einer Sprengung auf der Insel Helgoland übertroffen wurde, war statt des erwarteten gewaltigen Explosionsknalls mehr ein dumpfes Grollen zu hören. Nach Abzug der Explosionswolke zeigte der „Vulkan“ ein völlig verändertes Aussehen. Wo einst die mächtigen Stolleneingänge waren, lagerte nun eine Geröllhalde mit tonnenschweren Blöcken. Am 29. April 1948 wurde noch eine weitere kleine Sprengung an anderer Stelle durchgeführt.

Von 1953 bis 1965 diente das Vulkangelände als Munitions- und Sprengstoffdepot der französischen Armee. 1965 richtete die Stadt Haslach auf dem Gelände einen Müllplatz ein. Seit 1973 befindet sich auf dem Vulkangelände eine geordnete Mülldeponie des Ortenaukreises.

Welches andere Gelände in unserer Region hat im 20. Jahrhundert eine so wechselvolle und tragische Geschichte aufzuweisen wie der „Vulkan“ bei Haslach im Kinzigtal?

## Anmerkungen

- 1 Julius Schätzle, Stationen der Hölle. Konzentrationslager in Baden-Württemberg 1933 – 1945, Frankfurt 1974, S. 12.
- 2 Über die beiden Haslacher KZ-Lager vgl. Manfred Hildenbrand, der „Vulkan“ in Haslach im Kinzigtal. Hartsteinwerke – Konzentrationslager – Munitionslager – Mülldeponie, Die Ortenau, 57, 1977, S. 313 – 336; derselbe, Das mittlere Kinzigtal zur Stunde Null. Kriegsende und Besatzung 1944/45, Die Ortenau, 65, 1985, S. 251 – 273; derselbe, Die „Hölle von Haslach“, Kennzeichen OG, Heimatkunde für den Ortenaukreis, Lörrach–Stuttgart 1987, S. 168 – 169; Roland Peter, KZ in Haslach. Der Tod, der Müll und die Stadt, Badische Zeitung v. 7. 1. 1993.
- 2a Vgl. Manfred Hildenbrand, Der „Vulkan“ in Haslach im Kinzigtal, a. a. O., S. 315 ff.
- 3 Schreiben der Berliner Zentrale der Organisation Todt an die Firma Hartsteinwerke „Vulkan“ v. 22. 5. 1944, Firmenarchiv Leferez, Heidelberg-Dossenheim, im folgenden abgekürzt F. A. L.
- 4 Schreiben des Planungsamtes des Reichsministeriums für Luftfahrt an die Hartsteinwerke v. 14. 4. 1944, F. A. L.; Bericht von Karl Neureither an die Firmenleitung der Hartsteinwerke v. 20. 6. 1947, F. A. L.; Schreiben der Rüstungsinspektion Oberrhein Straßburg v. 6. 4. 1944, F. A. L.
- 5 Erlaß des Reichsministeriums für Rüstung und Kriegsproduktion v. 14. 4. 1944, F. A. L.; Aktennotiz von Dr. Johannes Leferez v. 22. 6. 1944, F. A. L.; Schreiben der Organisation Todt an die Hartsteinwerke v. 15. 11. 1944, F. A. L.
- 6 Schreiben der Hartsteinwerke Haslach an die Heidelberger Firmenleitung v. 28. 4. 1944, F. A. L.
- 7 Bericht von Karl Neureither, a. a. O.
- 8 Archiv des Internationalen Suchdienstes, Arolsen, Akten KZ Schirmeck-Vorbruck, Außenkommando Haslach, OCC 17/64.
- 9 Vertragsentwurf mit der Firma Wayss u. Freytag A. G., Straßburg, v. 4. 7. 1944, F. A. L.
- 10 Lageplan des „Barbe“-Arbeitslagers v. 24. 11. 1944 sowie Brief des Landesökonomierates an die Stadt Haslach v. 27. 3. 1945, Stadtarchiv Haslach, Verwaltungssachen III, 4/10.
- 11 Archiv des Internationalen Suchdienstes, Arolsen, Akten KZ Natzweiler, Außenkommando Haslach, OCC 17/64. Das seit 1940 bestehende Konzentrationslager Natzweiler-Struthof (Elsaß), das bis zu 7000 Häftlinge hatte, wurde im September 1944, als die Alliierten auf die Stadt Metz vorrückten, aufgelöst. Die Häftlinge wurden zunächst in das KZ Dachau sowie in das dazugehörige Außenlager Allach gebracht, bald darauf jedoch auf verschiedene Außenlager des KZ Natzweiler in Baden und Württemberg verteilt. Die Kommandantur des KZ Natzweiler-Struthof kam nach Guttenbach (Baden). Über das KZ Natzweiler-Struthof, vgl. KZ-Lager Natzweiler-Struthof. Hrsg. v. Comité national pour l'érection et la conservation d'un mémorial de la déportation au Struthof, Nancy 1966; Jürgen Ziegler, Mitten unter uns, Natzweiler-Struthof. Spuren eines Konzentrationslagers, Hamburg 1986; Hubert Fischer, Menschliches Leben unter unmenschlichen Verhältnissen, Teil 5: Alle Außenlager des Konzentrationslagers Natzweiler-Struthof werden bei Gudrun Schwarz, Die nationalsozialistischen Lager, Frankfurt–New York 1990, S. 178, aufgeführt.
- 11a Wochenbericht des SS-Oberscharführers Hochaus v. 25. 9. 1944, Bundesarchiv Koblenz, NS 4 Natzweiler/84.
- 12 Bericht über den Rastatter KZ-Prozeß gegen das Wachpersonal der beiden Haslacher KZ-Lager, Ortenauer Zeitung v. 25. 2. 1947; Aufstellung über die Belegung der Außenlager des KZ Natzweiler, Bundesarchiv Koblenz, NS 4 Natzweiler/84.

- 13 Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen Ludwigsburg (im folgenden ZStL abgekürzt), IV, 419 AR 1834/67, Bd. 2. Erwin Dold wurde als einer der wenigen Angeklagten beim Rastatter KZ-Prozeß 1947 freigesprochen, weil zahlreiche Häftlinge ihn als einen humanen Lagerführer schilderten. Über ihn vgl. Thomas Seiterich, „Ich wollte, daß sie leben“. Die unglaubliche Geschichte des KZ-Kommandanten Erwin Dold, Badische Zeitung v. 14. 4. 1990. Über Erwin Dold wurde auch von der Filmgesellschaft Media Control ein Fernsehfilm mit dem Titel „Der KZ-Kommandant. Die ungewöhnliche Geschichte des Erwin Dold“ gedreht, der am 6. 7. 1991 im 3. Fernsehprogramm des Südwestfunks gezeigt wurde.
- 14 Vernehmungsprotokoll v. 15. 5. 1968, ZStL, IV, 419 AR 1834/67, Bd. 1.
- 15 Vernehmungsprotokoll v. 25. 3. 1969, ZStL, IV, 419 AR 1834/67, Bd. 2.
- 16 Vernehmungsprotokoll v. 1. 4. 1969, ZStL, IV, 419 AR 1834/67, Bd. 2.
- 17 Vernehmungsprotokoll v. 1. 4. 1969, a. a. O.
- 18 Vernehmungsprotokoll v. 18. 1. 1966, ZStL, IV, 419 1834/67, Bd. 1.
- 18a Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg i. Br., RW 46/427 Wehrwirtschaftsoffizier des Wehrkommandobereichs V.
- 19 Schreiben der Organisation Todt an die Hartsteinwerke v. 15. 11. 1944, F. A. L.; Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, W 10: Daimler-Benz AG, Nr. 5; vgl. auch Michael Schmid, „Unsere ausländischen Arbeitskräfte . . .“, Zwangsarbeiter in den Werken und Barackenlagern des Daimler-Benz-Konzerns, Das Daimler-Benz-Buch, hrsg. von der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, Nördlingen 1987, S. 576.
- 20 Schreiben des Chefs der Heeresrüstung beim Oberkommando des Heeres in Berlin an die Firma Daimler-Benz, Stuttgart-Untertürkheim v. 11. 1. 1945, Daimler-Benz-Archiv, Stuttgart-Untertürkheim, Sammlung Haspel.
- 21 Protokoll der Besprechung beim Rüstungsstab von Daimler-Benz v. 24. 11. 1944, Daimler-Benz-Archiv, Stuttgart-Untertürkheim, Sammlung Haspel; vgl. auch Hans Pohl/Stephanie Habeth/Beate Brüninghaus, Die Daimler-Benz AG in den Jahren 1933 – 1945, Stuttgart 1986, S. 159.
- 22 Wochenbericht des SS-Oberscharführers Hochaus v. 25. 9. 1944, a. a. O.
- 23 Bericht der Organisation Todt an die Kommandantur des KZ Natzweiler v. 28. 9. 1944, Bundesarchiv Koblenz, NS 4 Natzweiler/84.
- 24 Thomas Seiterich, „Ich wollte, daß sie leben“, a. a. O.
- 25 Vernehmungsprotokoll v. 17. 3. 1969, ZStL, IV, 419 AR 1834/67, Bd. 1.
- 26 Ebenda.
- 27 Bericht von René Thalmann, ehemaliger KZ-Häftling des Lagers „Kinzigdamm“ Haslach, über die Zustände in diesem Lager. Archiv des Internationalen Suchdienstes, Arolsen, Akten KZ Natzweiler, a. a. O.
- 28 Bericht vom Rastatter KZ-Prozeß, Ortenauer Zeitung v. 25. 2. 1947.
- 29 Über das KZ Schirmeck-Vorbruck vgl. Paul Schmitt, Nazigreuel im Konzentrationslager Schirmeck, L'Alsace August 1945, 12 Folgen; Jacques Granier, Schirmeck. Histoire d'un camp de concentration, Strasbourg 1968; Udo Böhm/Helmut Böttcher/Rainer Reuter/Michael Weingardt, Sicherungslager Rotenfels. Ein Konzentrationslager in Deutschland, Ludwigsburg 1989, S. 12 ff. Die Außenlager des KZ Schirmeck-Vorbruck werden aufgeführt bei Gudrun Schwarz, Die nationalsozialistischen Lager, Frankfurt–New York 1990, S. 88.
- 30 Bericht über den Rastatter KZ-Prozeß, Ortenauer Zeitung v. 25. 2. 1947.
- 31 So der ehemalige Häftling des KZ „Vulkan“ und Abgeordnete der französischen Nationalversammlung A. Daul in seinem Bericht über das KZ „Vulkan“, Archiv des Inter-

- nationalen Suchdienstes, Arolsen, Akten KZ Schirmeck-Vorbruck, Außenkommando „Vulkan“ Haslach, OCC 17/64.
- 32 Udo Böhm u. a., Sicherungslager Rotenfels, a. a. O., S. 21.
- 33 Julius Schätzle, Stationen der Hölle, a. a. O., S. 18 ff.
- 34 In einem Bericht der Firmenleitung von Daimler-Benz v. 24. 4. 1945 heißt es, Kommandant Buck sei „ein äußerst schwer zugänglicher Mann“. Er neige zu ständigen Zornausbrüchen, die mit Tobsuchtsanfällen zu vergleichen seien. Daimler-Benz-Archiv, Stuttgart-Untertürkheim, Sammlung Haspel.
- 35 Paul Schmitt, Nazigreuel im Konzentrationslager Schirmeck, a. a. O., 1. Folge.
- 36 Vernehmungsprotokoll v. 27. 10. 1961, ZStL, IV, 419 AR 1834/67, Bd. 1.
- 37 Liste der vier amerikanischen und zwei englischen Piloten, die Buck erschießen ließ, Archiv des Internationalen Suchdienstes, Arolsen.
- 38 Ermittlungsverfahren gegen den ehemaligen SS-Hauptsturmführer Karl Buck v. 20. 12. 1960, ZStL, IV, 419 AR 1834/67, Bd. 1; vgl. auch Jacques Gravier, Schirmeck, a. a. O., S. 267.
- 39 Bericht über den Rastatter KZ-Prozeß, Ortenauer Zeitung v. 25. 2. 1947.
- 40 Ebenda.
- 41 Bericht von A. Daul über die Zustände im KZ „Vulkan“, a. a. O.
- 42 Bericht von A. Daul, a. a. O.
- 43 Vernehmungsprotokoll v. 17. 12. 1961, ZStL, IV, 419 AR 1834/67, Bd. 1.
- 44 Bericht von A. Daul, a. a. O.
- 45 Bericht über den Rastatter KZ-Prozeß, Ortenauer Zeitung v. 25. 2. 1947; Bericht von A. Daul, a. a. O.
- 46 In dem Massengrab befanden sich 210 Leichen der KZ-Häftlinge, Ortenauer Zeitung v. 19. 9. 1946.
- 47 Henri Büttner u. a., Verfolgung, Widerstand und Neubeginn in Freiburg 1933–1945, Freiburg 1980, S. 182.
- 48 Bericht von A. Daul, a. a. O.
- 49 Vernehmungsprotokolle v. 17. und 21. 3. 1969, ZStL, IV, 419 AR 1834/67, Bd. 2; vgl. auch Gabriele Krämer, Magnolien und Zigarren, Lahr 1983, S. 107 f.
- 50 Vernehmungsprotokoll v. 21. 3. 1969, ZStL, IV, 419 AR 1834/67, Bd. 2.
- 51 Bericht von Pfarrer Vetter v. 22. 1. 1947, Pfarrarchiv Haslach.
- 52 Ortenauer Zeitung v. 19. 6. 1946; Tagebuch Wilhelm Engelberg v. 10. und 17. 9. 1946, Stadtarchiv Haslach.
- 53 Eine Liste mit den Namen von 117 identifizierten Toten befindet sich im Stadtarchiv Haslach, Spezialakten 750/5.
- 54 Ortenauer Zeitung v. 19. 6. 1946.
- 55 Offenburger Tageblatt v. 12. 10. 1970.
- 56 Schreiben der Hartsteinwerke an die Heidelberger Firmenleitung v. 28. 5. 1945, F. A. L.
- 57 Schreiben der Hartsteinwerke an die Heidelberger Firmenleitung v. 21. 6. 1945, F. A. L.
- 58 Schreiben der Hartsteinwerke an die Heidelberger Firmenleitung v. 11. 9. 1945, F. A. L.
- 59 Ebenda.
- 60 Schreiben der Hartsteinwerke an die Heidelberger Firmenleitung v. 21. 6. 1947, F. A. L.
- 61 Süddeutsche Nachrichten v. 30. 4. 1948; Badisches Tagblatt v. 14. 5. 1948; L'usine souterraine „Vulkan“ à Haslach, Revue d'Information des Troupes Françaises d'Occupation en Allemagne, Nr. 32, Mai 1948.

# Konzentrationslager auf Schienen

## Eisenbahn-Baubrigaden der SS in Offenburg 1944/45

*Bernd Boll*

Gedenktafeln auf dem Alten Friedhof Offenburg erinnern Besucher daran, daß hier Häftlinge der Konzentrationslager Sachsenhausen, Buchenwald und Flossenbürg zur letzten Ruhe gebettet sind. „Ihr Tod mahnt uns, Recht zu tun, dem Unrecht zu wehren und die Würde des Menschen zu achten“, heißt es in der Inschrift auf dem unweit davon errichteten Gedenkstein. Anlässlich einer Feierstunde des Oberrats der Israeliten Badens Ende April 1981 wurde die Notwendigkeit betont, eine Wiederholung des nationalsozialistischen Unheils zu verhindern<sup>1</sup> – eine Sorge, die angesichts des neuerdings schwelenden Rassismus und Antisemitismus heute aktueller ist als je. Die Mehrzahl der hier Bestatteten fiel wenige Tage vor der Besetzung der Stadt einer Mordaktion der SS zum Opfer. Sie gehörten zu einem mobilen Außenkommando des Konzentrationslagers Flossenbürg und mußten im Auftrag der Reichsbahn auf dem Offenburger Bahngelände unter unmenschlichen Bedingungen Kriegsschäden beseitigen. Die Reichsbahn war



*Die Gedenkstätte mit den Gräbern der Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft auf dem Alten Friedhof Offenburg.*

*Foto: Bernd Boll*



seit langem der größte Arbeitgeber in Offenburg. Zu ihren Einrichtungen zählte sie 1939 das Bahnbetriebsamt, der Personen- und der Rangierbahnhof, drei Bahnmeistereien, die Telegrafemeisterei, die Hochbaubahnmeisterei, zwei Güterabfertigungen, den maschinentechnischen Dienst und das Ausbesserungswerk<sup>2</sup>.

## 1. Die Reichsbahn im Fadenkreuz der Alliierten

*„Räder müssen rollen für den Sieg“*

Im 2. Weltkrieg stand die Bahn im Mittelpunkt der strategischen Überlegungen des NS-Regimes, da sie Waffen, Munition und Beutegüter aus den besetzten Ländern ebenso transportierte wie Soldaten, Kriegsgefangene, ausländische Zivilarbeiter und deportierte Juden. Im Juni 1942 startete die Reichsbahn eine Propagandakampagne unter der Losung „Räder müssen rollen für den Sieg“, die dem Zweck diente, der Bevölkerung klarzumachen, daß der Personenverkehr zugunsten des Güterverkehrs eingeschränkt und die Kapazitäten der Bahn noch weiter für Kriegszwecke freigemacht werden mußten<sup>3</sup>. In diesem Zusammenhang veröffentlichte das NS-Gauorgan „Der Führer“ im August 1942 einen Beitrag über den Offenburger Bahnhof. „Lange Güterzüge“, hieß es da, „rollen in großer Zahl durch den Bahnhof. Mit schwerer Fracht sind sie unterwegs, landauf und landab. In offenen und geschlossenen Wagen befördern sie das notwendige Material an die unmittelbar oder mittelbar im Dienste der Rüstungsindustrie stehenden Betriebe. Sie sind die wichtigen Zubringer der unentbehrlichen Lebens- und Bedarfsgüter für Wehrmacht und Volk. Züge, die ihrer Fracht ledig geworden sind, poltern mit lautem Getöse über die Gleise. Sie haben es eilig, wieder an ihren Bestimmungsort zu kommen und neue Güter aufzunehmen, um sie dahin zu bringen, wo sie benötigt werden“<sup>4</sup>. Was verbirgt sich hinter diesen vagen Angaben, welche Güter liefen im 2. Weltkrieg durch den Offenburger Bahnhof oder wurden dort abgefertigt?

Zunächst waren das Zulieferungen für die Offenburger Industriebetriebe und der Transport ihrer zivilen und militärischen Produktion. Aber dies machte den geringsten Teil des Umschlags auf dem Offenburger Güterbahnhof aus, bedeutender war die Abfertigung der Güterzüge auf der Strecke Basel-Mannheim. Das Bahnpersonal in Offenburg kuppelte leere Güterwagen in Richtung Norden aneinander, die in Karlsruhe beladen wurden, außerdem stellte es Züge zusammen, die in die Schweiz und nach Italien fuhren<sup>5</sup>. Der Handel mit der Schweiz und die Überfuhrrechte für Rohstoffe und Industrieerzeugnisse waren für die Achsenmächte überlebensnotwendig. Ein beträchtlicher Teil davon lief über Offenburg.

Das rohstoffarme Italien war weitgehend auf deutsche Importe angewiesen. Die Schweiz hatte seinen faschistischen Nachbarn das Recht eingeräumt, nichtmilitärische Güter über ihr Territorium zu transportieren, und bis Oktober 1941 selbst die Durchfahrt von Kriegsmaterial gestattet<sup>6</sup>. Seit Februar 1940 exportierte Deutschland monatlich eine Million Tonnen Kohle und 1000 Tonnen chemische Produkte und Ölderivate nach Italien, nach dessen Kriegseintritt zusätzlich große Mengen Stahl, Eisen und andere Rohstoffe. Vierzig Prozent davon nahmen den Weg durch die Schweiz. 1941 passierten rund 600 000 deutsche Güterwaggons den Gotthard, im September dieses Jahres allein bis zu 1200 Kohlewagen täglich. 1943 transportierte die Bahn Monat für Monat 470 000 Tonnen Kohle auf der Alpentransversale in Richtung Süden. Im Gegenzug lieferte Italien vor allem Lebensmittel durch die Schweiz nach Deutschland<sup>7</sup>.

Die Schweiz war aber auch selbst ein wichtiger Handelspartner der Achsenmächte, an die sie hochspezialisierte Waffensysteme lieferte. Zwischen 1941 und 1944 exportierten die Schweizer Rüstungs- und Zulieferbetriebe Kriegsgeräte im Wert von 1,075 Milliarden Franken an Italien und das Deutsche Reich<sup>8</sup>. Darüber hinaus diente der neutrale Kleinstaat als Waschanlage für schmutziges Gold: Während des Krieges kaufte die Schweizerische Nationalbank dem Deutschen Reich 320 Tonnen Gold ab, das aus den privaten und staatlichen Goldbeständen der besetzten Länder und aus dem Zahn- und Schmuckgold der in den Konzentrationslagern Ermordeten stammte<sup>9</sup>. Das Zollamt des Badischen Bahnhofs in Basel registrierte in den Jahren 1941 bis 1943 Raubgold im Wert von 1,26 Milliarden Schweizer Franken<sup>10</sup>.

Auch für Menschentransporte war Offenburg Ziel- und Ausgangsbahnhof, viele weitere passierten die Stadt. Ständig fuhren Züge mit Gefangenen für das Kriegsgefangenen-Stammlager am Holderstock (Stalag V C) ein oder wurden Arbeitskommandos zu auswärtigen Firmen in Marsch gesetzt. Wehrmatsangehörige aller Waffengattungen fuhren mit dem Zug in Urlaub oder an die Front. Ferner war der Bahnhof Drehscheibe für die Verwundeten des Offenburger Reservelazarets und für Arbeiter, die aus den umliegenden Gemeinden nach Offenburg pendelten<sup>11</sup>. Auch Transporte mit Flüchtlingen aus dem Ruhrgebiet und den geräumten und zerstörten Gebieten des Ostens kamen am Offenburger Bahnhof an oder fuhren durch und nicht zuletzt Arbeiter, die das Reich in Italien angeworben hatten, sowie nach dem Ende von Mussolinis Herrschaft dessen entwaffnete Soldaten, die *italienischen Militärinternierten*. 1941 passierten 88 Züge mit Zivilarbeitern die Strecke Italien-Deutschland<sup>12</sup>; noch im September 1943 genehmigte die Regierung der Schweiz einem Zug mit Militärinternierten die Durchfahrt, eine Praxis, die sie erst im Herbst einstellte<sup>13</sup>.

## *Luftangriffe auf Offenburg*

Nachdem Bombardierungen bis dahin nur gelegentlich erfolgt waren und relativ wenig Schaden angerichtet hatten, wurde Offenburg bis zum Jahresende 1944 Ziel wiederholter alliierter Luft- und Artillerieangriffe, die ihre Opfer unter der einheimischen Bevölkerung wie unter den rund 1500 Zwangsarbeitern in der Stadt fanden. Ein Russe wurde getötet, als Jagdbomber am 10. August 1944 Sprengbomben auf das Reichsbahnausbesserungswerk warfen, die ihr eigentliches Ziel jedoch verfehlten<sup>14</sup>. Am 8. Oktober, 18. November, 22. November und 25. November erfolgten weitere Angriffe<sup>15</sup>. Das Bombardement vom 18. November kostete 9 Menschen das Leben, darunter zwei Arbeitern und vier Arbeiterinnen aus der Sowjetunion<sup>16</sup>. Möglicherweise lag die Zahl der Opfer des Luftkriegs unter den Zwangsarbeitern noch höher, denn bis Mitte Oktober 1944 waren insgesamt 20 Ausländer auf dem an den jüdischen Friedhof angrenzenden Teil des Offenburger Friedhofs begraben worden, von denen bei 16 die Todesursache nicht bekannt ist<sup>17</sup>.



*Vorzeichen des Luftkriegs: Kondensstreifen alliierter Flugzeuge am Himmel über Offenburg.*

*Foto: Stadtarchiv Offenburg*

Im Sommer hatten Tiefangriffe einzelner Jagdbomber immer wieder die Rheintalstrecke und die Höllentalbahn lahmgelegt. Seit dem 11. September mußte wegen der ständigen Präsenz alliierter Flugzeuge über dem badischen Luftraum der Güter- und Personenverkehr tagsüber von 8 bis 18 Uhr eingestellt werden<sup>18</sup>. Dennoch waren die Angriffe auf Offenburg bis Ende November 1944 unplanmäßige Einzelaktionen. Erst als sich der Bodenkrieg der Stadt bis auf wenige Kilometer genähert hatte und die rechtsrheinischen Verkehrswege für den Nachschub der Wehrmacht deshalb erhöhte Bedeutung gewonnen hatten, entwickelte das *Working Committee* des *Combinded Strategic Targets Committee* einen Plan zur Zerstörung des deutschen Verkehrswesens, der sowohl die Durchführung der alliierten Operationen im Westen wirkungsvoll unterstützen und möglichst auch den Operationen in Italien dienen als auch der deutschen Rüstungsproduktion größtmöglichen Schaden zufügen sollte<sup>19</sup>. Weil das Streckennetz im Raum Oberrhein am weitmaschigsten und damit anfälligsten war, begannen systematische Angriffe, nachdem Oberbefehlshaber General Dwight D. Eisenhower am 22. November zur Unterstützung des Angriffs der 6. alliierten Armeegruppe die Bombardierung aller wichtigen Eisenbahnknotenpunkte und Brücken südlich von Karlsruhe angeordnet hatte<sup>20</sup>. Im Geheul der Luftschutzsirenen lösten sich Voralarm, Warnung und Entwarnung nun immer häufiger ab<sup>21</sup>. Der schwerste Angriff des 2. Weltkriegs fand am 27. November 1944 zwischen 12.05 Uhr und 12.50 Uhr statt. Der Holländer Alfons van Buiten erlebte ihn als Zwangsarbeiter bei Stahlbau Müller im Industriegebiet am Holderstock: „Im November 1944 wollte ich zum Essen gehen, da war ein Fliegerangriff, und auf einmal fiel die Bombe, ungefähr um 12 Uhr. Wir gingen in den Keller, das war kein Luftschutzkeller, nur ein Umkleideraum. Auf den Betrieb fielen damals zwei Bomben, wir hatten das Glück, daß die Mauer auf eine Bank fiel, eine schwere Bank, die im Boden verankert war, darauf blieb die Mauer liegen. Das war unser Glück, wir waren da drunter. Wir haben noch fünf Minuten gewartet, dann sind wir ins Freie gegangen, die Tür war weggeblasen, und als wir hinaus kamen, wußten wir gar nicht, was wir sahen. Vom Kriegsgefangenenlager vor dem Betrieb war überhaupt nichts mehr zu finden, im Betrieb war viel kaputt, das Portiershäuschen war auch weg. Wir sind dann von Bombenrichter zu Bombenrichter Richtung Kinzig gelaufen, sind über die Brücke gegangen und auf der anderen Seite zurückgelaufen, Richtung Elgersweier. Ein paar von uns hatten Lebensmittelkarten, wir haben dort etwas gegessen und abgewartet, bis alles ruhig wird. Dann sind wir ins Lager zurückgegangen“<sup>22</sup>.

In drei Angriffswellen warfen 325 Maschinen des Typs B-17 Flying Fortress und B-24 Liberator der 8. USAAF insgesamt 2880 Sprengbomben und 596 Brandbomben von je 500 lbs. auf den Verschiebebahnhof der Reichs-

bahn ab<sup>23</sup>. Hunderte von Bomben fielen auf das umliegende Gelände und das Stadtgebiet, wo sie beträchtliche Schäden anrichteten. Noch vier Wochen nach dem Angriff war das Gelände des Verschiebebahnhofs verwüstet: „Nur die Durchgangsgleise und die Gleise durch den Personenbahnhof waren zu diesem Zeitpunkt bereits instandgesetzt worden. Die übrigen Anlagen wurden als zu 95% unbrauchbar eingestuft“<sup>24</sup>. Von den Firmen im nahegelegenen Industriegebiet hatten der Rüstungsbetrieb Meiko, die Möbelschreinerei Renaud und die Zigarrenfabrik Krämer Totalschäden zu verzeichnen, ebenso das Lebensmittelgroßlager Spinner sowie einige Firmen im Stadtgebiet<sup>25</sup>. Schwere Treffer erhielten im Industriegebiet die Rüstungsbetriebe Martin, Müller und Borsi und eine Reihe von Betrieben in der Stadt, darunter die Fabrik für Bierausschankanlagen Kirsch, die ebenfalls für die Wehrmacht produzierte<sup>26</sup>. Nach dem Angriff verließen die Arbeiter in Panik ihren Arbeitsplatz und waren nur schwer zu bewegen, die Arbeit wieder aufzunehmen<sup>27</sup>.

In Offenburg waren 16 Wohngebäude total und 22 schwer, 249 weitere leicht beschädigt, aber noch bewohnbar. Von den öffentlichen Gebäuden meldeten das Zollamt einen Totalschaden, die Kapuziner-Klosterkirche und das Bezirksbauamt schwere und das Städtische Krankenhaus leichte Schäden. Außerdem hatten Bombentreffer die Gas- und Wasserversorgung beeinträchtigt. Am verheerendsten wirkten die Bomben in den Zwangsarbeiterlagern: im Stalag V C brannten 20 Baracken vollkommen aus, zwei weitere wurden schwer beschädigt<sup>28</sup>. Das Lager für russische Zwangsarbeiter bei der Kläranlage am Mühlbach war nach dem Angriff unbewohnbar<sup>29</sup>.

Eine Aufstellung des Landratsamts bilanzierte, daß der Angriff 59 Menschen das Leben gekostet und 51 verletzt hatte<sup>30</sup>. Der abschließende Bericht des Wehrwirtschaftsoffiziers im Wehrkreis V vom 20. Dezember 1944 wußte dagegen von 76 Toten, darunter 40 Wehrmachtsangehörigen, und 77 Verwundeten – möglicherweise waren weitere Verwundete inzwischen ihren Verletzungen erlegen. 500 Menschen in Offenburg hatten ihre Wohnung verloren<sup>31</sup>. Sein Ziel, das rechtsrheinische Transportsystem lahmzulegen, hatte der Angriff erreicht: „Der Bahnverkehr war unterbrochen. Noch Monate später mußten Reisende bei Offenburg die Züge verlassen, weil die Eisenbahnlinie zwischen Offenburg und Freiburg völlig zerstört war“<sup>32</sup>.



*Zerstörungen durch Luftangriffe auf dem Offenburger Güterbahnhof 1944.*

*Foto: Stadtarchiv Offenburg*

## *Die Stunde der SS*

„Das Gesamtbild der wehrwirtschaftlichen Lage stand im letzten Vierteljahr 1944 unter den Auswirkungen der inzwischen erfolgten Frontnähe“, resümierte zu Sylvester 1944 das Rüstungskommando Freiburg<sup>33</sup>. Schwierigkeiten hatten die Betriebe vor allem mit der stockenden Materialzulieferung, die sich nur deshalb nicht fataler auswirkte, weil sie meist größere Vorräte angelegt hatten, so daß empfindliche Produktionseinbrüche noch ausblieben. Gravierender waren dagegen die Hindernisse für den Abtransport der Halbfabrikate und Fertigwaren zu Abnehmern außerhalb des Kommandobereichs, zumal die Transportzüge jederzeit von Jagdbombern angegriffen und samt ihrer Fracht zerstört werden konnten<sup>34</sup>.

Unmittelbar nach dem Angriff vom 27. November hatten die Offenburger Rüstungsbetriebe begonnen, ihre Produktionsanlagen abzubauen und zu verpacken, um sie in Verstecken im Schwarzwald zu lagern. Die Wehrmacht bewachte seit dem 30. August sämtliche Zwangsarbeiterlager und ließ nur noch durch, wer einen Ausweis vorzeigen konnte<sup>35</sup>. Unter ihrer Eskorte marschierten nun – wie bisher nur die Russen, Polen und Kriegsgefangenen aller Nationen – morgens auch die Insassen des Westarbeiterlagers in die Fabriken. „Dort mußten wir die Maschinen ausbauen und in Kisten verpacken. Diese wurden mit LKWs abtransportiert“<sup>36</sup>. Die Arbeit war lebensgefährlich: „Das geschah unter heftigem Granatfeuer der Franzosen, die damals bereits am Rhein standen, und unter Beschuß durch Kampfflugzeuge. Die Soldaten, die uns bewachten, hatten aus Eisenträgern und Panzerplatten Unterstände gebaut. Wir mußten trotz allem weiterarbeiten. In Deckung zu gehen, wenn das Granatfeuer in unsere Nähe kam, war verboten. Wer es trotzdem tat, auf den wurde geschossen“<sup>37</sup>. Daß mit den Maschinen auch die Arbeiter in Sicherheit gebracht werden sollten, erfuhren die Ausländer erst in der Nacht vom 11. auf den 12. Dezember 1944<sup>38</sup>. Unter Begleitung von Soldaten marschierten etwa 200 Westarbeiter und 600 Russen noch vor dem Morgengrauen zum Bahnhof und bestiegen einen Zug, der sie in den Schwarzwald bringen sollte<sup>39</sup>.

Nach der teilweisen Räumung der rechtsrheinischen 20-Kilometerzone reichten seit Ende 1944 die in Offenburg verbliebenen Ausländer, etwa 400 Ost-, 100 Westarbeiter und eine nicht mehr sehr große Zahl von Kriegsgefangenen, zwar noch aus, um die nun stark gedrosselte Kriegswirtschaft am Laufen zu halten, nicht jedoch zur Reparatur der Gleisanlagen und Reichsbahneinrichtungen, dem akutesten Problem der Kriegswirtschaft<sup>40</sup>.

Nachdem Unterkünfte für Ausländer knapp geworden waren, fand nun



*Ein Major der Organisation Todt besichtigt im Herbst 1944 die zerstörten Gleisanlagen auf dem Bahnhofsgelände.*

*Foto: Stadtarchiv Offenburg*



auch die ehemalige Synagoge als Ausländerlager Verwendung<sup>41</sup>. Ende September 1944 ersuchte die Wehrmacht die Stadtverwaltung, in deren Besitz sich das Gebäude in der Langen Straße befand, dort Kriegsgefangene internieren zu dürfen. Da weitere Unterbringungsmöglichkeiten zu diesem Zeitpunkt weder im Russenlager noch auf der Kronenwiese bestanden, hatten sich die Ratsherren einverstanden erklärt. Die Firma Drinneberg, die die ehemaligen Gebetsräume gemietet hatte, konnte als Ersatz die Diensträume der Wehrmachtseinheit beziehen, die auch für die Umbaukosten aufkam. Das war allerdings nur als Behelfslösung gedacht, denn für die Gefangenen sollte eine Baracke beschafft und im Ostarbeiterlager aufgestellt werden<sup>42</sup>.

Seit Oktober 1944 hausten in der Synagoge kriegsgefangene Russen und italienische Militärinternierte. Vermutlich gehörten sie zu einem Instandsetzungskommando, das der Organisation Todt (OT) unterstand und für die Reichsbahn arbeitete; ein Major der OT hatte jedenfalls nach Luftangriffen zerstörte Geleise auf dem Bahngelände inspiziert<sup>43</sup>. Bei einer Besichtigung der Synagoge stellte Stadtbauinspektor Stegmaier am 21. Oktober 1944 fest, „...daß durch die Lagerinsassen in der Hauseinfahrt auf das dort liegende alte Stroh Speisereste, wie Kartoffelschalen und sonstige Abfälle hingeworfen wurden. Abgesehen davon, daß diese in Fäulnis übergegangenen Reste einen widerlichen Geruch verbreiten, sollte in hygienischer und gesundheitlicher Hinsicht dafür Sorge getragen werden, daß diese Reste sowie das gesamte Überbleibsel aus dem Umbau baldmöglichst beseitigt werden“. Die Verhältnisse wurden immer verheerender: Im April 1945 waren Zellgewebsentzündungen, Furunkel und ähnliche Erkrankungen so verbreitet, daß Lagerarzt Dr. Gerber bei der Stadtverwaltung beantragte, einen Sanitäter in die Synagoge abzuordnen<sup>44</sup>.

Das Kriegsgefangenen-Kommando der OT hatte wohl nicht die erforderliche Stärke, um alle Zerstörungen beseitigen zu können. Deshalb brachte die SS kurz nach dem Angriff vom 27. November 1944 die ersten Häftlinge nach Offenburg und ließ sie auf dem Betriebsgelände von Stahlbau Müller, vermutlich auch bei anderen Firmen und auf dem zerstörten Reichsbahngelände, lebensgefährliche Arbeiten verrichten: „Die Häftlinge gruben bei uns auf dem Gelände alle Blindgänger aus und räumten sie weg, mit den bloßen Händen. Die SSer blieben so fünf- bis sechshundert Meter davon entfernt, damit ihnen nichts passiert, wenn er explodiert. (...) Was ich da sah, mit den Häftlingen, wie die SS sie da herumprügelte, ohne Essen, ohne Trinken, Hunger, schwere Arbeit, gefährliche Arbeit, und dann die SSer da drum. Alles junge Leute, 19, 20 Jahre alt, älter waren sie nicht“<sup>45</sup>. Zwei Tage dauerte diese Arbeit, dann verschwanden sie und ihre Bewacher wieder. An ihrer Stelle kamen bald andere. Die ersten 500 von

über 2 000 KZ-Insassen, die bis Kriegsende in Offenburg arbeiteten, trafen in einem Güterzug wenige Tage vor Weihnachten 1944 ein. Sie gehörten zu mobilen Baubrigaden, die die SS seit Sommer 1942 zunächst zu ganz anderen Zwecken gebildet hatte.

## 2. „Sondermaßnahmen der Waffen-SS im Verkehrssektor“

### *Die Aufstellung der SS-Baubrigaden*

Heinrich Himmler, der als *Reichsführer-SS (RFSS)* für die Einrichtung von mobilen KZ-Außenlagern verantwortlich war, ordnete damals im Rahmen eines Maßnahmenkatalogs zur Behebung von Bombenschäden in seinem Machtbereich unter anderem die Aufstellung mobiler Häftlingsbrigaden an, denen die SS bei Bewährung Haftentlassung in Aussicht stellte. Der Chef des Wirtschafts- und Verwaltungshauptamts der SS (WVHA), Oswald Pohl, rekrutierte daraufhin in den Konzentrationslagern Buchenwald, Sachsenhausen und Neuengamme je 1000 Häftlinge, die er als Baubrigaden I, II und III im September an ihre Einsatzorte Düsseldorf, Köln, Duisburg, Osnabrück und Bremen schickte<sup>46</sup>.

Das Konzept mobiler Baubrigaden hatte Pohl im Rahmen des „vorläufigen Friedensprogramms“ für Waffen-SS und Polizei im Auftrag Himmlers seit Ende 1941 entwickelt. SS-Baubrigaden aus KZ-Häftlingen, Kriegsgefangenen, Juden und ausländischen Zivilarbeitern sollten nach den Vorstellungen des WVHA unter der Aufsicht deutscher Facharbeiter und Bewachung durch SS bzw. Polizei Bauvorhaben der SS in Europa durchführen. Sie waren nach militärischem Vorbild in Bauregimenter, -bataillone und -kompanien untergliedert und erreichten eine Stärke von insgesamt 4800 Mann. Mit diesem Griff der SS-Wirtschaftsunternehmungen nach dem Bausektor wollte Himmler nach dem „Endsieg“ seine Machtbasis bei der Sicherung der NS-Herrschaft über Europa ausbauen<sup>47</sup>. „Der KZ-Staat sollte nach Kriegsende überhaupt erst in vollem Maße entfaltet werden, und zwar vor allem bei den Baumaßnahmen zur polizeilichen Sicherung und Germanisierung in Osteuropa“<sup>48</sup>.

Dazu kam es nicht mehr, in der Untergangsphase des NS-Regimes leisteten die Baubrigaden der SS nur noch die Aufgaben eines technischen Hilfsdienstes. „Die Gefangenen wurden vor allem zu Aufräumarbeiten und zur Leichenbergung eingesetzt. Sie mußten wichtige Bahn- und Straßenverkehrswege freiräumen, einsturzgefährdete Ruinen zerstörter Häuser sprengen, Schutt beseitigen, um Leichen aus den Kellern zu bergen, noch brauchbare Baustoffe freilegen und zusammentragen, zum Teil auch bei

Löscharbeiten helfen und behelfsmäßige Unterkünfte bzw. Baracken als Notquartiere errichten. Besondere Gruppen hatten die Aufgabe, unter Leitung städtischer Feuerwerker Blindgänger zu sprengen – eine Arbeit, bei der viele den Tod fanden<sup>49</sup>.

Weitere Brigaden stellte die SS 1943 und 1944 auf; auch sie hatten in erster Linie die Aufgabe, zerstörte Schienen und Bahnanlagen wieder befahrbar zu machen. Da die Bauzüge häufig den Standort wechselten und damit immer wieder anderen Konzentrationslagern unterstellt waren, übernahm schließlich die Amtsgruppe C (Bauwesen) des WVHA die Gesamtleitung; die aufstellenden Lager führten nur noch die Häftlingsakten<sup>50</sup>.

Leiter der Amtsgruppe C war der SS-Gruppenführer und Generalleutnant der Waffen-SS, Dr. Ing. Hans Kammler, der 1944 als Bevollmächtigter des RFSS beim Rüstungsministerium den „Sonderstab Kammler“ einrichtete. Über von ihm eingesetzte „SS-Führungsstäbe“ plante, leitete und organisierte er den Einsatz von Baufirmen und Häftlingen bei SS-Bauvorhaben<sup>51</sup>. Die Aufsicht über die Baubrigaden übertrug Kammler dem SS-Sturmbannführer Weigel, der als „Inspekteur der SS-Frontarbeiter und SS-Baubrigaden“ die Einsätze koordinierte. Weigel nahm seine Aufgabe, der SS die Mitsprache auf dem Bausektor zu sichern, aggressiv wahr: Über eine Inspektionsreise im Februar 1945, bei der es zu Besprechungen mit einer Reihe von Reichsbahndirektionen kam, berichtete er an Kammler, daß diese in der Regel zwar von sich aus die SS-Führer in die dringendsten Bauvorhaben einschalteten, daß er aber dort, „wo kein Verständnis vorhanden war, (...) auch mal schärfer durchgegriffen“ habe<sup>52</sup>.

### *Kommandostruktur und Ausrüstung*

Kommandostruktur und personelle Zusammensetzung waren für alle Baubrigaden im wesentlichen gleich. An der Spitze stand der Kommandanturstab, zu dem 10 bis 12 SS-Dienstgrade gehörten, die für Führung, Verwaltung und Arbeitseinsatz zuständig waren; gewöhnlich stellte das WVHA Baufachleute wie Ingenieure und Techniker für diese Aufgabe ab. Dazu kam einzelnes Stammpersonal von Konzentrationslagern. Das Bewachungspersonal bestand aus 50 bis 70 Mann, meist ehemaligen Reichsbahnern im Dienst der Waffen-SS. Sie waren für die Bewachung auf der Baustelle und die technische Arbeitsaufsicht zuständig und ließen sich dabei von speziellen Funktionshäftlingen, den Kapos, unterstützen<sup>53</sup>. Für militärisches Geleit sorgte bei manchen Bauzügen ein Flak-Kommando der Wehrmacht, das über zwei Vierlingsgeschütze verfügte; seine Befehle erhielt es von der Wehrmacht, nicht vom Kommando des Bauzugs<sup>54</sup>.

Die Baubrigaden hatten eine Sollstärke von jeweils 504 Häftlingen, darunter 15 bis 20 Kapos. Diese waren privilegiert und mußten beispielsweise nicht die gestreifte KZ-Kleidung tragen, sondern besaßen eigene Kleider, die sie sich irgendwie organisiert hatten. Vielfach maßten sie sich mit Duldung der SS eigene Disziplinarbefugnisse an<sup>55</sup>. Betriebe und Behörden, die Häftlingsarbeit in Anspruch nahmen, hatten pro Tag für Hilfsarbeiter 4,- und für Facharbeiter 6,- Mark über das WVHA an das Reich abzuführen sowie Unterkunft und Verpflegung zu stellen<sup>56</sup>.

Insgesamt etwa 50 Eisenbahnwagen bildeten die sachliche Ausstattung der rollenden Konzentrationslager. Der Führungsstab wohnte in umgebauten D-Zug-Wagen, die Wachmannschaften in drei geschlossenen Güterwaggons. In eigenen Waggons waren die Küche, das Lazarett und Geräte untergebracht, dazu kamen Privat- und Reservewagen. Die Häftlinge hausten in umgebauten geschlossenen Güterwaggons, die mit etwa 20 die größte Wagengruppe bildeten. Jeder dieser Waggons, die sofort nach Feierabend verriegelt wurden, faßte 24, mitunter bis zu 70 Häftlinge, die auf Etagenpritschen mit Strohbelag schliefen. Die Kapos hatten einen eigenen Wagen, der meist offen war<sup>57</sup>. Diese rollenden Konzentrationslager enthielten in sich den gesamten Kosmos des SS-Staates. „Liebenswürdig und brutal“, wie Kammler im charakteristisch zynischen Jargon der SS formulierte, verlange man den Häftlingen „erhöhte Leistungen“ für den Endsieg ab. In diesem Zusammenhang erklärte Inspekteur Weigel Anfang Februar 1945 die 13. SS-Baubrigade, deren Zug die Deutschen Ausrüstungswerke, ein Betrieb der SS-Wirtschaftsverwaltung, „aufgrund der gesammelten Erfahrungen“ ausgerüstet hatten, zum „Musterzug“, da er über Brausebäder, Entlausungswaggons und sogar „vorbildliche Kücheneinrichtungen mit Verpflegungswaggon“ verfüge. Mochte er das für eine „liebenswürdige“ Methode halten, aus den ausgelaugten Häftlingen die letzten Reserven herauszuholen, so waren die Verhältnisse bei der 6. SS-Baubrigade sicher eher nach seinem Geschmack. Dort veranlaßte Weigel „Sondermaßnahmen für arbeitsscheue Ausländer“: mit SD und Gestapo vereinbarte er, daß leerstehende Waggons als *Arbeitserziehungslager* für Ausländer Verwendung fanden<sup>58</sup>.

### *SS-Baubrigaden im Einsatz*

Dafür, daß den Konzentrationslagern die Häftlinge nicht ausgingen, hatte das WVHA vorgesorgt. Bereits im Herbst und Winter 1942 hatte Himmler mit Reichsjustizminister Thierack vereinbart, Gefangene aus den Justizstrafanstalten in die Konzentrationslager zu überstellen. Zwischen Juli 1942 und Januar 1945 stieg die Zahl der Häftlinge in den Konzentrations-

lagern auf das Siebenfache an, ein Arbeitskräftepotential, das die SS überwiegend als Arbeitssklaven an Rüstungsbetriebe vermietete und damit der „Vernichtung durch Arbeit“ zuführte<sup>59</sup>. Als durchschnittliche Überlebensfrist billigten Hitlers Sklavenhändler ihren Opfern neun Monate zu – so lange war ein Mensch in der Lage, unter den herrschenden Bedingungen seine Arbeitskraft ausbeuten zu lassen. Im Zuge der Bemühungen, „die letztmöglichen Kapazitäten für vordringliche Fertigungen freizumachen“, hatten sich die Rüstungsmanager im Frühjahr 1943 auf die Insassen von Haftanstalten<sup>60</sup> und Konzentrationslager besonnen, unter denen sich viele Facharbeiter befanden<sup>61</sup>. Bislang bestehende Sicherheitsbedenken ordneten sie pragmatisch den Belangen des Arbeitseinsatzes unter – oder wie das Gauarbeitsamt Baden diese Praxis nannte: es wurde „der Strafvollzug den heutigen Rüstungsbelangen angepaßt“<sup>62</sup>.

Das Gauarbeitsamt Baden begann im August 1943 mit der Erfassung von Strafgefangenen, auch des *Sicherungsverwahrungslagers* Schirmeck-Vorbruck im Elsaß, für den Arbeitseinsatz, der in dieser Phase „schwere Arbeiten in den Betrieben“ umfassen sollte<sup>63</sup>. Im Juli 1944 äußerte sich die Rüstungsinspektion Oberrhein befriedigt über die bisherigen Maßnahmen zum „verstärkten Einsatz von Strafgefangenen in vordringlichste Rü[stungs]-Fertigung“<sup>64</sup>.

Damit begann die systematische „Vernichtung durch Arbeit“ von Gefangenen der SS in der badischen Rüstungswirtschaft<sup>65</sup>. Die Vorreiterrolle übernahmen die Betriebe der Flugzeugindustrie, die KZ-Häftlinge zur Jahreswende 1943/44 bereits so zahlreich beschäftigten wie andere Rüstungsbereiche Kriegsgefangene und russische Zivilarbeiter<sup>66</sup>. Mitte 1944 resümierte die Rüstungsinspektion: „Die Aktion zum verstärkten Einsatz von Strafgefangenen in vordringlichere Fertigungen nahm einen befriedigenden Verlauf“<sup>67</sup>.

Die SS drängte sich immer mehr in die Rolle des über unerschöpfliche Vorräte verfügenden Sklavenhändlers. Zu diesem Zweck ließ sie sich Häftlinge eigens aus den Strafanstalten in die Konzentrationslager überstellen. Durch das Freiburger Strafgefängnis gingen zwischen dem 7. Dezember 1944 und dem 19. April 1945 77 Transporte mit insgesamt 515 Strafgefangenen, die zur Zwangsarbeit in Konzentrationslager „verschubt“ wurden<sup>68</sup>.

Inzwischen hatten sich jedoch die Prioritäten des Häftlingseinsatzes längst verschoben. Während Zwangsarbeiter der SS 1943 noch ganz oben auf der Wunschliste der Rüstungsbetriebe standen, hatte der Luftkrieg in der zweiten Jahreshälfte 1944 dafür gesorgt, daß sie nun in erster Linie „zur Behebung von öffentlichen Notständen, insbesondere zur Wiederherstellung be-

schädigter kriegswichtiger Anlagen“, vor allem der Reichsbahn, benötigt wurden. Ende Juni 1944 wies der badische Gauleiter und Reichsverteidigungskommissar Robert Wagner das Innenministerium in Karlsruhe an, mit den Vorbereitungen zum Einsatz der „in den Strafanstalten einsitzenden Straf-, Untersuchungshaft-, Polizei-, Schutzhaft- und sonstigen Gefangenen“ zu beginnen, da die Notwendigkeit zur Mobilisierung „aller verfügbaren Kräfte“ absehbar sei<sup>69</sup>.

Als diese kurz darauf einsetzte, hatte die SS vorgesorgt und weitere Baubrigaden aufgestellt. Bis November 1944 hatte sie lediglich sieben Eisenbahnbrigaden unterhalten, die drei ersten seit 1942. Im Oktober 1943 war eine 4. in Wuppertal eingesetzt, die 5. ließ Kammler zwischen dem 4. März und 4. April 1944 aufstellen und an neun verschiedenen Einsatzorten in Nordfrankreich V-Waffen-Stellungen und Bergwerksstollen ausbauen. Als die Landung der Alliierten im Sommer ein Ende der Bauarbeiten erzwang, zog die SS die 5. Baubrigade in den Raum Aachen zurück<sup>70</sup>; Anfang 1945 besserte sie für die Reichsbahndirektion Osnabrück Schienen aus<sup>71</sup>. Zur Aufstellung einer Reihe weiterer SS-Baubrigaden kam es im November und Dezember 1944, nachdem die Luftangriffe der Alliierten den Schienenverkehr in der Rheinebene empfindlich getroffen hatten.

Die 8. bis 13. Baubrigade wurden vermutlich gezielt im Hinblick auf die Verlagerung der Front in Richtung Oberrhein und die dadurch verursachten Transportbehinderungen gebildet. Die 8. SS-Eisenbahnbaubrigade war am 19. November 1944 als Kommando des Konzentrationslagers Sachsenhausen entstanden und wurde am 29. November dem Konzentrationslager Mittelbau (Dora), am 13. Januar 1945 erneut Sachsenhausen unterstellt<sup>72</sup>. Ihr erster Einsatzort war Stuttgart, wo sie am 29. November 1944 eintraf<sup>73</sup>, etwa gleichzeitig mit der ebenfalls aus Sachsenhausen kommenden 9. SS-Eisenbahnbaubrigade<sup>74</sup>. Bei den Arbeiten in Stuttgart sollen etwa 50 Häftlinge der 9. gestorben sein, die nach Weihnachten 1944 durch einen Transport aus dem Konzentrationslager Sachsenhausen ersetzt wurden, so daß die Häftlingszahl wieder 500 Mann erreichte<sup>75</sup>.

Die 10. SS-Eisenbahnbaubrigade wurde Ende Dezember 1944 oder Anfang Januar 1945 in Buchenwald aufgestellt; sie verließ nach Aussage eines Häftlings am 1. Januar 1945 das Lager in Richtung Straßburg, um dort Gleisverbesserungsarbeiten durchzuführen. Am 5. Januar wechselte die Unterstellung zum Konzentrationslager Sachsenhausen, am gleichen oder am folgenden Tag traf der Zug in Offenburg ein<sup>76</sup>. Insgesamt gehörten der Brigade 504 Häftlinge an, von denen 60 Polen und 440 Ungarn gewesen sein sollen<sup>77</sup>.

In Ungarn hatten im März 1944 deutsche Dienststellen faktisch die Macht übernommen und die Organisation der „Endlösung“ begonnen, die die ungarische Regierung bis dahin verschleppt hatte. Im April gingen die ersten Transporte nach Auschwitz ab<sup>78</sup>. Bis zum 7. Juni waren knapp 300 000 Juden aus Siebenbürgen und dem Karpathenraum deportiert worden, während etwa 20 000 weitere zunächst „zum jüdischen militärischen (Honved)-Arbeitsdienst“ eingezogen wurden<sup>79</sup>. Viele von ihnen landeten wenige Monate später dennoch in deutschen Konzentrationslagern.

Salamon Löwinger aus Baleda in Ungarn beschrieb nach dem Krieg die Umstände, die ihn zur 10. SS-Baubrigade verschlagen hatten. Im Juni 1944 hatten Plakate zum Einrücken zum Arbeitseinsatz aufgerufen. Löwinger meldete sich und verrichtete zunächst Arbeiten bei der Bahn, später kam er mit seinem Kommando nach Ercsi und von dort zu Fuß in den Tattersaal [sic!]. Nach zwei Tagen marschierten sie zum Josephstädter Bahnhof, wo die Häftlinge am 8. Dezember einwaggoniert wurden. Außer eineinhalb Kilo Brot und Margarine gab es keine Verpflegung. In Hegyeshalom übergab die Feldgendarmerie sie der SS, die sie nach langer Fahrt schließlich am 25. Dezember in Buchenwald einlieferte. Nach sechs Tagen wurde Löwinger zusammen mit 500 anderen der 10. SS-Baubrigade zugewiesen<sup>80</sup>.

Anfang 1945 hatte die SS 13 Baubrigaden im Einsatz, die meisten bei den regionalen Reichsbahndirektionen. Eine Ausnahme war die 1. SS-Baubrigade, die ursprünglich in Düsseldorf und Duisburg, von März 1943 bis Juli 1944 dann auf der Insel Alderney im Ärmelkanal eingesetzt war<sup>81</sup> und nun in der Nähe von Halle im Auftrag des Amtes B II (Bekleidungsirtschaft) des WVHA einen Stollen „für Verlagerung von Bekleidung und Ausrüstung mehrerer Divisionen der Waffen-SS“ ausbaute. Dresden sollte neuer Standort der 2. SS-Baubrigade werden. Die 5. stand in Osnabrück, die 6. in Zündorf bei Köln, die 8. und 9. erreichten Offenburg um den 20. Dezember 1944, die 10. am 5. oder 6. Januar 1945<sup>82</sup>. Diese Massierung von Bauzügen in Offenburg verweist auf die strategische Bedeutung, die die Schienenwege am Oberrhein in der letzten Kriegsphase erlangten. Die Zerstörungen des Angriffs vom 27. November sollten so schnell wie möglich behoben werden, um ungehinderten Nachschub an die Westfront zu gewährleisten.

### 3. KZ-Häftlinge in Offenburg

#### *Unterbringung und Arbeitseinsatz*

Die 8. und 9. SS-Baubrigade hielten in Offenburg zunächst auf den Gleisen zwischen der heutigen Georg-Monsch-Schule und dem Gasthaus Zähringer Hof<sup>83</sup>. Die 9. SS-Baubrigade bestand aus etwa 30 Waggons mit rund 500 Häftlingen<sup>84</sup>; ähnlich dürfte die 8. SS-Baubrigade ausgestattet gewesen sein, die unter dem Kommando von SS-Untersturmführer Zöger stand<sup>85</sup>. Am ersten Weihnachtsfeiertag 1944 notierte Oberbürgermeister Rombach, der sich zum Schutz vor Angriffen meist im Rathauskeller aufhielt, in sein Diensttagebuch: „Hier stehen seit einigen Tagen im Bahneinschnitt zwischen Zähringer Hof und Mädchenschule 2 lange Züge mit KZ-Häftlingen, die zu Aufräumungsarbeiten eingesetzt sind. Wenn das nur keine Bomber auf uns zieht“<sup>86</sup>.

Rombachs Befürchtungen waren begründet. Nachdem die Häftlingszüge auf dem Bahngelände wiederholt zum Ziel von Luftangriffen geworden waren und hohe Verluste verzeichneten, besprach er am 29. Dezember deshalb mit Landrat Dr. Sander Möglichkeiten, die Züge außerhalb des Stadtgebiets abzustellen. Am folgenden Tag versuchte Dr. Sander vergeblich, die Reichsbahndirektion Offenburg zur Verlegung der Gefangenen zu bewegen<sup>87</sup>. Da die Bombardierung des Bahngeländes jedoch anhielt, erklärte sie sich schließlich bereit, die Häftlinge im aufgegebenen Ostarbeiterlager im Unteren Angel unterzubringen.

Ähnlich wie die beiden anderen bestand die 10. SS-Baubrigade aus insgesamt rund 40 Waggons, darunter zehn Waggons für die Häftlinge, zwei Waggons für die Wachmannschaften, ein Waggon für Ärzte, ein Bürowagen, ein Waggon für Kapos, und zwei Küchenwaggons; weitere Waggons dienten als Reserve und transportierten Ausrüstungsmaterial<sup>88</sup>. Dem Führungsstab gehörten zehn bis zwölf SS-Dienstgrade unter dem Befehl von SS-Obersturmführer Ludwig Petz an. Das Bewachungspersonal bestand aus 50 bis 70 ehemaligen Eisenbahnern und 15 bis 20 deutschen Kapos<sup>89</sup>.

Die 10. SS-Baubrigade scheint die Reichsbahn auf Grund der Erfahrungen mit den anderen Zügen besser plaziert und getarnt zu haben, denn die Häftlinge dieser Brigade hausten ständig in ihren Güterwaggons. Sie waren mit je 70 Mann in 4-Etagenbetten belegt, in jedem Waggon befand sich eine Arbeitsgruppe. „Wir hatten keinen Kalender, lebten in Bedingungen, die ärger waren als die Bedingungen für Arbeitstiere“, erinnert sich ein ehemaliger Häftling der 10. SS-Baubrigade<sup>90</sup>.



Sobald die tägliche Arbeit beendet war, schlossen die Wachmannschaften die Häftlinge ein<sup>91</sup>. Um in der Winterkälte die Waggonen überhaupt heizen zu können, waren sie auf gestohlenen Brennstoff angewiesen<sup>92</sup>. Ebensovwenig Schutz gegen die Kälte boten jedoch die ausgebombten Baracken des Ostarbeiterlagers den Häftlingen der beiden anderen Züge.

Mit diesen drei Bauzügen standen der Reichsbahn insgesamt 1500 Häftlinge zur Verfügung, die sie zu Gleisinstandsetzungsarbeiten und zur Entschärfung von Blindgängern einsetzte<sup>93</sup>. Ein Zeitzeuge erinnert sich, daß die Häftlinge der 10. SS-Baubrigade in Offenburg auch bei Luftangriffen getötete Leichen und Leichenteile begraben mußten<sup>94</sup>. Jede Baubrigade teile ihre Häftlinge in 5 Hundertschaften ein, die mit Spaten, Schaufeln und Spitzhacken ausgerüstet waren. Schweres Gerät führten die Züge nicht mit, es wurde erst am Einsatzort bei Bedarf zur Verfügung gestellt<sup>95</sup>.

Die SS preßte aus ihnen die letzten Arbeitskraftreserven heraus, da sie die gleiche, wenn nicht eine höhere Arbeitsleistung als von Zivilarbeitern erwartete. Nachdem Kammler im März 1942 für die KZ-Baubrigaden eine Arbeitsleistung von 50 Prozent derjenigen freier Arbeiter eingeplant hatte, handelte er sich dafür die Kritik Himmlers ein: „Mit der einfachen Rechnung, daß man Arbeiterhäftlinge nur mit 50% der Arbeitsleistung im Verhältnis zu deutschen Facharbeitern ansetzt, gebe ich mich nicht zufrieden... Praktisch muß es so werden, daß mindestens der gefangene Hilfsarbeiter mehr leistet als der freie Hilfsarbeiter. Es ist nicht einzusehen, warum der gefangene Facharbeiter nicht dasselbe leisten soll wie der in Freiheit lebende Facharbeiter. Hier steckt die größte Reserve an Arbeitskraft. Die Möglichkeiten, sie herauszuholen, sind dem Chef des Wirtschafts- und Verwaltungshauptamtes durch die Übertragung der Inspektion der Konzentrationslager gegeben“<sup>96</sup>.

Wenige Wochen später verfügte Pohl, daß die Arbeitszeit „an keine Grenzen gebunden“ sein solle und jederzeit über das übliche Maß verlängert werden könne. Gearbeitet wurde, solange es hell war, durchschnittlich 12 Stunden täglich, auch an Sonntagen<sup>97</sup>. Bei den Baubrigaden in Offenburg betrug die Arbeitszeit ebenfalls 12 Stunden, von morgens 6 Uhr bis abends 6 Uhr<sup>98</sup>. Im Februar 1945 ordnete der Inspekteur der SS-Baubrigaden auf dem Offenburger Rangierbahnhof Nachtarbeit an<sup>99</sup>.

### *Behandlung*

Die Häftlinge der 10. SS-Baubrigade wurden von älteren SS-Leuten bewacht. Sie brachten die Häftlinge vom Zug oder vom Lager zur Arbeits-

stelle und wieder zurück. Bei der Arbeit selbst führten die Kapos Aufsicht, während die SS-Leute sich in einiger Entfernung von der Arbeitsstelle aufhielten<sup>100</sup>.

Die Ernährung der Gefangenen bestand morgens aus einem halben Liter Kaffee, mittags aus einem halben Liter Suppe und abends aus 300 Gramm Brot und 20 Gramm Margarine. Die Verpflegung war so schlecht und unzureichend, daß nur diejenigen nicht hungerten, denen es gelang, in der Bahnkantine Lebensmittel zu besorgen oder sie irgendwo zu stehlen<sup>101</sup>.

Aber Mundraub war lebensgefährlich: „In Offenburg bin ich Augenzeuge geworden, wie die SS zwei junge Häftlinge erschöß. Wir litten damals sehr unter Hunger. Die beiden jungen Männer hatten versucht, aus einem durch Luftangriffe zerstörten Zug Lebensmittel wegzunehmen. Dabei wurden sie ertappt. Sie wurden auf der Stelle erschossen“<sup>102</sup>. Ein anderer Zeuge erinnerte sich, daß ein SS-Wachmann aus 10 Meter Entfernung einen Häftling der 10. SS-Baubrigade ins Bein schoß und dieser wenige Tage später verstarb<sup>103</sup>.

Die Staatsanwälte der Zentralstelle der Landesjustizverwaltungen in Ludwigsburg, die die Vorgänge bei der 10. SS-Baubrigade 30 Jahre später untersuchten, erfuhren durch Zeugenaussagen von acht Fällen von Häftlingstötungen, mit zwei Ausnahmen wegen Lebensmitteldiebstahl. Da sie jedoch nicht ausschließen konnten, daß es sich bei den Schilderungen teilweise um die gleichen Fälle handelte, gingen sie nur von zwei Häftlingstötungen aus. Die Staatsanwaltschaft Offenburg, die das Ermittlungsverfahren durchführte, stellte in keinem einzigen Fall eine strafrechtlich verfolgbare Häftlingstötung fest: die Namen der Täter waren nicht mehr zu ermitteln gewesen<sup>104</sup>.

Nach übereinstimmenden Zeugenaussagen kam es bei allen Brigaden immer wieder zu Mißhandlungen durch Kapos und Bewachungspersonal<sup>105</sup>. Auch starben Häftlinge an Erschöpfung, andere wurden krank nach Sachsenhausen zurückgebracht, wo sie als arbeitsunfähige „Muselmänner“ kaum Überlebenschancen hatten<sup>106</sup>. Der sichere Tod im Konzentrationslager erwartete wohl auch die meisten Häftlinge eines Krankentransports, der am 17. Januar 1945 von der 9. SS-Baubrigade aus Offenburg nach Sachsenhausen abging<sup>107</sup>.

Von den zwölf holländischen Häftlingen dieser Brigade kehrten nach dem Krieg sechs zurück, zwei waren gestorben und vier vermißt. Die toten und die vermißten Häftlinge waren mit dem Krankentransport zum Konzentrationslager Sachsenhausen zurückgeschafft worden<sup>108</sup>. Auch die 10. Bri-

gade ließ etwa 20 Verletzte und Arbeitsunfähige nach Sachsenhausen zurückschaffen<sup>109</sup>.

Bei dem häufigen Beschuß durch Jagdbomber und Artillerie suchten die Häftlinge Deckung irgendwo im Gelände. Dies wurde jedoch durch die Reichsbahn unterbunden, so daß sie nur noch unter den Waggonen Schutz finden konnten. Zu Fluchtversuchen kam es im Chaos der Angriffe allerdings nicht<sup>110</sup>, doch fanden dabei viele Häftlinge den Tod<sup>111</sup>. Wie ein Holländer von der 9. SS-Baubrigade kurz nach dem Krieg aussagte, wurden die Getöteten nach Weihnachten von Sachsenhausen ersetzt<sup>112</sup>. Die 10. SS-Baubrigade hatte wenigstens 20, möglicherweise auch bis zu 50 Tote durch Luftangriffe zu verzeichnen, außerdem sollen zwei Wachmänner ums Leben gekommen sein<sup>113</sup>. Wie hoch die Zahl der Opfer der drei Brigaden während des Aufenthaltes in Offenburg insgesamt war, läßt sich nicht mehr exakt rekonstruieren. Als SS-Baubrigaden-Inspekteur Weigel in der zweiten Februarhälfte 1944 die Verhältnisse in Offenburg inspizierte, bezeichnete er sowohl die Verluste der 8. wie der 10. SS-Baubrigade jedoch als „beträchtlich“<sup>114</sup>. Eine Aufstellung des Stalag V C für das städtische Friedhofsamt, das Namen und Daten von zwischen dem 27. November 1944 und 8. März 1945 verstorbenen Ausländern enthält, weist nur fünf tote KZ-Häftlinge aus, davon zwei Polen und drei Franzosen, und dürfte damit kaum vollständig sein<sup>115</sup>.

### *Besuch des Inspektors der SS-Baubrigaden*

Weigel war am 10. Februar 1945 von Berlin aus zu einer Inspektionsfahrt aufgebrochen, um einer Reihe von Reichsbahndirektionen und SS-Baubrigaden „Sinn und Zweck des vom RF-SS befohlenen Einsatzes der Baukommandostäbe bekanntzugeben“, einer Aktion, die beim WVHA unter „Sondermaßnahmen der Waffen-SS im Verkehrssektor“ lief. Nach Besprechungen mit den Kommandanten der 1., 5., 6., 12. und 13. SS-Baubrigade und den Vertretern der Reichsbahndirektionen, in deren Auftrag diese Kommandos arbeiteten, traf Weigel nach einer Nachtfahrt am 21. Februar aus Stuttgart in Offenburg ein. Zunächst besichtigte er mit dem Kommandanten der 10. SS-Baubrigade, SS-Obersturmführer Petz, die Einsatzstellen und anschließend die Überreste des ausgebrannten Zuges der 8. SS-Baubrigade.

Er mußte feststellen, daß der Einsatz durch „fortwährende Jabo-Angriffe und ständigen Ari-Beschuß Schwierigkeiten“ hatte. Bei der Besprechung mit SS-Untersturmführer Zöger, dem Kommandanten der 8. SS-Baubri-

18.2.45

n. Wiesbaden:

Weiterfahrt nach Wiesbaden zur Bauinspektion Reich-West-  
H-Stubaf. R i e d l auf Dienstreise. Besprechung mit H-Stu  
K r o n e und H-Stubaf. M e n z über Zweck und Ziel der  
neuen Aufgaben und Unterstützung des im Bereich liegenden  
Baukommandostabes.

Rückfahrt nach Kreuznach, Besprechung mit H-Stubaf. N a  
m a n n und H-Stubaf. K r o n e.

19.2.45

n. Stuttgart:

Weiterfahrt über Mainz - Wiesbaden nach Stuttgart.

20.2.1945

in Stuttgart:

Besprechung bei der 6. H-BB., H-Ostuf. S c h ä f e r in  
gart. Einsatzbesichtigung Umgebungsbahn, Besprechung mit  
Baukommandostab H-Ostuf. O e h l e r.  
Sondermassnahmen für arbeitsscheue Ausländer. Ich habe ver-  
anlasst, in Verbindung mit SD und Gestapo, dass ein Arbeit-  
Erziehungslager für Ausländer in leerstehenden Waggon-  
nerhalb der 6. H-BB - eingerichtet wird. Weiterfahrt nach  
Offenburg (Nachtfahrt).

21.2.45

Offenburg:

Ankunft bei der lo. H-BB. H-Ostuf. P e t z. Besichtigung  
Einsatzstellen und anschliessend Besichtigung des noch vor-  
denen Bausuges der 8. H-BB. der vollkommen ausgebrannt und  
gebombt ist. Unterkunft vorläufig im Barackenlager. Einsatz  
durch fortwährende Jabo-Angriffe und ständigem Ari-Beschuss  
Schwierigkeiten. Besprechung mit H-Ostuf. Z ü g e r von  
8. H-BB. betr. Wiederaufbau des Zuges der 8. H-BB. Ich habe  
Befehl gegeben, dass die 8. H-BB zum Wiederaufbau nach Darm-  
stadt verschoben wird.

22.2.45

Offenburg/

Besprechung mit Einsatzleiter  
Baurat S e h ü t t e,  
FwH/OKW/E.u.M.St.

Allgemeine Besichtigung der Arbeiten am grossen Rangier-  
bahnhof. Arbeiten der 8. H-BB wurden besonders anerkannt,  
innerhalb kurzer Zeit Durchgangsverkehrs - vor allen Dingen  
Nachschub für die kämpfende Truppe - bei Nacht rollen. Ich  
fühle Nacharbeit. Auch diese kann nur unter den schwierig-  
sten Verhältnissen durchgeführt werden, da schwere Ari wei-  
terhin von Strassburg pausenlos die Arbeiten stört. Verlust  
der 8. H-BB. und der lo. H-BB. beträchtlich.

23.2.45

Offenburg:

H-Ostuf. S t r a n g von Baukommandostab d. RED Mainz er-  
götter. Einsatzbesprechung und Einweisung in die neue  
ba.

Ausschnitt aus dem Bericht des Inspektors der SS-Baubrigaden, SS-Sturmbann-  
führer Weigel, über seine Inspektionsreise im Februar 1945.

Quelle: Bundesarchiv Koblenz NS 19/771

gade, befahl er deshalb, den Zug „zum Wiederaufbau nach Darmstadt“ zu verschieben. Am nächsten Tag folgten eine Besprechung mit dem Einsatzleiter, Baurat Schütte, und eine „allgemeine Besichtigung der Arbeiten am großen Rangierbahnhof“. Weigel war voll des Lobes, besonders für die Arbeit der 8. SS-Baubrigade, die die Strecke für den Nachschub an der Westfront in kurzer Zeit wieder passierbar gemacht hatte, und befahl Nacharbeit, auch wenn diese wegen des unaufhörlichen Beschusses durch schwere Artillerie aus Straßburg „nur unter den schwierigsten Verhältnissen durchgeführt werden“ konnte.

Der Inspekteur blieb noch einen weiteren Tag in Offenburg. Am 23. Februar hatte er eine Besprechung mit SS-Obersturmführer Strang vom Baukommandostab der Reichsbahndirektion Mainz, der offenbar abkommandiert worden war, um in Offenburg die Reparaturarbeiten auf dem Bahngelände zu leiten. Weigel besprach mit ihm den Einsatz und wies ihn „in die neue Aufgabe“ ein. Am nächsten Tag reiste er nach Frankfurt ab. Seinem Chef Kammler gegenüber äußerte er sich bei seiner Rückkehr nach Berlin vor allem über die Führer der beiden Offenburger Baubrigaden lobend: „Trotz ständigem Ari-Beschuß und pausenlosen Tieffliegerangriffen wurden die zerstörten Gleise immer wieder repariert“<sup>116</sup>.

Kurze Zeit nach Weigels Besuch verschwanden die beiden Bauzüge aus Offenburg: Die 8. SS-Baubrigade kam zur Reparatur nach Darmstadt,<sup>117</sup> die 10. SS-Baubrigade zunächst nach Haslach im Kinzigtal. Der Aufenthalt dort war aber wohl nur als Zwischenstation gedacht, denn nachdem die Häftlinge auf dem zerstörten Bahnkörper neue Gleise verlegt hatten, fuhr ihr Zug nach Würzburg weiter<sup>118</sup>. Die 9. SS-Baubrigade scheint schon vor Weigels Besuch nach Darmstadt verlegt worden zu sein, zumindest erwähnte er sie in seinem Bericht nicht<sup>119</sup>.

#### **4. Das Kommando des Konzentrationslagers Flossenbürg**

*„Vernichtung durch Arbeit“*

Um den 22. März 1945 stellte die SS im Konzentrationslager Flossenbürg ein Arbeitskommando zusammen, das in einem Bauzug das Lager am 23. März in Richtung Offenburg verließ<sup>120</sup>. Es bestand aus 635 Häftlingen aus Belgien, Italien, der Tschechoslowakei, der Sowjetunion und aus Polen, darunter Juden, die die Vernichtung des Warschauer Ghettos überlebt hatten und anschließend über Treblinka nach Flossenbürg überstellt worden waren<sup>121</sup>. Wie der Schreiber des Kommandos nach der Befreiung den französischen Behörden mitteilte, sollte es ursprünglich 1000 Mann stark

sein, doch fanden sich unter den 14 000 Häftlingen des Lagers Flossenbürg nur noch etwa 700 Arbeitsfähige. Wie entkräftet auch diese bereits waren, zeigte sich, als zwei Tage vor dem Abmarsch von den ausgewählten fünf Häftlingen an „allgemeiner Körperschwäche“ starben und kurzfristig ersetzt werden mußten<sup>122</sup>.

Angesichts der chaotischen Verkehrsverhältnisse war der Zug, in dem die Gefangenen teilweise in offenen Waggons befördert wurden, mehrere Tage unterwegs und soll in Ansbach eineinhalb Tage lang aufgehalten worden sein. An den Strapazen der Fahrt starben unterwegs nach Erinnerung eines Zeugen etwa 50 Häftlinge. Sie wurden bei Aufenthalten ausgeladen und weggeschafft oder während der Fahrt aus dem Zug geworfen. Als der Zug am 25. oder 26. März in Offenburg eintraf, waren weitere 12 Häftlinge gestorben, an „Herz- und allgemeine[r] Körperschwäche, Darmschwäche, Herzinsuffizienz und Kollaps“, wie das Sterberegister des Offenburger Standesamts vermerkt<sup>123</sup>.

Nach der Ankunft in Offenburg wurden die Häftlinge in der Ihlenfeldkaserne untergebracht<sup>124</sup>. Dort hatte die Wehrmacht einen dreistöckigen Gebäudeblock mit einem hohen Drahtzaun umgeben. Der erste und zweite Stock dienten als Lager für die Arbeitsfähigen, alte und kranke Häftlinge kamen in das Krankenrevier im dritten Stock, wo ein französischer Häftling als Lagerarzt tätig war. Die Unterkünfte der Wachmannschaft und die Küche befanden sich in einem Nachbargebäude.

Der Bauzug stand unter dem Kommando des SS-Sturmbannführers Emil M., den die Häftlinge als „sehr rohen und gefährlichen“ Menschen in Erinnerung behielten, der „allgemein Schrecken“ verbreitet habe. Stellvertreter Kommandant war SS-Hauptscharführer Johann P. Außerdem gehörten der Kommandantur ein Unterscharführer, der auch als P.s Stellvertreter auftrat, und ein namentlich unbekannter Stabsführer an. Von den 10 bis 15 SS-Dienstgraden sind lediglich zwei, Wilhelm Friedrichs und Josef Gillmann, namentlich bekannt. Sie kommandierten 35 bis 40 ältere Wehrmachtsangehörige und Volkssturmlaute, die für die Bewachung der Häftlinge zuständig waren. Die Kapos, Lager- und Blockältesten rekrutierten sich fast ausschließlich aus „reichsdeutschen“ Berufsverbrechern und „kriminellen Vorbeugehäftlingen“. Anton Michels war der Lagerälteste in der Offenburger Kaserne, als Kapo im Krankenrevier fungierte ein Häftling mit Namen Hans Heubaum.

Die rund 600 Häftlinge waren in zwei Arbeitskommandos aufgeteilt, die wiederum aus je drei Hundertschaften bestanden. Jedes Kommando und jede Hundertschaft führte ein Kapo an, der gleichzeitig einen Teil des Lagers als Blockältester beaufsichtigte. Dem ersten Arbeitskommando stand

Willi Lemke vor, ein ehemaliger Fremdenlegionär, dem zweiten Otto Alex, von den Häftlingen auch „Großer Otto“ genannt. Zu den Führern seiner drei Hundertschaften gehörten Leo Knamm, ein Jude, der die überwiegend aus jüdischen Häftlingen bestehende dritte Hundertschaft befehligte, und Albert Rinkel, der auf den Spitznamen „Otto mit dem roten Schal“ und – zur Unterscheidung von Alex – „Kleiner Otto“ hörte. Manche dieser Kapos ließen sich an Brutalität nicht einmal von der SS übertreffen. An den Lagerältesten Michels erinnerten sich seine Mithäftlinge später als „grausame Bestie“ und als „den Schlimmsten von allen.“ Otto Alex bezeichneten mehrere Häftlinge als „Schwein“; er habe ständig einen Ochsenziemer bei sich getragen und viele Häftlinge mißhandelt und geschlagen.

Die Kapos führten die Häftlinge täglich auf das Reichsbahngelände, um dort Blindgänger zu entschärfen und Aufräumarbeiten durchzuführen. Außerdem arbeiteten einige Häftlinge in der Schlosserei des Reichsbahnausbesserungswerks. Das Kommando hatte fast täglich Tote zu verzeichnen, nicht immer infolge Erschöpfung, sondern oft durch Mißhandlungen oder gezielte Tötung durch SS-Leute. Ein ehemaliger Häftling berichtet, daß Gefangene, die nicht mehr arbeiten konnten, von SS-Bewachern an der Arbeitsstelle niedergeschossen worden seien. Ein Häftling soll nach einem Fluchtversuch bewußtlos geschlagen und an einen Pfahl gefesselt worden sein, wo er nach zwei Tagen verstarb. Einen anderen erschöß ein SS-Mann, weil er auf dem Marsch zur Arbeit die Kolonne verließ, um einen Apfel aufzuheben<sup>125</sup>. Weitere Häftlinge sollen die Wachen „zur Abschreckung erschossen oder aufgehängt“ haben<sup>126</sup>.

Vom 26. März bis 12. April verloren insgesamt 23 Häftlinge auf diese Weise ihr Leben: ein Russe, ein Ungar, ein Belgier, ein Holländer, drei Tschechen und je acht Polen und Franzosen<sup>127</sup>. Um das Kommando wieder auf seine Sollstärke zu bringen, überstellte das Konzentrationslager Natzweiler im Elsaß am 6. April 1945 insgesamt 33 Häftlinge nach Offenburg<sup>128</sup>. Bis zum 12. April hatte sich die Zahl der Todesopfer des Kommandos auf 35 erhöht<sup>129</sup>.

### *Das Massaker vom 12. April 1945*

Am 12. April 1945, als die Einnahme des nur fünfzig Kilometer entfernten Rastatt durch die französische Armee unmittelbar bevorstand, muß ein Befehl zum Abmarsch den Kommandanten erreicht haben, der daraufhin überstürzt den Abtransport der Häftlinge vorbereitete. Zuvor ließ er die nicht marschfähigen, alten und kranken Häftlinge beseitigen. Morgens





zwischen 10 und 11 Uhr ließ die Lagerleitung zwei Kanister Schnaps in die Stube des Lagerältesten schaffen. Danach brachten SS-Leute auf einem Karren Äxte und Eisenstangen in den Keller des Häftlingsblocks. Mehrere Kapos, darunter Lemke und Michels, holten die Häftlinge aus dem Krankenrevier und schleiften sie an den Füßen in den Keller. Im Kellerflur mußten sie sich in einer Reihe vor dem Waschraum aufstellen, in den sie dann einzeln gestoßen wurden. Hier erwarteten sie SS-Leute, Kapos, Lager- und Blockälteste, die sie der Reihe nach töteten. Manche Häftlinge erhängten sie an Wasserhähnen, andere warfen sie zu Boden, legten ihnen eine Stange auf den Hals und stellen sich darauf, wieder andere erschlugen sie mit Keilhauen. Wer sich wehrte, wurde wie ein Tier totgeschlagen – viele Leichen waren verstümmelt und blutüberströmt.

Das Massaker muß von Mittag bis gegen 15 oder 16 Uhr gedauert haben, die Hilferufe und Schmerzensschreie der Opfer hallten die ganze Zeit über durch den Bau. Mehrere Häftlinge begegneten auf den Treppen betrunkenen und blutverschmierten SS-Leuten und Kapos. Schreie und Mordgeräusche alarmierten den Häftling Sigmund Nissenbaum, dessen Vater seit zwei Tagen im Krankenrevier lag<sup>130</sup>. Als er ihn nach der Arbeit dort besuchen wollte, war er verschwunden. Der Arzt gab vor, die Kranken seien alle ins Offenburger Krankenhaus verlegt worden. „Ein Häftling, der als Friseur tätig war, klärte mich auf. Die Kranken seien umgebracht worden und lägen noch im Keller. Ich war so verzweifelt, daß mir alles egal war; ich stellte die zwei wachhabenden SS-Leute zur Rede und sagte, sie hätten meinen Vater umgebracht. Daraufhin schleppten sie mich ebenfalls in den Keller und zeigten mir einen Berg von etwa 40 Leichen, die offensichtlich mit der Axt erschlagen worden waren. Sie drohten mir, wenn ich noch ein Wort sagen würde, sei ich als nächster dran. Es war mir nicht möglich, noch irgend etwas zu tun. Kurz darauf wurden die blutüberströmten Leichen auf Leiterwagen geworfen und auf den Offenburger Friedhof transportiert, wo sie am Zaun einfach abgeladen wurden“<sup>131</sup>. Auf dem Friedhof war bereits eine Grube ausgehoben, in die Mithäftlinge die Leichen der 41 Häftlinge warfen, die dem Blutbad zum Opfer gefallen waren. Um die Spuren zu verwischen, mußten sie die Erde auf der Grube feststampfen<sup>132</sup>.

### *Die Befreiung*

Das Massaker in der Ihlenfeld-Kaserne war gewissermaßen die Offenburger Variante der Todesmärsche, die die Evakuierung anderer Konzentrationslager begleiteten. Es wurde zwar vom Kommandanten der Baubrigade angeordnet, aber hauptsächlich von Vorzugshäftlingen ausgeführt. Das

sinnlose Blutbad diente nur vordergründig dem Zweck, sich auf der Flucht nicht mit Arbeits- und Transportunfähigen zu belasten. Es bäumte sich hier der zwölf Jahre lang aufrecht erhaltene Anspruch, ein Volk von Herrenmenschen zu sein, ein letztes Mal auf und versicherte sich seiner Macht über Leben und Tod, indem er für die unabwendbare Niederlage Rache an Wehrlosen nahm. Noch am selben, einigen Zeugen zufolge erst am nächsten Tag marschierten die Häftlinge zum Bahnhof, wo für sie der Bauzug bereitstand. Der Blockälteste Willi Lemke, der nach der Mordtat offenbar weitergetrunken hatte, starb bald nach der Abfahrt aus Offenburg an Alkoholvergiftung. Ob, wie zwei Zeugen aussagten, SS-Leute zuerst beim Appell auf dem Kasernenhof einige Häftlinge erschossen, weitere, die von Artilleriefeuer getroffen worden waren, dann auf dem Marsch zum Bahnhof, konnte nicht ermittelt werden. Auch für eine Reihe von Morden auf der Fahrt nach Donaueschingen, an die sich mehrere Zeugen erinnerten, fanden sich keine übereinstimmenden Aussagen.

In Donaueschingen mußten die Häftlinge den Zug verlassen und wurden für einige Tage im ehemaligen RAD-Lager in Hüfingen inhaftiert. Dort tötete die SS weitere drei Häftlinge. Einem ungarischen Juden, der sich wegen hohen Fiebers arbeitsunfähig gemeldet hatte, schlug ein Kapo mit einem Knüppel auf den Arm, gegen Mitternacht erschien ein Angehöriger der SS-Wachmannschaft und erschoss ihn mit seiner Pistole. Die Leiche ließ er in die Lagerlatrine werfen, wo französische Soldaten sie am 15. Mai entdeckten. Gleichzeitig bargen sie die Leiche eines Russen, die Bauchschüsse aufwies. Das Sterberegister weist außerdem die Leiche eines Ukrainers aus, die Einschüsse an Mund und Schläfe aufwies; angeblich soll ihn die SS „auf der Flucht erschossen“ haben. Am 20. April fuhr der Zug mit den Häftlingen von Donaueschingen ab, blieb aber nach wenigen Kilometern mit beschädigter Lokomotive bei einer Brücke in der Nähe von Geisingen in einem Tieffliegerangriff liegen<sup>133</sup>. Es kursierten Gerüchte, daß alle Gefangenen ermordet werden sollten<sup>134</sup>. Einem Teil der Häftlinge gelang während des Beschusses die Flucht, andere marschierten zunächst unter Bewachung durch einen Wald, bis die Wachen den Häftlingen auf deren Verlangen ihre Waffen aushändigten. Wieder andere berichten, daß die Bewacher plötzlich verschwunden gewesen seien.

Bei einer Gruppe von Flüchtlingen befanden sich Sigmund Nissenbaum und sein Bruder Joseph: „Wir waren etwa zehn Mann, darunter auch mein Bruder. Ich nahm aus dem Zug noch einige Aktentaschen mit, in welchen SS-Papiere und Häftlingslisten waren. Ebenso eine Tasche mit Verpflegung sowie den Mantel des Hauptsturmbannführers Meier. (Auf einer Häftlingsliste war vermerkt, daß die 42 in Offenburg ermordeten Häftlinge an „Herzschlag“ verstorben seien.) Am nächsten Tag liefen wir im Schutz

der Wälder bis Donaueschingen, wo schon eine Vorhut marokkanischer Truppen der französischen Armee eingetroffen war. Wir waren befreit. Über Donaueschingen kam unsere kleine Gruppe nach Klengen, wo wir uns erholen und wieder einmal anständig zu essen bekommen sollten. Doch das vertrugen unsere ausgemergelten Körper nicht. Viele bekamen Fleckfieber und mußten ins Krankenhaus nach Donaueschingen, wo einige von uns noch nach der Befreiung verstarben“<sup>135</sup>.

## 5. Justiz und Selbstjustiz

Der frühere Lagerälteste Anton Michels setzte sich nach der Auflösung der Baubrigade nach Tuttlingen ab. Ein befreiter russischer Häftling soll ihn am 10. Mai auf der Straße erkannt und mit einer Schnapsflasche niedergeschlagen haben, worauf er bewußtlos in die Klinik eingeliefert worden und am folgenden Tag verstorben sein soll. Nach einer anderen Version starb Michels an Fleckfieber. Von Leo Knamm, dem Führer der dritten Hundertschaft des Arbeitskommandos Alex, wird ebenfalls berichtet, daß er nach Kriegsende erschossen worden sei.

Die französische Armee soll nach Kriegsende etwa 30 Mann des Wachpersonals festgenommen und nach Frankreich deportiert haben. Sicher ist, daß zwei SS-Leute des Kommandos, Wilhelm Friedrichs und Josef Gillmann, in französische Gefangenschaft gerieten und im RAD-Lager Hüfingen interniert wurden, wo französische Soldaten sie am 15. Juni oder am 15. Juli erschossen<sup>136</sup>.

Strafprozesse fanden nach dem Krieg nur gegen vier Verantwortliche statt. Den Kommandanten Emil M. verhafteten französische Truppen am 5. Mai 1945. Das Tribunal General du Gouvernement Militaire in Rastatt verurteilte ihn zu 8 Jahren Zwangsarbeit; ob die Häftlingstötungen in Offenburg Gegenstand des Verfahrens waren, ist nicht bekannt<sup>137</sup>. Nach Verbüßung seiner Strafe starb M. am 11. Januar 1958 in Freiburg.

Ebenfalls vor den Schranken des obersten Militärgerichts in der französischen Besatzungszone standen M.s Stellvertreter P. und die beiden Kapos Otto Alex und Albert Rinkel. Alex hielt sich nach Kriegsende in Villingen auf, wo ihn französische Gendarmerie im Oktober 1945 verhaftete und in das Militärgefängnis Germersheim einlieferte. Im November 1947 verurteilte ihn das Militärgericht Rastatt zusammen mit Albert Rinkel wegen Mißhandlungen und Tötungen von Häftlingen zum Tode. In der Beru-

fungsverhandlung am 8. Februar 1949 bestätigte das Gericht das Todesurteil, wandelte es aber später auf dem Gnadenweg in lebenslänglich und schließlich in 20 Jahre Zuchthaus um. Am 21. Januar 1957 wurde Alex vorzeitig aus der Haft entlassen. Den Vorwurf der Mitwirkung an Häftlingstötungen in Offenburg, so behauptete Alex später, habe das Gericht fallenlassen. Albert Rinkel wurde nach Kriegsende in Konstanz von ehemaligen Häftlingen erkannt und der französischen Gendarmerie übergeben, die ihn ebenfalls in Germersheim inhaftierte. Sein Todesurteil blieb bestehen, er wurde am 18. Juni 1949 in Rastatt hingerichtet.

Der stellvertretende Kommandant Johann P. flüchtete nach Kriegsende in die Schweiz, wo er als Sohn eines Schweizer Bürgerrecht genoß. Auf Veranlassung des Rastatter Militärgerichts nahmen ihn die Schweizer Behörden 1947 fest. Am 23. Juli 1953 verurteilte ihn das Appellationsgericht Basel-Stadt wegen wiederholter Tötung zu zwölf Jahren Zuchthaus; nach Verbüßung von zwei Dritteln der Strafe erhielt er auf den Rest bedingten Straferlaß. Die Vorgänge in Offenburg spielten bei der Strafzumessung keine Rolle, da P. für sich behielt, daß er dem Baukommando aus Flossenbürg angehört hatte. Er starb am 27. Mai 1969 in Hamburg.



*Das Mahnmal für die Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft auf dem Alten Friedhof Offenburg. Foto: Bernd Boll*

Jahrzehnte später kam der Fall noch einmal ins Rollen, nachdem 1965 ein sowjetischer Staatsangehöriger und ehemaliger Häftling die deutsche Botschaft in Moskau über verschiedene Fälle nationalsozialistischer Gewaltverbrechen beim Kommando aus Flossenbürg informiert hatte. Die Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen beauftragte die Staatsanwaltschaft Offenburg mit der Übernahme der Ermittlungen. Diese stellte das Verfahren jedoch am 23. Mai 1972 ein, weil die namentlich bekannten Tatverdächtigen verstorben waren und sie die Identität weiterer Tatverdächtiger nicht ermitteln konnte<sup>138</sup>.

### Anmerkungen

- 1 Offenburger Tageblatt (OT), 28. 4. 1981; vgl. den Bericht im OT vom 20. 1. 1983, der jedoch eine Reihe von Ungenauigkeiten enthält.
- 2 Adreßbuch der Kreishauptstadt Offenburg nach dem Stande vom 1. April 1939, Offenburg 1939, S. 12–14.
- 3 Michael Friedmann, Die Eisenbahn in Offenburg. Geschichte und Faszination, in: Die Ortenau 66(1986), S. 58–91, hier S. 84f.
- 4 Der Führer, 9. 8. 1942.
- 5 Interview H. Chr. Hagg., 29. 6. 1988; Videoaufzeichnung im Privatarhiv d. Verf.
- 6 Markus Heiniger, Dreizehn Gründe. Warum die Schweiz im Zweiten Weltkrieg nicht erobert wurde, Zürich 1989, S. 18 und 55.
- 7 Heiniger 1989, S. 60.
- 8 Heiniger 1989, S. 88.
- 9 Heiniger 1989, S. 116ff.
- 10 Max Zahn, Die Chronik des Deutschen Hauptzollamts Basel, 2 Bde., gebundenes vielfältigtes Manuskript, Weil am Rhein 1969, hier Bd. 2, S. 105. Original bei der Oberfinanzdirektion Freiburg.
- 11 Der Führer, 9. 8. 1942.
- 12 Zahn 1969, S. 105.
- 13 Heiniger 1989, S. 55.
- 14 Aktenvermerk, 18. 8. 1944: Stadtarchiv Offenburg (StAO) Ordner Kriegschronik.
- 15 StAO 5/6.551. Eine Zusammenstellung aller in diesem Faszikel belegten Angriffe findet sich bei: Peter Nath, Luftkriegsoperationen gegen die Stadt Offenburg im Ersten und Zweiten Weltkrieg. In: Die Ortenau 70(1990), S. 574–659, hier S. 643f.
- 16 Aktenvermerk, 20. 11. 1944; Protokoll einer Mitteilung des Landratsamts, 20. 11. 1944: StAO Kriegschronik.
- 17 StAO: Ratsprotokoll Nr. 170, 23. 10. 1944; StAO: Pläne 18–2–16.
- 18 Kriegstagebuch (KTB) des Rüstungskommandos (RüKdo) Freiburg, 1. 7.–30. 9. 1944: Militärarchiv Freiburg (BA/MA) RW 21–21/11, S. 21; Monatsbericht des Referats Transport und Verkehr des RüKdo Freiburg für September 1944, 28. 10. 1944: BA/MA RW 20–5/31.
- 19 Nath 1990, S. 609–611.
- 20 Nath 1990, S. 613.
- 21 Tagebuch von H. Chr. Hagg; Kopie im Privatarhiv d. Verf.
- 22 Interview mit A. van Buiten, 8. 11. 1988; Videoaufzeichnungen im Privatarhiv d. Verf.

- 23 Nath 1990, S. 620.
- 24 Nath 1990, S. 622.
- 25 Die Kartonnagenfabrik März & Co, die Güterspedition Becht und Gehringer, das Lager der Seifenfabrik Kern, das Baustofflager S. Schwarz, Karosseriebau Adolf Doll, die Autoreparaturwerkstatt Faveg, der Verlag des NS-Gauorgans *Der Führer*, Licht-Autodienst Jockers, das Holzlager Harth und das Zimmergeschäft Junker; Auszug aus den Akten des Landratsamts betr. Fliegeralarm etc.: StAO Kriegschronik.
- 26 Die Deutsche Bank, das Bahnhofshotel, die Vulkanisieranstalt Heitz, Auto Herm, das Treibstofflager Eisewark, die Schlosserei Gallus und die Bäckerei Treier: StAO Kriegschronik.
- 27 Erfahrungsbericht von A. van Buiten, in: Bernd Boll, „...für praktisch jedermann die reine Sklaverei“. Erinnerungen ehemaliger Zwangsarbeiter aus Holland an ihren Alltag in Offenburg 1943/44, in: *Allmende* 21/22 (1988), S. 50–82, hier S. 76; KTB des RüKdo Freiburg, 1. 10.–31. 12. 1944, S. 20.
- 28 Auszug aus den Akten des Landratsamts betr. Fliegeralarme etc., undatierte Abschrift: StAO Kriegschronik; vgl. die Augenzeugenberichte in: *Offenburger Tageblatt*, 27. 11. 1964; *Offenburger Tageblatt*, 27. 11. 1974.
- 29 Beschluß, 13. 12. 1944; Beschluß, 19. 12. 1944; Reichsbahnausbesserungswerk Offenburg (RAW) an Oberbürgermeister (OB) Dr. Wolfram Rombach, 16. 7. 1945: StAO 5/6.516.
- 30 Auszug aus den Akten des Landratsamts betr. Fliegeralarm etc., undatierte Abschrift: StAO Kriegschronik.
- 31 Nath 1990, S. 613f.
- 32 Gerd R. Ueberschär, *Freiburg im Luftkrieg 1939–1945. Mit einer Photodokumentation zur Zerstörung der Altstadt am 27. November 1944 von Hans Schadek. Freiburg–Würzburg 1990*, S. 234.
- 33 KTB des RüKdo Freiburg, 1. 10.–31. 12. 1944: BA/MA RW 21–21/12, S. 6.
- 34 KTB des RüKdo Freiburg, 1. 10.–31. 12. 1944: BA/MA RW 21–21/5, S. 8.
- 35 Erfahrungsbericht von H. Chr. Hagg, in: Boll 1988, S. 75; Tagebuch von H. Chr. Hagg, Eintragung vom 31. 8. 1944.
- 36 Bericht von A. van Buiten, in: Anna Merklin (Bearb.), *Brot ist Freiheit, Freiheit Brot. Dokumente zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Südbaden*, hrsg. von der Industriegewerkschaft Metall, Verwaltungsstelle Offenburg, 2 Bände, Heilbronn 1991, Bd. 2., S. 146–150, hier S. 149.
- 37 Erfahrungsbericht von A. van Buiten, in: Boll 1988, S. 76.
- 38 Tagebuch H. Chr. Hagg, Eintragung vom 12. 12. 1944.
- 39 Tagebuch von OB Rombach, Eintragungen vom 13. 12. und 14. 12. 1944: StAO Nachlaß Rombach; Kommandeur der Sicherheitspolizei in Baden-Elsaß, Außenposten Offenburg, Abteilung V: Vernehmungsprotokoll von Erwin Kallfaß, 29. 12. 1944: StAO 5/6.534, Tagebuch H. Chr. Hagg, Eintragung vom 12. 12. 1944.
- 40 Nath 1990, S. 636 und 642f.
- 41 StAO: Ratsprotokoll Nr. 103, 26. 3. 1945.
- 42 StAO: Ratsprotokoll Nr. 158, 25. 9. 1944.
- 43 StAO: Bestand Fotos VIII/179.
- 44 OB an Beigeordneten Nünlist, 10. 4. 1945: StAO 5/6.542.
- 45 Interview mit A. van Buiten.
- 46 Hermann Kaienburg, „Vernichtung durch Arbeit“. Der Fall Neuengamme, Bonn 1990, S. 280.
- 47 Kaienburg 1990, S. 125–127.

- 48 Kaienburg 1990, S. 126.
- 49 Kaienburg 1990, S. 280.
- 50 Kaienburg 1990, S. 281.
- 51 Miroslav Kárny: Das SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt. Verwalter der KZ-Häftlingsarbeitskräfte und Zentrale des SS-Wirtschaftskonzerns. In: Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur (Hrsg.), „Deutsche Wirtschaft“. Zwangsarbeit von KZ-Häftlingen für Industrie und Behörden. Symposium „Wirtschaft und Konzentrationslager“. Hamburg 1991, S. 153–169, hier S. 163. Vgl. das Organisationschema des WVHA in: Robert M. W. Kempner, SS im Kreuzverhör. Die Elite, die Europa in Scherben brach. 2. Aufl. Hamburg 1991, S. 139.
- 52 Inspektionsbericht von SS-Sturmbannführer Weigel, 2. 3. 1945: Bundesarchiv (BA) NS 19/771.
- 53 Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen (ZStL): Vorgang AR-Z 254/1972 – 10. SS-Baubrigade.
- 54 ZStL AR-Z 254/1972.
- 55 ZStL AR-Z 254/1972.
- 56 Kaienburg 1990, S. 281.
- 57 ZStL AR-Z 254/1972.
- 58 Inspektionsbericht von SS-Sturmbannführer Weigel, 2. 3. 1945: BA NS 19/771.
- 59 Kárny 1991, S. 161f.
- 60 KTB der Rüstungsinspektion Oberrhein (RüIn ORh), 1. 4.–30. 6. 1943: BA/MA RW 20–5/14.
- 61 Bericht über die Kommandeur-Besprechung bei der RüIn ORh, 13. 4. 1943: BA/MA RW 20–5/56.
- 62 Lagebericht des Gauarbeitsamts (GAA) Baden für August 1943, 10. 9. 1943: BA/MA RW 20–5/22.
- 63 Monatsbericht des GAA Baden für August 1943, 10. 9. 1943: BA/MA RW 20–20/22.
- 64 RüIn Oberrhein, 7. 7. 1944: BA/MA RW 20–5/24.
- 65 Der Begriff „Vernichtung durch Arbeit“ fiel erstmals in einem Gespräch zwischen Reichsjustizminister Thierack und Goebbels im September 1942: Kaienburg 1990, S. 13.
- 66 Rainer Fröbe, „Wie bei den alten Ägyptern“. Die Verlegung des Daimler-Benz-Fugmotorenwerks Genshagen nach Obrigheim am Neckar 1944/45, in: Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts (Hrsg.): Das Daimler-Benz-Buch. Ein Rüstungskonzern im 'Tausendjährigen Reich'. Nördlingen 1987, 392–470, hier S. 400.
- 67 KTB der RüIn ORh, 1. 4.–30. 6. 1944: BA/MA RW 20–5/18.
- 68 Verfolgung, Widerstand, Neubeginn in Freiburg 1933–1945. Eine Dokumentation. Hrsg von der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes/Bund der Antifaschisten, Kreis Freiburg. 2. erw. Auflage Freiburg 1989, S. 224–226.
- 69 Reichsverteidigungskommissar Robert Wagner an das badische Innenministerium 20. 6. 1944; Staatsarchiv Freiburg (StAF), Landratsamt Offenburg, Generalia, Zugang 1977/35, Nr. 1228.
- 70 Kaienburg 1990, S. 282.
- 71 Inspektionsbericht von SS-Sturmbannführer Weigel, 2. 3. 1945: BA NS 19/771.
- 72 Internationaler Suchdienst Arolsen (Hrsg.): Verzeichnis der Haftstätten unter dem Reichsführer-SS (1933–1945). Konzentrationslager und deren Außenkommandos sowie andere Haftstätten unter dem Reichsführer-SS in Deutschland und deutsch besetzten Gebieten. Arolsen 1979, S. 322f.
- 73 Ebd.

- 74 Internationaler Suchdienst 1979, S. 317.
- 75 ZStL IV 406 AR 1122/71 – 9. SS-Baubrigade.
- 76 ZStL AR-Z 254/1972; Internationaler Suchdienst 1979, S. 324.
- 77 ZStL AR-Z 254/1972.
- 78 Peter Longerich, Die Ermordung der europäischen Juden. Eine umfassende Dokumentation des Holocaust 1941–1945. München 1989, S. 282f.
- 79 Bericht des Bevollmächtigten des Auswärtigen Amts (AA) in Budapest, Veessenmayer, an das AA über den Fortgang der „Endlösung“ in Ungarn 1944, 13. 6. 1944; in: Longerich 1989, S. 325f.
- 80 Protokoll (Nr. 36085) der Befragung von Salamon Löwinger durch das DEGOB – Landeskomitee zur Betreuung der Deportierten, Budapest, 20. 9. 1945: StAO 28/1.01.–Es handelt sich um eine Übersetzung aus dem Ungarischen; die Provenienz des Dokuments ist nicht angegeben.
- 81 Kaienburg 1990, S. 280 und 282.
- 82 Inspektionsbericht von SS-Sturmbannführer Weigel, 2. 3. 1945: BA NS 19/771.
- 83 Tagebuch Rombach, Eintragung vom 25. 12. 1944: StAO Nachlaß Rombach.
- 84 ZStL: 406 AR 1122/71.
- 85 Inspektionsbericht von SS-Sturmbannführer Weigel, 2. 3. 1945: BA NS 19/771.
- 86 Tagebuch Rombach, Eintragung vom 25. 12. 1944: StAO Nachlaß Rombach.
- 87 Tagebuch Rombach, Eintragung vom 30. 12. 1944: StAO Nachlaß Rombach.
- 88 ZStL AR-Z 254/1972.
- 89 ZStL AR-Z 254/1972.
- 90 ZStL AR-Z 254/1972; vgl. Protokoll Löwinger: StAO 28/1.01.
- 91 ZStL AR-Z 254/1972.
- 92 Protokoll Löwinger: StAO 28/1.01.
- 93 ZStL: 406 AR 1122/71.
- 94 ZStL AR-Z 254/1972.
- 95 ZStL AR-Z 254/1972.
- 96 Zitiert nach Kaienburg 1990, S. 146f.
- 97 Kaienburg 1990, S. 405.
- 98 Protokoll Löwinger: StAO 28/1.01.
- 99 Inspektionsbericht von SS-Sturmbannführer Weigel, 2. 3. 1945: BA NS 19/771.
- 100 ZStL AR-Z 254/1972.
- 101 Protokoll Löwinger: StAO: 28/1.01.
- 102 ZStL AR-Z 254/1972.
- 103 ZStL AR-Z 254/1972.
- 104 ZStL AR-Z 254/1972.
- 105 ZStL IV 406 AR 1122/71.
- 106 ZStL IV 406 AR 1122/71.
- 107 ZStL IV 406 AR 1122/71.
- 108 ZStL IV 406 AR 1122/71.
- 109 ZStL AR-Z 254/1972.
- 110 ZStL AR-Z 254/1972.
- 111 ZStL: 406 AR-Z 254/72; nationalsozialistische Gewaltverbrechen an Häftlingen waren Gegenstand des Verfahrens 15 Js 4/73 der Staatsanwaltschaft Nürnberg.
- 112 ZStL IV 406 1122/71.
- 113 ZStL AR-Z 254/1972.
- 114 Inspektionsbericht von SS-Sturmbannführer Weigel, 2. 3. 1945: BA NS 19/771.
- 115 StAO 18–2–16 (Pläne).



- 116 Inspektionsbericht von SS-Sturmbannführer Weigel 2. 3. 1945: BA NS 19/771.
- 117 Internationaler Suchdienst 1979, S. 322f. Von Offenburg lassen sich die Spuren der 8. SS-Baubrigade über Darmstadt, Frankfurt am Main und Kassel bis nach Halle verfolgen, das sie Ende Februar erreichte. Von dort fuhr der Zug weiter nach Plauen, Pilsen (Tschechoslowakei) und anschließend über Passau nach Salzburg, wo er am 2. oder 3. Mai anhielt, bis er schließlich am 3. Mai in Regensburg eintraf.–Ebd.
- 118 ZStL AR-Z 254/1972. Zwischen dem 8. März und 2. April 1945 hielt sich die 10. SS-Baubrigade auf der Strecke Leutershausen-Wiedersbach und Ansbach in Bayern auf. Der Bauzug stand vom 8. bis zum 25. März in Schalkhausen/Bayern, und vom 26. März bis 2. April südwestlich von Steinbach, ebenfalls in Bayern. Im April hielt er in Nürnberg und Neumarkt/Bayern, von wo er am 27. April in das Konzentrationslager Dachau evakuiert wurde: Internationaler Suchdienst 1979, S. 324. Gerüchteweise erfuhren die Häftlinge, daß sie nach Tirol gebracht werden sollten. US-Truppen befreiten sie am 29. April. Salamon Löwinger erkrankte an Flecktyphus und lag monatelang im Krankenhaus von Dachau. Über St. Ottilien, wo er ebenfalls im Krankenhaus lag, und Feldafing kam er schließlich nach München, wo er den Zug nach Ungarn bestieg; Protokoll Löwinger: StAO 28/1.01.
- 119 Inspektionsbericht von SS-Sturmbannführer Weigel, 2. 3. 1945: BA NS 19/771; Vgl. zur Datierung des Abzugs der 9. Baubrigade: Internationaler Suchdienst 1979, S. 317. In Darmstadt kamen durch alliiertes Artilleriefeuer etwa 200 Häftlinge ums Leben, der Küchen- und der Verwaltungswagen wurden vollkommen zerstört. Eine halbe Stunde vor der Befreiung schickte die SS den Zug über Frankfurt/M., Würzburg, Nürnberg, Regensburg, Pilsen, Salzburg und Linz zum Kommando Ebensee des KZ Mauthausen. Häftlingstötungen wurden nicht bekannt: ZStL IV 406 AR 1122/71.
- 120 Ermittlungsbericht der Staatsanwaltschaft (StA) Offenburg, 23. 5. 1972, in: ZStL 410 AR 1623/65 – Kommando des Konzentrationslagers Flossenbürg; Staatsanwaltschaft Offenburg 1 Js 712/65. Die Zeugenaussagen ergaben hinsichtlich Zusammenstellung und Datierung ein widersprüchliches Bild. Der Darstellung liegt die wohl verlässlichste Datierung zugrunde, die auf einem unmittelbar nach der Befreiung verfaßten Schreiben des Lagerschreibers dieses Kommandos an die französischen Behörden beruht.
- 121 ZStL 410 AR 1623/65; Bericht von Sigmund Nissenbaum anlässlich einer Gedenkstunde auf dem jüdischen Friedhof Offenburg am 27. 4. 1981, in: Mitteilungsblatt des Oberrates der Israeliten Badens Nr. 6, Juni 1981; Liste der zwischen dem 23. 12. 1944 und dem 12. 4. 1945 auf dem Friedhof Offenburg beerdigten Ausländer: StAO 5/6.736. Der Internationale Suchdienst des Roten Kreuzes in Arolsen verfügt über die vollständige Liste der Häftlinge. Eine Einsichtnahme in dieses wie in jegliches andere Material wurde mir auf schriftliche Anfragen seit 1989 zweimal verweigert. Der restriktive Umgang des Internationalen Suchdienstes mit seinen hochinteressanten Unterlagen, über den sich Historiker wiederholt beklagt haben, schränkt die zeitgeschichtliche Forschung empfindlich ein.
- 122 Die folgende Beschreibung des Kommandos aus Flossenbürg folgt, soweit nicht anders angemerkt, dem Ermittlungsbericht der StA Offenburg, 23. 5. 1972: ZStL 410 AR 1623/65.
- 123 Ebd.; vgl. die Liste der zwischen dem 23. 12. 1944 und 12. 4. 1945 auf dem Friedhof Offenburg beerdigten Ausländer: StAO 5/6.736.
- 124 Ermittlungsbericht der StA Offenburg, 23. 5. 1972: ZStL 410 AR 1623/65.
- 125 Ebd.
- 126 Nissenbaum 1981.

- 127 Liste der zwischen dem 23. 12. 1944 und 12. 4. 1945 auf dem Friedhof Offenburg beerdigten Ausländer: StAO 5/6.736; ZStL 410 AR 1623/65.
- 128 Sieben Belgier, vier Italiener, acht Polen, sechs polnische Juden, einen Tschechen und sieben ungarische Juden: ZStL 410 AR 1623/65.
- 129 Liste der zwischen dem 23. 12. 1944 und 12. 4. 1945 auf dem Friedhof Offenburg beerdigten Ausländer: StAO 5/6.736.
- 130 Ermittlungsbericht der StA Offenburg, 23. 5. 1972: ZStL 410 AR 1623/65.
- 131 Nissenbaum 1981; die Liste der zwischen dem 23. 12. 1944 und dem 12. 4. 1945 auf dem Friedhof Offenburg beerdigten Ausländer vermerkt unter dem Datum des 12. 4. 1945 41 Todesfälle: StAO 5/6.736.
- 132 Ermittlungsbericht der StA Offenburg, 23. 5. 1972: ZStL 410 AR 1623/65.
- 133 Ebd.
- 134 Ebd.
- 135 Nissenbaum 1981.
- 136 In den Unterlagen des Standesamts Hüfingen finden sich beide Daten: ZStL 410 AR 1623/65.
- 137 Das Archives de l'Occupation in Colmar pflegt einen äußerst restriktiven Umgang mit Unterlagen seiner Militärgerichte: sie unterliegen einer Sperrfrist von 100 Jahren, werden also frühestens 2047 zugänglich. Vgl. meinen Aufsatz: Quellen für die badische Zeitgeschichte (1933–1949). Ein Überblick, in: Die Ortenau 70(1990), S. 410–437, hier S.417.
- 138 Ermittlungsbericht der StA Offenburg, 23. 5. 1972: ZStL 410 AR 1623/65.

# *Dem edelen Zäringære* Fragen zu Berthold von Herbolzheim und seiner Alexanderdichtung

*Michael Bärmann*

Berthold von Herbolzheim, der Verfasser einer vermutlich verlorenen Alexanderdichtung, zählt zu den großen Unbekannten der mittelalterlichen Literatur. Hätte der von etwa 1220 bis in die Mitte der fünfziger Jahre des 13. Jahrhunderts hinein literarisch tätige Rudolf von Ems ihn nicht in einen Autorenkatalog seines Alexanderromans (um 1230/50) mitaufgenommen, wüßten wir nicht einmal von seiner Existenz<sup>1</sup>. Rudolfs Bemerkungen, auch wenn diese in Ermangelung vergleichbarer Zeugnisse nur mit Vorsicht zu genießen sind, kommt somit entscheidende Bedeutung zu. Sie stehen im Kontext einer Rückschau auf ältere Alexanderdichtungen und lauten:

*Des hân ich gar verwegen mich,  
und ist daz genuoc tumplich  
wan sô manec wîse man  
vor mir sich hât genomen an  
ze tihtenne diu mære.  
dem edelen Zäringære  
tihtes durch sîner hulde solt  
von Herbolzheim her Berhtolt,  
der hât als ein bescheiden man  
gevuoge und wol gesprochen dran  
und tet bescheidenlîche erkant  
daz er von im geschriben vant.  
doch hât er getihtet niht  
des diu histôrje von im giht,  
daz der zehende möhte wesn  
des ich von ime hân gelesn<sup>2</sup>.*

„Dazu habe ich mich fest entschlossen,  
auch wenn es recht töricht ist,  
da vor mir so zahlreiche gelehrte Männer  
es unternommen haben,  
die Geschichte [sc. Alexanders des Großen] zu verfassen.  
Für den vornehmen Zähringer  
verfaßte sie – um den Lohn von dessen Wohlwollen –  
Herr Berthold von Herbolzheim.

Wie ein verständiger Mann besaß er  
Kunstherrlichkeit und hat mit angenehmen Worten berichtet  
und in verständiger Weise beurteilt,  
was er an schriftlichen Quellen vorfand.  
Aber er hat nicht den zehnten Teil davon erzählt,  
was, soweit ich gelesen habe,  
über ihn berichtet wird.“

Worauf lassen diese wenigen Verszeilen schließen? Wie steht es um die Verlässlichkeit der darin enthaltenen Aussagen? Rudolf von Ems wußte anscheinend direkt oder indirekt – beispielsweise vom Hörensagen, aufgrund einer ihm vorliegenden Handschrift oder eines Fragments, durch Paraphrasen oder andere, nicht erhaltene literarische Bezeugungen Bertholds – von der Existenz eines Autors, dem man eine Dichtung über Alexander den Großen (356–323 v. Chr.) zuschrieb<sup>3</sup>. Rudolf kannte diesen Verfasser anscheinend unter dem Namen 'Berthold von Herbolzheim'. Der beigegebene Herren-Titel, dessen Authentizität nicht gesichert ist, könnte eine adlige Standeszugehörigkeit zum Ausdruck bringen, während der Zusatz 'von Herbolzheim' wohl auf Bertholds Herkunfts- bzw. Aufenthaltsort zu beziehen ist. Berthold hatte seine Alexanderdichtung offenbar einem *edelen Zäringære* gewidmet; er dichtete also vermutlich im Auftrag eines männlichen Angehörigen der herzoglichen Familie von Zähringen. Das Werk selbst scheint Rudolf hinsichtlich des formalen Könnens lobenswert. Auch die verständige Art der Darstellung wird positiv hervorgehoben. Kritik erntet Berthold bezüglich der schmalen Stoffgrundlage: Gemäß Rudolfs Urteil hat der Herbolzheimer lediglich ein Zehntel der *histôrje* erzählt.

Damit ist der Informationsgehalt der literarischen Bezeugung zwar vorläufig ausgeschöpft, doch sind, so scheint es jedenfalls, weitere Fakten zur Person des Dichters wie des Gönners wenigstens erschließbar. Werner Fechter zum Beispiel ordnete Berthold den Herren von Herbolzheim zu<sup>4</sup>. Diese seien, so der Forscher, als Ministerialen der Herzöge von Zähringen dem 30 km nördlich von Freiburg im Breisgau entfernten gleichnamigen Ort zuzuweisen, und der *edele Zäringære* „wohl Herzog Berthold V. (1186–1218)“<sup>5</sup>. Mit dieser Gleichsetzung steht Fechter nicht allein. Die Gönnerschaft des 'letzten Zähringers' wurde in jüngster Zeit auch von Joachim Bumke und von Volker Mertens vertreten<sup>6</sup>. Der Umstand, daß Rudolfs singuläres literarisches Zeugnis Berthold V. gerade nicht explizit als Gönner des Herbolzheimers belegt, sollte jedoch prinzipiell Zweifel wecken. Grund genug, möchte man meinen, die Gleichsetzung des Auftraggebers mit Berthold V. von Zähringen (und damit das mutmaßliche Entstehungsdatum von Bertholds 'Alexander'), aber auch die südbadische Herkunft des Autors einer genaueren Prüfung zu unterziehen.

Nicht nur die derzeitige Forschungslage, sondern auch die im Verlauf der Forschungsgeschichte gewonnenen Resultate kommen einer solchen Fragestellung nicht gerade entgegen: Daß kein anderer als der letzte Zähringerherzog den hier zur Diskussion stehenden Text in Auftrag gegeben hat, scheint seit jeher festzustehen. Lediglich die Lokalisierung des Dichters war wiederholt Gegenstand von Kontroversen. Ein erster Zugriff auf die Forschungsgeschichte wird daher die Diskussion um Bertholds Heimat behandeln müssen.

Ein früher Versuch, den Dichter und seinen Gönner ausfindig zu machen, stammt von Bernhard Josef Docen. Im Jahr 1809 äußerte er im Rahmen eines Überblicks über die ältere deutsche Literatur folgende Vermutungen: „Her Berchtold von Herbolzheim (im Würzburgischen gelegen). Rudolph von Montfort [gemeint ist Rudolf von Ems] nennt ihn in seiner Alexandreis (ungef. 1230.) als Verfasser eines Gedichtes von Alexander dem Großen, zu Dienst des „edeln Zeringere“ (vermuthlich der letzte Herzog von Zäringen, Berthold V., der 1218. zu Freiburg starb.)“<sup>7</sup> Welchen Ort meinte Docen mit dem im 'Würzburgischen' gelegenen Herbolzheim? Offenbar hatte er das zwischen Würzburg und Ansbach gelegene Herbolzheim im Auge, während ihm das südbadische vermutlich unbekannt war<sup>8</sup>.

Letzteres fand erst zwei Jahre später Beachtung, als der unter dem Pseudonym 'Julius Lampadius' publizierende Ernst Julius Leichtlen konterte: „Aus welchem Grunde ihm [sc. Berthold von Herbolzheim] Docen seine Heimath geradezu im Würzburgischen anweis't? – Ich bin versucht, ihn mehr im Süden von Deutschland zu suchen. – Die Zueignung an einen Zähringer, und der Umstand, daß ein Städtchen Herbolsheim unter den Besitzungen der Herzoge gefunden wird, gibt mir Anlaß zu glauben, daß Berthold seinen Namen von dem im Brisgau liegenden Städtchen Herbolsheim getragen habe. – Sine ira et studio“<sup>9</sup>. Hatte Leichtlen für die Herkunftsfrage eine Alternative angeboten, übernahm er in der Gönnerfrage anscheinend vorbehaltlos die ältere Ansicht, denn die unmittelbar vor der zitierten Passage zu lesende Zuweisung an Berthold V. deckt sich mit derjenigen Docens bis in den Wortlaut. Eine gewisse Beliebtheit Bertholds von Herbolzheim auch bei eher lokalgeschichtlich orientierten Forschern belegen die intensiven Bemühungen Heinrich Schreibers, neben anderen für den süddeutschen Raum reklamierten Autoren auch dem in zähringischen Diensten bezeugten Alexander-Dichter zu größerer Bekanntheit zu verhelfen. Jedenfalls gewann die Diskussion um Berthold und seinen Gönner im März des Jahres 1824 neue Impulse, als Schreiber einen vierteiligen Artikel veröffentlichte, der sich mit „einer (vielleicht der frühesten) alt-deutschen Alexandreis“ – so der Titel – auseinandersetzte<sup>10</sup>. Im Mittelpunkt seines Beitrags stand eine Pergamentsammelhandschrift. Sie war vor

1187 geschrieben worden und stammte aus einem Jesuitenkolleg im elsässischen Molsheim, wurde damals jedoch in der Straßburger Stadtbibliothek (Signatur: C.V. 16. 6. 4<sup>o</sup>) aufbewahrt<sup>11</sup>. Sie enthielt (fol. 13va-29ra) unter anderem jene Fassung des Lamprechtschen Alexanderromans, den die Forschung als sogenannten 'Straßburger Alexander' (S) bezeichnet<sup>12</sup>. Bei diesem Text handelt es sich um eine Bearbeitung des um die Mitte des 12. Jahrhunderts entstandenen Alexanderlieds des Pfaffen Lamprecht<sup>13</sup>. Schreibers Beitrag enthält ein ganzes Bündel von Thesen zur Straßburg-Molsheimer Handschrift, zum Autor des 'Straßburger Alexander' und zum Auftraggeber Bertholds von Herbolzheim, auf die nicht detailliert eingegangen werden muß, da sie inzwischen als überholt gelten<sup>14</sup>. Von forschungsgeschichtlicher Bedeutung sind jedoch einige wenige Mutmaßungen, die im vorliegenden Zusammenhang nicht übergangen werden dürfen. So wertet Schreiber den bei Rudolf von Ems belegten Herrentitel Bertholds als Hinweis auf die Zugehörigkeit des Autors zum Ritterstand. Docen und Lampadius folgend, spricht auch er sich für das südbadische Herbolzheim als Herkunftsort des Dichters aus und plädiert in der Gönnerfrage einmal mehr für Berthold V., den er dessen „letzte Tage“ in seinem Freiburger Schloß „muntern Sinnes unter Spiel, Tanz und Musik“ zubringen läßt<sup>15</sup>.

Es blieb nicht bei diesem Beitrag: Schreiber wiederholte seine Ansichten zunächst im Jahr 1839<sup>16</sup>. Geradezu als Paradebeispiel für historische wie germanistische Legendenbildungen darf ein Beitrag gelten, den Schreiber im Jahr 1862 publizierte<sup>17</sup>. Dort heißt es unter anderem: „Erst der Letzte unter ihnen [sc. der Herzöge von Zähringen], Herzog Berthold V. kehrte, der gehaßten Regentschaft und des steten Kampfes müde, gegen Ende seines Lebens in die Heimath zurück. Hier begrüßte ihn an der Dreisam die rasch aufgeblühte Stadt seiner Vorfahren und auf dem Berge oberhalb derselben eine der schönsten Festen in Deutschland, eine großartige Pfalz auf uraltem Römerbau; wohnlich und weit hinaus, bis an die Vogesen und den Jura das Rheinthal überblickend. Mit dem alten Herrn zogen auch seine erprobten Hausgenossen ein, und schienen sich darin überbieten zu wollen, seine noch übrigen Jahre zu verschönern. In buntem Durcheinander wurden hier Ritterspiele getrieben, es wurde gezecht und gewürfelt, unter Orgelbegleitung gesungen und getanzt. Mit Befremden blickte des Herzogs gleichnamiger Neffe, damals Abt zu Thennenbach (Berthold I.), als er auf der Rückreise von Rom bei seinem Onkel einsprach, auf dieses, wie es ihm erschien, allzu weltliche Treiben, und sprach seine Verwerfung darüber schonungslos aus. Es war allerdings ein heiteres Stück Lebens-Poesie, ganz geeignet, die bitteren Eindrücke einer schweren prosaischen Vergangenheit, wenn auch nicht vergessen zu machen, doch in den Hintergrund zu drängen. Und dabei fehlten denn natürlich die Dichter selbst um so

weniger, als es unter den hohenstaufischen Kaisern Sitte zu werden anfieng, daß sich der deutsche Adel, wie sein Nachbar der französische, durch Bildung und Minnegesang auszuzeichnen suchte. Dazu eigneten sich denn vorzugsweise kleine Fürstenhöfe, wo die Dichter sorgenfreies Leben und Auszeichnung, ihre Werke Gehör und Bewunderung fanden.

An der Spitze des herzoglichen Sängerkreises stand damals der epische Dichter, Ritter Berthold von Herbolzheim, der schon im Stoffe für seine Dichtung eine glückliche Wahl getroffen hatte. Das Leben Alexanders des Großen entsprach nämlich dem kriegerischen und abentheuerlichen Geiste des Mittelalters zu sehr, als daß eine begeisterte Darstellung desselben nicht auch den Beifall des greisen Fürsten, für welchen sie bestimmt war, gewonnen hätte.“<sup>18</sup>

Heinrich Schreiber war nicht der einzige Gelehrte, der die Spuren Bertholds und seines Gönners verfolgte. Sein Landsmann Franz Joseph Mone publizierte bereits im Jahr 1826 einen umfangreichen Beitrag zu den „vaterländischen teutschen Dichtern des Mittelalters“, der neben mehreren Irrtümern zur Geschichte des Alexander-Stoffes eine Reihe von gewichtigen Aussagen zu Bertholds Person und Werk enthält<sup>19</sup>. So datiert der Forscher den Alexanderdichter „um das Jahr 1200“ und bezeichnet ihn mit derselben Selbstverständlichkeit als „Dienstmann des letzten Herzogs von Züringen“<sup>20</sup>. Bezüglich der Lokalisierung folgt Mone erwartungsgemäß Lampadius und Schreiber<sup>21</sup>. Was Schreibers Theorie betrifft, der ‚Straßburger Alexander‘ sei ein Werk Hartmanns von Aue<sup>22</sup>, vollzieht Mone nun eine überraschende Kehrtwendung: „Nun ist klar, daß in beider Hinsicht Rudolfs Anführung [= die literarische Bezeugung Bertholds von Herbolzheim bei Rudolf von Ems] genau auf die entdeckte Alexandreis passe, diese also ohne Widerrede für das Werk Bertholds erklärt werden muß. Begleitende Gründe, die nun kein großes Gewicht mehr haben, sind die rheinische Mundart und Heimat der Handschrift, und es fällt also die Ansicht, daß Hartman von Aue der Dichter der neuen Alexandreis sey, von dem auch gar nicht bekannt ist, daß irgend eine alte Anführung ihm ein Gedicht vom Alexander zuschreibt.“<sup>23</sup>

Auf Eberhard Gottlieb Graffs noch im selben Jahr vorgenommene Gleichsetzung des bei Rudolf von Ems bezeugten und vielfach bemühten *zeringere* mit (welchem?) *Berchtold von Züringen* braucht nicht eingegangen zu werden<sup>24</sup>.

Auffällig nimmt sich dagegen ein noch 1879 geäußerter Hinweis Julius Zachers aus. Anhand einer Besprechung einer in Basel aufbewahrten Alexander-Version (‚Basler Alexander‘) siedelt der Autor Berthold wiederum bei Würzburg an<sup>25</sup>. Hat Zacher die ältere Forschung völlig ignoriert? Schein-

bar nicht, denn immerhin betrachtet auch er Berthold V. von Zähringen als Gönner Bertholds<sup>26</sup>.

Hinzukommt, daß auch Karl Goedeke sowohl für das bei Würzburg gelegene Herbolzheim als auch für die Gönnerschaft Bertholds V. von Zähringen plädierte<sup>27</sup>.

Wenig später klassifizierte Eduard Heyck Berthold als südbadischen Ministerialen des letzten Zähringers<sup>28</sup>. Heycks Gesamtsicht der Dinge verbindet sich zu folgendem Charakterbild: „Fast scheint es, als ob für Bertold V die immer erneuten Erfahrungen seines Vaters die Veranlassung gewesen seien, die ihn selber andere Wege einschlagen liess. Wenn Jener sich fortwährend und stets auf's Neue vertrauend in die Reichsangelegenheiten wirft und Rath, Thatkraft und Tapferkeit in erster Linie für sie einsetzt, beschränkt sich der Sohn in vorsichtiger, zögernder Weise auf das Unvermeidliche. Daher unter ihm die nach Aussen gleichförmige, in sich befriedigte Fortentwicklung der eigenen Landesherrschaft gegenüber dem ungeheuren Hin- und Herschwanken unter Bertold IV. Als Herzog führt Berthold V ein straffes, umsichtiges Regiment, dessen gefürchtete Strenge wohl zuweilen nicht ohne Härten gewesen ist; den Aufstand am Anfange seiner Regierung wirft er mit Kraft nieder und verhehlt seinen Stolz über den Sieg der Mit- und Nachwelt nicht. Seinen Besitz und seine Einnahmen zu mehren ist er wohlbedacht, hält jedoch nicht ängstlich an sich und giebt schon bei Lebzeiten an seine Verwandten dahin, von denen ihm die Uraher vielleicht nicht allzeit Freude bereitet haben. Zu dem Bilde des in Freude an weltlichem Sang und Lied auf dem Freiburger Schlosse Hof haltenden Herzogs, das der Thenenbacher erschaut, passt es vortrefflich, wenn wir ihn den Namen der Stadt des Recken Dietrich, seinem eigenen Geschlechte so erinnerungsvoll, den Namen Berns, von dem der Dichtermund der Zeitgenossen sang, erneuern sehen, wenn wir ferner erfahren, dass in seinem Auftrage Bertold von Herbolzheim ein – uns verschollenes – Lied von den Thaten des grossen Alexander gedichtet hat [...]. So hat die nach dem Schlummer des elften Jahrhunderts im zwölften zu reichem neuen Leben erblühende Lust an weltlicher That und höfischem Treiben, an fürstlichem Ruhm und ritterlichem Sang am meisten Bertold V, der hier Alles übt, was sonst den Hof des scheinbar niedergegangenen Stauferhauses belebt hatte, aus dem Gedankenkreis herausgeführt, in welchem einst der erste Herzog seine Aufgaben gefunden hatte. Er hat in dieser Beziehung die Entwicklung abgeschlossen, die die Zähringergeschichte seit Bertold I langsam, aber stetig durchgemacht hat.“<sup>29</sup>

1898 begann das von Julius Kindler von Knobloch bearbeitete 'Oberbadische Geschlechterbuch' zu erscheinen. Der den Herren 'von Herbolzheim'



gewidmete Artikel bezeichnet den Dichter jetzt sogar als „Minnesinger“<sup>30</sup>, was keinen neuen Quellenfunden zuzuschreiben ist, sondern eine freie Erfindung des Bearbeiters darstellt. Ansonsten hat Knobloch alle bis zu diesem Zeitpunkt gängigen Ansichten ungeprüft vereinigt, so Bertholds Ritterschaft, sein Verhältnis zum letzten Zähringer und auch die Lebenszeit („um 1200“).

Die Situation änderte sich auch nach der Jahrhundertwende nicht wesentlich. 1930 erschien ein längerer Aufsatz Edward Schröders, der sich mit Rudolf von Ems und dessen Literaturkreis auseinandersetzte<sup>31</sup>. Auch Berthold von Herbolzheim fand Berücksichtigung. Schröder ist der Ansicht, daß Rudolf Bertholds Werk, dessen Gönner er wiederum in Berthold V. von Zähringen sieht, direkt gekannt hätte, seinen bereits zitierten Tadel an der zu schmalen Stoffgrundlage aber auf die Vorlage des Herbolzheimers bezog, die er in Lamprechts Alexanderlied zu erkennen glaubte: „war nicht am ende das werk des Berthold von Herbolzheim, das ihm stofflich ebensowenig genügte, nur eine Neubearbeitung der rheinischen Dichtung aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts? Wüste Rudolf von Lamprecht etwa nur aus einem Prolog Bertholds? Die Frage muss jedenfalls aufgeworfen werden.“<sup>32</sup> Mit Schröders Mutmaßung war erstmals in der Forschungsgeschichte ein Quellenverhältnis sowie eine chronologische Beziehung postuliert. Schröder glaubte offenbar an die Abhängigkeit Bertholds von Lamprecht, auch wenn diese – aufgrund der fehlenden Texte – nicht zu beweisen war. Umso mehr erstaunt Schröders Festhalten an Berthold V. als Auftraggeber.

Gleichzeitig zu Schröder setzte sich Ludwig Denecke in seinem Werk 'Ritterdichter und Heidengötter' unter anderem auch mit den verschiedenen Fassungen von Lamprechts 'Alexander' auseinander<sup>33</sup>. Unter der Bezeichnung 'Alexander Z' untersuchte er den sogenannten 'Basler Alexander', eine gewöhnlich in das 13. Jahrhundert datierte alemannische Bearbeitung des Lamprecht-Textes, und gelangte zu dem Schluß, daß Berthold von Herbolzheim aufgrund seiner alemannischen Herkunft sowie aufgrund seiner Schaffenszeit unter Berthold V. von Zähringen als Autor einer bzw. der Vorlage des 'Basler Alexander' in Frage komme<sup>34</sup>.

Ein zusammenfassender Hinweis auf Deneckes Theorie findet sich drei Jahre später in dem Berthold von Herbolzheim gewidmeten Verfasserlexikon-Artikel<sup>35</sup>. Die wenigen Zeilen, die dieses Nachschlagewerk für Berthold erübrigte, zeigen einmal mehr, daß nicht nur Berthold V. von Zähringen als gesicherter Auftraggeber galt, sondern auch das breisgauische Herbolzheim als Herkunftsort des Dichters gesichert zu sein schien.

Beide Zuweisungen wurden auch in späteren Publikationen immer wieder diskussionslos übernommen und gehören inzwischen zum festen Bestand der Literaturgeschichtsschreibung. Auch wenn die Datierung aus völlig unerfindlichen Gründen plötzlich korrigiert wurde, wie etwa bei Gustav Ehrismann, der Bertholds Werk „um 1210“ datierte<sup>36</sup>, auch wenn Wolfgang Stammer 1962 dem letzten Zähringerherzog den Markgrafentitel wie auch Bertholds Werk erst postum verlieh<sup>37</sup>, wurde dieses bis in die Anfänge der Germanistik zurückreichende Fundament der Forschung kaum mehr ernsthaft hinterfragt. Im Gegenteil: Die Gönnerschaft Bertholds V. schien noch an Plausibilität zu gewinnen, als man zwischen der aus den erhaltenen Alexanderdichtungen bekannten literarischen Gestalt Alexanders gewisse Parallelen zum Charakter und zur Herrschaftsausübung des letzten Zähringers zu erkennen glaubte. In diesem Sinn äußerte sich 1967 Xenja von Ertzdorf: „Die Herren von Herbolzheim [...] sind Dienstleute der Herzöge von Zähringen [...], der Auftraggeber ist vermutlich Berthold V. (1186–1218). Die Dichtung ist nicht überliefert. Wer war dieser Herzog Berthold V., der eine Alexanderdichtung in Auftrag gab? Er gehört 1198 zu den möglichen Thronkandidaten gegen die Staufer, tritt aber zurück und leistet Philipp den Huldigungseid [...]. In den Ereignissen der Folgezeit hält sich der Herzog vorsichtig zurück, unternimmt aber nichts gegen die Staufer, erst 1212 ergreift er offen für Friedrich II. Partei, zieht sich dann aber wieder zurück und konzentriert sich auf den Ausbau und die Befestigung seiner Territorialherrschaft [...]. Seine Absichten entsprechen offensichtlich den zeitgenössischen Tendenzen der Welfen und Staufer, durch Sammlung von Rechten und Funktionen einen geschlossenen „Flächenstaat“ zu erreichen. Berthold V. setzt dabei die Reihe der Städtegründungen seiner Vorgänger fort: er ist der Gründer der Stadt Bern. Daß ein derartig um Ausbau und Geltung seiner Herrschaft bemühter Fürst in den Jahren staufisch-welfischer Thronwirren eine Alexanderdichtung in Auftrag gegeben haben könnte, ist durchaus möglich.“<sup>38</sup>

Volker Mertens schildert die angedeutete Funktionalisierung des Alexander-Stoffes noch weit differenzierter: „Alexander als fürstliche Exempelfigur erschien dem Zähringer geeignet, adligen Herrschaftsanspruch zu repräsentieren. Aber nicht nur das: im Alexander-Stoff konnte sich auch ein spezifisch landesfürstliches Interesse gegenüber dem Machtanspruch der Zentralgewalt artikulieren – schon in der älteren Version, dem Straßburger ‚Alexander‘, werden die notwendigen Beschränkungen der herrschaftlichen Macht von der Position des alten Adels dargestellt, und das könnte der Grund für die Förderung einer Alexanderdichtung durch den Zähringer Herzog gewesen sein, der ein reales politisches Anliegen, nämlich eine Relativierung der Position des Kaisers, in der Dichtung vorgeführt bekommen wollte.“<sup>39</sup>

An anderer Stelle heißt es:

„Alexanderdichtungen waren als Fürstenspiegel und Fürstenpreis bevorzugte Werke höfischer Repräsentationskultur. Auftraggeber war wohl Bertold V.; als Reichsfürst mit erheblichen Ambitionen zur territorialen Ausweitung und Arrondierung seines Herrschaftsgebiets konnte ihm Alexander eine exemplarische Figur sein, der er sich auch in den ihm zugeschriebenen Normüberschreitungen nähern mochte.“<sup>40</sup>

Das 1973 von Herwig Buntz gezogene Resümee zur Identifizierungs- und Gönnerfrage nahm sich dagegen noch verhältnismäßig verhalten aus: „Die Herren von Herbolzheim waren Ministerialen der Herzöge von Zähringen, wahrscheinlich dichtete Berthold für den mächtigsten von ihnen, seinen Namensvetter Bertold V. (1186–1218). Ob dieses Werk die Zwischenstufe zum Basler Alexander (b) war, ist ungewiß.“<sup>41</sup>

Im Vorfeld einer näheren Prüfung der geltenden Forschungsmeinungen seien in aller Kürze einige Eindrücke wiedergegeben, die helfen könnten, eine Art Erklärungsmodell für den vorgestellten Thesenkomplex zu liefern.

a) Spätestens Rudolf von Ems hat Berthold von Herbolzheim den Herrentitel verliehen. Dies scheint wesentlich mit dazu beigetragen zu haben, in ihm ein der Ritterschaft seiner Zeit zugehörendes Mitglied einer zähringischen Dienstmännenfamilie 'von Herbolzheim' zu sehen.

b) Der Vorname des Dichters stimmt mit demjenigen des letzten Zähringerherzogs überein. Was lag näher als eine Anlehnung an den Namen des Dienstherrn bzw. an den Namen des gleichnamigen Vaters?

c) Das mutmaßliche Ministerialenverhältnis einer in Herbolzheim ansässigen Familie zu den Zähringern lieferte ein weiteres gewichtiges Indiz.

d) Das breisgauische Herbolzheim liegt in der Umgebung Freiburgs bzw. Zähringens, was die Lokalisierung Bertholds in den Breisgau nachhaltig stützt.

e) Die hier und da hypothetisch postulierte Autorschaft Bertholds für die alemannische, in das 13. Jahrhundert zu datierende Vorlage für den 'Basler Alexander' deckt nicht nur die Gönnerschaft Bertholds V. ab, sondern auch die implizite Förderung nach der alemannischen Mundart des Herbolzheimer Dichters.

f) Aus der allgemeinen Kenntnis des Alexander-Stoffes konnten direkte Parallelen zur Herrschaftspraxis des letzten Zähringers erschlossen werden, was ein mögliches Interesse am Stoffkomplex und damit die Auftraggeberschaft erklärt.

Was ist nun von all dem zu halten? Nach der Darlegung der Forschungssituation scheint es ratsam, Bertholds Werk zunächst in den Kontext der volkssprachigen Alexanderdichtungen einzuordnen, um dann in einem

zweiten Schritt die grundsätzlichen Fragen möglichst unvoreingenommen nochmals zu formulieren.

Wenn die Überlieferungssituation die mittelalterlichen Verhältnisse widerspiegelt, setzt die volkssprachige Alexanderdichtung um 1080 mit dem Annolied ein, das um 1150 für die Kaiserchronik Verwendung fand<sup>42</sup>. Etwa zwei Jahrzehnte vor der Entstehung der Kaiserchronik verfaßte Alberic von Besançon (wohl nach der gleichnamigen Stadt im Zentrum der Grafschaft Burgund, heute Hauptstadt des Dép. Doubs, benannt und nicht nach Pisançon bzw. Briançon<sup>43</sup>) – gestützt auf einen vollständigen Text des Iulius Valerius Alexander Polemius ('Res gestae Alexandri Macedonis', entstanden Anfang des 4. Jahrhunderts),<sup>44</sup> auf Quintus Curtius Rufus (wohl noch im 1. Jahrhundert n. Chr. entstanden)<sup>45</sup> und auf die zwischen 869 und 951 durch den Neapolitaner Archipresbyter Leo abgefaßte 'Nativitas et victoria Alexandri Magni regis', welche im 11. Jahrhundert in Form einer Überarbeitung als 'Historia de Preliis' (= Version II) verbreitet wurde, letztlich also auf einem griechischen Alexander-Roman basiert<sup>46</sup> – die wohl früheste in Frankreich entstandene Alexanderdichtung<sup>47</sup>. Sein Werk diente dann um 1150 dem Pfaffen Lamprecht als Vorlage. Lamprechts 'Alexander' ist in drei unterschiedlichen Fassungen überliefert<sup>48</sup>. Der in der sogenannten 'Vorauer Handschrift' (noch 12. Jh.) erhaltene 'Vorauer Alexander' (V) dürfte dem Original (O) – gab es ein solches Original wirklich, oder lag Lamprechts Text von Anfang an in mehreren Versionen vor? – am nächsten stehen<sup>49</sup>. Um 1160 wurde Lamprechts Alexanderlied bearbeitet und erweitert (X = BS). Ein direkter Textzeuge für diese Fassung ist zwar nicht greifbar, doch steht immerhin fest, daß die um 1180 datierte frühhöfische Bearbeitung, die wir aus dem 'Straßburger Alexander' (S) kennen, sowie der 'Basler Alexander' (B), der dem 13. Jahrhundert zugehört und *mutatis mutandis* in eine Prosachronik des 15. Jahrhunderts eingefügt wurde, auf diese Bearbeitung zurückgehen<sup>50</sup>.

Aus den nächsten Jahrzehnten sind keine Texte erhalten. Aus dem 'Alexander' Rudolfs von Ems kennen wir allerdings nicht nur Berthold von Herbolzheim, sondern auch einen Alexander-Dichter namens Biterolf, dessen Werk vermutlich ebenso verloren ist wie dasjenige Bertholds<sup>51</sup>. Hinzu kommt ein Alexanderfragment, das zu keiner der erhaltenen Dichtungen gehört und möglicherweise auf Berthold oder Biterolf zurückgeht, wobei die mitteldeutschen Sprachmerkmale zumindest gegen den traditionell im süddeutschen Raum angesiedelten Herbolzheimer sprechen<sup>52</sup>.

Die Stoff- und Überlieferungsgeschichte der volkssprachigen Alexanderdichtung konfrontiert uns also mit drei grundsätzlichen Fragen, die allgemeiner als üblich zu stellen sind.

1. Was wissen wir über Berthold von Herbolzheim, über seine Familie sowie über sein soziales Umfeld?
2. Welcher dichtungsgeschichtlichen Epoche ist Bertholds Werk zuzuordnen?
3. Für welchen Zähringer arbeitete er?

Wie eingangs gezeigt wurde, ist über die historische Persönlichkeit Bertholds von Herbolzheim nichts Sicheres in Erfahrung zu bringen, da außer einer singulären literarischen Bezeugung keinerlei direkte Quellen beigebracht werden können. Der bei Rudolf von Ems belegte Herrentitel könnte eine reine Höflichkeitsgeste sein und gibt über den wirklichen Stand und die Bildung des Autors keinerlei zuverlässige Auskunft. Daß Berthold ein Geistlicher war, ist nicht auszuschließen, denn der Herrentitel (lt. *dominus*) könnte etwa auch einen Kleriker bezeichnen. Möglicherweise gehörte er einer Ministerialenfamilie 'von Herbolzheim' an und konnte – aufgrund familiärer Privilegien? – eine entsprechende Laufbahn einschlagen. Geistliche Bildung finden wir offensichtlich auch bei Lamprecht.

In diesem Zusammenhang darf ein Eintrag, der sich im Totenbuch des Klosters Tennenbach findet, nicht unberücksichtigt bleiben: Unter dem 18. Februar findet sich nämlich der Hinweis: *Fr. Bertoldus magister zu Herbolzheim cv.*<sup>53</sup>. Das Todesjahr fehlt, und so bleibt eine Gleichsetzung des Verstorbenen mit dem Alexander-Dichter problematisch. Nicht weniger problematisch ist die im Nekrolog verwendete Bezeichnung *magister*. Wie Mertens in seinem Kommentar anmerkt, läßt sich nicht klären, „[...] ob es sich hierbei um ein Amt, einen Titel oder bloß um die Zuschreibung von Gelehrsamkeit an einen nichtritterlichen Ministerialen handelt.“<sup>54</sup> Eine geistlich-gelehrte Bildung des möglicherweise als Laienbruder (*Frater*) in das Kloster eingetretenen Autors wäre – so wiederum Mertens (unter Hinweis auf Hartmann von Aue, Heinrich von Veldeke und Gottfried von Straßburg) – immerhin typisch für eine Verbindung mit der mittelhochdeutschen Dichtung.

Kommen wir zum Lokalisierungsproblem. Aus welchem Herbolzheim stammt Berthold?<sup>55</sup> Diese Frage dürfte relativ einfach und verlässlich zu beantworten sein. Grundsätzlich stehen drei gleichnamige Orte zur Diskussion:

1. Das südbadische Herbolzheim
2. Das 'Würzburgische' Herbolzheim zwischen Würzburg und Ansbach
3. Herbolzheim an der Jagst<sup>56</sup>

Die literarische Bezeugung Bertholds belegt eine durchaus plausible und daher ernstzunehmende Verbindung Bertholds von Herbolzheim mit einem

Zähringer. Demnach liegt es nahe, Bertholds Herkunfts- bzw. Aufenthaltsort auch im unmittelbaren Herrschaftsbereich der Zähringer zu suchen. Wie eine Überprüfung der betreffenden Territorien zeigt, kommt nur das breisgauische Herbolzheim in Frage<sup>57</sup>. Die Tatsache, daß in dem an der Jagst gelegenen Herbolzheim erst im späten 13. Jahrhundert Personen bezeugt sind, die sich nach dem Ort nennen, weist in dieselbe Richtung<sup>58</sup>.

Konzentrieren wir uns also auf das südbadische Herbolzheim. Was hat es mit diesem Ort und den dort möglicherweise ansässigen zähringischen Dienstmannen nun eigentlich auf sich? Antworten auf diese Fragen geben vor allem die frühesten urkundlichen Zeugnisse, denen wir uns nun zuwenden müssen<sup>59</sup>.

Ein erster Hinweis auf eine Herbolzheimer Ministerialenfamilie findet sich bereits im sogenannten *Rotulus Sanpetrinus*, einem Schenkungsverzeichnis des Klosters St. Peter (bei Freiburg), dem Hauskloster der Zähringer<sup>60</sup>. Dieses 'Traditionsverzeichnis' wurde, dem Schriftalter nach, von der Mitte des 12. bis zu den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts gefertigt und vereinigt Schenkungsurkunden und Privilegien von Seiten befreundeter Stifter, Geistlicher und umliegender Grundbesitzer, aber auch Zins- und Rechnungsberichte. Die Dokumente datieren von 1095 bis 1203. Aus der Frühzeit des Klosters, um 1108/1122, datiert die Schenkung eines gewissen *Livtfridus de Brivlingen*, die von drei *domestici de domo ducis* bezeugt wird: *Cvonradus de Livcilnhart*, *Diepoldus de Heribothsheim* und *Burchardus de Crouchtal*<sup>61</sup>. Diepold von Herbolzheim gehörte demnach zur zähringischen Ministerialität und nahm – vermutlich für Herzog Berthold III. – wohl Verwaltungsdienste wahr, über die nichts Genaues bekannt ist.

Erst im Jahr 1179 begegnen wir einem weiteren Herbolzheimer: *Liutfridus de Herbostheim*<sup>62</sup>. Er befindet sich unter jenen Anwesenden, welche am 4. März dieses Jahres in Riegel (bei Freiburg) eine Bestätigung des Herzogs Berthold IV. von Zähringen zugunsten des Klosters Tennenbach bezeugen<sup>63</sup>.

Aus dem 12. Jahrhundert ist dann nur noch ein einziger urkundlicher Beleg erhalten, der einen Herbolzheimer namentlich nennt. Es handelt sich um ein nicht exakt datierbares Verzeichnis von Einkünften der Abtei Einsiedeln bezüglich Riegel, das unter der Rubrik *Isti denarii debentur in Riegel* verzeichnet: *Wernherus de Herbosthein 10 sol. pro carrada. idem 3 sol. in festo Georii et 100 pullos in festo Joh. Bapt. Galrei 4 sol. [...] Wernherus Herbosthein 15 sol. de mansibus tribus.*<sup>64</sup>

Noch zu Lebzeiten Bertholds V. von Zähringen urkundet ein vierter Herbolzheimer, *Conradus miles de Herbotzhein*: Am 16. August 1216 stellt der Straßburger Bischof Heinrich II. für den Abt des Klosters St. Trudpert (bei Freiburg) eine Urkunde aus, der den Ehrschatz der Lehnsleute betrifft, und Ritter Konrad von Herbolzheim tritt hierbei als Zeuge auf<sup>65</sup>. Auffallend ist, daß er als einziger unter der Anwesenden ausdrücklich als *miles* bezeichnet wird.

Mit Diepold, Leutfried, Werner und Konrad von Herbolzheim sind unsere Informationen über den Ort selbst glücklicherweise nicht erschöpft. Mehrere Zeugnisse, die Herbolzheim im 12. und 13. Jahrhundert erwähnen, verdienen im vorliegenden Zusammenhang nähere Beachtung:

Am 3. Mai 1184 bestätigt Papst Lucius III. (1181–1185) in Verona dem Kloster St. Ulrich (bei Freiburg) dessen Besitzungen<sup>66</sup>. Aus der umfangreichen Liste der aufgeführten Ortschaften geht hervor, daß der Konvent auch in Herbolzheim begütert war (*cvrtis de Herbotsheim*)<sup>67</sup>. Wann und unter welchen Umständen St. Ulrich diesen Besitz erlangte, wissen wir nicht. Am Ende der in der päpstlichen Bestätigung enthaltenen Güterliste ist möglicherweise auch von weiteren mit dem Herbolzheimer Hof verbundenen Rechten und Besitzungen die Rede, die mit dieser Urkunde bestätigt werden (*cum terris, pratis, vineis, molendinis siluis et aliis eorum appendiciis*)<sup>68</sup>. Leider fehlen jedoch nähere Angaben, so daß wir uns vom Zubehör des Herbolzheimer Hofes kein exaktes Bild machen können.

Im Jahr 1200 verkauft Graf Berthold III. von Nimburg (am Kaiserstuhl) die Burg (*urbs*) *Nuwenburch* mit den Ministerialen und allem Zubehör der Straßburger Kirche<sup>69</sup>. Diese umfangreiche Übereignung steht mit Bertholds Kreuzzugsteilnahme in engem Zusammenhang, denn der Graf hat – zusammen mit seinem Sohn – im selben Jahr das Kreuz genommen und reiste in den Osten, von wo er nicht mehr zurückkehrte. Den Quellen zufolge umfaßte der Verkauf offensichtlich den gesamten Besitz des Grafenhauses.

Im Zuge dieser Übereignung kam es zu Rechtsstreitigkeiten, die sich über Jahre hinzogen. Der Streit um die nimburgische Hinterlassenschaft betraf unter anderem auch Herbolzheimer Besitzungen und verdient daher nähere Aufmerksamkeit. Die wichtigsten Einzelheiten sind einer Urkunde zu entnehmen, die am 21. November 1214 in Basel ausgestellt wurde<sup>70</sup>. Sie besagt, daß König Friedrich II. (1212–1250) einen Streit zwischen dem Straßburger Bischof Heinrich II. und Herzog Berthold V. von Zähringen geschlichtet hat<sup>71</sup>. Um diesen Streit beizulegen, hat Friedrich offensichtlich eine ganze Reihe von Besitzansprüchen aufgegeben. Diese betrafen insbesondere die Vogteien der Klöster St. Ulrich und Sölden (beide bei Frei-

burg) sowie die *curtes* Riegel und Herbolzheim. Wie aber war Friedrich in den Besitz dieser Ansprüche gelangt? Die Urkunde besagt, Graf Berthold von Nimburg habe zugunsten Friedrichs Vater, Heinrich VI. (König seit 1169; gest. 1197), eine Schenkung getätigt<sup>72</sup>. Friedrich überläßt und bestätigt mit der Urkunde von 1214 dem Straßburger Bischof nun seine erbten Rechte. Der in Basel beurkundete Verzicht gewährt genaueren Einblick in die Herbolzheimer Besitzverhältnisse. Hatte Berthold von Nimburg den umstrittenen Besitz erst an Heinrich VI. und später nochmals an den Straßburger Bischof verschenkt? Wenn ja, hatte der ursprüngliche Besitzer nach dem Tod Heinrichs VI. die Schenkung vielleicht als hinfällig betrachtet.

In diesem Zusammenhang bleibt eine Urkunde anzumerken, die vor dem 1. September 1201 von dem Konstanzer Bischof Diethelm ausgestellt wurde. Sie besagt, daß Abt Hugo V. von Cluny (1199–1207) Herzog Berthold V. von Zähringen die Vogtei über die Klöster St. Ulrich und Sölden verliehen habe<sup>73</sup>. Der letzte Zähringer hat sich anscheinend nach Bertholds Veräußerungen um diese Vogteien beworben, da Cluny die Übereignung an Straßburg nicht anerkannt hatte, und geriet dann mit dem Bischof in Streit.

Zurück zur mutmaßlichen Verwandtschaft unseres Dichters. Halten wir fest: Seit den ersten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts bis zum Tod des letzten Zähringerherzogs sind sporadisch Herbolzheimer Dienstleute urkundlich nachweisbar. Soweit ersichtlich, gibt es in dieser Familie – handelt es sich wirklich um Angehörige ein und derselben Familie? – keine bestimmte Tradition der Vornamen. Im Gegenteil: Die Streuung könnte nicht größer sein, und allenfalls Konrad von Herbolzheim trägt einen Vornamen, den wir auch aus der Zähringer-Dynastie kennen<sup>74</sup>. Ob und wie Berthold von Herbolzheim mit diesen Ministerialen verwandt war, bleibt ungeklärt. Ein genealogischer Zusammenhang ist – aufgrund des gesicherten Ministerialenverhältnisses einzelner Herbolzheimer – durchaus wahrscheinlich, muß dann aber für das gesamte 12. Jahrhundert prinzipiell erwogen werden.

Damit kommen wir zur zweiten Frage. Wann entstand Bertholds 'Alexander'? Eine sichere Antwort ist nicht möglich. Sie hängt mit der Frage nach dem Auftraggeber der Dichtung unmittelbar zusammen und soll daher in Verbindung mit dem Gönnerproblem angegangen werden.

Wenn der Vorname unseres Dichters auf Beziehungen zu den Zähringern hindeutet, kommen prinzipiell fünf Personen in Frage. Berthold I. (gest. 1078),<sup>75</sup> Berthold II. (um 1050–1111),<sup>76</sup> aber auch Berthold III. (nach



1080–Winter 1122/23)<sup>77</sup> werden aus chronologischen Gründen ausscheiden müssen. Wie steht es aber um Berthold IV. (um 1125–1186)<sup>78</sup>, den Vater Bertholds V.? Der Vorname 'Berthold' erscheint verhältnismäßig häufig in der Zähringer-Dynastie. Er kann dem Herbolzheimer bereits lange vor der Lebenszeit Bertholds V. verliehen worden sein und belegt an sich noch kein Dienstverhältnis für die Zeit um 1200. Berthold könnte bereits kurz nach der Mitte des 12. Jahrhunderts literarisch aktiv geworden sein. Als Gönner kommt dann aber neben Berthold V. auch sein Vater in Frage. Wenn der 'zähringische Alexander' bald nach 1150 entstand, stellte er vielleicht eine Überarbeitung der Lamprechtschen 'Kurzfassung' dar und fällt damit in die Regierungszeit Bertholds IV. (1152–1186). Der Vorname des Dichters könnte in diesem Fall etwa auf den im Winter 1122/23 verstorbenen Berthold III. zurückgehen.

Ein wichtiges Indiz für die mutmaßliche Auftraggeberschaft Bertholds V. von Zähringen wurde bisher übergangen und bleibt noch zu prüfen. Es betrifft die stilistische Eigenart des 'zähringischen' Alexanderromans. Erinnern wir uns: Rudolf von Ems lobte das formale Können Bertholds sowie dessen verständige Art der Darstellung. Mertens interpretiert Rudolfs ästhetisches Urteil im Sinne einer Abhängigkeit von der Darstellungsweise Hartmanns von Aue: „Bertolds Alexander für den edlen Zähringer war nach den rühmenden Worten Rudolfs ein formal vorbildliches, dem älteren des Pfaffen Lamprecht überlegenes Werk: verständig, mhd. bescheiden, sei der Autor, geschult wohl am klassischen Stil Hartmanns von Aue, er habe in passender und stilistisch ausgewogener Weise seine Arbeit vollendet, jedoch zu wenig berichtet, nicht einmal ein Zehntel dessen, was Rudolf anderswo gefunden hat.“<sup>79</sup> An anderer Stelle heißt es: „Rudolf von Ems rühmt das formale Können des Herbolzheimers, der sich vielleicht den älteren Hartmann von Aue zum Vorbild genommen hatte.“<sup>80</sup> Auf den ersten Blick besticht diese Vermutung. Bei näherem Hinsehen will es jedoch scheinen, daß hier implizit Prämissen gesetzt sind, die für sich betrachtet der Tragfähigkeit ermangeln. So fehlen beispielsweise gesicherte Hinweise auf Hartmanns chronologische Priorität. Darüber hinaus ist Rudolfs spärlichen Bemerkungen keine stilistische Verwandtschaft Bertholds und Hartmanns zu entnehmen. Daß Hartmann älter als Berthold war und damit die Rolle des 'Gebenden' einnahm, ist nicht zu erweisen. Eine derartige Beziehung muß überhaupt nicht bestanden haben. Was aber, wenn Hartmanns Werk tatsächlich Vorbildfunktion besaß? Der Beginn seiner literarischen Aktivität wird allgemein um 1180 oder bald danach angesetzt<sup>81</sup>. Die letztlich nicht beweisbare Gönnerschaft Bertholds IV. von Zähringen, auf dessen Tod (1186) Hartmann in mindestens zwei Liedstrophen direkt anspielen könnte<sup>82</sup>, setzt voraus, daß diese schon vor 1186 bestanden hat. Wenn dem so ist, könnte auch Berthold noch vor dem Herrschaftsantritt des letz-

ten Zähringers literarisch aktiv geworden sein und Hartmann nachgeahmt haben. Auch in diesem Punkt ist somit keine Sicherheit zu gewinnen.

Verändert sich die literarische Landschaft durch eine etwaige Gönnerschaft Bertholds IV. von Zähringen? Diese Frage kann unter verschiedenen Aspekten untersucht werden. Der zunächst naheliegendste berührt die Frage nach dem zeitlichen Einsetzen des zähringischen Mäzenatentums. Joachim Bumke antwortet hierauf: „Die Herzöge von Zähringen treten mit Berthold V. (+1218), dem letzten ihres Geschlechts, in die Literaturgeschichte ein. In seinem Auftrag hat Berthold von Herbolzheim ein verlorenes 'Alexander'-Epos verfaßt.“<sup>83</sup>

Bei weitem beunruhigender ist jedoch die Frage nach dem literarhistorischen Ort des 'zähringischen Alexander': Welchen Platz nimmt Bertholds Werk im Gesamtsystem der erhaltenen oder erschlossenen Alexanderdichtungen ein? Sind hier überhaupt sinnvolle Aussagen möglich? Unser Dichter hat gemäß der Kritik Rudolfs von Ems nur ein Zehntel des Stoffes dargeboten. Weder wissen wir, welche Quellen Berthold benutzt hat, noch läßt sich aus Rudolfs Urteil schließen, welches Zehntel Bertholds Text umfaßte<sup>84</sup>. Ein von Lamprecht unabhängiger Rückgriff auf Alberics Werk ist prinzipiell nicht auszuschließen. Berthold könnte aber auch aus den älteren lateinischen Quellen geschöpft haben, ohne die volkssprachigen Frühprodukte zu berücksichtigen. Sollte der 'zähringische Alexander' jedoch direkt oder indirekt mit den Fassungen V, BS oder S in Beziehung gestanden haben, kann nicht einmal ausgeschlossen werden, daß Berthold beispielsweise Teile des um 1180 (und damit noch unter der Herrschaft Bertholds IV.!) entstandenen 'Straßburger Alexander' – etwa die Jugendgeschichte – bearbeitete. Da der dem 13. Jahrhundert zugehörige 'Basler Alexander' bzw. eine früher entstandene Zwischenstufe Berthold nicht sicher zugeordnet werden kann, sollte man sich in Fragen der Chronologie alle Wege offenhalten, statt, wie bisher, die literarische Landschaft ohne halbwegs sichere Belege einzuengen.

Die angedeutete Unsicherheit bezüglich der Zuordnung steht mit Mutmaßungen besonderer Art im Widerspruch. Stellte die literarisch bearbeitete Alexander-Figur des Mittelalters nicht ausgerechnet für den letzten Zähringer ideale Identifikationsmuster bereit? Die von Xenja von Ertzdorf und Volker Mertens angedeuteten Parallelen liegen auf der Hand und sollten nicht leichtfertig übergangen werden. Nur ist die Frage, ob solche Parallelen strikt auf Berthold V. zu beschränken sind. Berthold IV. schloß im Jahr 1152 mit Friedrich I. (1152–1190) einen Vertrag über die Ausübung des Rektorats von Burgund, wonach der Zähringerherzog u. a. das Recht erhielt, in Abwesenheit des Königs in Hoch- und Niederburgund die

Reichsgewalt auszuüben<sup>85</sup>. Diese Vereinbarung belegt nicht nur, daß Berthold IV. machtpolitisch die alten zähringischen Positionen halten konnte, – die Zähringer verfügten bereits seit 1090 über burgundische Besitzungen sowie seit 1127 über die Rektoratsrechte<sup>86</sup> –, sondern daß er auch ganz konkret die Möglichkeit hatte, den Alexander-Stoff kennenzulernen: Alberics Text, der wohl um diese Zeit dem Pfaffen Lamprecht als Quelle diente, ist vermutlich im burgundischen Besançon entstanden. Besançon war ein bedeutender Bischofssitz, Reichsstadt und trotz seiner Unabhängigkeit mit Friedrichs Hausmachtspolitik eng verbunden<sup>87</sup>. Bertholds Rektorat über Burgund und seine vielfältigen Kontakte zu diesem Raum und seinen weltlichen und geistlichen Fürsten könnte dem Albericschen 'Alexander' ohne weiteres den Weg zum Zähringerhof gebahnt haben<sup>88</sup>. Könnte Alberics Text nicht zweimal, einmal von Lamprecht und sodann ein weiteres Mal von Berthold von Herbolzheim – in einer kürzeren Fassung? – bearbeitet worden sein?

Aber selbst wenn Bertholds 'Alexander' auf Lamprechts Version basiert, könnte der Lamprechtsche Text schon zu einem relativ frühen Zeitpunkt in die Hände Bertholds IV. bzw. Bertholds von Herbolzheim gelangt sein. Einen möglichen Anhaltspunkt liefert ein Aufenthalt Bertholds IV. am Niederrhein. Am 24. Juni 1171 traf der Herzog in Köln unter anderem mit Friedrich I. und Erzbischof Arnold von Trier zusammen<sup>89</sup>. Vermutlich eine Folge dieser Zusammenkunft war eine durch den Trierer Erzbischof vorgenommene Übertragung von stiftischen Lehen des Hauses Namur auf Berthold IV. und seinen damals noch minderjährigen gleichnamigen Sohn. Lamprecht, dessen Heimat man in Trier zu finden glaubt, gehörte somit interessanterweise zu jenem Gebiet, dessen Erbschaft der Zähringer anzutreten sich anschickte.

Im Jahr 1156 erhielt Berthold das Investiturrecht und die Reichsvogtei über die Bistümer Genf, Lausanne und Sitten<sup>90</sup>. Auch diese Verleihung sollte – wenigstens probenhalber – argumentativ mit einbezogen werden. Am 27. September 1159 starb Bischof Amedeus von Lausanne<sup>91</sup>. Zum Nachfolger investierte der Zähringer Landerich von Durnach (1159–ca. 1178), der bis dahin das Amt des Dekans von Besançon bekleidet hatte. Der neue Amtsinhaber ist 1175 wiederum am Hof des Zähringers nachweisbar<sup>92</sup>. Daß kirchenpolitische Querbeziehungen mit kulturellen Kontakten, die sich gerade im Alexander-Stoff gespiegelt haben mögen, Hand in Hand einhergegangen sein könnten, wird niemand bezweifeln. Nüchterne Daten dieser Art, die lediglich die markanten Punkte einer Herrschaftspraxis beleuchten, machen die kriegerischen Aktivitäten des Herzogs – hingewiesen sei etwa auf seine Teilnahme an Friedrichs Romfahrt, an seine aktive Rolle bei den Mailänder Feldzügen (die in geradezu frap-

panter Weise an Alexanders Belagerungskämpfe gegen das widerspenstige Tyrus erinnern) und anderes mehr – leicht vergessen. Gerade diese Aktionen aber könnten auch für Berthold IV. und sein Umfeld eine lebhaftere Identifikation mit der mittelalterlichen Alexander-Figur gefördert haben.

Wie Alexander hat auch Berthold IV. Städte gegründet. Zu nennen wären etwa Freiburg im Uechtland oder Neuenburg am Rhein<sup>93</sup>. Aber nicht nur Bertholds Stadtgründungen, sondern auch sein politischer Stil – zu denken wäre an seine Bemühungen um König Ludwig VII. von Frankreich<sup>94</sup>, die Übernahme des Lenzburger Erbes<sup>95</sup>, die Beteiligung an Fehden und die erfolgreichen Konsolidierungsbemühungen seiner Herrschaft in Schwaben<sup>96</sup> – lassen kaum daran zweifeln, daß auch schon der Vater des letzten Zähringers am Alexander-Stoff Gefallen gefunden haben dürfte. Bertholds 'Alexander' ist somit durchaus auch am Hof Bertholds IV. denkbar.

Ergebnisse:

Über Berthold von Herbolzheim ist nichts Sicheres in Erfahrung zu bringen. Weder wissen wir, ob er Dienstmann oder Ritter war, noch wissen wir, ob er der Geistlichkeit angehörte. Seine durchaus wahrscheinliche Zugehörigkeit zur Herbolzheimer Ministerialität läßt alle Möglichkeiten offen.

Daß Berthold von Herbolzheim seinen 'Alexander' um 1200 oder noch später in den Diensten Bertholds V. von Zähringen gedichtet hat, bleibt reine Vermutung. Wenn man den 'zähringischen Alexander' chronologisch nach Lamprecht und damit nach der Mitte des 12. Jahrhunderts ansetzt, kommt ebenso Berthold IV. von Zähringen als Auftraggeber in Frage. Für die Abfassung des 'Alexander' wird mit einem Entstehungszeitraum gerechnet werden müssen, der von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis zum Tod Bertholds V. im Jahr 1218 reicht. Unsicherheit herrscht auch über den Inhalt des 'Alexander'. Ob und wie eine Lamprechtsche Version als Vorlage diente, ist ungewiß. Berthold von Herbolzheim könnte sowohl auf Lamprechts als auch auf Alberics Dichtung zurückgegriffen haben. Wie weit er volkssprachige oder gar lateinische Quellen benutzte, muß offen bleiben.

## Anmerkungen

- 1 Zu Rudolf von Ems siehe jetzt den Art. von Wolfgang Walliczek, in: VL 8.2 (<sup>2</sup>1991), Sp. 322–345; Bibliographie (bis 1985): Angelika Odenthal, Rudolf von Ems. Eine Bibliographie, Köln 1988, bes. S. 9f., 30, 58–62; zu den Literaturkatalogen und zum Literaturverständnis bei Rudolf von Ems siehe neuerdings Adrian Stevens, Zum Literaturbegriff bei Rudolf von Ems, in: Geistliche und weltliche Epik des Mittelalters in Österreich, hg. v. David McLintock, Adrian Stevens u. Fred Wagner, Göttingen 1987 (GAG. 446; zugleich ersch. als: Publications of the Institute of Germanic Studies [University of London]. 37); neuere Literatur zu Rudolfs 'Alexander': Wilfried Schouwink, Fortuna im Alexanderroman Rudolfs von Ems. Studien zum Verhältnis von Fortuna und Virtus bei einem Autor der späten Stauferzeit, Göttingen 1977 (GAG. 212); Helmut Brackert, Androgyne Idealität. Zum Amazonenbild in Rudolfs von Ems 'Alexander', in: Philologie als Kulturwissenschaft. Studien zur Literatur und Geschichte des Mittelalters. Festschrift für Karl Stackmann zum 65. Geburtstag, hg. v. Ludger Grenzmann, Göttingen 1987, S. 164–178; Hartmut Kugler, Alexander der Große und die Idee der Weltherrschaft bei Rudolf von Ems, in: Der Herrscher. Leitbild und Abbild in Mittelalter und Renaissance, hg. v. Hans Hecker, Düsseldorf 1990 (Studia humaniora. 13), S. 99–120.
- 2 Zitiert nach: Rudolfs vom Ems Alexander. Ein höfischer Versroman des 13. Jahrhunderts, zum ersten Male hg. v. Victor Junk, T. 1: Buch 1–3, Leipzig 1928; T. 2: Buch 4–6. Anmerkungen u. Register, Leipzig 1929 (BLV. 272/274) (Reprint: Darmstadt 1970), T. 2, S. 544f., V. 15767–15782.
- 3 Zum historischen Alexander siehe etwa den Art. v. E. Badian, in: LAW 1 (1990), Sp. 106ff.; weiter: Siegfried Lauffer, Alexander der Große, München 1978 (dtv. Wissenschaftliche Reihe. 4298); Robin Lane Fox, Alexander der Große. Eine Biographie, Düsseldorf 1974. Einen Überblick über die Alexanderdichtungen gibt David J[ohn] A[thole] Ross, Alexander historiatus. A Guide to medieval illustrated Alexander Literature, Frankfurt a. M. 1988 (Athenäums Monografien Altertumswissenschaft. Beiträge zur klassischen Philologie. 186); zur Alexander-Rezeption im Mittelalter siehe jetzt Rüdiger Schnell, Der 'Heide' Alexander im 'christlichen' Mittelalter, in: Kontinuität und Transformation der Antike im Mittelalter. Veröffentlichung der Kongreßakten zum Freiburger Symposium des Mediävistenverbandes, hg. v. Willi Erzgräber, Sigmaringen 1989, S. 45–63; zur deutschsprachigen Alexanderdichtung siehe jetzt Trude Ehlert, Deutschsprachige Alexanderdichtung des Mittelalters. Zum Verhältnis von Literatur und Geschichte, Frankfurt a. M./Bern/New York/Paris 1989 (Europäische Hochschulschriften. 1. 1174); weiter: K[laus] Wessel u. a., Art. Alexander d. Gr. in Kunst und Literatur, in: LMas 1 (1980), Sp. 354–366; Helmut van Thiel u. a., Art. Alexander der Große, in: EM 1 (1977), Sp. 272–291.
- 4 Werner Fechter, Art. Berthold von Herbolzheim, in: VL 1 (<sup>2</sup>1978), Sp. 813.
- 5 Ebda. Literatur zu den Zähringern: Jan Gerchow, Verzeichnis des Zähringerschrifttums, in: Zähringer 1, S. 233–248; Alfons Zettler, Zähringerliteratur, in: Zähringer 3, S. 387–404; zu Berthold V.: K[arl] Schmid, Art. [Berthold] V., in: LMas 1 (1980), Sp. 2028; weiter: Dieter Geuenich, Bertold V., der „letzte Zähringer“, in: Zähringer 1, S. 101–116.
- 6 Joachim Bumke, Mäzene im Mittelalter. Die Gönner und Auftraggeber der höfischen Literatur in Deutschland 1150–1300, München 1979, S. 172: „Die Herzöge von Zähringen treten mit Berthold V. (+ 1218), dem letzten ihres Geschlechts, in die Literaturgeschichte ein. In seinem Auftrag hat Berthold von Herbolzheim ein verlorenes 'Alexander'-Epos verfaßt.“; Ders., Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im ho-

- hen Mittelalter, 2. Aufl., Bd. 1–2, München 1986 (dtv. 4442), Bd. 2. S. 666: „Der letzte Zähringer Herzog, Berthold V. (+ 1218), ist als Auftraggeber eines Alexanderepos von Berthold von Herbolzheim bezeugt.“; Volker Mertens, Gregorius Eremita. Eine Lebensform des Adels bei Hartmann von Aue in ihrer Problematik und ihrer Wandlung in der Rezeption, Zürich/München 1978 (MTU. 67), S. 35: „Sogar als Förderer eines literarischen Werkes ist Berthold V. (durch Rudolf von Ems) bezeugt: laut ‘Alexander’ v. 15662 ff. hat Berthold von Herbolzheim für ihn eine Alexandergeschichte verfaßt.“; Ders., Art. B[erthold] v[on] Herbolzheim, in: LMas 1 (1980), Sp. 2032: „B[erthold] v[on] Herbolzheim, wohl Angehöriger des Ministerialengeschlechts der Herren v. Herbolzheim (nördl. Freiburg i. Br.), nach Rudolf v. Ems [...] Autor einer Alexanderdichtung für den Zähringerherzog, sicherlich Berthold V. (1186–1218).“; Ders., Das literarische Mäzenatentum der Zähringer, in: Zähringer 1, S. 117–134, hier S. 119; Ders., [Kommentar zu Exponat Nr.] 42[:] Rudolf von Ems, Alexander, Vers 15772–15782, in: Zähringer 2, S. 69: „Auftraggeber war wohl Bertold V. [...]“
- 7 B[ernhard] J[osef] Docen, Versuch einer vollständigen Literatur der älteren Deutschen Poesie, von den frühesten Zeiten bis zu Anfange des XVI. Jahrh. Erste Abtheilung. (Das Verzeichnis sämtlicher Dichter von 800 bis 1500 enthaltend), in: Museum für Altdeutsche Literatur und Kunst, hg. v. F[riedrich] H[einrich] v[on] d[er] Hagen, B[ernhard] J[osef] Docen, J[ohann] G[ustav] [Gottlieb] Büsching, Bd. 1, Berlin 1809 (Reprint: Nendeln/Liechtenstein 1971), S. 126–234, hier S. 137.
  - 8 Das im ‘Würzburgischen’ gelegene Herbolzheim liegt 40 km südöstlich von Würzburg, 8 km nordwestlich von Bad Windsheim (jeweils Luftlinie).
  - 9 In: Ders., Beiträge zur Vaterlandsgeschichte, Heidelberg 1811, Kap. XI: Nachrichten über einige brigauische Dichter des Mittelalters, S. 174–181, hier S. 181.
  - 10 Heinrich Schreiber, Nachricht von einer (vielleicht der frühesten) altdeutschen Alexandreis, mit einigen Auszügen aus derselben, in: Charis. Blätter für Kunst, Literatur und Alterthum, Nr. 6 (5.2.1824), S. 23f.; Nr. 7 (12.2.1824), S. 26ff.; Nr. 8 (19.2.1824), S. 31f.; Nr. 9 (26.2.1824), S. 35f.
  - 11 Der Codex ist 1870 verbrannt. Gesamteition: Deutsche Gedichte des zwölften Jahrhunderts und der naechstverwandten Zeit, T. 1, die Strassburg-Molsheimische Handschrift enthaltend den Glouben des Armen Hartmann, die Letanie, den Alexander des Pfaffen Lamprecht, den Pilatus, hg. v. H[ans] F[erdinand] Massmann, Quedlinburg/Leipzig 1837 (Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. 3.1).
  - 12 Ausgaben: Lamprechts Alexander, nach den drei Texten mit dem Fragment des Alberic von Besançon und den lateinischen Quellen hg. u. erklärt v. Karl Kinzel, Halle 1884 (Germanistische Handbibliothek. 6); Irene Ruttman, Das Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht (Strassburger Alexander). Text. Nacherzählung. Worterklärungen, Darmstadt 1974; zur Handschrift selbst siehe immer noch Edward Schröder, Die Strassburg-Molsheimer Handschrift, in: Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen aus dem Jahre 1925. Philologisch-Historische Klasse, S. 148–160.
  - 13 Zu den verschiedenen Fassungen/Bearbeitungen des Lamprechtschen Alexanderromans siehe W[erner] Schröder, Art. Der Pfaffe Lamprecht, in: VL 5 (<sup>2</sup>1984), Sp. 494–510, hier Sp. 497ff.
  - 14 So glaubt Schreiber beispielsweise, der Alexanderroman Alberics von Besançon/Pisançon sei eine französischsprachige Übersetzung von Lamprechts lateinischem (!) ‘Alexander’ (ebda, S. 24), und der ‘Straßburger Alexander’ wiederum sei ein Werk Hartmanns von Aue (ebda, S. 31).
  - 15 Ebda, S. 23. Schreibers Quelle war Johann Daniel Schöpflins ‘Historia Zaringo-Baden-

- sis', Bd. 5, Karlsruhe 1765 [= Codex Diplomaticus Historiae Zaringo-Badensis. 1], Nr. 77, S. 142–145, hier S. 143: *Ingressus itaque Curiam Ducis, ipsum cum suis ministris & militibus in Castro Freiburg jucundum & hilarem invenit, ludo & aleis quibusdam deditis, alijs vero choreas ducentibus, & ad vocem Organi cantantibus gaudium mundi, quod est instar puncti, perpetuis gaudijs stultissime praetulerunt.* Es handelt sich hierbei um einen Ausschnitt aus der 'Vita fratris Hugonis de Tennenbach', in: Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, hg. v. Franz Josef Mone, Bd. 4, Karlsruhe 1867, S. 63–75. Die Vita schildert an dieser Stelle, wie Berthold von Urach, ein Neffe Herzog Bertholds V. von Zähringen und seit 1207 als Abt des bei Freiburg gelegenen Zisterzienser-Klosters Tennenbach bezeugt, im Jahre 1215, auf der Heimreise vom Lateran-Konzil, seinem Onkel einen Besuch abstattet und die in Freiburg befindliche Hofgesellschaft beim intensiven Genuß weltlicher Freuden antrifft. Da der Bericht die Sichtweise der Tennenbacher Mönche wiedergibt, ist er grundsätzlich als tendenziös zu bewerten. Daß Berthold V. und sein Hof ausschließlich in Freiburg ihre Lustbarkeiten genossen haben, wird durch diese Stelle ebensowenig verbürgt. Zu diesen Vorkommnissen siehe bes. Geuenich, Bertold V., S. 108f.; weiter: Eduard Heyck (Bearb.), Geschichte der Herzoge von Zähringen, hg. v. d. Badischen Historischen Kommission, Freiburg 1891 (Nachdruck: Aalen 1980), S. 475f.
- 16 Heinrich Schreiber, Minnelieder und Meisterlieder, mit Nachweisungen über die Verfasser derselben, in: Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland 1 (1839), S. 352–364, hier S. 360: „In der Nähe von Kürnberg saß Berthold von Herbolzheim, welcher seine deutsche Bearbeitung der Alexandreis dem Herzog Berthold V. von Zähringen widmete.“ Mit diesem 'Kürnberg', der Kirnburg-Ruine auf der Gemarkung Bleichheim (bei Emmendingen), steht die Diskussion um die Herkunft und Heimat des dem 12. Jahrhundert zuzuordnenden Minnesängers Kürenberg/Der von Kürenberg in Zusammenhang, der für den Breisgau wie für den donauländischen Raum in Anspruch genommen wurde. Eine ausführliche Darlegung dieses Problems kann hier nicht vorgenommen werden. Literatur: Günther Schweikle, Art. Kürenberg (Der von Kürenberg), in: VL 5 (21984), Sp. 454–461; Chr[istiane] u. P[eter] Volk, Mutmaßungen über den „von Kürenberg“ und sein Geschlecht, in: Festschrift für H[ans-] G[ünter] Hillemanns zum 65. Geburtstag, hg. v. M[anuel] Hilgarth u. M[echtild] Mönig-Schuth, [Konstanz 1988], S. 511–548; M[ichael] Schi[lling], Art. Der Kürenberger, in: Kindlers Neues Literatur Lexikon 9 (1990), S. 828ff.; R[icarda] Bauschke, Art. Der Kürenberger, in: LMas 5 (1991), Sp. 1581; Historische Nachweise zur Kirnburg: Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, hg. v. d. Badischen Historischen Kommission, bearb. v. Albert Krieger, 2. durchges. u. stark verm. Aufl., Bd. 1, Heidelberg 1904, Sp. 1184f.
- 17 Heinrich Schreiber, Die Minnesänger an den Fürstenhöfen im Breisgau. Ein Beitrag zur Geschichte des Breisgaves, Freiburg 1862 [Separatdruck aus dem 'Freiburger Adreßkalender' 1862], S. 3–12.
- 18 Ebda, S. 3ff. Die Lokalisierung erfolgt in diesem Beitrag (implizit) auf S. 12, wo Schreiber Berthold von Herbolzheim als Nachbarn der Ritter von Kürnberg bezeichnet: „An Berthold von Herbolzheim reiht sich sein gleichzeitiger Nachbar von Kürnberg.“
- 19 Franz Joseph Mone, Die vaterländischen teutschen Dichter des Mittelalters, in: Badisches Archiv zur Vaterlandskunde in allseitiger Hinsicht 1 (1826), S. 48–104, hier S. 49ff.
- 20 Ebda, S. 49.
- 21 Ebda.

- 22 Schreiber, Nachricht, S. 31.
- 23 Mone, Die vaterländischen teutschen Dichter, S. 50. Interessant auch hier die Ansicht Mones, Lamprecht habe einen lateinischen 'Alexander' gedichtet, den Alberic dann ins Französische übersetzt habe. Der Impetus, den Mones Formulierungen verraten, geht offensichtlich auf den Wunsch zurück, die Dichtung Bertholds im 'Straßburger Alexander' wiedergefunden zu haben.
- 24 E[berhard] G[ottlieb] Graff, Diutiska (Fortsetzung), in: Heidelberger Jahrbücher der Literatur 19 (N.F. 6) (1826), S. 1185–1200, hier S. 1198f.
- 25 J[ulius] Zacher, Zur Basler Alexanderhandschrift, in: ZfdPh 10 (1879), S. 89–112, hier S. 98.
- 26 Ebda: „Berthold von Herboltesheim hat nach Rudolfs angabe für „den edelen Zäringer“ gedichtet, doch wahrscheinlich für den letzten Zäringischen herzog, Berthold V., der 1186 zur regierung kam und 1218 starb.“
- 27 Karl Goedeke, Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen, 2. ganz neu bearb. Aufl., Bd. 1: Das Mittelalter, Dresden 1884, S. 88: „Berchtolt von Herbolzheim im Würzburgischen dichtete einen Alexander, auf den sich Rudolf von Ems bezieht und von dem er bemerkt, Berchtolt habe nicht den zehnten Teil des Stoffes gebracht. Der Dichter stand in Diensten Berchtolds von Zähringen, der 1218 starb.“
- 28 Heyck, Geschichte, S. 483 u. 546: „Hierher [sc. nach Herbolzheim] gehört, unbeschadet der Bezeichnung „Herr“ durch den späteren Kunstgenossen, auch Bertold von H[erbolzheim], der für Herzog Bertold V um seiner Hulden Sold ein Alexanderlied dichtete [...]“
- 29 Ebda, S. 483.
- 30 Julius Kindler von Knobloch (Bearb.), Oberbadisches Geschlechterbuch, hg. v. d. Badischen Historischen Kommission, Bd. 2, Heidelberg 1905, S. 37: „Berthold von Herbolzheim, R[itter], Minnesinger und Verfasser des dem Herzog Berthold V von Zähringen gewidmeten Heldengedichtes auf Alexander den Großen, lebte um 1200.“ Den irreführenden Ausdruck 'Minnesinger' benutzte noch in jüngster Zeit Berthold Sütterlin, Geschichte Badens, Bd.1: Frühzeit und Mittelalter, 2., verb. Aufl., Karlsruhe 1965/1968, S. 213.
- 31 Edward Schröder, Rudolf von Ems und sein Literaturkreis, in: ZfdA 67 (1930), S. 209–251.
- 32 Ebda, S. 228ff., Zitat S. 229. Nach ebda, S. 230, hält übrigens auch Schröder an der breisgauischen Herkunft Bertholds fest.
- 33 Ludwig Denecke, Ritterdichter und Heidengötter (1150–1220), Leipzig 1930 (Form und Geist. 13), S. 10–31.
- 34 Ebda, S. 26f.: „Als Alexanderdichter in höfischer Zeit und auf alemannischem Gebiet ist uns Berthold von Herbolzheim bekannt [...]. Die Regierungszeit des letzten Zähringers Bertholds V., 1186/1218, würde zu unserem Gedicht wohl passen [...]“; S. 158f.: „Eng zusammen in dichterischer und menschlicher Auffassung steht Gottfried mit Hartmann, und beide stehen darin auf demselben Grunde: der ganz neuen Einheit von deutscher Ritterlichkeit, französischer Courtoisie und lateinischer Bildung. Zu ihnen gesellen sich Berthold von Herbolzheim und Bliigger von Steinach. Berthold dichtete einen Alexander mit mythol. Elementen, besaß also humanistische Schulbildung; könnten wir ihm den oben herausgearbeiteten Alexander Z nicht zusprechen, so müßten wir den Kreis der hier genannten Dichter um den Verfasser dieses Werkes mit seinem Jupiter omnipotens und dem delphischen Apoll erweitern.“
- 35 [Kurt] Halbach, Art. Berthold von Herbolzheim, in: VL 1 (1933), Sp. 210f.
- 36 Gustav Ehrismann, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelal-



- ters, T. 2: Die mittelhochdeutsche Literatur. 1.: Frühmittelhochdeutsche Zeit, München 1959 (Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen. 6.2.1), S. 248.
- 37 Wolfgang Stammeler, Wort und Bild. Studien zu den Wechselbeziehungen zwischen Schrifttum und Bildkunst im Mittelalter, Berlin 1962, S. 74ff., hier S. 75: „Berthold dichtete im Auftrage des Markgrafen von Zähringen; sein Geschlecht saß in der Nähe von Freiburg, bei Emmendingen. Der Teppich [sc. der sogenannte Malterer-Teppich im Augustinermuseum in Freiburg i. Br.] ist etwa 100 Jahre nach Berthold, um 1330, angefertigt worden.“ Der Markgrafentitel ist übrigens auf die Markgrafen von Baden, eine Seitenlinie der Zähringer, zu beziehen. Literatur: Karl Schmid, Vom Werdegang des badischen Markgrafengeschlechtes, in: ZGO 139 (N.F. 100) (1991), S. 45–77.
- 38 Xenja von Ertzdorf, Rudolf von Ems. Untersuchungen zum höfischen Roman im 13. Jahrhundert, München 1967, S. 398f.
- 39 Mertens, Das literarische Mäzenatentum der Zähringer, S. 119.
- 40 Mertens, [Kommentar zu Exponat Nr.] 42.
- 41 Herwig Buntz, Die deutsche Alexanderdichtung des Mittelalters, Stuttgart 1973 (Sammlung Metzler. 123), S. 39.
- 42 Texte: Das Annolied. Mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch, hg., übers. u. komm. v. Eberhard Nellmann, 3., bibliographisch erg. Ausg., Stuttgart 1986 (RUB. 1416), S. 18–21, Abschnitte 14f.; Die Kaiserchronik eines Regensburger Geistlichen, hg. v. Edward Schröder, unveränd. Nachdr. d. Ausg. Hannover 1892, München 1984 (MGH. Deutsche Chroniken. 1.1), S. 86, V. 323–342 u. S. 90f., V. 526–564; Literatur: Eberhard Nellmann, Art. ‘Annolied’, in: VL 1 (<sup>2</sup>1978), Sp. 366–371; Ders., Art. Kaiserchronik, in: VL 4 (<sup>2</sup>1983), Sp. 949–964; Ernst Friedrich Ohly, Sage und Legende in der Kaiserchronik. Untersuchungen über Quellen und Aufbau der Dichtung, Münster 1940 (= Forschungen zur deutschen Sprache und Dichtung. 10) (Reprint: Darmstadt 1968), S. 42–51.
- 43 Zur Diskussion der möglichen Herkunftsorte siehe neuerdings bes. Cola Minis, Alberich von Bisenzun. ‘Straßburger Alexander’ V 13 und Hs. 19, in: ABÄG 23 (1985), S. 131–141.
- 44 Text: Iuli Valeri Alexandri Polemi Res Gestae Alexandri Macedonis, recensuit Bernardus Kuebler, Leipzig 1888; Literatur: Bertil Axelson, Zum Alexanderroman des Iulius Valerius. Textkritische Beiträge (1936), in: Ders., Kleine Schriften zur lateinischen Philologie, hg. v. Alf Önnersfors u. Claes Schaar, Stockholm 1987 (Acta Regiae Societatis Humaniorum Litterarum Lundensis. 78), S. 43–73.
- 45 Texte: Quintus Curtius, with an english translation by John C. Rolfe, Bd. 1–2, London/Cambridge 1971 (The Loeb Classical Library); Quintus Curtius Rufus, Geschichte Alexanders des Großen, übers. u. mit Anmerkungen vers. v. W. Felsing, Leipzig [o.J.] (RUB. 7021–7025); Literatur: R. Till, Art. C[urtius] Rufus, in: LAW 1 (1990), Sp. 678f.
- 46 Texte: Der Alexanderroman des Archipresbyters Leo, untersucht u. hg. v. Friedrich Pfister, Heidelberg 1913 (Sammlung mittellateinischer Texte. 6); Leben und Taten Alexanders von Makedonien. Griechisch u. deutsch, hg. v. Helmut van Thiel, 2. durchges. u. erg. Aufl., Darmstadt 1983 (Texte zur Forschung. 13).
- 47 Von Alberics Dichtung ist lediglich ein 105 Achtsilber umfassendes Fragment erhalten, das franko-provenzalische Sprachmerkmale aufweist. Ausgaben: Lamprechts Alexander (ed. Kinzel, 1884), S. 26–41; Paul Meyer, Alexandre le Grand dans la littérature française du Moyen Age, Paris 1886 (Reprint: Genève 1970), Bd. 1: Textes (Bibliothèque française du Moyen Age. 4), S. 1–15; Literatur: Minis, Alberich.
- 48 Zum Folgenden siehe Schröder, Art. Lambrecht, Sp. 497ff.

- 49 Ausgaben: Lamprechts Alexander (ed. Kinzel, 1884); Die religiösen Dichtungen des 11. und 12. Jahrhunderts, nach ihren Formen besprochen u. hg. v. Friedrich Maurer, Bd. 2, Tübingen 1965, S. 536–566; Faksimile: Die deutschen Gedichte der Vorauer Handschrift (Kodex 276 – Teil 2). Faksimile-Ausgabe des Chorherrenstiftes Vorau unter Mitwirkung v. Karl Konrad Polheim, Graz 1958, fol. 109r–115v (mit einem Kommentar zur Struktur der Vorauer Handschrift, S. V–XXII); Literatur: Cola Minis, Handschrift und Dialekt des Vorauer Alexander, in: Archiv für das Studium der neueren Sprachen 190 (1954), S. 289–305.
- 50 Ausgabe des ‘Basler Alexander’: Die Basler Bearbeitung von Lambrechts Alexander, hg. v. Richard Maria Werner, Tübingen 1881 (BLV. 154). Zur Überlieferung des ‘Basler Alexander’ siehe Hubert Herkommer, Überlieferungsgeschichte der ‘Sächsischen Weltchronik’. Ein Beitrag zur deutschen Geschichtschreibung des Mittelalters, München 1972 (MTU. 38), S. 42–46 (mit Lit.).
- 51 Zu Biterolf siehe Herwig Buntz, Art. Biterolf, in: VL 1 (<sup>2</sup>1978), Sp. 883f. Die Identität dieses Dichters ist bis heute ungeklärt. Ob urkundliche Belege, die diesen Namen seit 1213 in Freiburg i. Br. bezeugen, auf den Dichter zu beziehen sind, muß offen bleiben, denn andere historische Quellen sowie literarische Indizien deuten auf den Thüringer Hof. Den Beinamen ‘Biterolf’ finde ich übrigens zweimal auch im Hofstättenverzeichnis der Stadt Breisach; Edition: Berent Schweineköper, Das Hofstättenverzeichnis der Stadt Breisach vom Jahr 1319 (Teil I). Mit Abdruck des Textes, in: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“ 108 (1989), S. 5–82, hier S. 42 (23,81: *Ruodolfus Bitrolf*), 49 (32,100: *Waltherus Bitterolf*). Sind Rudolf und Walther Verwandte der in Freiburg bezeugten Mitglieder der gleichnamigen Familie?
- 52 Siehe Buntz, Die deutsche Alexanderdichtung, S. 40; Gabriele Schieb, Ein neues Alexanderfragment. Hess. Staatsarchiv Marburg, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 90 (Halle) (1968), S. 380–394.
- 53 Necrologium Tennenbacense, hg. v. Franciscvs Lvdovicvs Bavmann, Berlin 1888 (MGH. Necrologia Germaniae. 1), S. 338–342, hier S. 339. Das im selben Band (S. 296–309) edierte ‘Necrologium Güntersthalense’ (aus dem Kloster Günterstal bei Freiburg) verzeichnet übrigens auch eine *Gisela de Herbozheim* (ebda, S. 302), allerdings wieder ohne Todesjahr. Volker Mertens, [Kommentar zu Exponat Nr.] 43. Eintrag Bertolds von Herbolzheim im Tennenbacher Necrolog, in: Zähringer 2, S. 69, gibt für den Eintrag Bertholds die Variante *Fr. Bertholdus magister zu Herbolzheim c.v.*
- 54 Ebda.
- 55 Für Hinweise zur Abklärung dieses Problems bedanke ich mich bei Frau Gabriele Geibig (Würzburg), Herrn Grasmeyer sowie bei Frau Cosima Jawurek (beide Neudenu).
- 56 Bei 6956 Neudenu, 12 km südöstlich von Mosbach (Luftlinie); Literatur: Rudolf Unser, Geschichte des Dorfes Herbolzheim an der Jagst, Mosbach 1956 (Nachdruck um 1984).
- 57 Vgl. hierzu die Karten zum zähringischen Machtgebiet in: Zähringer 1, S. 229–232; weiter: Zähringer 2, S. 53–56 (mit Karte der Zähringerministerialen, S. 55). Auch die Auswertung bei Heyck, Geschichte, S. 546, führt lediglich das südbadische Herbolzheim auf. Zur Grundherrschaft in Herbolzheim/Jagst siehe Unser, Geschichte des Dorfes Herbolzheim, S. 17–26.
- 58 Nachweise: Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, Bd. 1, Sp. 937f.: *dominus Ditherus de Herbotsheim* (1268), *Heinricus filius Dytheri militis de Herborchisheim* (1281), *Heinricus dictus de Herbotsheim* (1286) usw.
- 59 Bestandsverzeichnis: Ebda, Sp. 935ff.
- 60 Zum Rotulus Sanpetrinus siehe neuerdings: Zähringer 2, S. 130–133 (mit Lit.).

- 61 Edition: Friedrich von Weech (Hg.): Der Rotulus Sanpetrinus nach dem Original im Großh. General-Landesarchiv zu Karlsruhe, in: FDA 15 (1882), S. 133–180, hier S. 147; auch in: Fürstenbergisches Urkundenbuch, Bd. 5, Quellen zur Geschichte der fürstenbergischen Lande in Schwaben vom Jahre 700–1359, hg. v. d. fürstlichen Archive in Donaueschingen, Tübingen 1885, Nr. 80, S. 48.
- 62 Druck: Ebda, Nr. 108, S. 68f. Zum Inhalt der Urkunde siehe Heyck, Geschichte, S. 403f.
- 63 Zu den Beziehungen zwischen den Zähringern und Tennenbach siehe etwa Berent Schwineköper, Das Zisterzienserkloster Tennenbach und die Herzöge von Zähringen. Ein Beitrag zur Gründungs- und Frühgeschichte des Klosters, in: Forschen und Bewahren. Das Elztäler Heimatmuseum in Waldkirch. Kultur- und landesgeschichtliche Beiträge zum Elztal und zum Breisgau, hg. v. Heinrich Lehmann u. Willi Thoma, Waldkirch 1983, S. 95–157
- 64 Druck: [Franz Joseph] Mone, Geschichtliche Notizen, in: ZGO 4 (1853), S. 250–256, hier S. 252f.
- 65 Druck: Bader, Urkunden der ehemaligen Abtei S. Trudbert im Schwarzwald, in: ZGO 21 (1868), S. 369–384, hier S. 369ff.
- 66 Druck: Trudpert Neugart, Episcopatus Constantiensis Alemannicus sub Metropoli Moguntina, T. 1, Bd. 2, Freiburg 1862, Nr. 14, S. 597–600. Zu Lucius III. siehe etwa den von U[lrich] Schmidt verfaßten Art. im LMas 5 (1991) Sp. 2162f.
- 67 Neugart, Episcopatus, S. 599.
- 68 Ebda.
- 69 Zum Folgenden siehe Ulrich Parlow, Die Grafen von Nimburg, in: Teningen. Ein Heimatbuch, mit Beiträgen von Rudi Allgeier u. a., hg. v. Peter Schmidt, Teningen 1990, S. 45–74, hier S. 56ff.
- 70 Druck (mit Datierung auf den 21.11.1213): [Franz Joseph] Mone, Kaiserurkunden vom 8. bis 14. Jahrhundert (Fortsetzung), in: ZGO 11 (1860), S. 181–192, hier Nr. 10, S. 182f.; Regest: Regesten der Bischöfe von Straßburg, im Auftrag des Wissenschaftlichen Instituts der Elsass-Lothringer im Reich hg. v. Alfred Hessel u. Manfred Krebs, Bd. 2: Regesten der Bischöfe von Strassburg vom Jahre 1202–1305, Innsbruck 1928, S. 13, Nr. 801. Vgl. hierzu die Regesten Nr. 711 u. 712 in: Regesten der Bischöfe von Straßburg, veröffentlicht v. der Kommission zur Herausgabe elsässischer Geschichtsquellen, Bd. 1, [bearb. v.] Paul Wentzcke, Innsbruck 1908, S. 375f. Weitere Literatur: Heyck, Geschichte, S. 474.
- 71 Zu Friedrich II. siehe den Art. v. W[alter] Koch u. H[ans] M[artin] Schaller im LMas 4 (1989), Sp. 933–939.
- 72 Zu Heinrich VI. siehe den Art. v. Th[eo] Kölzer u. U[rsula] Schulze im LMas 4 (1989), Sp. 2045ff.
- 73 Parlow, Die Grafen von Nimburg, S. 58.
- 74 Gemeint ist Herzog Konrad von Zähringen (gest. 1152), der Bruder Bertholds III. und Vater Bertholds IV. Zur Genealogie der Zähringer siehe die entsprechenden Tafeln in: Zähringer 2, S. 12f.
- 75 Literatur: L[eopold] Auer, Art. B[erthold] I., in: LMas 1 (1980), Sp. 2026.
- 76 Literatur: K[arl] Schmid, Art. B[erthold] II., in: LMas 1 (1980), Sp. 2026f.
- 77 Literatur: K[arl] Schmid, Art. B[erthold] III., in: LMas 1 (1980), Sp. 2027.
- 78 Literatur: K[arl] Schmid, Art. B[erthold] IV., in: LMas 1 (1980), Sp. 2027f.
- 79 Mertens, Das literarische Mäzenatentum der Zähringer, S. 119.
- 80 Mertens, [Kommentar zu Exponat Nr.] 42.

- 81 Siehe etwa Christoph Cormeau, Art. Hartmann von Aue, in: VL 3 (21981), Sp. 500–520, hier Sp. 502.
- 82 Es handelt sich um MF 206,14 (*Mich hât beswaeret mînes herren tôl*) und MF 210,23f. (*Sît mich der tôl beroubet hât des herren mîn*), während MF 218,19f. (*und lebte mîn her Salatîn und al sîn her dien braehten mich von Vranken niemer einen vuoz*) problematisch bleibt. Literatur: Cormeau, Art. Hartmann von Aue, Sp. 502f.; Hartmann von Aue, Lieder. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch, hg., übers. u. komm. v. Ernst von Reusner, Stuttgart 1985 (RUB. 8082), S. 100, 115f., 157ff. (Kommentar).
- 83 Bumke, Mäzene, S. 172. Wenige Sätze später räumt Bumke dann eigenartigerweise aber auch Berthold IV., dem immerhin denkbaren Gönner Hartmanns, doch wieder einen Platz ein.
- 84 Zur Quellenfrage vgl. Mertens, Das literarische Mäzenatentum der Zähringer, S. 119, der gegen den großen französischen Alexanderroman des Alexandre de Paris (um 1185) argumentiert und für eine etwa 1160/65 entstandene Zehnsilberredaktion des Alberic-Textes bzw. für ein etwa 1170/75 verfaßtes (über 8000 Alexandriner umfassendes) Gedicht des Lambert le Tort von Châteaudun plädiert. Zu diesen und weiteren in Frankreich entstandenen Alexanderdichtungen siehe wiederum Wessel u. a., Art. Alexander, Sp. 359ff.
- 85 Bibliographie zu den Beziehungen zwischen den Zähringern und Burgund: Gerchow, Verzeichnis, S. 239f., Nr. 107–123; Eine Übersicht gibt etwa Paul Kläui, Zähringische Politik zwischen Alpen und Jura, in: Alemannisches Jahrbuch 1959, S. 92–108. Eine ausführliche Behandlung des Gegenstandes bietet neuerdings Hartmut Heinemann, Untersuchungen zur Geschichte der Zähringer in Burgund, Teil 1, in: Archiv für Diplomatik 29 (1983), S. 42–192; Teil 2, in: ebda 30 (1984), S. 97–257; siehe auch Ders., Die Zähringer und Burgund, in: Zähringer 1, S. 59–74; zu Friedrich I. siehe den Art. v. O[dilo] Engels in: LMas 4 (1989), Sp. 931ff.; zur Herrschaft Bertholds IV. siehe wiederum Schmid, Art. B[erthold] IV.; weiter: Heyck, Geschichte, S. 331–419; zum Vertrag von 1152 siehe Zähringer 2, Nr. 62, S. 86f., 452 (Vertragstext u. Übersetzung); Heyck, Geschichte, S. 331ff.; zur Geschichte Burgunds siehe R[einhold] Kaiser, Art. Burgund, Königreich, in: LMas 2 (1983), Sp. 1087–1090; weiter: Jean-Yves Mariotte, Le Comté de Bourgogne sous les Hohenstaufen 1156–1208, Paris 1963 (Cahiers d'Etudes comtoises. 4; Annales Littéraires de l'Université de Besançon. 56); Laetitia Boehm, Geschichte Burgunds. Politik – Staatsbildungen – Kultur, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1971 (Urban-Taschenbücher. 134), bes. S. 127–136. Hoch- und Niederburgund werden im Vertragstext von 1152 mit den Begriffen *terra burgundie* und [*terra*] *Prouincie* bezeichnet.
- 86 1127 starb Graf Wilhelm von Burgund. Kaiser Lothar III. (1125–1137) setzte daraufhin Konrad von Zähringen als Nachfolger ein und übertrug ihm den *principatus Burgundiae*. Vgl. Kaiser, Burgund, Sp. 1089f.; zu Lothar III. siehe den Art. v. W[olfgang] Petke im LMas 5 (1991), Sp. 2125ff.
- 87 Vgl. Heyck, Geschichte, S. 333 (zum Investiturrecht über Bischöfe): „[...] Besançon erhielt sich nicht minder unabhängig von der Macht der Hochburgunder [...].“ Zur Lokalisierungsfrage siehe Minis, Alberich, der sich entschieden gegen Pisançon und für Besançon ausspricht und in dem Dichter einen in Besançon ansässigen Kanoniker sieht. Auf die Dauphiné, in der das als Alternative zu Besançon vorgeschlagene Pisançon liegt, erhoben die Zähringer übrigens Erbensprüche. Literatur zu Besançon: R[einhold] Kaiser, Art. Besançon, in: LMas 1 (1980), Sp. 2052–2055.
- 88 Berthold IV. von Zähringen war übrigens einer der namhaften weltlichen Großen, die

in der letzten Oktoberwoche des Jahres 1157 am Reichstag von Besançon, dem ersten burgundischen Hoftag Friedrichs teilgenommen haben, bei dem auch der zuständige Bischof nicht fehlte. Vgl. die Karte der Aufenthalte Bertholds IV. am Hof Friedrich Barbarossas, in: Zähringer 2, S. 93; Literatur: W[erner] Goetz, Art. Besançon, Reichstag v., in: *LMas* 1 (1980), Sp. 2055f.; Heyck, *Geschichte*, S. 361ff. (mit Hinweis auf eine am 24.10.1157 in Besançon ausgestellte Urkunde, die Berthold IV. erwähnt); weiter: Boehm, *Geschichte Burgunds*, S. 133. Bei einem früheren Hoftag des Königs, der am 15.2.1153 in Besançon stattfand, fehlte Berthold IV. anscheinend. Dem dortigen Domkapitel, das seine Reichsunmittelbarkeit behalten konnte, wurden damals Privilegien verliehen (vgl. Heyck, *Geschichte*, S. 340). Ende Januar 1156 trafen u. a. Berthold IV. und Bischof Humbert von Besançon in Straßburg zusammen (Heyck, *Geschichte*, S. 355). Bereits Konrad von Zähringen ist im Jahr 1139 mit Humbert in Straßburg nachweisbar (Heyck, *Geschichte*, S. 292). Im Oktober 1166 begegneten sich Bischof Heribert von Besançon und Berthold IV. auf dem Lechfeld bei Augsburg (Heyck, *Geschichte*, S. 384). Das für die Literaturgeschichte so bedeutsame Mainzer Hoffest (1184) führte wiederum Berthold IV. und den Erzbischof von Besançon zusammen (Heyck, *Geschichte*, S. 412). Berthold V. ist übrigens im Mai 1207 in Basel mit Bischof Amedeus von Besançon bezeugt (Heyck, *Geschichte*, S. 461).

- 89 Zum Folgenden siehe Heyck, *Geschichte*, S. 391.
- 90 Hierzu siehe Heyck, *Geschichte*, S. 358; Zähringer 2, S. 180. Der im Wortlaut nicht erhaltene Vertrag zwischen Friedrich I. und Berthold IV. stellt eine Modifikation der Vereinbarung von 1152 dar. Berthold blieb auch nach 1156 Rektor von Burgund.
- 91 Zum Folgenden siehe Heyck, *Geschichte*, S. 371f. Allgemeines zur Geschichte der Lausanner Bischöfe: Catherine Santschi, *Les évêques de Lausanne et leurs historiens des origines au XVIIIe siècle. Erudition et société*, Lausanne 1975 (*Mémoires et documents publiés par la Société d'histoire de la Suisse romande*, 3.11).
- 92 Nach Heinemann, *Die Zähringer und Burgund*, S. 70. Nach ebda, S. 74, Anm. 56, handelte es sich hierbei um einen burgundischen Hoftag.
- 93 Bibliographie zur Städtepolitik der Zähringer: Gerchow, *Verzeichnis*, S. 241–245, Nr. 156–245a; zu Bertholds Städtegründungen siehe Zähringer 2, S. 222f. Zur Geschichte Neuenburgs siehe Konstantin Schäfer, *Neuenburg. Die Geschichte einer preisgegebenen Stadt*, Freiburg 1963; zu Freiburg siehe Pascal Ladner, *Politische Geschichte und Verfassungsentwicklung Freiburgs bis zum Ausgang des Mittelalters*, in: *Geschichte des Kantons Freiburg*, [unter] Gesamtleitung v. Roland Ruffieux, Bd. 1, Freiburg 1981, S. 167–205, bes. S. 168–171; weiter: Hans Wicki, *Die geschichtlichen Grundlagen der Freiburger Stadtgründung*, in: *Fribourg – Freiburg. 1157–1481, Ouvrage édité par la Société d'histoire et le Geschichtsforschender Verein avec l'appui de la ville et de l'Etat à l'occasion du huitième centenaire de la fondation de Fribourg*, Fribourg 1957, S. 19–53.
- 94 Vgl. Zähringer 2, Nr. 74, S. 95, 97, 453; Boehm, *Geschichte Burgunds*, S. 135.
- 95 Zu den Beziehungen zwischen den Lenzburgern und den Zähringern siehe Herbert Weis, *Die Grafen von Lenzburg und ihre Beziehungen zum Reich und zur adligen Umwelt*, Diss. phil. Freiburg i. Br. (masch.) 1959, S. 125–133.
- 96 Zum Herzogtum Schwaben siehe Helmut Maurer, *Der Herzog von Schwaben. Grundlagen, Wirkungen und Wesen seiner Herrschaft in ottonischer, salischer und staufischer Zeit*, Sigmaringen 1978.

*Abkürzungen:*

- ABÄG: Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik  
BLV: Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart  
EM: Enzyklopädie des Märchens  
FDA: Freiburger Diöcesan-Archiv  
GAG: Göppinger Arbeiten zur Germanistik  
LAW: Lexikon der Alten Welt  
LMas: Lexikon des Mittelalters  
MF: Des Minnesangs Frühling, unter Benutzung der Ausgaben v. Karl Lachmann u. Moriz Haupt, Friedrich Vogt u. Carl von Kraus bearb. v. Hugo Moser u. Helmut Tervooren, 1: Texte, 37., rev. Aufl., Stuttgart 1982.  
MGH: Monumenta Germaniae Historica  
MTU: Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters  
RUB: Reclams Universal-Bibliothek  
VL: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon  
Zähringer 1: Die Zähringer. Eine Tradition und ihre Erforschung, hg. v. Karl Schmid, Sigmaringen 1986 (Veröffentlichungen zur Zähringer-Ausstellung. 1)  
Zähringer 2: Die Zähringer. Anstoß und Wirkung, hg. v. Hans Schadek u. Karl Schmid, Redaktion Jan Gerchow, Sigmaringen 1986 (Veröffentlichungen zur Zähringer-Ausstellung. 2)  
Zähringer 3: Die Zähringer. Schweizer Vorträge und neue Forschungen, hg. v. Karl Schmid, Redaktion Alfons Zettler, Sigmaringen 1990 (Veröffentlichungen zur Zähringer-Ausstellung. 3)  
ZfdA: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur  
ZfdPh: Zeitschrift für deutsche Philologie  
ZGO: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins

# Melusina travestita

Die Geschichte des Ritters Peter Diemringer von Staufenberg in Sage und Dichtung unter besonderer Berücksichtigung des Kapitels XXVI von Grimmelshausens Roman „Der seltsame Springinsfeld“

*Götz Bubenhofer*

## *I Einleitung*

Schauplatz der um 1310 entstandenen Versnovelle „Der Ritter von Staufenberg“ ist Schloß Staufenberg bei Durbach in der Ortenau, wo sich die Geschichte des Ritters Peter Diemringer von Staufenberg und der „schönen frowe“ um 1300 zugetragen haben soll. Sie ist damit „die erste mittelalterliche Dichtung, die das Siegel ortenauischer Landschaft trägt“ (E.-R. Preiser)<sup>1</sup>. Erzählt wird die Begegnung des Ritters Peter Diemringer mit der „schönen frowe“, die schon früh, wohl beeinflusst durch die Jungfrauengestalt im Staufenberger Wappen, als Meerfei bezeichnet und in die Nähe ihrer jüngeren Schwestern Melusine und Undine gerückt wurde. Wie die Melusinensage der Grafen von Lusignan geht auch Egenolfs Dichtung auf eine Familiensage der Staufenberger zurück und gehört wie diese dem Motivkreis der „gestörten Martenehe“ an.

Überliefert ist Egenolfs Versnovelle in einer Straßburger Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts, die allerdings 1870 verbrannte und nur durch Christian Moriz Engelhardts Abdruck aus dem Jahre 1823 bewahrt wurde. Eine weitere Papierhandschrift von 1380, das sog. Bristoler Fragment, ist heute im Besitz von Prof. A. Closs von der Universität Bristol. Daneben existiert ein Straßburger Druck von Johann Prüß d. Ä. aus dem Jahr 1483. Schließlich entstand noch 1588 in Straßburg eine Neubearbeitung durch Jobin/Fischart/Schmid, die vor allem ihrer Vorreden wegen interessant ist.

## *II Jakob und Minolanda*

Nach seiner Rückkehr aus Candia, d. i. Kreta, wo er in venezianischen Diensten gegen die Türken gekämpft und dabei ein Bein eingebüßt hat, erfährt Springinsfeld von einem Wirt in München, was sich „seithero seiner Abwesenheit Guts bei ihnen zugetragen“. Unter anderem berichtet der Wirt auch von einem Bäckenknecht, der, auf der Suche nach Vogelnestern, an einem „Wässerlein eines Weibsbildes gewahr wurde, die sich in dem-

selbigen Wasser badete“ und sich ihm folgendermaßen vorstellte: „Mein allerliebster und wertester Herzfreund, ... Euer lieber Nam ist Jakob, und Euer Vaterland heißt Allendorf; ich aber bin Minolanda, der Melusinen Schwester Tochter, die mich mit dem Ritter von Stauffenberg erzeugt und dergestalt verflucht hat, daß ich von meiner Geburt an bis an Jüngsten Tag in diesem Wald verbleiben muß, es sei denn Sach, daß Ihr mich zu Euerer Herkunft zu Euerm Ehegemahl erwählen und dardurch von solcher Verfluchung erlösen werdet.“ Und weiter erzählt der Wirt: „Der Bäckenknecht, der sowohl die Geschichte oder Fabul der Melusinae als des Ritters von Stauffenberg gelesen und noch viel mehr dergleichen Märlein von verfluchten Jungfrauen gehöret hatte, glaubt’ alles, was ihm gesagt worden“.

Hier möchte ich zunächst einmal den erzählfreudigen Wirt – möglicherweise ein Selbstporträt Grimmelshausens – unterbrechen, weil ich nicht sicher bin, ob Sie genauso belesen sind wie der Bäckenknecht Jakob und die Geschichte des Ritters von Staufenberg kennen. Außerdem ist es notwendig, sowohl die Geschichte des Ritters von Staufenberg, als auch die Melusinensage genauer zu analysieren, um zeigen zu können, wie Grimmelshausen diese beiden Quellen benutzt und für seinen „Springinsfeld“ umgeformt hat<sup>2</sup>.

### *III Die Geschichte des Ritters von Staufenberg*

Das Schloß Staufenberg liegt auf dem Gipfel eines nach allen Seiten abfallenden Berges nördlich von Durbach. Der Name „Staufenberg“ leitet sich von dem ahd. Wort „stouf“ ab, das zunächst einen Becher ohne Fuß, dann einen Berg bezeichnet, dessen Form an einen solchen Becher erinnert. Erbaut wurde das Schloß im 11. Jahrhundert von den Zähringern, wurde aber schon sehr früh dem „comes des castro Stoupha“ Burkhard von Staufenberg und seinem Bruder Berthold zu Lehen aufgetragen. Nach dem Erlöschen der Zähringer im Jahre 1218 wurden Burg und Herrschaft Staufenberg Besitz der Grafen von Urach-Freiburg, später der Grafen von Eberstein und ab 1366 der Markgrafen von Baden. Heute ist das Schloß im Besitz von Max Markgraf von Baden und birgt das Markgräfliche Badische Weingut Schloß Staufenberg.

Im Mittelalter war das Schloß – oder besser gesagt, die Burg – eine sog. Ganerbenburg. Die Lehensleute oder Dienstmannen trugen verschiedene Geschlechternamen, wie Bock, Hummel, Stoll, Wiedergrün oder Diemringer. Sie führten alle als milites castri Schild und Namen von Staufenberg, alle waren sie Wappengenossen und siegelten mit dem Burgnamen. Das Wappen der Staufenberger zeigt im Schild einen fußlosen Becher, darauf



steht der Helm, der als Helmzier eine bis zur Hüfte sichtbare Jungfrauen-gestalt aufweist. Dies ist von Bedeutung, da der Ursprung der Geschichte des Rittes von Staufenberg aller Wahrscheinlichkeit nach in dieser heraldischen Jungfrauengestalt begründet liegt.

Zwei der als Ganerben auf Schloß Staufenberg lebenden Ritter sollen uns im folgenden besonders beschäftigen. Da ist zum einen Egenolf von Staufenberg, der in den Jahren 1273, 1285 und 1320 urkundlich erwähnt und 1324 als verstorben bezeugt ist. Der zweite ist der Ritter Peter Diemringer von Staufenberg, der ebenfalls um 1274 urkundlich bezeugt ist. Egenolf von Staufenberg schrieb um das Jahr 1310 in mhd. Sprache eine Versnovelle von ungefähr 1150 Versen, die den Titel „Der ritter von Stouffenberg“<sup>3</sup> trägt. Held dieser Versnovelle ist der bereits erwähnte Peter Diemringer oder Peterman von Temringer, den uns Egenolf in seinem Werk wie folgt vorstellt:

hies Peterman von Temringer  
und waz ein tegeu us erkorn.  
von Stouffenberg waz er geborn,  
daz lit in Mortenowe. (V. 50–53)

Egenolfs Versnovelle ist also die literarische Verarbeitung einer Geschlechtersage; außerdem gehört sie, wie wir noch sehen werden, in den Motivkreis der „gestörten Martenehe“ und ist zudem einer anderen Geschlechtersage, nämlich der Melusinensage der französischen Familie Lusignan, nahe verwandt. Die der Versnovelle zugrunde liegende Sage ist leider nicht schriftlich überliefert, dafür hat die Wissenschaft drei mittelalterliche Dichtungen ausgemacht, die Egenolfs Werk stofflich und formal beeinflussen dürften. Da ist zum einen das mhd. Versepos „Partenopier und Meliur“ von Konrad von Würzburg, der von 1220 bis 1287 lebte und dem Straßburger Dichterkreis angehörte. Die beiden anderen Werke stammen aus der Feder der französischen Dichterin Marie de France; es sind dies „Le Lai de Lanval“ und „Le Lai de Graellent“. Marie de France lebte in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts; unter einem Lai versteht man eine Versnovelle mit Märchenmotiven, die häufig auf die Artusepik zurückgehen.

Hier nun zunächst eine zusammenfassende Nacherzählung der Versnovelle von Egenolf, der sich am Ende seiner Dichtung selbst nennt, und zwar als „eckenolt“. Es heißt dort in den Versen 1154/56:

die (= die Jungfrau Maria) thuo uns ir hilfe schein  
und sey uns armen sündern holt  
das wünschet uns herr eckenolt.

An einem Pfingsttag reitet der Ritter Peter Diemringer von Staufenberg mit seinem Knecht nach Nußbach, wo er die Messe hören möchte. Unterwegs begegnet er einer wunderschönen Frau, die mutterseelenallein auf einem Stein am Wegrand sitzt. Sie grüßt den Ritter und gesteht ihm, daß sie hier auf ihn gewartet habe. Außerdem sagt sie ihm, daß sie die Gabe der Allgegenwart besitze und ihn zeit seines Lebens auf seinen Ritterfahrten beschützt habe. Als Peter Diemringer ihr seine Liebe gesteht, verspricht sie ihm, wann immer er es wünsche, an seiner Seite zu sein und seine Liebe mit Reichtum und einem Leben ohne Not und Krankheit zu belohnen. Als Bedingung für ihre Liebe verlangt sie von ihm, daß er keine andere Frau heirate, sonst müsse er am dritten Tag nach der Hochzeit sterben. Als Zeichen für seinen bevorstehenden Tod würde ihr Fuß am Tag seiner Hochzeit über der Festtafel erscheinen. Der Ritter willigt freudig in alles ein und dient lange Zeit seiner Geliebten, die, so oft ihn nach ihr verlangt, ihn mit ihrer Liebe beglückt. Dies geht solange, bis ihm der Kaiser auf dem Hoftag zu Frankfurt die Hand seiner Nichte, der Erbin des Herzogtums Kärnten, anbietet. Zunächst bleibt Peter Diemringer standhaft, wird aber schließlich von seinen Brüdern und einem Geistlichen, denen er seine Verbindung mit der Fee gesteht, zu der Ansicht verleitet, die heimliche Geliebte sei der Teufel, und es gelte, durch eine irdische Hochzeit sein Seelenheil zu bewahren und für Nachkommenschaft zu sorgen. Als Peter Diemringer schließlich mit des Kaisers Nichte auf Schloß Staufenberg Hochzeit feiert, erscheint, wie angekündigt, ein schöner Frauenfuß, der die Decke über der Hochzeitstafel durchstößt. Drei Tage bleiben ihm noch zu frommer Vorbereitung, dann stirbt er. Seine Witwe aber kehrt in ihr Land Kärnten zurück, wo sie in ein Kloster eintritt.



*Wappensteine im Staufenberger Schloßhof*

Wie ich bereits erwähnt habe, geht Egenolfs Versnovelle aller Wahrscheinlichkeit nach auf eine Geschlechtersage der Herren von Staufenberg zurück, die dem Autor wahrscheinlich in schriftlicher Form vorlag. Dafür sprechen vor allem die häufigen Quellenberufungen wie:

uns seyt die oventüre daß (V. 47)  
als ich da vor geschriben laß (V. 629)  
als ich die mer vernumen han (V. 775) und andere mehr.

Da Egenolfs Quelle leider nicht erhalten ist, läßt sich auch nicht sagen, was er aus ihr übernommen hat. Sicher ist dagegen, daß die „schöne frowe“ auf die germanische Mythologie zurückgeht und eine Spätform der Walküren, ein sog. Wunsch- oder Wünschelweib darstellt. Jacob Grimm schreibt dazu in seiner „Deutschen Mythologie“:

„Der noch spät fortdauernde name „wünschelweib“ soll hernach aufgewiesen, hier aber aus der dichtung von dem Staufenberger ein wesen beigebracht werden, wel-

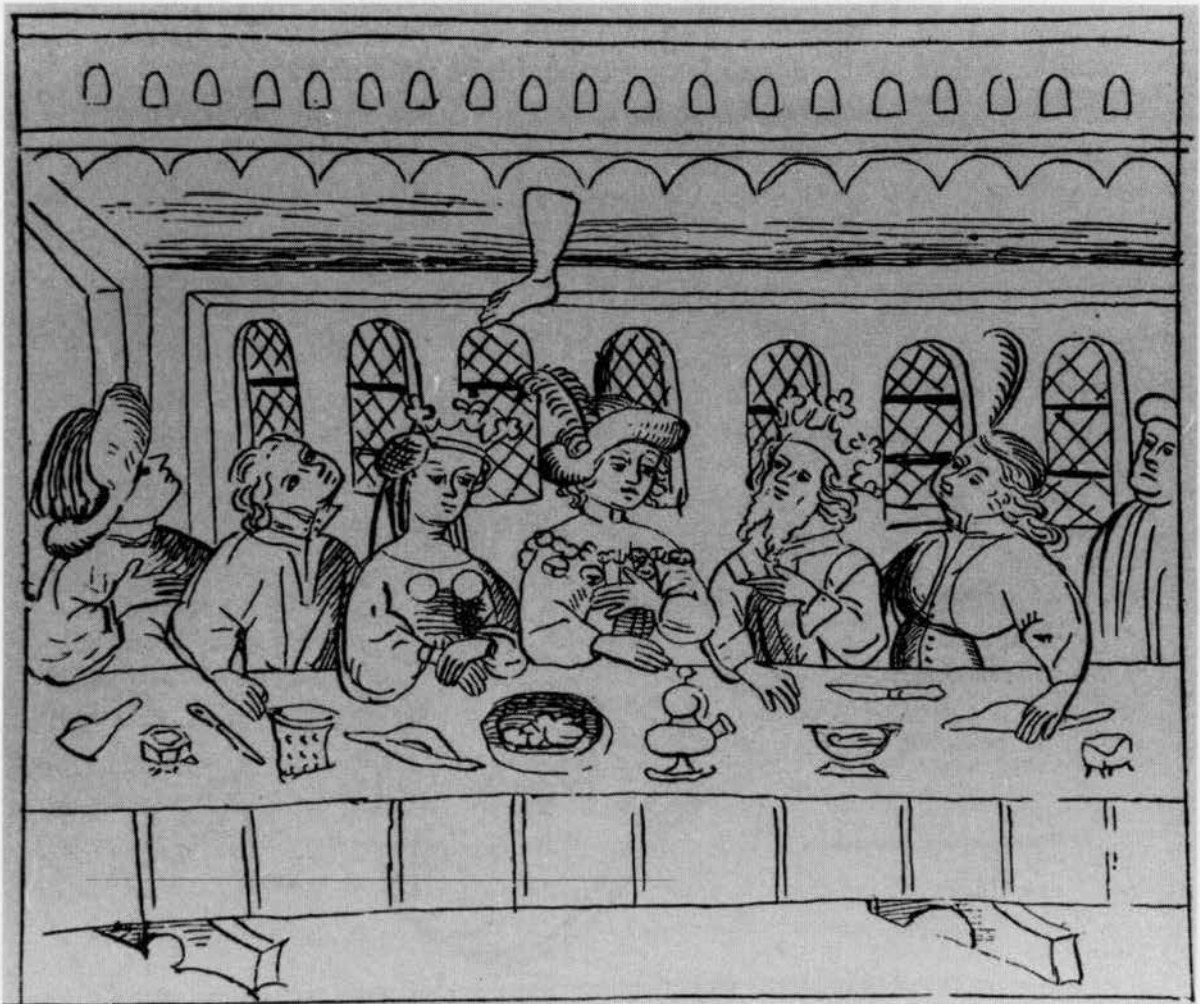


*Titelholzschnitt des ältesten bekannten Weigendruckes mit dem Staufenberger Wappen (ca. 1483)*

ches den Zusammenhang der Walküren mit den Feen außer Zweifel setzt, dem Ritter zeigt sich eine Jungfrau mit weißem Gewand auf einem Stein sitzend; sie hat seiner von Jugend her in Gefahr und Krieg gehütet und war unsichtbar um ihn, so oft er nach ihr wünscht. Sie bewegt sich, durch übermenschliche Kraft, schnell wohin ihr gelüftet. Staufenberger, nachdem er sich ihr in Liebe verbunden hat, darf alles, nur kein ehlich Weib nehmen, sonst stirbt er in drei Tagen. Als er sich doch zu einer andern Heirat entschließt, stößt sie ihren Fuß durch die Bühne, und er muß sterben. Dieser merkwürdigen Sage zufolge wäre „Wunschweib, Wünschelweib“ die, deren Gegenwart der Geliebte herbeiwünschen kann, so oft er sich nach ihr sehnt“<sup>4</sup>.

Die Verbindung aber zwischen einem solchen übernatürlichen Wesen und einem menschlichen Partner nennt man nach Friedrich Panzer „gestörte Martenehe“. Niels Kranemann schreibt über dieses Motiv:

„In „Peter von Staufenberg“ ist der Erzähltypus der „gestörten Martenehe“ verwirklicht. „Mahrte“ ist das Femininum von „Mahr, Mahr“, das ist ein einem Alb oder Incubus ähnelndes Wesen. Mit ihm geht der menschliche Partner eine Ehe ein, deren Bestand davon abhängt, daß er sich strikt an ein bestimmtes Gebot



*Der Fuß an der Decke. Steindruck von 1823 nach einer Miniatur der Straßburger Handschrift (ca. 1440)*

hält...Der Ausgang einer solchen Geschichte kann glücklich verlaufen, wenn die beiden Partner wieder zueinander finden; er kann unglücklich verlaufen, wenn die Störung zur endgültigen Trennung wird; er kann schließlich – wie im Falle unseres Ritters – tragisch sein, wenn der menschliche Partner die Übertretung des Gebots mit dem Tode büßen muß<sup>5</sup>.“

Das bekannteste Beispiel für eine solche „gestörte Martenehe“ ist die *Melusinensage*, weshalb, wie wir noch sehen werden, Egenolfs „schöne frowe“ in späteren Fassungen oft in die Nähe der Melusine gerückt – meist unter der Bezeichnung „Meerfei“ – oder ihr gar gleichgesetzt wird, und dies, obwohl ihr das wichtigste Attribut der Melusine, der Fischschwanz, und das Element des Wassers bei Egenolf völlig fehlen.

Die erste literarische Gestaltung der Melusinensage geschah durch den französischen Dichter Jean d'Arras im Jahre 1387, und zwar im Auftrag eines Grafen von Lusignan bei Poitiers, der damit den Ursprung seines Geschlechts auf die Melusine zurückführen wollte. Ludwig Tieck, der im Jahre 1800 eine deutsche Fassung unter dem Titel „Sehr wunderbare Historie von der Melusina“ herausbrachte, schreibt darüber im Vorwort:



*Der Fuß an der Decke. Holzschnitt aus dem Wiegendruck (ca. 1483)*

„Diese Melusina scheint ein uraltes französisches Märchen zu sein, das sich auf irgend eine Familiengeschichte beziehen mag, auf das sonderbare Glück eines Emporkömmlings, Erklärung des Wappens vielleicht, Volks-Aberglaube gewiß, dabei das Hinzufügen einer scheinbaren Chronik“<sup>6</sup>.

Der Name „Melusine“ wird als Kompositum aus „mère“ und „lusin“ gedeutet, was „halb mütterlich–halb schlangenhaft“ bedeutet. Wir müssen uns leider wiederum mit einer Zusammenfassung der Handlung nach der Volksbuchüberlieferung durch Gustav Schwab begnügen:

Raimund, der Pflegesohn des Grafen Emmerich von Poitiers, trifft an einem Brunnen, nachdem er seinen Pflegevater ungewollt auf der Jagd getötet hat, die Nymphe Melusine. Diese begrüßt ihn, nennt seinen Namen und verspricht ihm, ihn aus seiner Verzweiflung zu reißen, unter der Bedingung, daß er sie heiratet und ihr jeden Sonnabend ihre völlige Freiheit läßt, ohne ihr nachzuspionieren. Falls er diese Bedingung aber nicht erfüllt, soll er sie sofort für immer verlieren und sich und seinen Nachkommen schweren Schaden zufügen. Raimund willigt in alles ein und hält sich auch viele Jahre an die Abmachung. Melusine baut ihm das Schloß Lusinia, schenkt ihm Reichtum, Glück und zehn Söhne. Eines Tages jedoch belauscht Raimund, angestachelt durch seine Brüder, seine Frau und entdeckt ihr Geheim-



*Melusine im Bad. Holzschnitt 1474*

nis: sie badet sich, halb Weib, halb Fisch, in einem Becken in ihrer Kammer. Als er sie daraufhin mit den Worten „Hebe dich hinweg von mir, du böse Schlange und schändlicher Wurm“ verstößt, entweicht sie klagend in Drachengestalt. Später sieht man sie noch öfters nächtlich im Schloß, ihre kleinen Söhne säugend. Raimund aber wird Einsiedler. Kurz vor seinem Tod erscheint Melusine ein letztes Mal als Geist über dem Schloß Lusinia schwebend und Raimunds Tod verkündend. Gustav Schwab beendet seine Nacherzählung mit einem Quellenhinweis: „Diese Geschichte hat einer aus dem lusinischen Geschlecht, Wilhelm von Portenach mit Namen, vor vielen hundert Jahren zuerst in welscher Sprache geschrieben“<sup>7</sup>.

#### *IV Das Fortleben der Geschichte des Ritters von Staufenberg bis zu Grimmelshausen*

Zum ersten Mal wird Egenolfs „schöne frowe“ von dem Schweizer Arzt Theophrastus Bombastus von Hohenheim, genannt Paracelsus, mit dem Element des Wassers in Verbindung gebracht, und zwar in seiner zu Anfang des 16. Jahrhunderts veröffentlichten Schrift „Liber de nymphis, sylphis, pygmaeis et salamandris et de caeteris spiritibus“, worin er sie allerdings lediglich als Nymphe bzw. Wasserfrau bezeichnet und ausdrücklich von der Melusine abhebt<sup>8</sup>. Paracelsus scheint den Straßburger Druck von Egenolfs Novelle aus dem Jahr 1483 (gedruckt bei Johann Prüß d. Ä.) gekannt zu haben und durch dessen ausführlichen Titel, in dem die „schöne frowe“ zum ersten Mal als „merfeye“ bezeichnet wird, beeinflusst worden zu sein. Dies ist um so erstaunlicher, als der Text des Straßburger Druckes (d1) völlig der überlieferten Handschrift<sup>(s)</sup> entspricht, in der an keiner Stelle von einer „merfeye“ oder sonstigem Wasserweib die Rede ist.

Bei Paracelsus jedenfalls kann man folgendes lesen:

„Also ist auch eine wahrhafte Historie von der Nymphe in Staufenberg, die mit ihrer Schöne in den Weg gesetzt hat und ihren Herrn, den sie sich vornahm, erwartet...Nun war dieselbige Nymphe eine Wasserfrau, versprach sich demselbigen von Staufenberg, blieb auch bei ihm, so lange bis er ein ander Eheweib nahm, und sie für eine Teufelin hielt...So brach er folglich das Gelübde: darum sie ihm auf der Hochzeit Wahrzeichen gab durch die Bühne, auf seinem Tisch, bei ihrem Schenkel, und er also am dritten Tag tot war.“ Und an einer späteren Stelle seiner Schrift bemerkt Paracelsus ausdrücklich: „Nicht minder ist mit der Melusina ein trefflich Aufmerken zu haben...“, wobei er besonders betont, daß sie mit dem bösen Geist besessen und an Beelzebub durch ein Gelübde gebunden war<sup>9</sup>.

Damit ist der Weg geebnet zur Gleichsetzung der „schönen frowe“ Egenolfs mit anderen Wasserfrauen, bis hin zur Melusine. Dies geschieht zum ersten Mal in der „Chronika derer von Zimmern“ aus dem Jahr 1566.

Darin gesellt der Chronist Graf Froben Christoph von Zimmern die Erzählung von der Martenehe des Staufenbergers zu einer ganzen Reihe ähnlicher Fälle, wobei er sich eng an den Text des bereits erwähnten Straßburger Drucks von 1483 anlehnt. An einer Stelle jedoch wird die „schöne frowe“ als „merfain“ bezeichnet, die den Chronisten „fast an der Melusina Handeln gemanet“<sup>10</sup>.

Im Jahr 1588 erschien in Straßburg bei Bernhardt Jobin eine Bearbeitung der Verserzählung vom Ritter von Staufenberg mit dem Titel „Ernewerte Beschreibung der Wolgedenckwürdigen Alten und warhafften verwunderlichen Geschicht. Vom Herren Petern von Stauffenberg genant Diemringer, auß der Ortenau bei Rein, Rittern: Was wonders jhme mit einer Merrvein oder Mörfähe seie begegnet...“ Die Anregung für diese Erneuerung ging von einem Angehörigen der staufenbergischen Ganerbengenossen aus, von Junker Melchior Widergrün, dessen Sohn Philipp der letzte Namensvetter des unglücklichen Ritters werden sollte. An der Neuausgabe sind drei Autoren beteiligt: zum einen der Drucker und Verleger Bernhardt Jobin, der dem Werk eine 49 Seiten starke Vorrede vorausschickt; zum andern Johann Fischart, Jobins Schwager, der einen 814 Zeilen umfassenden Vortrab beisteuert; zum dritten Bernhard Schmid d. Ä., Organist in Straßburg, der den Text der Vorlage überarbeitet hat. Jobins Vorrede trägt den Titel „Vorred von Erscheinung der Meerfinen und Familiargeister“ und hat das Ziel, das Wort „Meervein oder Meervenus“ zu erklären. Dabei verweist er auf die lange Tradition derartiger Wesen. Er erwähnt den Venusberg, die Nymphen, Sirenen und weisen Sybillen, die Truten vom fränkischen königlichen Stamm der Merowinger und natürlich auch die Melusine vom gräflichen Geschlecht von Poitiers und Lusignan. Damit zählt er die „frowe“ des Staufenbergers zu den „finsteren geistern“, vor denen sich die Menschen zu hüten haben. Johann Fischart stellt dagegen Peter von Staufenberg in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen. Ihm geht es darum, einen rechten Adelsspiegel zu verfertigen, in dem die Gegenwart ihre moralischen Gebrechen erkennen kann, während Bernhard Schmid's Texterneuerung hauptsächlich den Unterhaltungswert der Geschichte in den Vordergrund rückt. Er scheint außerdem den Ort des Geschehens aus eigener Anschauung zu kennen, wie die Schilderung einer Jagd beweist:

Noch ist vonnöten, daß ich red  
Von Übungen, die er vorhett;  
Die waren gar untadelich,  
Nämlich mit Hetzen, Beyssen, Jagen,  
Mit Pürschen, Garnen und mit Hagen  
Umb Stauffenberg biß inns Gebürg Moß  
Umb Haßheyem und denselb Anstoß,



Als umb Reutenberg umberal,  
Auch Eberswir, Neßtritt, Hetzthal,  
Umb Widergrün, und da herumb  
Inn Wäldern auff seim Eigenthumb<sup>11</sup>.

Die letzte vor Grimmelshausen entstandene Version der Geschichte des Ritters von Staufenberg findet sich im „Mons Veneris“ von Heinrich Kornmann, und zwar im Caput XXVIII unter dem Titel „De Empusa liberi Baronis Petri à Stauffenberg“. In einer einleitenden Bemerkung zu diesem im Jahr 1614 in Frankfurt erschienenen Kompendium von Martenehen weist Kornmann darauf hin, daß die Geschichte bereits in einem „eygnen Büchlein zu Straßburg“ beschrieben sei, womit wohl Jobins Erneuerung gemeint sein dürfte. Ansonsten hat Kornmann lediglich die bereits zitierten Stellen von Paracelsus ausgeformt; auch er nennt die „schöne frowe“ „Nympha“ oder „empusa“, was das gebräuchliche lateinische Wort für „Marte“ ist<sup>12</sup>.

#### *V Der Mann zwischen zwei Frauen*

Egenolfs Geschichte vom Ritter von Staufenberg ist wie die Melusinen-sage und die romantische Erzählung „Undine“ des Friedrich de la Motte Fouqué eine tragische Dreiecksgeschichte vom Typus „Mann zwischen zwei Frauen“. Eine solche Konstellation ist zunächst recht banal und in der Literatur häufig zu finden. Das Besondere an den drei genannten Dichtungen ist aber, daß der Mann, mag er nun Peter Diemringer, Raimund oder Huldbrand heißen, nicht nur zwischen zwei Frauen, sondern zwischen zwei ganz verschiedenen Welten wählen muß. Zunächst erliegt er der magischen Anziehungskraft des dämonischen Elementarwesens – heute würde man dazu „Vamp“ oder „femme fatale“ sagen –, schwört diesem ewige Treue und verspricht ihm die Ehe. Später aber tritt die menschliche Rivalin hinzu, wodurch der Mann vor eine schicksalhafte Wahl gestellt wird. Unter dem Einfluß der Gesellschaft, vertreten durch seine Freunde, seine Familie oder die Kirche, entscheidet er sich dann für die bürgerliche Ehe aus Angst um sein gesellschaftliches Ansehen, sein Seelenheil oder einfach, weil er von Mißtrauen gegen seine außermenschliche Geliebte geplagt wird. Durch diese Flucht in die gesellschaftliche Konvention beschwört er sein eigenes Unglück herauf, oft aber auch das seiner verratenen Geliebten: Melusine umschwebt als ruheloser Geist das Schloß Lusinia, Undine kehrt enttäuscht in ihr Wasserreich zurück, ohne eine unsterbliche Seele erlangt zu haben. Nur in Egenolfs Geschichte vom Staufenberger wird über das weitere Schicksal der „schönen frowe“ nichts mehr berichtet; nachdem sie

ihre angekündigte Rache vollzogen hat, bleibt sie für immer spurlos verschwunden.

## *VI Die Melusinen-Travestie in Grimmelshausens Springinsfeld-Roman*

Wie ich bereits gezeigt habe, hört Springinsfeld in München von einem Wirt die Geschichte einer gewissen Minolanda und eines Bäckenknechts namens Jakob, wobei sowohl die Dame Minolanda als auch der Wirt auf die Fabul der Melusinae und auf die Geschichte des Ritters von Staufenberg verweisen.

Welche Quellen Grimmelshausen zur Verfügung standen, läßt sich leider nicht genau feststellen. Was die Melusinensage angeht, so könnte er die mhd. Prosafassung des Thüring von Ringoltingen aus dem Jahr 1456 oder das Volksbuch, dessen erster Druck in das Jahr 1474 fällt, gekannt haben. Die Geschichte des Ritters von Staufenberg dürfte er wohl kaum in einer der wenigen erhaltenen Handschriften gelesen haben. Möglicherweise kannte er den Straßburger Druck von 1483, wahrscheinlicher aber ist, daß ihm die Erneuerung durch Jobin/Fischart/Schmid vorlag; dazu kommen sicher noch die Schrift des Paracelsus und Kornmanns „Mons Veneris“. Außerdem war die Geschichte des Staufenbergers schon früh in Sagenform volkstümlich geworden, wovon die zahlreichen Sagenfassungen zeugen, die im 19. Jahrhundert aufgeschrieben wurden, und auf die ich noch zu sprechen kommen werde. Zunächst aber möchte ich Ihnen kurz die Erzählung des Münchener Wirts zusammenfassen, wie man sie im 26. Kapitel von Grimmelshausens Springinsfeld-Roman nachlesen kann:

Der Bäckenknecht Jakob sieht, auf der Suche nach Vogelnestern, in einem Bach eine Frau baden. Zunächst hält er sie für ein einfaches Bauernmädchen, als sie dann aber prächtige Kleider und Schmuck anlegt, erkennt er in ihr eine vornehme Dame und möchte sich heimlich entfernen. Da redet ihn die Dame an: „Höret, junger Gesell, seid Ihr denn so grob und unhöflich, daß Ihr nicht zu einer Jungfrauen gehen dürft?“ Dann spricht sie nicht nur den Bäckenknecht mit seinem Namen an, sondern nennt auch den ihren: „Ich aber bin Minolanda, der Melusinen Schwester Tochter, die mich mit dem Ritter von Staufenberg erzeugt hat.“ Und weiter sagt sie, daß ihre Mutter sie verflucht habe, bis zum Jüngsten Tag in diesem Wald zu verbleiben, sofern er sie nicht zu seinem Eheweib nehme und dadurch von der Verfluchung erlöse. Als Ehebedingung fordert sie von dem Bäckenknecht, daß er sich der Tugend und Gottesfurcht befleißige, aller anderen Weibsbilder müßig gehe und die Heurat ein ganzes Jahr lang verschwiegen halte. Dadurch würde sie nicht nur von ihrem Fluch erlöst werden, sondern könne auch wie ein anderer Mensch Kinder zeugen und seliglich aus dieser Welt abscheiden. Für den Fall, daß er sich an diese Abmachung halte, verspricht sie ihm Reichtum und Glückseligkeit, andernfalls würde sie sich schrecklich an ihm rächen. Daraufhin gibt ihr der



Wandbild zu „Die Melusine im Stollenwald“ (Gasthaus „Krone“, Appenweier-Nesselried)

Bäckenknecht sein Jawort und bestätigt die Ehe mit oft wiederholtem Beischlaf. Nach einem Monat jedoch kommen ihm Bedenken, er vertraut sich einem Geistlichen an, der sofort die wahre Identität der angeblichen Minolanda erkennt. Mit zwölf bewaffneten Männern lauern sie der Minolanda in des Bäcken Kammer auf und nehmen sie gefangen, nachdem sie einen der Bewaffneten niedergestochen und den Bäcken ebenfalls mit einem Messer schwer verwundet hat. Bald darauf stirbt der Bäckenknecht, nachdem er gebeichtet und kommuniziert hat, in großer Reu und Leid. Seine Beischläferin, die auf ohngefähr 20 Jahre geschätzt wird und beim Verhör beinahe eine österreichische Sprache gehabt hat, wird als Zauberin verbrannt.

Nachdem Springinsfeld diese Geschichte von dem Wirt gehört hat, weiß auch er sofort, wer diese Minolanda in Wirklichkeit war: keine andere als seine zweite Frau, die Leierin.

Sie war die Tochter eines blinden Bettlers aus der Steiermark, daher ihre österreichische Sprache. Springinsfeld hatte sie kennengelernt, als er im Türkenkrieg in Ungarn verwundet wurde und in der Steiermark seine Verwundung auskurierte. Sie spielte auf der Leier, um ihren Vater und ihre Geschwister zu ernähren, und Springinsfeld heiratete sie, weil er dachte, sie würde ein Stab seines Alters sein. Doch ganz ohne Ehebedingungen ging es schon damals nicht: Er mußte seinem Schwiegervater in spe versprechen, sich nirgends häuslich niederzulassen, den Kriegsdienst zu quittieren und seine neue Familie auf ihrer Bettlertour zu begleiten. Bald schon aber erkannte Springinsfeld, was er sich da eingehandelt hatte. Nicht nur, daß die Leierin keine Jungfrau mehr war, sie entpuppte sich auch als rechtes Rabenaas, weit schlimmer noch als sein erstes Eheweib, die Courage. Als sie dann noch ein unsichtbar machendes Vogelnest fand und dies zu allerlei kriminellen Handlungen ausnutzte, suchte Springinsfeld sein Heil in der Flucht, indem er venezianische Kriegsdienste annahm und in Kreta gegen die Türken kämpfte.

Grimmelshausens Minolanda – Bedeutung und Herkunft des Namens habe ich leider nicht herausfinden können – ist also nichts anderes als eine Betrügerin, eine Hochstaplerin, die in die Rolle der „Melusinen Schwester Tochter“ schlüpft, um einen armen Bäckenknecht an der Nase herumzuführen. Und sie spielt ihre Rolle gut: wie Melusine erscheint sie dem Bäckenknecht an einem Wasser, ergreift die Initiative, indem sie den Schüchternen anspricht und bei seinem Namen nennt. Außerdem nimmt auch sie häufig das Wort „Gott“ in den Mund, um dem Bäcken alle Angst zu nehmen. Als neues Motiv kommt die angebliche Verfluchung durch ihre Mutter hinzu und die damit verbundene Bitte um Erlösung, ein Motiv, das sich weder in der Melusinen sage noch bei Egenolf findet. Dafür aber erscheint dieses Motiv in zahlreichen Sagen von Wasserfrauen, so auch in der Sage „Melusine im Stollenwald“, auf die ich später noch zu sprechen kommen werde. Auch die Ehebedingungen hat Minolanda ihren Vorgängerinnen genau abgeschaut, vor allem das Gebot, „aller anderen Weibsbilder müßig zu gehen“, sowie die Androhung ewiger Rache, falls der Geliebte

dieses Gebot übertritt. Und da sie sich dank des Vogelnests unsichtbar machen kann, fällt es ihr auch nicht schwer, jederzeit an der Seite ihres Geliebten zu erscheinen. Außerdem versetzt es sie in die Lage, vornehmen Herrschaften Kleider, Schmuck und Bargeld zu entwenden und damit ihren Geliebten zu beschenken.

Auch der Umstand, daß der Bäckenknecht einen Geistlichen zu Rate zieht, ist bei Egenolf vorgebildet. Dagegen fehlt bei Grimmelshausen ganz das Motiv der menschlichen Rivalin, was auch verständlich ist, da Minolanda kein Elementarwesen, sondern ein Mensch aus Fleisch und Blut ist. Die einzige übernatürliche Eigenschaft, die sie besitzt, ist ihre Fähigkeit, sich unsichtbar zu machen, weshalb sie auch nicht als Betrügerin, Ehebrecherin oder Mörderin hingerichtet wird, sondern als Zauberin auf dem Scheiterhaufen endet. Der Bäckenknecht nimmt dagegen wie sein literarisches Vorbild, der Ritter von Staufenberg, ein christliches Ende.

„Melusina travestita“ habe ich meinen Aufsatz überschrieben, weil nicht nur die Heldin eine travestierte Melusine ist, sondern weil die ganze Geschichte als eine Travestie, eine humoristische Umformung eines ernstesten Werkes zu verstehen ist. Die adligen bzw. übernatürlichen Personen der Vorlagen wurden zu Alltagsmenschen; Mythologie, Mystik, Martenehe und Erlösungsproblematik sind zu einem Kriminalfall degradiert; Liebe ist nur ein Vorwand, um einen einfältigen Bäckersgesellen zum Narren zu halten. Das Ganze ist eine Maskerade, ein Spiel, das die Leierin mit dem Bäckenknecht und Grimmelshausen mit seinen literarischen Vorlagen treibt, frei nach dem Motto „Scherz, Satire, Ironie“, allerdings ohne tiefere Bedeutung.

## *VII Das Weiterleben des Staufenberger-Stoffs in der Literatur nach Grimmelshausen*

Grimmelshausens Travestie aus dem Jahr 1670 bildet, was die literarische Rezeption von Egenolfs Versnovelle angeht, einen vorläufigen Endpunkt. Das 18. Jahrhundert war an mittelalterlichen Stoffen nicht besonders interessiert, Wasserfrauen und andere Elementarwesen paßten nicht in das Weltbild der Aufklärungszeit.

Dies ändert sich erst wieder gegen Ende des 18. Jahrhunderts, mit der Epoche des Sturm und Drang, als Herder in seiner Anthologie „Stimmen der Völker in Liedern“ (1778/79) die Volkspoesie als Ursprung aller Dichtung entdeckt und Goethe in Straßburg die gotische Architektur als Ausdruck deutscher Baukunst propagiert. Neben seinen Dramen „Götz von Berli-

chingen“ und „Faust“, in denen er altdeutsche Stoffe dramatisiert, sind es vor allem seine naturmagischen Balladen, wie der „Erlkönig“, die dem Geschmack des Publikums für Rittergeschichten und spukhaft-übernatürliche Themen entgegenkommen. Gerade das Vorbild zu seinem „Erlkönig“, die dänische Ballade „Erlkönigs Tochter“, die Herder für seine Volksliedersammlung übertragen hat, weist das Motiv der gestörten Martenehe auf und erzählt in knapper balladesker Form die tragische Geschichte Herrn Olufs, der, auf dem Ritt zu seiner Braut, dem Liebeswerben von Erlkönigs Tochter widersteht und dafür mit dem Tod bestraft wird.

Auch Goethes späterer Schwager Christian August Vulpius, der mit seinem Roman „Rinaldo Rinaldini“ zum Hauptvertreter des phantastischen Räuber- und Schauerromans avancierte, hat in seiner „Bibliothek des romantisch-Wunderbaren“ (1805) dem Zeitgeschmack Rechnung getragen. In diesem Sammelwerk findet man im Kapitel über die Elementargeister auch eine Nacherzählung der Staufenberger-Geschichte, die jedoch, wie Vulpius selbst im Vorwort angibt, ausschließlich auf Kornmanns Version in seinem „Mons Veneris“ zurückgeht.

Nur ein Jahr später, nämlich 1806, erscheint in Heidelberg das romantische Pendant zu Herders Volksliedersammlung, die von Achim von Arnim und Clemens Brentano herausgegebene Anthologie „Des Knaben Wunderhorn, Alte deutsche Lieder“. Darin findet man auch ein längeres Gedicht von Achim von Arnim mit dem Titel „Ritter Peter von Stauffenberg und die Meerfey“ und der Anmerkung „Wahrhafte Geschichte Herrn P. v. St. Straßburg bei B. Tobias Erben 1595“. Die irrtümliche Drucker-Angabe (B. Tobias statt B. Jobin) wurde in den späteren Ausgaben weggelassen, nicht dagegen das Jahr 1595, aus dem jedoch keine Ausgabe von Egenolfs Versnovelle bekannt ist. Der spätere Untertitel zu Arnims Gedicht lautete dann „In sieben Romanzen nach einer Überlieferung aus dem Jahre 1595“.

Achim von Arnim hat seiner lyrischen Bearbeitung die Erneuerung durch Jobin/Fischart/Schmid zugrunde gelegt und die 2677 Verse seiner Vorlage auf 45 sechszeilige Strophen reduziert, die einen Zyklus von 7 Romanzen bilden. Als neues Motiv kommt bei Arnim in der letzten Romanze das Kindlein im Pokal hinzu:

Er sah in dem Kristall-Pokale  
Ein Kind, das schlief beim lauten Mahle,  
Es schlief vom Weine überdeckt,  
Ein Füßchen hat es vorgestreckt,  
Doch wie der Wein getrunken aus,  
So schwand das Kindlein auch hinaus.

Otilie Dinges deutet dieses Motiv in ihrer Dissertation wie folgt: „Im Kristallpokal, aus dem der Ritter nach der entsetzlichen Erscheinung den Labetrunk nehmen will, erscheint ihm das Bild eines Kindleins, das durch den ausgestreckten Fuß seine Verbindung mit der Meerfei andeutet: das, vielleicht noch ungeborene, Kind der beiden, das dem Vater durch seine Gegenwart die furchtbarsten Gewissensqualen bereiten muß“ (S. 70/71). Dafür hat Arnims Version einen christlich-versöhnlichen Schluß: nach des Ritters Tod beten seine Witwe und die Meerfei gemeinsam für sein Seelenheil:

Ein Denkmal ward ihm aufgerichtet,  
Von seiner Frau aus Liebespflicht,  
Dabei sie baut die Zelle klein,  
Und betet da für ihn so rein;  
Oft betend kam auch die Meerfey hin,  
Sie sprach mit ihr aus gleichem Sinn<sup>13</sup>.

Das Pokalmotiv, wenn auch in anderer Form, werden wir in der Sage „Melusine im Stollenwald“ wiederfinden.

Auch in dem 1810 erschienenen Roman „Armuth, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores“ greift Achim von Arnim auf die Staufenberg-Geschichte zurück. Darin wird vor allem der Charakter der Geschlechter-sage in den Vordergrund gerückt, indem Peter von Staufenberg nicht nur als Ahnherr des sonderbaren Prinzen von Palargonien erscheint, sondern auch der Fürstin, die für Dolores' Gatten Karl in Liebe entbrennt. Ebenso wird bei ihm die Meerfei zur Ahnherrin aller Nixen, und ihr schöner Fuß, der genau an der Stelle der Decke erscheint, unter der das Brautbett steht, verwandelt sich in eine Seemöwe, die sich klagend in den Rhein stürzt. Außerdem schenkt sie, wie Melusine, dem Ritter eine Tochter namens Siglinde, deren weiteres Schicksal ebenfalls in dem Roman erzählt wird.

Auch die Brüder Grimm kannten die Staufenberg-Erzählung, sie erscheint unter der Nr. 528 in den „Deutschen Sagen“ mit dem Titel „Herr Peter Dimringer von Staufenberg“.

Ein anderer Germanist des 19. Jahrhunderts, der durch seine Übersetzungen und seine Herausgeberebetätigkeit bekannt gewordene Vermittler altdeutscher Dichtung, der Bonner Professor Karl Josef Simrock, hat sich intensiv mit dem Ritter von Staufenberg beschäftigt. So hat er unter dem Titel „Die Legende von dem Ritter Herrn Peter Dimringer von Staufenberg in der Ortenau“ eine versgetreue Übersetzung von Egenolfs Versnovelle geschaffen und im 3. Band seines Sammelwerks „Die deutschen Volksbücher“ (1846)

veröffentlicht. (Eine modernere Versübertragung aus der Feder Ernst-Robert Preislers findet man im Heft 15 „Geroldsecker Land“ von 1973). Bereits 1837 hat Karl Josef Simrock in den „Rheinsagen aus dem Munde des Volkes und deutscher Dichter“ seine Ballade „Der Fuß an der Wand“ veröffentlicht, die in ihren 32 gedoppelten Langzeilen die Handlung in energischer Raffung erzählt. Auch hier findet man am Schluß das Pokalmotiv:

„Der Graf erschrak, das Glas zerbrach ihm in den Händen“<sup>14</sup>. Ottilie Dingeschreibt dazu: „Simrock findet die neue Wendung, daß dem Ritter das Glas – Sinnbild seines Lebens – in den Händen zerbricht“<sup>15</sup>. Auch die letzten Worte des Grafen an seine Braut sind bemerkenswert, führt er doch sein tragisches Ende nicht auf seine Verbindung mit der Meerfei zurück, sondern auf seine ungleiche Ehe mit des Kaisers Töchterlein, wenn er sagt:

Wähl einen Königssohn, der deinem Stand gebühret:  
Du siehst, zu welchem Leid ungleiche Ehe führet.

Wie schon der Titel „Der Fuß an der Wand“ andeutet, erscheint in Simrocks Ballade der todverkündende Fuß nicht an der Decke, sondern an der Wand. Dieses Detail dürfte auf die Ballade „Ritter Staufenberg“ von Karl Geib zurückgehen, die 1828 in dessen „Volkssagen des Rheinlandes“ erschienen ist. In 17 Stansen erzählt der Dichter die Geschichte des Ritters von Staufenberg, der allerdings anonym bleibt, und der Wasserfei, die bei ihm den Namen Erlina trägt, genau wie die Nixe in Vulpius' Erzählung „Das Donauweibchen“. Auch sonst erlaubt sich Karl Geib recht große Freiheiten. So hat z. B. der Ritter bereits eine Liebesenttäuschung hinter sich, bevor er mit Erlina den Bund der Ehe schließt. Und wenn er bei Egenolf die Aufmerksamkeit des Kaisers beim Hoftag zu Frankfurt auf sich zieht, bewährt er sich bei Geib im Kampf gegen die Sarazenen, wofür ihm Herzog Otfried seine Tochter Adeline zur Frau geben will. Schließlich erscheint auch in Geibs Ballade ein Frauenfuß, und zwar an der Wand, doch stirbt der Ritter eines natürlichen Todes, als er auf dem Weg zu seiner Burg einen reißenden Fluß durchschreitet.

Neben den bisher erwähnten Werken, die sich alle verhältnismäßig eng an Egenolfs Versnovelle anlehnen, muß in diesem Zusammenhang auch die Märchenerzählung „Undine“ von Friedrich de la Motte Fouqué aus dem Jahr 1811 aufgeführt werden. Zwar ist der Name „Undine“ Fouqués Erfindung, ihr Wesen aber und ihr Verhältnis zu den Menschen hat der Dichter bei Paracelsus vorgeformt gefunden. Gleich in der ersten Strophe der Zueignung verweist er auf eine solche alte Quelle:



Undine, liebes Bildchen du,  
seit ich zuerst aus alten Kunden  
dein seltsam Leuchten aufgefunden,  
wie sangst du oft mein Herz in Ruh'!<sup>16</sup>

Und in einer Notiz aus dem Jahr 1812, erschienen in der Zeitschrift „Die Musen“, nennt er ausdrücklich Paracelsus' Schrift „Liber de nymphis...“ als seine Quelle und erwähnt auch, daß darin von einem Ritter von Staufenberg die Rede ist<sup>17</sup>. Während Fouqués „Undine“ bis in die heutige Zeit nachlebt, man denke nur an das Drama „Ondine“ von Jean Giraudoux oder an Ingeborg Bachmanns Erzählung „Undine geht“, hat die Geschichte des Ritters von Staufenberg im 20. Jahrhundert nur noch in zwei Romanen ihren literarischen Niederschlag gefunden. Das erste Beispiel ist der Roman „Der nackte Mann“ von Emil Strauß aus dem Jahr 1912. Der Roman behandelt den Religionskampf des reformeifrigen calvinistischen Markgrafen Ernst-Friedrich mit den lutherischen Bürgern der Stadt Pforzheim. Die Erzählung der Staufenberger-Sage legt Strauß dem Freund des Markgrafen in den Mund als entferntes Gleichnis für das Schicksal des Markgrafen, der gleich dem Ritter im Besitz einer geheimnisvoll schönen Frau ist, ohne sich an diesem Glück genügen zu lassen. Das zweite Beispiel ist der Roman „Der Erdgeist“ von Hermann Eris Busse aus dem Jahr 1939. Die Nacherzählung der Geschichte des Ritters von Staufenberg geschieht hier durch die Figur des Poppele, einer mythischen Gestalt, die die vitalen Kräfte von „Blut und Boden“ des Oberrheins verkörpert:

Es ist Johannstag, und im Gasthaus zum Adler in Ingenstadt sitzt eine Namens-tagsgesellschaft, zu der der Poppele, als Johann Jacob Christian, stößt, um mit den Ehrenwerten seinen Spaß zu treiben. Sie trinken Staufenberger, das köstliche Gewächs, das an den Hängen der Burg des Ritters Peter noch heute gedeiht. Der Wein gibt das Stichwort für die Wiedergabe der Sage, wobei der Erzähler, der Poppele, ausdrücklich erwähnt, daß seine Nacherzählung auf die „Zimmersche Chronik“ zurückgeht.

### *VIII Sagen- und Märchenversionen*

Bei den Sagen, die Schloß Staufenberg und den in der Nähe gelegenen Stollenwald zum Ort der Handlung haben, muß man zwischen solchen, die lediglich Egenolfs Versnovelle in Prosa verkürzt nacherzählen, und solchen, die sowohl vom Personal wie von der Handlung her Neues bringen, unterscheiden.

Zur ersten Gruppe zählt vor allem die bereits genannte Version der Brüder Grimm. Die zweite Gruppe umfaßt folgende Sagen:

- 1) – Melusine im Stollenwald, aufgeschrieben von Heinrich Medicus und zum ersten Mal veröffentlicht in: Mone: Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters. 1834
  - Die Melusine rächt sich. In: Willi Keller: Sagen des Renchtals. S. 195
  - Melusine. In: Ludwig Bechstein: Deutsches Sagenbuch 1853
  - Die Rache der schönen Melusine. In: Wilhelm Straub: Sagen des Schwarzwaldes
- 2) – Florine. In: Aloys Schreiber: Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1819. Abgedruckt in: Willi Keller: Im Schatten der Burgen. Ritter- und Burgensagen aus Mittelbaden. S. 278
- 3) – Der Melusinenbaum. In: Willi Keller: Sagen des Renchtals. S. 197
- 4) – Der Geisterweg. In: Willi Keller: Sagen des Renchtals. S. 199
  - Feenweg. In: Bernhard Baader: Neugesammelte Volkssagen aus dem Lande Baden und den angrenzenden Gegenden. 1859.
- 5) – Junker Folker von Hagenbrugg. In: Adolf Hirth: Achertalsagen. S. 148
- 6) – Die schöne Brunnenfrau. In: Barbara Stamer: Märchen aus Lothringen. Märchen von Nixen. S. 129

Von all diesen Sagen dürfte wohl „Melusine im Stollenwald“ zu den ältesten gehören, jedenfalls hat sie der badische Oberst und Sagensammler Heinrich Medicus (1743–1828) schon vor 1800 aufgezeichnet, also vor dem Einsetzen des literarischen Interesses der Romantiker wie Arnim oder Fouqué. Medicus wurde zum Sammeln der badischen Sagen durch die Reichsgräfin von Hochberg angeregt, der er auch seine handschriftlichen Aufzeichnungen gewidmet hat.

Die Sage „Melusine im Stollenwald“ erzählt nicht von Peter Diemringer, sondern vom Sohn des Amtmannes zu Staufenberg, mit Namen Sebald. Dieser trifft beim Meisenkloben auf dem Gipfel des Stollenberges eine wunderschöne Frau, die sich ihm als Melusine zu erkennen gibt. An ihren Händen hat sie keine Finger, sondern eine trichterartige Höhlung, und statt der Füße hat sie einen Schlangenschwanz. Sie klagt Sebald, daß sie verwünscht sei, und bittet ihn, sie zu erlösen, indem er ihr an drei Tagen je drei Küsse gibt. Dafür verspricht sie ihm ihre Liebe und einen großen Schatz. In Ludwig Bechsteins poetischer Fassung hört sich das so an:

Erlöse mich, erlöse mich! –  
Nur dreimal dreifach küsse mich! –  
Melusine heiß ich,  
Himmel-Stollens Tochter bin ich!  
Küsse froh zur neunten Stund  
Furchtlos Wangen mir und Mund,  
Dann soll ich erlöset sein  
Und bin mit meinem Brautschatz dein!

Sebald gibt ihr gleich die ersten drei Küsse und kommt auch am nächsten Tag wieder zu der vereinbarten Stelle. Diesmal aber hat die Melusine Flügel und einen Drachenschweif; dennoch überwindet Sebald seine Furcht und gibt ihr die drei anderen Küsse. Am dritten Tag aber hat die Melusine einen Krötenkopf. Da erfaßt Sebald ein Grauen, er entflieht und läßt die laut klagende Melusine zurück. Daheim erzählt er alles seinem Vater, der ihn wegen seiner Furchtsamkeit und seinem Verrat an der Melusine schilt. Die Geschichte seines Sohns und der Melusine aber läßt er zum ewigen Andenken aufschreiben. Zwei Jahre später tritt Sebald die Stelle seines Vaters an und heiratet die Tochter des Amtsvogtes. Bei der Hochzeitsfeier auf Schloß Staufenberg aber öffnet sich die Decke des Saals einen Spalt, woraus ein Tropfen in Sebalds Teller fällt, der daraufhin tot niedersinkt. Zur gleichen Zeit sieht man einen kleinen Schlangenschwanz sich in die Decke zurückziehen. Noch heute, so endet Medicus' Erzählung, sei die Geschichte in Stein gehauen auf dem Staufenberg zu sehen, womit möglicherweise das bereits beschriebene Steinwappen gemeint ist.

Vergleicht man nun diese Sage mit Grimmelshausens Erzählung, so fallen einige Parallelen auf, die man in der Geschichte vom Ritter von Staufenberg nicht findet. Wie bei Medicus ist auch bei Grimmelshausen der männliche Partner nicht von Adel, beide begegnen der schönen Frau beim Vogelfang. In beiden Fällen erwähnt die schöne Frau ihre Herkunft, Himmel-Stollens Tochter\* bzw. der Melusinen Schwester Tochter. Beide sind verwünscht und bitten den Mann, sie zu erlösen. In beiden Versionen stirbt der Mann durch die Hand der schönen Frau: Sebald wird vergiftet, der Bäckenknecht erstochen.

\* Die Namensform „Himmel“ ist wohl eine falsche Lesart des Namens „Hummel“. Als Ganerben lebten auf Staufenberg sowohl eine Familie Hummel als auch eine Familie Stoll, nach der die abgegangene Stollenburg und der Stollenberg benannt sind.

Am Ende der Sagenerzählung „Herr Peter Dimringer von Staufenberg“ der Brüder Grimm, heißt es: „Noch jetzt ist der Zwölfstein zwischen Staufenberg, Nußbach und Weilershofen zu sehen, wo sie ihm das erstmal erschienen war.“ An diesem Zwölfstein spielt auch die Sage „Der Melusinenbaum“, in der die Begegnung eines fünfzehnjährigen Hirtenmädchens vom Eisenbühl bei Durbach mit der Melusine im Jahr 1779 erzählt wird:

Die Melusine führt das Mädchen beim Wolfsloch in den offenen Stollenberg hinein, wo riesige Schätze, von einem schwarzen Hund bewacht, liegen. Die Melusine verspricht dem Mädchen den Schatz, wenn es sie dafür von einem Fluch erlöst, denn nur das Hirtenmädchen kann die Melusine erlösen, weil ihre Wiege aus einem doppelten Tannenbaum gemacht war, den zwei ledige Burschen am Zwölfstein gefällt hatten. Die Erlösung kommt jedoch nicht zustande, weil der Pfarrer dem Mädchen jeden weiteren Umgang mit der Melusine verbietet. Die beiden aus einer Wurzel entsprossenen Tannen sind aber heute noch bei den zwölf Steinen zu sehen und heißen im Volksmund „der Melusinenbaum“.

Die Sage „Feenweg“ erzählt, wie die Straße zum Schloß Staufenberg entstanden sein soll:

Ritter Grimmo von Staufenberg hat eine wunderschöne Tochter mit Namen Bertha, um die schon längere Zeit ein junger Edelmann wirbt. Da der Vater aber nichts von einer Verbindung zwischen den beiden jungen Leuten wissen will, verhöhnt er den Jüngling mit den Worten: „Wenn du bis morgen früh eine hübsche Straße herstellst vom Tal bis herauf zum Schloß, sollst du mein Kind haben.“ Mit Hilfe der Melusina entsteht über Nacht der Weg, der noch heute der „Feenweg“ genannt wird.

Aloys Schreibers Version unter dem Titel „Florine“, erschienen 1819 in „Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen“, hat den Sagencharakter fast völlig verloren und ähnelt eher einem romantischen Kunstmärchen, das in vielen Einzelheiten an Fouqués „Undine“ erinnert. So bezeichnet sich Florine, die Peter von Staufenberg in der Nähe eines Brunnens trifft, auch als „eine Undine oder ein Mümmelchen oder eine Meerfee“. Noch seltsamer ist, daß sich Peter von Staufenberg „der Sage erinnert, daß der Stifter seines Geschlechts gleichfalls eine Undine geliebt und sie sogar geehelicht haben sollte“. Die Fußerscheinung schließlich findet nicht auf Schloß Staufenberg statt, sondern im Lustschloß des Herzogs, dessen Tochter Adelgunde Peter als Lohn für seine Dienste im Burgunderkrieg zur Frau bekommt. Im Park des herzoglichen Lustschlosses findet Peter dann auch seinen Tod, als er den Myrthenkranz seiner Braut, der in einen Bach gefallen ist, ergreifen will und dabei von der Hand Florines in die Tiefe gezogen wird.

Vom Lokal her gesehen gehört die Sage „Junker Folker von Hagenbrugg“

zum Sagenkreis um den Mummelsee, wo der Junker einer wunderschönen Seejungfrau begegnet und sich in sie verliebt<sup>18</sup>. Die Wasserfrau aber, die sich Krystalline nennt, ermahnt den Junker zur Geduld, um seine Treue auf die Probe zu stellen. Sie verbietet ihm, sie bei ihrem Namen zu rufen, was sie folgendermaßen begründet: „Seht, Junker, seit meine Muhme in ihrer Verbindung mit einem Eures gleichen so unglücklich wurde, wollen unsere Eltern nicht mehr dulden, daß wir zu Euch Menschenkindern heraufkommen“. Damit spielt Krystalline auf das Schicksal der „schönen frowe“ der Staufenberg-Erzählung an, die sie als ihre Muhme bezeichnet, und über deren Schicksal sie folgendes zu berichten weiß: „So sprach auch der Ritter von Staufenberg und doch vergaß er seines Schwures und wurde treubruchig an seiner Liebe. Darum ereilte ihn auch so schnell die Rache, und meine arme Muhme sitzt noch drüben im Wildsee und weint in heißen Tränen ihren Schmerz aus um das verlorene Glück ihres Lebens, um den verlorenen treulosen Mann“.

Zum Abschluß möchte ich noch auf ein lothringer Märchen eingehen, das den Titel „Die schöne Brunnenfrau“ trägt und in der von Barbara Stamer herausgegebenen Sammlung „Märchen von Nixen“ abgedruckt ist. Im Nachwort schreibt sie über dieses Märchen: „Es gestaltet die Stauffenberg-sage, die auch den Erzählkern zu de la Motte-Fouqués „Undine“ bildet, in neuer Form.“ Außerdem merkt sie an, daß das Märchen aus der „Sammlung Sigrid Früh“ stamme und 1977 in Lothringen aufgezeichnet und übersetzt worden sei.

Das Märchen ist in der Tat eine recht genaue Nacherzählung der Staufenberg-Geschichte, wobei allerdings das Personal und das Lokal namenlos bleiben. Als Zeit der Handlung wird „vor vielen hundert Jahren“ angegeben, aus dem Ritter Peter ist ein Königssohn geworden, die „schöne frowe“ erscheint als schöne Brunnenfrau. Als neues Motiv kommt die Verfluchung der Brunnenfrau hinzu und ihre Bitte um Erlösung, als Ehebedingung verlangt sie von dem Prinzen fünf Jahre Treue und völliges Still-schweigen über seine Begegnung. Neu ist auch, daß der Prinz, von seiner Familie betrunken gemacht, sein Geheimnis preisgibt, worauf er eine ebenfalls anonyme Prinzessin heiratet und drei Tage nach der Fußerscheinung stirbt.

## *IX Schluß*

Wie wir gesehen haben, hat die mhd. Versnovelle „Der ritter von Stouffenberg“ des Egenolf von Staufenberg, die ihrerseits aller Wahrscheinlichkeit nach auf eine nicht überlieferte Familiensage zurückgeht, eine große Zahl

von Dichtern zu Nachgestaltungen direkt oder indirekt angeregt. Daneben hat sich auch die Literaturwissenschaft mit Egenolfs Werk beschäftigt, weil die namenlose „schöne frowe“ als ältere Schwester der Melusine und der Undine gelten muß und weil die sog. Staufenbergformel, ein Ausdruck, den Ottilie Dingens in Anlehnung an Rudolf Petsch<sup>19</sup> verwendet, als eine Sonderform des Motivs von der gestörten Martenehe zu sehen ist.

Unter allen literarischen Nachgestaltungen ist Grimmelshausens Minolanda-Episode im 16. Kapitel seines Springinsfeld-Romans wohl die originellste. Umso erstaunlicher ist, daß die reiche Forschungsliteratur über Grimmelshausen sich noch nicht mit diesem Thema beschäftigt hat. Lediglich J. H. Scholte hat in einer kurzen Mitteilung im Heft 10 von „Die Ortenau“, 1923, S. 25 auf den Zusammenhang zwischen Grimmelshausen und der Melusinensage hingewiesen, ohne allerdings dem Thema weiter nachzugehen. Möge der vorliegende Aufsatz dazu anregen, noch intensiver die Spuren zu verfolgen, die die Ortenau und ihre Literatur im Werk des Schauenburgischen Schaffners und Renchener Schultheißen Grimmelshausen hinterlassen haben. Am Anfang einer solchen literarischen Spurensuche muß aber ganz sicher Egenolfs Epos vom Ritter von Staufenberg stehen, ist es doch, wie Ernst Robert Preiser schreibt, „die erste mittelalterliche Dichtung, die das Siegel ortenauischer Landschaft trägt“.

#### *Anmerkungen*

- 1 Ernst-Peter Preiser: Die Sage vom edlen Ritter von Staufenberg in der Ortenau. Gedanken zur ältesten literarischen Fassung Egenolfs anno 1310. In: Geroldsecker Land 15, 1973, S. 36–53.
- 2 J. J. Chr. von Grimmelshausen: Der seltzame Springinsfeld, Hrsg.: Klaus Haberkamm, Reclam-Verlag Stuttgart 1976.
- 3 Egenolf von Staufenberg: Die Geschichte vom Ritter Peter, Faksimile der Inkunabel 317 der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek Donaueschingen, Text des Einleitungsbandes: Verlag Müller und Schindler, Stuttgart 1975. Egenolf von Staufenberg: Der Ritter von Staufenberg, Hrsg. Eckhard Grunewald, Max Niemeyer-Verlag Tübingen 1979.
- 4 Jacob Grimm: Deutsche Mythologie Band I, S. 348.
- 5 Niels Kranemann: Ritter, Fee und Teufelsheer. Die Verserzählung vom Ritter von Staufenberg im Umbruch der spätmittelalterlichen Geistesgeschichte. In: „Die Ortenau“ 1988, S. 434.
- 6 zit. nach: Undinenzauber. Von Nixen, Nymphen und anderen Wasserfrauen. Hrsg.: Frank Rainer Max, Reclam-Verlag Stuttgart 1991, S. 38.
- 7 Gustav Schwab: Die schöne Magelone und andere Volkserzählungen, Hrsg.: Hugo Eichhof, München 1960, S. 99.
- 8 Paracelsus: Liber de nymphis, sylphis, pygmaeis et salamandris et caeteribus spiritibus. Hrsg.: Robert Blaser, Bern 1960.

- 9 zit. nach: Undinenzauber a. a. O., S. 104.
- 10 Zimmersche Chronik. Hrsg.: A. Barack, Freiburg 1881.
- 11 zit. nach: Heinz G. Huber: Die tragische Liebe des Ritters Peter von Staufenberg. In: Gastliches Oberkirch 7/91, S. 64.
- 12 Alle Angaben nach: Ottilie Dinges: Peter von Staufenberg. Inaugural-Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades. Münster 1948.
- 13 zit. nach: Willi Keller: Sagen des Renchtals. Oberkirch o. J.
- 14 zit. nach: August Schnezler: Badisches Sagenbuch. Karlsruhe o. J.
- 15 Ottilie Dinges a. a. O.
- 16 zit. nach: Friedrich de la Motte Fouqué: Undine, Hamburg 1947, S. 6.
- 17 zit. nach: Undinenzauber a. a. O., S. 421.
- 18 Vgl. meinen Aufsatz „Der Mummelsee in Sage in Dichtung“. In: Die Ortenau 1992, S. 484.
- 19 Rudolf Petsch: Motiv, Formel und Stoff. In: ZfdPh 54, 1929, S. 378–394.

#### *Weitere Literatur zum Thema*

- 1 R. Asmus: Die Sage von Peter Staufenberg und ihre dichterische Ausgestaltung. In: „Die Ortenau“ 6/7, 1919/20.
- 2 Karl-Bernhard Knappe: Das Schloß Staufenberg. In: Hugo Schneider (Hrsg.): Burgen und Schlösser in Mittelbaden. Kehl 1984.
- 3 Niels Kranemann: Der gottesfürchtige Haudegen. Ritterliche Tugenden und Erzählabsicht in „Peter von Staufenberg“. In: „Die Ortenau“ 1987, S. 97–123.

Fotos und Repros: Redaktion

## Varia oder Verschiedenes

### Die Abteilung ‚Q‘ in der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt

Johannes Werner

*Die Qualität einer Bibliothek  
erkennt man an der Abteilung  
Verschiedenes.*

*Bodo Kirchhoff, Infanta*

Die Qualität der Historischen Bibliothek, die im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium der Stadt Rastatt verwahrt wird, ist über jeden Zweifel erhaben<sup>1</sup>. Diese Bibliothek, die in Jahrhunderten gleichsam aus vielen verschiedenen Strömen zusammenfloß, aus vielen verschiedenen Wurzeln zusammenwuchs, ist inzwischen sogar selber zum Thema einer langen Reihe von Schriften geworden. Zu ihnen gehören, außer einer umfangreichen Geschichte der Bibliothek als Ganzes, vor allem die Kataloge zu den Ausstellungen, mit denen im Lauf der letzten Jahre immer wieder andere Teilbestände an den Tag gebracht wurden: Bestände, die sich entweder einem bestimmten Verfasser (Athanasius Kircher, Martin Gerbert, Heinrich Hansjakob) oder einem bestimmten Fach (dem musikalischen, juristischen, naturwissenschaftlichen) zuordnen ließen<sup>2</sup>. Auf solche Weise wird der verborgene Schatz, als den sich diese Bibliothek nur zu lange mißverstand, im Lauf der nächsten Jahre wohl fast vollständig gehoben werden können; aber ein Teilbestand wird dabei dennoch im Dunkeln bleiben: die Abteilung ‚Verschiedenes‘, die Varia mit der Signatur ‚Q‘.

Deshalb soll hier einmal ein Licht auf sie geworfen werden, und dies aus gutem Grund. Denn gewiß verdienen Schriften, die sich keiner Systematik fügen wollen, ein besonderes Interesse; irgendwie ragen sie hervor, legen sie sich quer, stören sie – was gerade dazu führt, daß sie im Bibliotheksbetrieb vom Untergang bedroht sind. Hier, in Rastatt, hat sich durch Glück und Zufall vieles erhalten; ausgerechnet hier wehte der Wind der Geschichte, indem er immer wieder aus einer neuen Richtung blies, vieles zusammen, was anderswo spurlos zerstob. (Deshalb ist dieses Thema auch regionalhistorisch relevant)<sup>3</sup>.

Über eine Unterabteilung der besagten Abteilung, nämlich über die recht zahlreichen Musikalien, soll hier jedoch nichts gesagt werden; denn zum einen wurden sie wohl nur mangels einer besseren Systematik unter ‚Verschiedenes‘ verbucht, und zum anderen wurde über sie, oder doch über ei-



# CANTATA

*In Lode di S. Giuseppe da Calasanzio*

Fondatore dei Chericì Regolari

Delle

*Scuole Pie,*

Posta in Musica del Signore

BARTHOLOMEO LUSTRINI.



---

RASTADIO, nella Stamparia di Madelena Schell, Vid. Stamp. di Corte 1768.

*Abb. 1a*

# Lobgesang

## Zu Ehren des S. Joseph von Calasanz

### Stifter

Des Ordens der Frommen Schulen.

Die Musick hat hierzu verfertigt

Herr Bartholomæus Lustrini.



---

Rastatt, gedruckt bey Magdalena Schallin, Wittib, Hof- Buchdr. 1768.

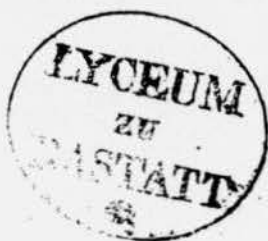


Abb. 1b

nige von ihnen, ja schon an anderer Stelle etwas gesagt<sup>4</sup>. Dennoch ist mit ihnen insofern zu beginnen, als sie, die Musikalien, unmerklich zu Schriften überleiten, die als musikalische Kasualien, also als Auftragsarbeiten aus besonderem Anlaß, bezeichnet werden könnten. Sie stellen nicht nur den Auftakt, sondern auch schon ein Hauptstück dar.

Es wäre vielleicht angebracht, am Anfang die ‚Cantata in Lode di S. Giuseppe da Calasanzio‘ anzustimmen, bzw. den ‚Lobgesang zu Ehren des H. Joseph von Calasanz, Stifter des Ordens der Frommen Schulen‘; denn eben diesem Orden, den sogenannten Piaristen, verdankt das Rastatter Gymnasium samt seiner Büchersammlung noch viel mehr als im folgenden deutlich werden wird. Es verdankt ihm, daß es zur weiteren Welt hin offen war und daß gelegentlich ein internationales Lüftchen durch die provinziellen Schulstuben strich; wie übrigens schon der zitierte Titel zeigt. Und nicht nur hat sich das zweisprachige Textbuch der Kantate in Rastatt erhalten – es wurde sogar als solches in Rastatt gedruckt („bei Magdalena Schällin, Wittib, Hof-Buchdr. 1768“) <sup>5</sup>.

Es versteht sich von selbst, daß die hochgebildeten Piaristenpatres ihre gewandten Federn immer dann herleihen mußten, wenn am markgräflichen Hof etwas zu feiern war; und gefeiert wurde, auf barocke Weise, mit Worten und mit Klängen, d. h. sprechend, singend und spielend; und daher war das Singspiel oder Oratorium ein gut und gern gepflegtes Genre jener Zeit. In der Rastatter Bibliothek ist es mit mehreren bemerkenswerten Beispielen vertreten, von denen eines sogar noch das Interesse eines späten Interpreten auf sich ziehen konnte: es ist ‚Meleagers gelübd-mäßiges Ehren-Feuer-Opffer zur Versöhnung Dianae‘, das von der Jagd auf den sagenhaften kalydonischen Eber handelt und passenderweise am 16. Geburtstag des jagdbesessenen Erbprinzen Ludwig Georg, des ‚Jägerlouis‘, im Rastatter Schloßpark aufgeführt wurde<sup>6</sup>. Weitere Spiele dieser Art feiern die Vermählung desselben Prinzen mit Maria Anna von Schwarzenberg (‚Hochfürstlich-Durchläuchtigtes Ehe- und Ehren-Beth‘, 1721; ‚Vergnügte Ehe-Liebe‘, 1721) oder den Geburtstag seiner Mutter, der Markgräfin Sibylla Augusta (‚Huldigungs-Fest der Zeit‘, 1718); oder auch die Eröffnung des neuen Theaters in Mannheim, die zudem mit einer hochadligen Doppelhochzeit zusammenfiel (‚Meride‘, 1741). Diese Singspiele haben noch längst nicht das Interesse gefunden, das sie dafür verdienen, daß sie die meistens markgräflichen Familienfeste mythologisch oder theologisch überhöhen, und die Familie selber damit natürlich auch; an ihnen läßt sich zeigen, wie sich Herrschaft scheinbar legitimieren ließ.

Aber nicht immer wurde zur Musik gedichtet. Und so gibt es, neben den eigentlichen Singspielen, auch eine Fülle von Gelegenheitsgedichten aus

diesem oder jenem hohen Anlaß; von sogenannten *Carmina gratulatoria*, *honoraria*, *inauguralia*, *funebria*... etcetera. In der Rastatter Bibliothek haben sich einige einzelne Beispiele erhalten, die sich auf hiesige Ereignisse beziehen. Darüberhinaus gibt es jedoch noch mehrere gewichtige Sammelbände, in denen derartige Dichtungen gebündelt sind; gedruckt wurden sie in Mainz, Fulda, Hersfeld, Würzburg, Bamberg, Heidelberg und natürlich auch wieder in Rastatt.

Ein anderer, ebenfalls ganz kurzer Weg führt von den Oratorien zu den Orationen, den Festreden. Auch sie wurden, lateinisch oder deutsch, aus höchst verschiedenen geistlichen oder weltlichen Anlässen verfaßt und liegen nun, oft vermischt mit Werken anderer Art, in weiteren Sammelbänden vor; sogar gedruckt wurden sie an ganz verschiedenen Orten, nämlich etwa, und zwar vom 16. Jahrhundert an, in Tübingen, Nürnberg, Altdorf, Halle, Rostock und Wittenberg; oder aber in Wien, Prag, Znaim, Olmütz und Leitomischl. Wahrscheinlich haben sich die Piaristenpatres, wenn sie selber wieder einmal zur Feder greifen mußten, auch an solchen mitgebrachten Mustern ausgerichtet, und es hätte sicher seinen eigenen Reiz, deren gelegentliche Übersetzung ins Rastatter Duodezformat nachzubuchstabieren.

Kanzelreden, d. h. Predigten, finden sich naturgemäß in großer Zahl. Unter regionalen Aspekten fallen vor allem die zur ‚Consecration der Schloss-Capellen zu Rastatt‘ (1717) oder zur ‚Einweihung der Fürstlichen Hoff-Kirch zum Heiligen Creutz‘ (1723) auf, aber auch das, was P. Martinus a S. Brunone, der Gründungsrektor des Rastatter Hauses, zur erstmaligen Feier des Festes ‚Creutz-Erhöhung‘ (1717) vorgetragen hat. Das ‚Jubilaeum für das gantze Speyerische Bischthumb und Dioeces‘ (1726) durfte auch nicht ungefeiert vorübergehen.

Ein besonderes, auch besonders wichtiges Genre bilden die Lob- und Trauerreden, d. h. die Leichenpredigten; auch von ihnen liegen, aus nah und fern, in vielen verschiedenen Bänden sehr viele verschiedene Beispiele vor, von denen die auf nahe Ereignisse bezüglichen hier wohl am meisten interessieren. Hierher gehören also etwa die Reden auf die Markgrafen Ludwig Wilhelm (1707), Ludwig Georg (1761) und August Georg (1771) oder auf die Bischöfe Damian Hugo (1744) und Franz Christoph (1770) von Speyer oder Franz Ludwig (1732) von Mainz, so wie sie bei den Beisetzungsfeierlichkeiten gehalten wurden. Sie bieten, in kunstvollster barocker Rhetorik, nicht nur die ausführliche Biographie des Verstorbenen, sondern auch deren Interpretation *sub specie aeternitatis*<sup>7</sup>. Kein Wunder, daß gleich noch ein bedeutendes Beispiel zur Hand ist: die Rede ‚In funere Ludovici XVI., Galliae et Navarrae Regis Christianissimi‘, die

# Lob- und Trauer-Rede

Auf Absterben

Des Durchleuchtigsten Fürsten

Und Herrn Herrn

# August Georg

# Simperf,

Markgrafen zu Baden und Hochberg/

Landgrafen zu Sausenberg, Grafen zu Sponheim und Eberstein, Herren zu Röteln, Badentweiler, Lahr, Mahlberg, der Landvogtey Ortenau und Kehl *ic. ic.* Ritters des goldenen Vlieses *ic.* Ihro Kaiserlichen, auch Kaiserl. Königl. Apostolischen Majestäten General-Feldmarschallen, sodann des Heil. Röm. Reichs und des Edlichen Schwäbischen Kreises, wie auch Ihro Hochmögenden der Herren General-Staaten der vereinigten Provinzen bestellte respective Generals der Cavallerie und General-Feldmarschall-Lieutenants, Obersten über zwey Regimenten zu Fuß *ic. ic.*

Als

# Letzten Zweiges

Der

# Hochfürstlichen Baden-Badischen Linie/

By

Prächtigt aufgeführtem Trauergerüste, und höchst betrübter hochfeyerlichen Besingung,

In

Der Hochfürstlichen Stiftskirche der Markgräflichen

Stadt Baden,

Abgehalten

Von P. Joseph Dyhlin der G. J. Priester  
Und ordinari Stiftsprediger,

Den 10<sup>ten</sup> Christmonats 1771.

---

Kastatt, gedruckt bey Magdalena Schöllin, Wittib, Hof-Buchdr.  
von Joannes Matthäus Mieth.

ein gewisser Paulus Leardi vor Papst Pius VI. hielt und 1794 in Rom drucken ließ.

Im Umkreis der Festspiele und Festreden tauchen noch etliche Schriften auf, die sich vielleicht als Festprogramme oder -ordnungen bezeichnen ließen; so etwa die Beschreibung der ‚Ordnung, nach welcher das heilige Sacrament der Tauff von Damiano Hugone dem erstgebohrnen Printzen oder Prinzessin des Lud. Georg, Marggraffen zu Baaden-Baaden, u. Maria Anna in der Schloss-Kirch zu Rastatt administrirt werden solle‘ (1726); oder der ‚Arth und Weiss, wie Hertzog Ludwig von Orleans u. Frau Augusta Maria Joanna, Marggräffin von Baaden-Baaden durch Damian Hugo, Bischoffen zu Speyer, 1724 in der Hoff-Kirch zu Rastatt Solenniter vermählet worden‘; das ‚Ehren-Gedächtniss‘ des Markgrafen Ludwig Wilhelm und der ‚Leich-Conduct‘ des Bischofs Franz Christoph, und vieles mehr.

Von den Fest- und Grabreden war nun lange genug die Rede – obwohl natürlich noch das angeführt werden könnte, was vor allem die Rastatter Professoren Joseph Loreye und Franz Karl Grieshaber zu diesem Genre, lateinisch oder deutsch, beigetragen haben; neben ihren piaristischen Vorgängern machen sie damit keine schlechte Figur. (Grieshabers Gedicht auf einen verstorbenen Schüler böte sich da als schönes Beispiel an: ‚In obitum F. Koeppleri, Wölchingensis, in lyceo nostro philosophiae secundo anno studiosi. Rastadii 1837‘.)

Aber außer der Musik ist, gleichermaßen aus Verlegenheit, auch ein anderes Fach unter ‚Verschiedenes‘ verbucht worden: die Kunst. Sie hat im Lehrplan wohl keine große Rolle gespielt; immerhin findet sich das eine oder andere Buch zum Gebrauch der Zeichenlehrer (darunter eins über eine neue Art, mit Öl und Wachs zu malen, 1770 in Mannheim in französischer Sprache gedruckt). Und immerhin gibt es, damit es an Vorbildern nicht fehle, etwa das ‚Neue Mahlerlexikon‘ von Ludwig von Winckelmann (Augsburg 1796); oder die ‚Dell‘Architettura otto libri‘ von Pietro Cataneo (Venedig 1567); die ‚Kunst der fünff Säulen‘ von Wendel Dietterlin (Nürnberg 1598?)<sup>8</sup>; die ‚Delineatio omnium templorum et coenobiorum in Vienna Austriae‘ (Augsburg 1724); die ‚Architecture moderne‘ von Charles-Antoine Jombert (Paris 1764). Daß diese Bücher ausgerechnet in Rastatt zusammenfanden und zusammenblieben, ist wahrlich ein kleines Wunder.

Nichts mit Architektur zu tun hat freilich ‚Sarsena oder der vollkommene Baumeister‘, dieses Buch enthält u. a. die ‚Geschichte und Entstehung des Freimaurer-Ordens und die verschiedenen Meinungen darüber, was er in unsern Zeiten seyn könnte‘ und wurde in 4. Auflage in Bamberg gedruckt,

und zwar im Jahr 5820 maurerischer Zeitrechnung. Ihm schließt sich die ‚Maurerische Lyra oder Auswahl der vorzüglichsten Gesänge für Freimaurer‘ (Berlin 1821) an, dazu die ‚Histoire, Obligations et Statuts de la très venerable confraternité des Francs-Maçons‘ (Frankfurt 1742). In der Lehrerbibliothek eines Gymnasiums, zumal eines ehemals geistlich geleiteten, nehmen sich solche Bücher seltsam aus, auch wenn man weiß, daß im 18. Jahrhundert die Freimaurerei weit in kirchliche Kreise eingedrungen war<sup>9</sup>.

Der nächste Teilbestand und (neben dem zum Thema Stenographie) zugleich der letzte, der sich als solcher erkennen und aussondern läßt, gibt dem Leser nahezu unlösbare Rätsel auf. Da ist etwa eine ‚Disputatio inauguralis theoretico-practica, jus potandi breviter adumbrans‘, geschrieben von einem angeblichen Dionysius Bacchus und in einem angeblichen Oenozythopoli 1617 gedruckt<sup>10</sup>; oder ‚Eclipses politico-morales. Sicht- und unsichtbare Staats-Finsternissen. Gedruckt in Umbria, im Jahr, da es finster war‘; oder ‚Quasi sive mundus quasificatus, das ist: Die quasificirte Welt, sub polis Nisi et Quasi. Gedruckt in der quasi-Welt, Anno 1714‘; oder ‚Genealogia Nisibitarum. Des Uhralten Nisi Stammbaum. 1714‘; oder ‚Quasi Vero. Der hinckende Bott hat sich wohl. 1714‘; oder ‚Wurmatia Wurm-Land sub tropico cancri, non tam typis geographicis, quam scenis comicis exhibita. Wurmlandiae 1714‘; oder ‚Schalck Terrae, Ollapatrida des durchgetriebenen Fuchsmundi. 1711‘. Hier muß es sich wohl um eine Art von höherem Unfug handeln; um barocke Gelehrsamkeit, die sich selber und die Welt satirisch auf die Schippe nimmt<sup>11</sup>. Jedenfalls geben diese Bücher dem ungelehrten Leser ihr Geheimnis nur widerstrebend preis (und warten hier, in ihren vielleicht letzten Exemplaren, weiterhin auf den, der es ihnen entreißt).

Was sonst noch auf den Regalen steht, ist ein Restbestand, der wohl alle Bibliothekare, und wäre ihre Systematik noch so gut, in Verlegenheit oder gar zur Verzweiflung bringen würde. Da ist ein Buch über ‚Das Schach- oder König-Spiel‘ von Gustavus Selenus, mit einem Anhang über ‚ein sehr altes Spiel genandt Rhythmo-Machia‘ (Leipzig 1617); oder ‚Das zu Baaden den 7. Tag des Herbstmonats im Jahr 1714 beschlossene und bestätigte Friedens-Instrument‘ (Mainz und Frankfurt o. J.); oder ‚Die Par Force Jagd Der Haasen, Beschrieben von Einem Liebhaber Anno 1715‘; oder ‚Die Kunst zu Schwimmen, oder Erfindung, vermittelt welcher man sich allemal aus einem Schiffbruch retten, auch bedürfenden Falls ganze Armeen über die breitsten Flüsse bringen kan‘ (Berlin 1742) von Johann Friedrich Bachstrom – nomen est omen; oder der ‚Vorschlag einer nützlichen Zimneranlage, wie solche bequem zu bauen, gut zu heitzen und dadurch viel Holz ersparet werden könne‘ (Ulm 1752); oder die ‚Acta societatis latinae

Das zu Baden  
Den 7. Tag des Herbstmonats  
Im Jahr 1714.  
Beschlossene und Bestättigte  
**Friedens-**  
**INSTRUMENT.**



.....  
Maynz und Franckfurt  
Zufinden bey Johann Mayern/ und Georg Heinrich  
Walthern.



Marchico Badensis inauguralia' (Carolsruhae 1767) von Gottlob August Tittel; oder die ‚Geschichte der Hofnarren‘ (Liegnitz und Leipzig 1789) von Karl Friedrich Flögel; oder schließlich die ‚Abhandlungen von Frauenzimmerarbeiten, von Haushaltungssachen und von Schönheitsmitteln‘ (2. Aufl. Stuttgart 1801).

Der Zufall will's, daß dieses Buch, mit dem der hier versuchte Durchgang durch die Abteilung ‚Verschiedenes‘ endet, auch das Buch ist, mit dem sie – unter der Signatur Q 1 – beginnt. Da empfiehlt sich doch noch ein allerletzter Blick in eine Streitschrift, die ein gewisser Joseph Anton Weissenbach gegen die Rezensenten nicht nur seiner eigenen Bücher gerichtet hat: ‚Ist des Rezensierens, Fegens, Maurens noch kein Ende? Den deutschen Jakobinern gewidmet‘ (Augsburg 1794). Darin heißt es von eben den zeitgenössischen Rezensenten, sie hätten „ein Privilegium, das noch Niemand hatte, sogar über Sachen abzusprechen, welche sie nicht verstehen“ (S. 19). Wer es unternimmt, über die so verschiedenen Varia dieser Bibliothek zu berichten, sollte ein solches Privileg besser nicht beanspruchen – und seinen Bericht daher beizeiten beenden.

#### *Anmerkungen*

- 1 Vgl. Wilfried Sühl-Strohmer, Die Historische Bibliothek der Stadt Rastatt im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium. Ihr Stellenwert unter den deutschen, insbesondere den baden-württembergischen Schulbibliotheken. Rastatt 1991.
- 2 Hans Heid, Geschichte der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium. Rastatt 1991; Universale Bildung im Barock. Der Gelehrte Athanasius Kircher. Rastatt/Karlsruhe 1981; Martin Gerbert. Fürstabt von St. Blasien. Rastatt 1989; Heinrich Hansjakob. Schriftsteller, Politiker, Seelsorger. Rastatt 1993; Die Musikalien der Historischen Lehrerbibliothek des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums in Rastatt. Rastatt 1988; Deutsche Rechtsgeschichte im Spiegel der Bestände der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt. Rastatt 1991; Von der Astronomie zur Alchemie. Bedeutende naturwissenschaftliche Bestände des 16. und 17. Jahrhunderts in der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium. Rastatt 1991.
- 3 Absichtlich wird hier darauf verzichtet, die erwähnten Werke mit ihren jeweiligen Signaturen nachzuweisen, auch weil diese öfter in die Irre führen: manche Werke sind mehrfach vorhanden oder anderen beigegeben. Stattdessen sei, außer auf die hilfsbereiten Bibliothekare daselbst, verwiesen auf den ‚Katalog der Lehrerbibliothek des Grossherzogl. Gymnasiums zu Rastatt‘ (Rastatt 1898, S. 366–372), der freilich einiges verzeichnet, was inzwischen verschwunden ist. Dem Verfasser dieser Abhandlung lagen aber alle in ihr namentlich genannten Werke zur Nachprüfung vor. Die barocken Titel wurden, wenn sie besonders weitschweifig waren, hier sinngemäß gekürzt.
- 4 Vgl.: Die Musikalien der Historischen Lehrerbibliothek...
- 5 Die Bedeutung von Rastatt als Druck- und Verlagsort, besonders im 18. Jahrhundert, wäre übrigens auch einmal eine genauere Betrachtung wert.
- 6 Wolfgang Hartmann, Eine Festaufführung im Rastatter Schloßpark Anno 1718. In: Humanitas. 150 Jahre Ludwig-Wilhelm-Gymnasium Rastatt. Rastatt 1958, S. 107–110.

- 7 Vgl. Rudolf Lenz (Hrsg.), *Leichenpredigten als Quelle historischer Wissenschaften*. Bd. 1–3. Sigmaringen 1975–1984; *Marburger Personalschriften-Forschungen*. Bd. 1–16. Sigmaringen 1980 ff.
- 8 Das vorliegende Exemplar ist leider nur ein – wenn auch gut restauriertes – Fragment, das einige Fragen offenläßt; vgl. zu Dietterlin daher: Ulrich Thieme (Hrsg.), *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart*. Bd. 9. Leipzig 1913, S. 269–271.
- 9 Vgl. z. B. Franz Xaver Bronner, *Ein Mönchsleben aus der empfindsamen Zeit*. Von ihm selbst erzählt. Bd. 1. Hrsg. von Oskar Lang. 2. Aufl. Stuttgart o. J., S. 263–296.
- 10 Es handelt sich also um eine scheinbar akademische Abhandlung über das Saufen, und zwar unter juristischen Aspekten; der fiktive Verfasser und der fiktive Verlagsort passen dazu gut.
- 11 Es sind noch ein paar mehr als die hier genannten: darunter ein ‚Allmanach, Welt-Sitten-Statt-Marter-Calender‘ etc., ‚Gedruckt unter dem Schnapp-Galgen auff der Folter- und Marter-Preß, allernechst der alten abgeführten Pferds-Wayd gegen dem alten Jagdhunds-Spital. Wird verkaufft bei dem so genannten lahmen Mann in der Gerbers-Gassen im Stockhaus‘. (Eine andere ist gedruckt ‚Im Jahr, da die Welt alt und kindisch war‘.)

## Kunst-Stücke

### Über eine ganz zu Unrecht unbekannte Hochzeitsdichtung der Piaristen von Rastatt

Johannes Werner

*...and the constant complaint of its critics is that it confuses the pleasures of poetry with the pleasures of puzzles. It is one of its merits for those who approve it.*

*Helen Gardner, The Metaphysical Poets*

Im Jahre 1721 kam Freude auf am markgräflichen Hof zu Rastatt: der Erbprinz Ludwig Georg von Baden, der ‚Jägerlouis‘, trat mit Maria Anna von Schwarzenberg vor den Traualtar. Er war 1702 geboren worden, also erst fünf Jahre alt gewesen, als sein Vater Ludwig Wilhelm, der ‚Türkenlouis‘, starb; seither versuchte seine Mutter Sibylla Augusta, das kleine Land über Wasser zu halten. Jetzt endlich kam das Ende dieses Provisoriums in Sicht; und wenn der Erbprinz, der ins regierungsfähige Alter vorrückte, nun auch eine Familie gründete, schien die Erbfolge fortan geregelt und gesichert.

Somit gab es Grund genug zum Feiern – dem Hof, ja jedem barocken Hof konnte nichts willkommener sein<sup>1</sup>. Festspiele, Singspiele mußten her, und so setzten sich die Dichter und die Komponisten und dann das ganze Musiktheater in Bewegung und brachten beispielsweise eine ‚Vernügte Ehe-Liebe‘ zustande. Und da die Jesuiten in Ettlingen auch nicht faul waren und ein ‚Hochfürstlich-Durchläuchtigtes Ehe- und Ehren-Beth‘ bereiteten, wollten die Piaristen in Rastatt es ebensowenig sein<sup>2</sup>.

Was sie im Namen der ‚Scholae Piae Rastadiensis‘ im selben Jahre 1721 vorlegten, d. h. auch beim Rastatter Hofbuchdrucker Franz Georg Tusch verlegten, heißt ‚Cygni Iubilus‘ (also etwa ‚Schwanen-Jubel‘) und ist, um es gleich frei heraus zu sagen, vielleicht das Tollste, was auf diesem Gebiet, dem des Epithalamiums oder der Hochzeitsdichtung, je geleistet wurde. Und deshalb kann es hier auch allenfalls vorgestellt, keineswegs aber ausgeschöpft und ausgedeutet werden<sup>3</sup>.

Mit den beiden Titelseiten fängt es an. Es fällt auf, daß mehrere Buchstaben durch einen größeren Schriftgrad, ggf. auch durch Großschreibung mitten im Wort, besonders ausgezeichnet sind: nämlich diejenigen, die zugleich einen Zahlenwert haben. So etwas war im Barock überaus beliebt und wurde ‚Chronogramm‘ genannt<sup>4</sup>; denn wenn man hier, in den ersten

# CYGNI IVBILVS

De MIſſæ Aggrat VLat IonIs:

ID EST:

Vers V<sub>s</sub> EpIthaLa MICV<sub>s</sub>,

A RaſtaDlensI Arena LIterarIa,

InIbl noVIter aperta

PoëtICO LIterarVM LVDô

*concinatus:*

Nec non,

Dum

Sub clementiſſimis Auſpiciis

*Sereniſſimorum Principum ac D.D.*

D. FRANCISÆ SIBYLLÆ  
AUGUSTÆ,

Marchioniſſæ in Baden & Hochberg, Landgraviæ in Saufenberg, Co-  
mitiſſæ in Sponheim & Eberſtein; Dominz in Röteln, Badenvweiler, Lehr,  
Mahlberg, Ortenau & Kehl &c. Denominatæ Supremæ Patriæ Gruber-  
natrix, Viduæ: Natæ Saxoniz, Angriæ & Weſtphaliz Duciffæ:

Scholarum Piarum Schlacoverdæ in Bohemia, & Raſtadii in  
Marchionatu Badeno-Badenſi

*Fundatricis clementiſſimæ;*

ET

D. D.

ADAMI FRANCISCI CAROLI,

*S. R. I. Principis de & in Schwartzenberg,*

Landgravij Gleggoviz & Sultz, Domini Ducatûs Crumloviensis,  
Domini in Gimborn, Murau, Wittingau, Frauenberg, Wildſchütz, Reiffenſtein,  
Dragonitz & Poſtelberg &c. Aurei Velleris Equitis, Sac, Cæſ, Regiæque  
Cathol. Majeſt, Confiliarii Intimi,

AC

Supremi Aulæ Mareſchalli,

*Nec non*

Judicis Dicasterij Rottvilani Hæreditarij;



RASTADII,

Literis Francisci Georgii Tuschii, Typographi Aulici.

beiden Zeilen des Titels, die betreffenden Buchstaben als Zahlen zusammenzählt, erhält man, summa summarum, 1721 – das Jahr, in dem die hochfürstliche Hochzeitsfeier stattfand. Aber auch die Zeilen 4/5 erbringen dieses Ergebnis, und 6/7 ebenfalls. Auf der zweiten Seite gilt dasselbe noch einmal für die letzten fünf Zeilen (der Text heißt: „im Jahr, in dem Rastatts fromme Schulen die allerhöchsten Neuvermählten beglückwünschten“!), und für die vorhergehenden vier nicht weniger.

Doch dies ist nur der Anfang, wie gesagt. Ein paar Seiten weiter steht ein schön gereimtes, aus sechs Strophen zu jeweils vier Zeilen bestehendes Gedicht, und jede Strophe beläuft sich, die Zahlenwerte zusammengerechnet, auf genau 1721; und noch später folgt ein anderes, in dem jede einzelne Zeile nicht nur jeweils denselben Betrag ergibt, sondern auch die Zahlen noch nach ihrer Größe, also von M bis I, ordnet.

In der römischen Tradition haben manche Buchstaben einen Zahlenwert – in einer bestimmten jüdischen, nämlich der kabbalistischen, haben ihn alle, von A bis Z<sup>5</sup>. Daß der Verfasser der hier vorliegenden Hochzeitsdichtung diese Schreibweise kannte, ist in der Tat erstaunlich; doch noch mehr, daß er sie sogar selber anzuwenden wußte. Und so gibt es hier auch ein Gedicht in mehreren Strophen, in denen jede, wirklich jede Zeile, wenn man

## Acrosticho-Cephalo-Telonomasticon.

<b>T</b> allantem	<b>T</b> epidè Camæn	<b>A</b> verfu	<b>M</b> <b>M</b> <b>M</b> <b>M</b> <b>M</b> <b>M</b> <b>M</b> <b>M</b>
<b>T</b> udo	<b>U</b> aticinans. Fac ome	<b>N</b> aptu	
<b>T</b> audis,	<b>D</b> elie! condo carne	<b>A</b> : a u fu	
<b>T</b> ufüs	<b>O</b> btulit & Minerv	<b>N</b> orma	
<b>T</b> ætum	<b>V</b> ivite, <i>Sponse, Spons</i>	<b>A</b> : sæclu	
<b>T</b> ongumque	<b>I</b> te pares beat	<b>M</b> : in ævu	
<b>T</b> angvor	<b>C</b> edat,etomnisango	<b>M</b> : arrha	
<b>T</b> udvico	<b>S</b> nit amica <i>Spons</i>	<b>M</b> : certa	
<b>T</b> ibra,	<b>S</b> <i>p</i> onse,precor,ſodale	<b>M</b> : Amore	

sie Buchstabe um Buchstabe zusammenrechnet, denselben Wert hat: 1721, wen wundert's. Der Verfasser hat es, in einer jeweils eigens beigelegten ‚Cabalistica Analysis‘, nachprüfbar nach- oder vorgerechnet.

Wenn die Anfangsbuchstaben der Zeilen eines Gedichts, hintereinander gelesen, einen neuen Sinn ergeben, liegt ein sogenanntes ‚Akrostichon‘ vor; daß es sich auch in der vorliegenden Dichtung findet, versteht sich fast von selbst. Schon das erste Gedicht bildet mit seinen Zeilenanfängen das komplette Alphabet von A bis Z, und dann wieder zurück bis A. (Und so auch wieder das letzte.) Andere bilden auf dieselbe Weise den Namen der Braut, des Bräutigams, ihres Vaters, ihrer Mutter, seiner Mutter, seines Bruders, seiner Schwester nach. In einem weiteren, dessen chronographische Überschrift wieder die Zahl 1721 enthält, ergeben nicht nur die Anfangsbuchstaben ein Akrostichon mit dem Text „Vivat, io! Ludovicus“, sondern zugleich die Schlußbuchstaben, in einem sogenannten ‚Telestichon‘, ein gegenläufiges „Vivat, io! Maria, Anna“. (Eine solche Gegenläufigkeit heißt ‚Akroteleuton‘.) Doch dies ist insofern noch nicht alles, als auch die mittleren oder zumindest inneren Buchstaben der letzten Zeilen, nun in einem ‚Mesostichon‘, die entsprechend aufeinander zulaufenden Worte „sponsus“ und „sponsa“, d. h. ‚Bräutigam‘ und ‚Braut‘, ergeben. Daß ein barocker Dichter am Anfang, am Schluß oder in der Mitte der Zeilen so etwas macht, kommt zwar zuweilen vor – kaum aber, daß einer es an allen Stellen zugleich macht.

Es gibt noch viele Beispiele in dieser Dichtung, doch soll hier nur noch vom einen oder anderen die Rede sein. Da gibt es ein Gedicht mit einem, wie es heißt, ‚versetzten Akrostichon‘, das aus einem Buchstaben der ersten Zeile, einem weiteren der zweiten usw. besteht. Was dadurch dann entsteht, liest sich, von links oben nach rechts unten, als „Marchio Badensis“, ‚Markgrafschaft Baden‘; und die Pointe liegt darin, daß dieses (überdies schildartig gerundete) Gedicht dadurch ganz dem badischem Wappen mit seinem Schrägbalken gleicht<sup>6</sup>.

Ebenfalls einem Wappen gleicht ein anderes Gedicht, das innen, in einem zweifachen Mesostichon, die Namen „Ludovicus“ und „Maria Anna“ zeigt und außen entsprechend lauter „L“ bzw. „M“; ein weiteres hat beide Namen außen, beide von oben nach unten geschrieben, also seinen normal und ihren spiegelverkehrt, und innen ist ein Herz aus lauter kleinen roten Herzen, wobei jedes kleine Herz (lat.: ‚cor‘) an einer Stelle steht, an der sonst die Silbe ‚cor‘ zu stehen hätte. Dann gibt es ein Gedicht, das man von vorne nach hinten und ebensogut, Wort für Wort, von hinten nach vorne lesen kann, wobei sich ein neuer Text ergibt.

# CLYPEUS ENIPPI.

Re **M**, non verba dabo, Cantrix aliquando fabulosa :  
 Nunc **A** utem Pictrix. *Clypei* juvat entheis *Enippi*  
 I con a, **R** egificæ fimilem, dare metricam figuris.  
*Scuti* per **C** urrit *medium*, sed ab *Angulo sinistro*  
*Dextrorsum* per **H** ibens quasi *Rubricoloribus* ligamen  
 Connatale (b) strijs. **I** n stemmatis hujus iconismo  
 Per *nitidum* supra cr **O** ceè *Rosa* (c) purpurascit *arvū*,  
 Subtūs *Aper* [d] *virides* her **B** as legit. Estque *Tessellatus*  
 Ponè *Sinistrorsū* [e] *Campus*. St **A** t in *aurea* *Coronā*  
 E regione *ruber* *Campi* *Leo*. [f] **A** D eîn figurat *Alas*  
*Argentum* *binas* [g] *graphiō* bene S **E** *micirculari*.  
 Cerno *trabes*, [h] *galeas*, *Mitras*, *Pavo* **N** *iasque* *peñas*,  
 Et *plura* *heroum* que *Insignia*, principū que **S** *tirpis*.  
 Hōc fulgere jubet *Clypeo* *Bada* *nostra* *March* **I** *ones*,  
 Quō fulsit factis celebratus *Enippus* inter *Argo* **S**  
 Do **VotVM eX CLypeo** sonans **ThaLla**.























Aber damit noch lange nicht genug; noch fehlt das Anagramm, die Umstellung der Buchstaben eines Textes zu einem neuen. So nimmt der Dichter die Namen des Brautpaars und der derzeit lebenden (also abzüglich des, wie erinnerlich, bereits verstorbenen Türkenlouis), dazu den Glückwunsch „Vivant, io! Feliciter!“ – und macht aus den Buchstaben, die er säuberlich auszählt, ein neues Gedicht. Oder er macht aus dem des Bräutigams „Diu,

E vocabulo Cordis, anam naetus *quidam* cordatior, hōc Schemate  
Figuratum Cordis Votum ex corde devotiffimè promens

Vates

CorDIs & VItæ Vota faCrat

SerenI sIMIs Neo-SponsIs.

Ludovice, de ; Tibi defero  dis opella M  
Vive, pre  praesumo  hâc de  are -  oll. - - A  
Dona  ufca, Erato,  allina -  cula, defe R  
Opto:  onati sint Sponfi  pore fan I  
Velifi-  Votô: fit amata  ona Mari A  
Iunctum  de Sibi Sponfum  roboret Ann A  
Cujus non dis  s solidet præ  dia. Nume - N  
Vivite con-  des! nè  ruat illicò Carne N  
Solliciti Vatis; sua - -  - - dis prendite vot A

Me Do; Cor faCrans, eX Voto paVpere, SponsIs.

Abb. 4



oculus“, aus dem der Braut „Aria, manna“, aus beiden „Laus Anni, Duco Variam“ oder „Vina, ac Laurus Domina“ – und macht über das derart gewonnene Motto wieder ein neues, dieses ausdeutendes Gedicht. (So wie in der barocken Emblemik, der damals allgemein bekannten, jedes Bild von einer ‚inscriptio‘ und einer ‚descriptio‘ erläutert wurde.) Die Überschrift heißt „Vates/CorDis & Vitae Vota SaCrat/SerenIssIMIIs Neo-SponsIs“ und ist natürlich auch ein Chronogramm auf das Jahr 1721.

Und damit ist zwar auch noch längst nicht alles, was sich sagen läßt, gesagt, aber wohl doch genug, um diese Dichtung, wie gewollt, erst einmal vorzustellen; eine akrobatische, artistische, alchemistische Dichtung, die weithin ohne jede Parallele und (im Doppelsinn des Wortes) vielleicht das Tollste ist, was in ihrer Art je geleistet wurde<sup>7</sup>. In ihr, bzw. in allen ihren hier vorgeführten Spiel- und Unterarten, geht es immer darum, die Gedichte als nicht nur akustisch, sondern zugleich auch optisch konzipierte Texte wahrzunehmen; als etwas Hörens- und Sehenswertes, als Gesprochenes und Geschriebenes, als Laut und Bild; als etwas, das nicht nur durchs Ohr, sondern auch durchs Auge ins Gehirn geht.

Im Rückblick auf das bis hierher Gesagte fällt nun freilich auf, daß zwar von der Form, aber fast überhaupt nicht vom Inhalt der Texte die Rede war. Nicht als ob er nichtig wäre, im Gegenteil: in ihm wird das gestellte Thema mit überwältigender Gelehrsamkeit, mit unzähligen Anspielungen und Anmerkungen nach allen Seiten entfaltet. (Die Form kommt noch hinzu, sozusagen als ästhetischer Mehrwert und Überschuß – oder ist es der Inhalt, der hinzukommt?) Es muß einer schon mit allen literarischen, mythologischen und theologischen Wassern gewaschen und vor allem ein gewiefter Lateiner sein, um dieses Epithalamium verstehen und verständig genießen zu können.

Aber so einer war Ludwig Georg, den man den ‚Jägerlouis‘ nannte, sicher nicht; er hatte andere Dinge, ja wohl nur eines im Sinn<sup>8</sup>. Über den Glückwunsch der gelehrten Piaristenpatres mag er sich dennoch gefreut haben, auch wenn er ihn nicht verstand und auch wenn er die Absicht durchschaute, die sich zweifellos mit ihm verband; nämlich sich den künftigen Landesherrn geneigt zu machen, seine Gunst zu gewinnen für die Schule, die ohne sie nicht existieren konnte<sup>9</sup>.

Aber selbst mit einem solchen Glückwunsch ließ sich das Glück nicht herbeiwünschen. Aus der Ehe von Ludwig Georg und Maria Anna ging, neben der überlebenden Prinzessin Elisabeth, 1728 der Prinz Ludwig Damian hervor, der jedoch schon 1734 starb. 1755 folgte ihm die Mutter nach, worauf Ludwig Georg die um 32 Jahre jüngere Maria Josepha von Bayern hei-

ratete; doch schon 1761 starb er selbst. Nun trat sein letzter lebender Bruder August Georg an seine Stelle (und zu diesem Zweck aus dem geistlichen Stand aus, dem er als Domherr in Augsburg angehörte); er heiratete Maria Viktoria von Aremberg, hatte aber keine Kinder. 1771 starb auch er, und damit starben die Markgrafen von Baden-Baden im Mannesstamm aus. Da war der ‚Cygni Iubilus‘ schon seit einem halben Jahrhundert verklungen; was jetzt kam, war wirklich ein Schwanengesang.

### *Exkurs über Kontexte*

Zunächst stellt sich hier die Frage, wie der Verfasser zu seinen kabbalistischen Kenntnissen kam; sie waren seinerzeit auch unter Theologen selten, auch wenn es gerade ein (einziges!) Werk über dieses Thema gab: die zweibändige ‚Kabbala denudata‘, die Christian Knorr von Rosenroth 1677/78 bzw. 1684 hatte erscheinen lassen. Eher ließe sich vielleicht vermuten, daß der Verfasser den Kabbalismus in Prag kennenlernte, wo es eine einschlägig berühmte jüdische Gemeinde gab und wo auch die Piaristen eine Niederlassung hatten.

In den Beständen der Rastatter Bibliothek finden sich übrigens noch weitere Werke solcher Art. Da gibt es zum ersten eine Festschrift zum Priesterjubiläum des Nikolsburger Propstes Jakobus Franziskus Tilscher, die von dem Piaristen P. Daniel a S. Francisco 1726 in Rötz herausgebracht wurde (Q 35,6). Aus dem vollen Titel des Jubilars ermittelt der Verfasser auf kabbalistische Art die Zahl 6777, um diese dann überall wiederzufinden, sei es in den Namen von Tilschers Mitbrüdern oder in denen der eben regierenden Welt- und Kirchenfürstlichkeiten, sei es in magischen Quadraten oder anderen mathematischen Arrangements. Ein Dichter war P. Daniel, ganz anders als der Rastatter Anonymus, allerdings nicht; ein paar Jahre später trat er nochmals mit einer ähnlichen Huldigungsschrift und einer anderen, allgemein mathematischen hervor<sup>10</sup>.

Zum zweiten gibt es ein – wiederum anonymes – ‚Saeculum gaudiose exultans, sive Annus saecularis ab introducto in Germaniam scholarum piarum instituto‘ (Q 25,2), also eine Festschrift zum hundertjährigen Bestehen der Piaristen in den deutschen Ländern. Sie wurde in Leitomischl gedruckt, und zwar im Jahre 1731, wie sich aus einem Chronogramm am Anfang ergibt; und auch sonst macht diese Schrift einigen, wenn auch sparsamen, Gebrauch von chronographischen und ebenfalls von kabbalistischen Künsten<sup>11</sup>.

In ein ähnliches Genre gehört, zum dritten die ‚Clavis aurea, vocum arcana

reserans‘ des Piaristen P. Alphonsus a Jesu, gedruckt in Wien im Jahre 1715 (Q 3,1). Dieser ‚goldene Schlüssel, der die Geheimnisse der Sprachen aufschließt‘ dreht sich, kurz gesagt, um die sogenannte Permutation, also um die Frage, wieviele verschiedene Kombinationen sich aus einer gegebenen Anzahl von Ziffern oder Lettern herstellen lassen, und was die letzteren dann bedeuten. Das Büchlein leitet die Formeln her und wendet sie exemplarisch an: u. a. an einer siebenstelligen Zahl und einem entsprechenden Wort, wobei alle Möglichkeiten, nämlich jeweils 5040, tabellarisch dargestellt werden.

Dieses Büchlein – dessen Verfasser schon 1714 in Wien eine ‚Clavis ad scientiam anagrammaticam perveniendi‘ veröffentlicht zu haben scheint<sup>12</sup> – spricht in seinem Untertitel davon, daß es „omnes anagrammatismi posibles formas“ durch die Kunst sowohl des Rechnens als auch des Anordnens hervorbringe: „tam Arithmetica, quam Arte Combinatoria“. Damit weist es weit über sich hinaus und auf eine Tradition hin, die im Barock durch den Jesuiten Athanasius Kircher (‚Ars magna sciendi sive combinatoria‘, 1669) und durch Leibniz (‚De arte combinatoria‘, 1666) vertreten wurde, die ihrerseits der mittelalterlichen ‚Ars magna et ultima‘, der ‚lullischen Kunst‘ des Ramon Llull verpflichtet waren<sup>13</sup>.

Das Hochzeitsgedicht der Piaristen von Rastatt steht in einer langen Tradition – und zwar in einer, die mit ihm noch längst nicht endet<sup>14</sup>.

#### Anmerkungen

- 1 Vgl. z. B. Richard Alewyn/Karl Sälzle, Das große Welttheater. Die Epoche der höfischen Feste in Dokument und Dichtung. Hamburg 1959.
- 2 Allerdings hatte einer von ihnen, nämlich ihr Rektor P. Martinus a S. Brunone, bereits das Libretto für jene ‚Vergnügte Ehe-Liebe‘ geliefert; die Musik stammte vom Hofkapellmeister Johann Caspar Ferdinand Fischer (wie denn die beiden überhaupt häufiger zusammenarbeiteten; vgl. Klaus Häfner, Johann Caspar Ferdinand Fischer und die Rastatter Hofkapelle. Ein Kapitel südwestdeutscher Musikgeschichte im Zeitalter des Barock. In: Barock in Baden-Württemberg. Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Französischen Revolution [Ausstellungskatalog] Bd. 2. Karlsruhe 1981, S. 213–233; bes. S. 217–223).
- 3 Ein Exemplar dieses Textes befindet sich in der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt, und zwar als 13. Stück in einem Sammelband mit der Signatur Q 25; die beiden vorgenannten Texte ebendort in Q 13; alle zusammen nochmals in Q 7.– Zur Bibliothek und ihren einschlägigen Beständen vgl. Johannes Werner, Varia oder Verschiedenes. Die Abteilung ‚Q‘ in der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt. In diesem Band.
- 4 Vgl. z. B. ders., „Il ne reste que l'ombre“. Ein Lesezeichen als Lebenszeichen. In: Die Ortenau 72 (1992), S. 496–498.

- 5 Vgl. Friedrich Weinreb, *Zahl-Zeichen-Wort. Das symbolische Universum der Bibelsprache*. Reinbek bei Hamburg 1978; außerdem den ‚Exkurs‘ zu diesem Aufsatz.
- 6 Dadurch schreibt sich der anonyme Autor in die Geschichte des barocken Figurengedichts ein, aus der er aber, durch die gleichzeitige Verwendung des versetzten Akrostichons, auch wieder herausragt. Zum Figurengedicht vgl. Hellmuth Rosenfeld, *Das deutsche Bildgedicht. Seine antiken Vorbilder und seine Entwicklung bis zur Gegenwart*. Aus dem Grenzgebiet zwischen bildender Kunst und Dichtung (= Palaestra 199). Leipzig 1935, S. 89–96; Albert Becker, *Gestalt und Gehalt in Wort und Ton. Von der Wortkunst und Musik zur Volkskunde*. In: GRM 34/NF 3 (1953), S. 13–29; bes. S. 24–27; Ernst Robert Curtius, *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. 7. Aufl. Bern/München 1969, S. 288. – Spätestens an dieser Stelle ist des Setzers und Druckers zu gedenken, der die ‚conchetti‘ des Dichters typographisch realisieren mußte; daß er, der kleine Hoffaktor an einem kleinen Hof, es auch konnte, ist aller Ehren wert. (Also: einen Tusch für Franz Georg Tusch!)
- 7 Das „vielleicht“ verweist darauf, daß die Forschungslage nicht leicht zu überblicken ist. Für den französischen Sprachbereich hat zuletzt Elisabeth Kuhs u. a. die Akrostichen, Anagramme und Chronogramme aufgearbeitet: *Buchstabendichtung. Zur gattungstheoretischen Funktion von Buchstabenformationen in der französischen Literatur vom Mittelalter bis zum Ende des 19. Jahrhunderts* (=Studia Romanica 49). Heidelberg 1982. Vgl. auch Gustav René Hocke, *Manierismus in der Literatur. Sprach-Alchimie und esoterische Kombinationskunst. Beiträge zur vergleichenden europäischen Literaturgeschichte*. 5. Aufl. Reinbek bei Hamburg 1969, bes. S. 23–26, 124–129.
- 8 Vgl. Johannes Werner, *Der Jägerlouis und die Jagdlust überhaupt. Vom Leben im Barock*. In: *Die Ortenau* 62 (1982), S. 99–109.
- 9 Die Dichtung beginnt geradezu mit einer Berufung auf die barocke Emblematik und die in ihr überlieferte Vorstellung vom Schwan, der beim Wehen des Zephirs seine Flügel spreitet und singt; was andernorts oft bedeuten soll, daß die Kunst der Gunst bedarf, um sich entfalten zu können. „Der Singschwan singt nicht in seinem vertrauten Gewässer, wenn nicht ein sanfter Zephir ihn anhaucht. Vorbildliche Weisheit wächst durch die in Aussicht gestellte Belohnung, und (die Werke der) gelehrten Minerva gedeihen durch erhofften Gewinn“ (zit. n.: Arthur Henkel/Albrecht Schöne [Hrsg.], *Emblemata. Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts*. Stuttgart 1976, Sp. 815). Ob der ‚Cygni Iubilus‘ derart also auch eine Anspielung auf die mäzenatische Pflicht des künftigen Landesherrn war? Überdies kam der Schwanenflügel, als Wappenbild der Herrschaft Sausenberg, auch im großen Wappen der Markgrafschaft vor, was der Verfasser selber erwähnt.
- 10 Vgl. Karl A. F. Fischer, *Verzeichnis der Piaristen der deutschen und böhmischen Ordensprovinz. Catalogus generalis provinciae Germanicae et Bohemicae ordinis scholarum Piarum* (=Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 47). München 1985, S. 40.
- 11 Hier taucht auch wieder ein Schwan „Poesis Olivetanae“ auf, von dem sich aber weiter nichts sagen läßt.
- 12 Vgl. Fischer, a. a. O. S. 35; die ‚Clavis aurea‘ ist freilich weder hier noch andernorts verzeichnet.
- 13 Vgl. Hocke, a. a. O. S. 50–60.
- 14 Vgl. ebd., insges.

# Heinrich Medicus zum 250. Geburtstag

*Ernst Decker*

Heinrich Medicus, als pensionierter Obrist seinerzeit ranghöchster Staatsdiener in den Mauern Lichtenaus, war ein sehr bemerkenswerter und literarisch fleißiger Herr. Wie sonst wäre es möglich, daß sich Heimatkundler und Amateurhistoriker bis heute mit seinem Lebenswerk beschäftigen. Wie die Gebrüder Grimm dies taten, sammelte auch Heinrich Medicus Sagen und Märchen aus unserer Heimat. Obwohl dies alleine schon eine sehr beachtliche Leistung für einen altgedienten Soldaten war, würde es seinem Schaffen nicht gerecht werden, ihn nur als Märchensammler zu sehen; seine Poesie ist dieser Sammlung von Märchen und Sagen mindestens ebenbürtig. Dies geht nicht zuletzt auch aus seiner Korrespondenz mit Johann Peter Hebel hervor, dem er eines seiner Gedichte „Die erste Spinnerin“ zur Begutachtung sandte und der in begeisterten Worten antwortete:

„... Aber Welch schwere Probe auf die Sie mich setzen. Wie gerne ich jedem Ihrer Wünsche an mich entgegenkomme und ihn so vollständig, als es mir möglich ist, befriedigen möchte, soll ich damit beweisen, daß ich Ihnen etwas, das schon gut ist verbessere? ... Erkennen Sie verehrtester Herr Obrist, nach Ihrer Güte, an dem was ich unterstrich und änderte, mein Bestreben Ihrem Verlangen zu entsprechen und an dem was ich nicht ändern wollte, meinen Beifall. Ich wünsche Ihrer industriereichen Grafschaft Hanau eine so lehrreiche und unterhaltende Spinnerin, wie Ihre Erste ist, und Ihnen gute Gesundheit und viele heitere Stunden, in denen Sie Ihre Freunde bald wieder und noch oft mit den Produkten Ihrer munteren Laune erfreuen möchten ...

Euer Hochwohlgeboren gehorsamster Dr. J. P. Hebel.“

August Feßler, Heimatforscher aus Scherzheim, begann seinen Beitrag in der Ortenau 1940 mit den Worten:

„Nahe dem Eingangstor des Lichtenauer Friedhofes steht ein altersgrauer, verwitterter Grabstein, ein einfacher viereckiger Sandsteinblock überdacht von einer kleinen Pyramide. Selten wird das einsame, alte Grab mit ein paar Blumen geschmückt. Die verwitterte Inschrift, die die ganze Vorderseite des Steines einnimmt, mußte erst aufgefrischt werden, um sie für die Zwecke dieser Arbeit wieder lesbar zu machen. Sie lautet: „Hier ruhet Herr Heinrich Medicus, Großherzoglich Badisch. Obrist. Geboren zu Atzbach im Großherzogthum Nassau am 18. August 1743. Gestorben den 2. September 1828. Unauslöschlich lebt in den Herzen seiner Kinder und Enkel das dankbare Andenken an seine Liebe ...“

Das hat sich heute erheblich geändert: den Grabstein für den bedeutenden Bürger Lichtenaus hat die Stadt herrichten lassen, sodaß er in neuem

Glanze erstrahlt. Leider sind dabei dem Restaurator bei der Wiederherstellung der Schrift einige Fehler unterlaufen, er hat sich offenbar nur an dem orientiert, was er noch lesen konnte, ohne die einschlägige Literatur zu konsultieren, dies sollte beim nächsten Mal korrigiert werden. Das Grab selbst pflegt seit vielen Jahren Margarete Hochberger, eine Lichtenauer Bürgerin, selbstlos und ohne Auftrag. Ein 1986 gegründeter Heimatverein trägt ihm zu Ehren seinen Namen. Man kann daraus erkennen, welchen Stellenwert Heinrich Medicus in Lichtenau wieder erlangt hat. Dieser Heimatverein versucht, in Abständen immer wieder ausgesuchte Gedichte und Sagen aus seiner Feder im jährlichen herausgegebenen „Heimatgruß“ aufzunehmen, um so sein Lebenswerk zu würdigen. Eine Darstellung seines Gesamtwerkes ist geplant.

Der schon oben zitierte August Feßler hat sehr akribisch den Lebensweg von Heinrich Medicus nachgezeichnet. Die militärische Laufbahn, so imposant sie auch gewesen sein mag, hätte aber nie diesen Nachruhm begründet, der Heinrich Medicus auch heute noch so interessant macht.

Dr. Fritz Baas hat im August 1957 eine Artikelserie unter dem Titel „Der Sagensammler Heinrich Medicus“ in der Kehler Zeitung veröffentlicht, in der er sich bezüglich der historischen Daten auf August Feßler berief und unter anderem auch auf den Lebenslauf von Heinrich Medicus eingeht, aber im wesentlichen hat er sich themengerecht mit den 30 „Baendgen Volcksmaehrigen“ beschäftigt. Auch Adolf Hirth hat sich schon sehr intensiv mit Heinrich Medicus und seinem Werk befaßt. Unter anderem ist ihm die Umsetzung einiger seiner Gedichte in „lesbares Deutsch“ zu verdanken. Es erscheint nicht sehr sinnvoll, mehrfach Veröffentlichtes noch einmal aufzuwärmen, wir wollen deshalb auf die Darstellung des Lebenslaufes, soweit es seine militärische Karriere betrifft, weitgehend verzichten und den Menschen Heinrich Medicus in den Mittelpunkt stellen. Wie könnte das besser geschehen, als wenn man seine Werke für ihn sprechen läßt.

In der Veröffentlichung von August Feßler 1943 lesen wir, daß Heinrich Medicus als Sohn des Regierungsrates und Amtmannes Friedrich Reinhard Medicus und seiner Frau Rosina Margarete Thoma am 18. August 1743 in Atzbach im Fürstentum Nassau-Weilburg geboren wurde. Er trat als Fähnrich in die Dienste des Landgrafen von Hessen-Kassel und 1764 in die Armee des Preußenkönigs Friedrich II, „des Großen“, ein. 1780 verließ er Preußens Armee und trat als Hauptmann und Adjutant ins Leibinfanterieregiment des Markgrafen Karl Friedrich von Baden ein. Als Adjutant und „Kriegsberichterstatter“, wie wir das heute nennen würden, begleitete er

den Prinzen Friedrich, den zweiten Sohn des Markgrafen, im Feldzug Hollands gegen Frankreich. Mit seinem, im Auftrag des Fürsten geschriebenen Tagebuch und den laufenden Berichten über das Befinden des Prinzen machte er erstmalig auf seine schriftstellerischen Fähigkeiten aufmerksam. 1794 wurde Medicus zum Major befördert und erhielt den Auftrag, eine Landmiliz aus allen wehrfähigen Männern zwischen 18 und 50 Jahren gegen den Einfall des französischen Revolutionsheeres aufzubauen. 1800 wurde er Oberstleutnant und 1805 im Alter von 62 Jahren als Oberst des Husarenkorps in den Ruhestand versetzt.

Heinrich Medicus war zweimal verheiratet. 1771 mit Anna Beata Heinsius aus Laubow in der Neumark, er hatte mit ihr 14 Kinder, sie starb 1802 in Karlsruhe. Ein Jahr später, 1803, im Alter von 60 Jahren ging Heinrich Medicus eine zweite Ehe mit Christina Magdalena geb. Dietrich, verwitwete Mayer aus Lichtenau, ein. Vermutlich lernte er sie kennen, als er mit den Truppen Karl Friedrichs das Hanauerland besetzte und in der Krone in Lichtenau Quartier bezog, deren Besitzerin sie war. Sie starb 1827 im Alter von 77 Jahren ein Jahr vor seinem Tode, der ihn im gesegneten Alter von 85 Jahren ereilte.

Wohl niemand würde nach dieser Vita heute noch etwas nach Heinrich Medicus fragen, wären da nicht seine Arbeiten als Sammler von Sagen und Märchen, seine in Versform geschriebenen Reden zu vielerlei Gelegenheiten, seine Gedichte und Briefe, aber auch seine Zeichnungen und seine besonderen Beziehungen zum Hof des Markgrafen. Hier vor allem zur Reichsgräfin von Hochberg, der zweiten Frau Karl Friedrichs von Baden, der jedes seiner Sagenbändchen, soweit wir sie kennen, durch eine Widmung zugeeignet war.

Der Verbleib seiner Sagenbändchen liegt etwas im dunkeln, vermutlich erhielt die Reichsgräfin die Erstschriften, die später nicht mehr aufzufinden waren. Eine Zweitschrift behielt Heinrich Medicus für sich. Er vermachte sie nach seinem Tode seinem Freund, Apotheker Carl Friedrich Schoch aus Lichtenau. Aus dieser Sammlung stammen 30 Bändchen, die auf den Sohn, Rechtsanwalt Dr. Schoch in Heidelberg, übergingen, so August Feßler. Er berichtet weiter, daß sie heute in drei großen Bänden vereinigt seien und daß jedes von ihnen mit einer Widmung an die Reichsgräfin versehen sei, in der über die Entstehung, Land und Leute berichtet würde; soweit August Feßler. Von da an verliert sich die Spur oder besser gesagt, es hat sich unseres Wissens niemand mehr darum bemüht. Einzelne Bändchen sind offenbar noch in Privatbesitz, so konnte der Heimatverein Lichtenau das 20. Bändchen mit dem Titel „der Hunger Brunnen bey

Woessingen“ vor Jahresfrist käuflich erwerben. Die Widmung darin lautet:

Hochgeborene Frau  
gnaedigste Frau Reichsgraevin!

Der Ort Woessingen im Marggraevlich Badischen Ober Amt Stein, ist in mancher Hinsicht merkwuerdig. Anno 1743, vor Ihrer Reiß nach Lausanne, Frankreich und Holland, wurden der Herr Markgrav Carl Friedrich alß damaliger Landes Prinz, nebst dero Herren Bruder Prinzen Wilhelm Ludwig, wie auch denen Prinzen Christoph und Eugen, von dem Herrn Administrator Prinzen Carl August Hochfürstlichen Durchlauchten, laendlich in dem Woessinger Schloebbe bewirthet, die Fleckens Jugend bekam einen Tantz vor dem Schloebbe, welchem die hoechsten Herrschaften nach der Tafel zusahen; Seit dieser Zeit sind der Herr Marggrav Carl Friedrich nicht mehr in Woessingen gewesen. Die alten Maenner, erinnern sich einer damahligen Rede des Prinzen Christophs aunoch sehr wohl, alß Er der tanzenden Jugend sagte? besehet euch eure fuef Prinzen jetzo recht, wer weiß, ob ihr sie in eurem Leben wieder hier sehet! Obgleich Ober und Unter Woessingen geschrieben wird, so machen dennoch beyde Woessingen die aneinander liegen nur eine Gemeinde aus, haben nur einen Schultheiß, einen Burgermeister, einen Anwald und ein Gericht, aber zwey Kirchen, zwey Pfarrherren, zwey Pfarr Haeußer und eine Schule. Beyde Kirchen sind klein und vermoegen die Volks Menge nicht wohl zu faßen, weil das Doerfgen Dürrenbüchig, zur Ober Moessinger Kirche, noch überdas eingepfercht ist. In dießer Kirche liegen zwey ehemalige Besitzer vom sogenannten Schloebbe begraben nahmens Eitel von Wildungen und Schilling von Cantstadt. Der Wald an welchem der Hunger Brunnen liegt, heißt links der Schoenberg oder Grund Reyßig und rechts der Ritten Hardt oder Rittner; erwehte Waldungen, schenkte vor fünfhundert Jahren ein Junker Hanß denen beyden Gemeinden Stein und Woessingen, die solche, hundert Jahre gemeinschaftlich benutzten. Da aber zwischen beiden Gemeinden, in der Folge wegen dieser Waldungen langwieriger Zwist und am Ende gar Mord und Totschlag entstand, so begab sich der Herr Marggrav Christoph der Erste, anno 1477 auf den strittigen Platz und theilte in eigener Person, dem Ort Stein den Rittenhard oder Rittner, und beyden Moessingen, den Schoenberg oder Grund Reyßig zu, wie diese Bezirke, dann beyde gedachte Gemeinden, seit jener Zeit in Friedlicher Ruhe, noch jetzo besitzen.

Ich schmeichle mir mit dieses Baendgens gnädiger Aufnahme und habe in schuldigster Submission zu ersterben die Gnaade.

Euer Reichsgraevlichen Excellenz

unterthaenigst gantz gehorsamster Knecht  
der Verfaßer

(Orthographie und Interpunction wurden unverändert übernommen)

Diese Widmung zeigt wie ernsthaft und gewissenhaft Medicus seine Forschungen betrieb, dennoch entstanden seine 30 Bändchen in der Zeit von 1800 bis 1807, 24 allein in der Zeit von 1800 bis 1801, immer zum Mo-



natsersten überreichte er seiner Gönnerin einen neuen Band. Fritz Baas meint dazu; daß er unmöglich diese genauen Nachforschungen in dieser kurzen Zeit hätte machen können, und geht davon aus, daß er das Material dazu lange zuvor bereits zusammengetragen habe. Vor allem weil seine Märchen ja in weit entfernten Gegenden spielen und er von Karlsruhe aus nicht an das Material hätte herankommen können. Die letzten Bändchen erschienen in unregelmäßigen Abständen in den Jahren 1802 bis 1807, die beiden letzten „Die erste Spinnerin“ und „der Notarius“ schrieb er in Lichtenau. Daß er nach den Bändchen über die Grundsteinlegung und über die Einweihung der Scherzheimer Kirche (1811), fast nichts mehr schrieb, hängt sicher damit zusammen, daß Medicus mit zunehmendem Alter immer mehr erblindete, seine letzten Jahre verbrachte er in völliger Dunkelheit. Der zweite Sohn Carl-Friedrichs und der Reichsgräfin, Markgraf Wilhelm, schreibt dazu: „... den 19. Mai 1814 besuchte ich in Lichtenau den ehemaligen, badischen Husarenobersten Medicus, einen treuen Diener meines seligen Vaters, der ganz erblindet war. Viele Gedichte, die er verfaßte bekunden seine treffliche Gesinnung ...“

Aber nicht nur seine Sammlerleidenschaft für Sagen, die sicher von seiner Gönnerin zumindest mitinitiiert war, kennzeichnet das literarische Erbe von Heinrich Medicus, nein, er konnte auch herrliche Poesie schreiben. Lassen Sie, liebe Leser, einmal eines der schönsten Gedichte, das Heinrich Medicus geschrieben hat, auf sich wirken. Es ist eine Liebeserklärung an seine erste Frau Beate zum 29. Hochzeitstag. Adolf Hirth hat es bearbeitet und ein wenig dem heutigen Sprachgebrauch angepaßt.

An mein herzlich geliebtes Beatchen, Karlsruhe den 10 Januar 1800,  
Medicus

Heut vor neunundzwanzig Jahren  
wurde mir als muntre Braut  
mein Beatchen angetraut!  
Nach der Traue ward gegessen,  
alles wurde noch ermessen,  
nach dem Essen gab's ein Tänzchen,  
nach dem Tänzchen ward das Kränz-  
chen,  
das auf dunkelbraunem Haar  
ihres Hauptes Zierde war,  
abgetanzt. – Ein sittsam Häubchen  
zierte nun das liebe Weibchen.  
Darauf begann ein zweiter Tanz  
mit den Weibern ohne Kranz.  
Endlich kam sie sittsam nett  
zu mir in das Ehebett

Wir erflehten Ehestands Segen  
uns sogleich beim Niederlegen.  
Nach dem Beten gings ans Küssen,  
weiter wird man denken müssen,  
doch wir wissen ganz genau:  
Ich war Mann, sie wurde Frau!  
Als wir nun vergnügt erwachten  
und die Freuden überdachten,  
welche uns in dieser Nacht  
Hymen reichlich zudedacht,  
so kam die Mama gegangen,  
angetrieben vom Verlangen,  
nachzufragen, ob die Nacht  
auch vergnügt sei zugebracht,  
und sie fand zu ihrer Freude  
ihre beiden jungen Leute

sehr vergnügt, denn fern von Harm  
lag mein Bräutchen mir im Arm.  
Nachdem Kundschaft eingezogen,  
ob die Lieb wohl zugeflogen,  
und die Auskunft wahr und klar  
über die Erwartung war,  
so befahl sie zum Erfrischen  
uns den Coffee aufzutischen,  
und den nahmen wir dann fein  
unter muntren Scherzen ein.

Nun in neunundzwanzig Jahren  
läßt sich mancherlei erfahren,  
manches Gute, manchen Schmerz,  
beide sind dahin geschwunden,  
beide haben wir empfunden,  
und wir staunen heut' vergnügt,  
jeder Schmerz ist ja besiegt.  
Wir erzeugten vierzehn Kinder,

der Verstorbnen Zahl ist minder,  
Gott sei Dank für jedes Kind,  
da noch acht am Leben sind.  
Jene finden wir einst wieder,  
wenn man die erstarrten Glieder  
endlich in die Erde senkt,  
und der Tod uns Ruhe schenkt.  
Diese werden weil wir leben,  
uns noch manche Freude geben,  
trifft mitunter auch ein Schmerz  
unser elterliches Herz,  
müssen wir gleich manche Plagen,  
weil wir leben, noch ertragen.  
Oh! So wird doch frei von Pein  
jenseits unsre Ruhe sein.  
Weil wir noch hienieden wallen,  
wirst Du mir, ich Dir gefallen.  
Du bist mein und ich bin Dein,  
wird die Losung ferner sein.

Heinrich Medicus war auch als Poet sehr fleißig, er schrieb insgesamt 120 Gedichte zu vielerlei Gelegenheiten. Sie sind in einem Band zusammengefaßt und befinden sich, im Original, im Familienarchiv der Familie Medicus in Österreich. Die Lektüre hat den Verfasser so fasziniert, daß er möglichst alles von diesem bemerkenswerten Herrn kennenlernen möchte. Der Heimatverein Lichtenau bemüht sich Heinrich Medicus' Lebenswerk wenigstens als Kopie in seinem heimatgeschichtlichen Archiv zu sammeln, lassen Sie mich, lieber Leser, an dieser Stelle die Bitte aussprechen, wenn Sie Schriften von Heinrich Medicus besitzen, und sei es auch nur als Kopie, oder wenn Sie Kenntnis davon haben, wer solche Schriften besitzt, lassen Sie es uns wissen, wir sind daran interessiert, möglichst alles, was er geschrieben hat, zusammenzutragen, damit kommende Generationen es nicht so schwer haben, seinen Spuren zu folgen.

# Georg Anton Bredelin (1752–1814)

Ein begabter Dichter und Schulmeister aus Biberach an der Riß

*Frank Schrader*

## *Vorbemerkung*

Die Stadt Wolfach gehört zu den wenigen Orten der schwäbisch-alemannischen Fasnetlandschaft, in denen noch regelmäßig Fasnetspiele stattfinden. Über 80 Spiele sind hier im Verlauf von fast zweihundert Jahren entstanden, wobei der verdiente Wolfacher Heimatforscher Josef Krausbeck wohl die meisten Spiele geschrieben, ausgestaltet oder aufgeführt haben dürfte. Ihm gelang es auch, das älteste Festspiel, „Die Weibermühle von Tripstrill“ von Georg Anton Bredelin, wieder nach langer Pause auf die Bühne zu bringen. Auf seine Anregung hin entstand dieser Bericht, der all das enthält, was er in den vergangenen Jahren über den Autor der Weibermühle entdeckte sowie die Erkenntnisse, die ich seit dem 200. Jubiläum des Singspieles erlangen konnte, vor allem die bislang unbekanntten Werke Bredelins, das Singspiel „Das Ziel und End des Menschen“ und das Gedicht „Minervens letztes Fest“, die sich in der F. F. Hofbibliothek Donaueschingen fanden.

## *1. Herkunft, Familie<sup>1</sup>*

Im Jahre 1752, am 18. September, erblickte Georg Anton Bredelin als Sohn des Senators und Kriegskassiers Lorenz Bredelin und der Barbara Rauch in der alten Reichsstadt Biberach an der Riß das Licht der Welt. Die Bredelins waren eine der reichsten und angesehensten Familien der Stadt, die schon 1389 erstmals erwähnt wurde. Das Bürgerbuch (1490–1792) verzeichnet 1688 einen Martin Bredelin, Handelsmann aus Damaso am Comer See, der sich mit der Jungfer M. Barbara Glaser verheiratete. Zu den Kriegskosten im spanischen Erbfolgekrieg hatte ein Martin Bredelin in den Jahren 1702–1704 den für die damalige Zeit sehr hohen Betrag von 1623 fl 16 kr beizusteuern. Ein Bruder Georg Antons wurde Kaufmann, ein zweiter Geistlicher, und seine Schwester heiratete den Senator von Braunendal.

## *2. Seine Ausbildungszeit in Biberach und Marchtal*

Georg Anton Bredelin besuchte jedenfalls die katholische Lateinschule<sup>2</sup> zu Biberach und studierte danach, vermutlich an der Klosterschule Oberarchtal, Philosophie<sup>3</sup>. Hier kam er vielleicht in Kontakt mit dem schwäbischen Dialektdichter Sebastian Sailer (1714–1777)<sup>4</sup> und lernte den Typus

der „Schulcomödie“ kennen, die in den meist mit einer höheren Schulanstalt verbundenen oberschwäbischen Klöstern heimisch war. Vor allem Marchtal genoß auf dem Gebiet des Singspieles im 18. Jahrhundert einen besonderen Ruf<sup>5</sup>. Aus der Zeit von 1751 bis 1777 sind noch zahlreiche Schuldramen bekannt<sup>6</sup>, wohl zum Großteil von Sebastian Sailer, darunter aber auch ein deutsches Singspiel „Die Seufzer der gefesselten Sinnen“ auf Abt Ignatius Stein (aus Rottenburg a. N.) von dessen Pflegekind G. A. B., gedruckt in Ulm 1771, 14 Seiten<sup>7</sup>. Ob der sich hinter dem Kürzel G. A. B. verbergende Klosterschüler Georg Anton Bredelin war, ließ sich bislang nicht klären. Die Dichter der Stücke hat man „wohl stets im Kloster selbst zu suchen. ... Beinahe alle ... sind ... mit Musik durchsetzt, deren Komponisten man unter den zahlreichen musikalisch gebildeten Konventualen zu suchen haben wird“<sup>8</sup>. Die „Schulcomödien“ bildeten meist den festlichen Rahmen zu feierlichen Schulakten, Schlußprüfungen oder Disputationen.

Er beendete allerdings sein aussichtsreiches Studium nicht, da ihm sein Vater „wegen einer moralischen Verfehlung“ die finanzielle Unterstützung versagte<sup>9</sup>.

### 3. Seine Hayinger Zeit

Am 26. Juni 1778 heiratete Bredelin die Witwe des Hayinger Lehrers Aegydius Knupfer, Maria Knoll, und wurde dort Fürstlich Fürstenbergischer Stadtpräzeptor<sup>10</sup>. Im Hayinger Taufbuch finden sich drei seiner Kinder: Laurentius Sebastian, \*12. 10. 1779, Walburga Katharina, \*10. 11. 1780 (Mutter jeweils Maria Knoll) und Franciscus Aloisius, \*Illeg 16. 01. 1783 (Mutter ist die ledige Anna Knupfer, vermutlich die Stieftochter aus der ersten Ehe seiner Frau).

Während seiner Hayinger Dienstzeit dichtete und komponierte er mehrere Singspiele, von denen sich bislang nur das am 1., 3. und 8. April 1781 aufgeführte Stück „Das Ziel und End des Menschen“ nachweisen läßt<sup>11</sup>. (Auf Seite 2 des Textbüchleins steht geschrieben, daß dieses „wiederum ganz neue Stück, samt dem Musiksatze ... *abermal* von dahiesigen Stadtpräceptor Bredelin“ ist.) Die Kinder aus der ersten Ehe seiner Frau übernahmen die Rollen der Religion (Fidel Knupfer, \*1765), der Uranie oder die menschliche Seele (M. Anna Knupfer, \*1767) und des Gesichtes (Joseph Knupfer, er wäre allerdings erst 6 Jahre alt gewesen. Es ist also vielleicht ein Namensvetter.)

Im „Vorbericht“ heißt es über den Inhalt: „Nur eines ist nothwendig: Nämlich daß wir uns bestreben, Gott auf dieser Welt zu dienen, welches unser erstes, – und dann Ihn einstens im Himmel zu besitzen, welches unser letztes Ziel und Ende ist;

denn nur deßwegen hat uns 1) Gott der Vater erschaffen. 2) Der Sohn erlöset, und 3) der heil. Geist geheiligt: Welche drey Beweise die drey Theile unsers gegenwärtigen Singspiels geben werden. In (den zwei eingeschobenen Aufzügen) der Prose wird uns der große Verächter der Welt, der heil. Arsen, der die wahre Christen-Philosophie nach ihrem ganzen Umfange besaße, ausführlich unterrichten, wie sehr wir jene Dinge zu fliehen haben, die uns von unserem erst = und letzten Ziel und Ende abhalten ... “

Von der „Prose“ ist nur der Inhalt wiedergegeben. Das Stück steht also ganz in der Tradition der klösterlichen Schulcomödie: Die „geistlichen Dramen hatten ... Zwischenspiele, ... welche denselben Stoff noch einmal, aber in Allegorien behandelten“ und stets musikalisch ausgearbeitet waren. „Die Programme aus dieser Zeit theilen für die Cantate den Text vollständig mit, für das Schauspiel ... bloß ... den Inhalt“<sup>12</sup>. Die Musik schloß sich dem „Kirchenstyle“ der Zeit an, die Chöre waren meist Kirchenlieder<sup>13</sup>. Bredelins Musik ließ sich bis jetzt nicht auffinden<sup>14</sup>.

#### *4. Bredelins Hausacher Dienstzeit*

In Donaueschingen besuchte Bredelin 1784 einen Normallehrkurs und tauschte seine Schulmeisterstelle in Hayingen mit der von Lehrer Nepomuk Hirler in Hausach. Die Stadt „begunnte“ im 1785 ein „Öfele“ für sein neues hinteres „Stüble“<sup>15</sup>. Er wurde wegen seiner hervorragenden Leistungen 1787 zum Fürstlich Fürstenbergischen Schulvisitator ernannt<sup>16</sup>. Durch den Leichtsinns und die Unhäuslichkeit seiner kränklichen Ehefrau kam er, der 83 fl 36 kr, ab 1786 zusätzlich 50 fl aus dem Landesschulfonds<sup>17</sup> und 20 fl aus der Wolfacher Almosenstiftung im Jahr verdiente, in große finanzielle Schwierigkeiten. Nach Angabe des damaligen Oberamtmannes von Schwab<sup>18</sup>, der sich um eine Verbesserung der Verhältnisse Bredelins bemühte, betrug seine Schulden ca. 800 fl. Sein Vater weigerte sich weiterhin, den Sohn zu unterstützen; auch die Fürsprache der Fürstin von Fürstenberg konnte ihn nicht umstimmen, denn mit seiner „unseriösen“ Schwiegertochter war er offensichtlich überhaupt nicht zufrieden<sup>19</sup>.

Über den Hausacher Pfarrer beklagte sich Bredelin 1786 bei Landvogt von Schwab, da er seinen verkrüppelten Sohn nicht leiden könne, daß er stets gegen ihn arbeite und ihn hasse, warum wisse er nicht<sup>20</sup>.

Allen Widrigkeiten zum Trotz fand Georg Anton im selben Jahr die Muße, ein Huldigungsgedicht zum Namenstag (19. März) der beiden Fürsten Joseph Maria Benedikt von Fürstenberg und dessen Schwiegervater Joseph Wilhelm Eugen von Hohenzollern-Hechingen zu verfassen: „Minervens letztes Fest“<sup>21</sup>. Es zeigt, welche hohe Bildung er während seiner Studienzeit

erlangte: In den Fußnoten zählt er die Quellen des Gedichts auf, die die meisten antiken Dichter umfassen und deren Werke er offensichtlich besaß. (Am 29. 12. 1806 wurde seine Bibliothek mit 600 [!] Bänden versteigert<sup>22</sup>.)

Fürst Joseph Maria Benedikt liebte, wie schon sein Vater und später sein Sohn, theatralische Aufführungen sehr und unterstützte sicher auch seinen Hausacher Schulmeister, der sich dafür vielleicht mit dem Gedicht revanchierte. Ob es als Prolog einer Theatervorstellung in der Residenzstadt diente, wo regelmäßig zu Namens-, Geburts- und sonstigen Feiertagen unter der Leitung der Fürstin Maria Antonia im Hoftheater gespielt wurde<sup>23</sup>, ist ungewiß. Ein Theaterzettel vom 19. 3. 1786 ist jedenfalls nicht im F. F. Archiv Donaueschingen vorhanden.

Abt Placidus III. von Schuttern, der ein „guter Violonist und feiner Beurtheiler von Tonkunstsachen“ war<sup>24</sup>, erkannte den Wert des dichtenden Schulmannes, beglich seine Schulden und stellte ihn 1788 als Professor der lateinischen Sprache an der Lateinschule des Klosters Schuttern an, die allerdings nur noch ein Jahr bestand. Auch in Schuttern wurde, ähnlich wie in Obermarchtal, das Theaterspiel gepflegt. Vom Spielrepertoire hat sich aber fast nichts erhalten<sup>25</sup>. Sein Stiefsohn Fidel Knupfer übernahm die Hausacher Schulstelle, die er jedoch durch einen Fehltritt mit Katharina Wölfle verlor und schließlich in Zell a. H. als Provisor amtierte<sup>26</sup>.

Bereits 1789 kam Bredelin wegen der Auflösung der Klosterschule wieder nach Hausach, wo er noch acht Jahre segensreich wirkte. Ein Pfarrer Hoßner schrieb in den Visitationsakten 1794: „Die Hausacher Schule gewinnt immer mehr unter der fortdauernden Anstrengung des vortrefflichen Lehrers Georg Anton Bredelin“. 1794–1797 übernahm er abermals das Amt des Schulvisitors. In dieser Eigenschaft schrieb er ein Büchlein mit dem Titel „Biblische Beispiele über die vornehmsten Gegenstände der Religionslehre“, das er 1796 in der Nummer 59 der Karlsruher Zeitung anbot. Es konnte bislang nicht aufgefunden werden.

Nach Bischoff soll Bredelin großen Wert auf gutes Deutsch gelegt haben und gegen den Dialekt zu Felde gezogen sein. Bei der Bevölkerung war er trotzdem wegen seiner Weisheit noch nach seinem Weggang lange beliebt. Unbekannt ist, ob er während seiner Hausacher Dienstzeit weitere Werke verfaßte (seine Weibermühle wird weiter unten besprochen) und inwieweit er mit der Wolfacher Commedianten-Compagnie zusammenarbeitete, die vielleicht von ihm sogar gegründet oder geleitet wurde und die 1788 eine „Fuxencomödie“ auf ihrem „Theatrum“ darstellte, bei der unter Leitung des Präzeptors (Bredelin?) die Schulkinder mitwirkten<sup>27</sup>.

Zu seinen Aufgaben zählte neben der Unterrichtung der Schüler auch die der Lehrer im Oberamt Wolfach<sup>28</sup>. Seine Notiz im Visitationsbericht von 1794 zeigt die Notwendigkeit der Lehrerfortbildung: „Mit Ausnahme der Lehrer in Wolfach ... , machen alle orthographische Fehler und wissen oft nicht, was Hauptwörter sind“<sup>29</sup>. Seinen letzten Visitationsbericht verfertigte er am 31. Juli 1797. Der Obervogt von Schwab berichtete am 9. 11. 1797 dem Fürsten: „Im Anschluß folget ihr erst ihm ... vorigen Monaths dahier eingetroffenen Schulvisitationsbericht des nacher Biberach als Magister abgekommenen Hausachischen Lehrers und Schulvisitators Bredelin“<sup>30</sup>. Sein zweiter Stiefsohn Joseph Knupfer übernahm die vakante Präzeptorenstelle, nachdem Bredelin die Stadt Hausach gebeten hatte, die Nachfolgefrage seiner Stieftochter Maria Anna Knupfer zu überlassen, was ihm wegen der Verdienste um die Stadt bewilligt wurde. (Joseph gründete und dirigierte später die Hausacher „Türkische Musik“<sup>31</sup>).

### 5. Bredelin und das Biberacher Theater

1797 kehrte Bredelin also wieder in seine Heimatstadt zurück, die zu der Zeit neben Ulm eine der größten und bekanntesten Städte Oberschwabens war. Er übernahm die Stelle des Kasimir Böhm an der katholischen Lateinschule, die im 18. Jahrhundert nur noch einen Lehrer hatte, der Magister hieß und den Elementarunterricht in lateinischer Sprache vermittelte. Nach dem Übergang Biberachs an Baden richtete die Regierung im Jahre 1806 das gemischte Gymnasium beider Konfessionen im Gebäude der ehemaligen katholischen Professoratsschule ein, die bis zum Ende der Reichsstadt neben der katholischen Lateinschule bestand. Der Unterricht in den alten Lateinschulen hörte nun auf. Ab dem 20. 6. 1806 leiteten die Musikdirektoren Magister Bredelin und Justin Heinrich Knecht (1752–1817)<sup>32</sup> den Musikunterricht an der neuen Lehranstalt<sup>33</sup>. Ersterer vermählte sich nach dem Tode seiner Frau 1810 mit Anna Renz und ging drei Jahre später unter Beibehaltung eines Teils seiner Besoldung in Ruhestand. Einem Verwandten schrieb er im gleichen Jahr ins Stammbuch:

„Von einem invaliden Lehrer  
Nimm diese kranken Zeilen hin,  
Ich bleib als Vetter Dein Verehrer  
Und heiß: Magister Bredelin“<sup>34</sup>.

Im Alter von 62 Jahren verstarb er am 15. November 1814.

Auch in seinen letzten Jahren widmete sich Georg Anton Bredelin in seiner freien Zeit der Musik und Schauspielerei, die in Biberach schon lange Tradition war<sup>35</sup>. Bereits im Jahre 1655 erfährt man von Schülerschauspie-

len, und von 1686 an bestand eine ständige Komödiantengesellschaft beider Konfessionen mit zunftartigen Einrichtungen, in der aber zu Beginn des 18. Jahrhunderts keine katholischen Bürger mehr vertreten waren. Vor 1725 gründete sich eine eigene katholische Gesellschaft, deren Akten anscheinend verlorengingen. Die vor 1804 aufgeführten Stücke sind deshalb nicht bekannt<sup>36</sup>.

Die alte, nun evangelisch genannte Vereinigung zeigte zunächst häufig Schauspiele mit biblischen und historischen Themen, später auch Dramen bekannter Dichter, z. B. 1761 unter der Leitung von Christoph Martin Wieland erstmals in Deutschland ein Werk Shakespeares in deutscher Übersetzung. Zahlreiche Opern und Singspiele von Justin Heinrich Knecht waren neben den damals viel gespielten Modestücken (u. a. von Kotzebue) oft auf dem Biberacher Theater zu sehen. Bis 1858 fanden alle Aufführungen in der alten „Schlachtmetzig“ statt, deren Innenansicht die erste der drei sog. Biberacher Theatertafeln aus dem Jahre 1749 zeigt. Auf der dritten Tafel, „Die Tragische und die Komische Muse“ (1800, von Joseph Anton Neher?), sind die Wappen und Namen der Mitglieder der katholischen Komödiantengesellschaft abgebildet, darunter am rechten Pfeiler „Georg Anton Bredelin, Mag. 2ter Vorsteher“<sup>37</sup>. Auf Wunsch des badischen Oberamtes wurden 1804 beide Schauspielvereinigungen zusammengelegt, nachdem sie bereits mehrfach gemeinschaftlich Vorstellungen gegeben hatten und sich vornehmlich in der Musik gegenseitig unterstützten. Die katholischen „Acteurs“ luden z. B. die evangelischen ein, das Singspiel in drei Akten „Die Wilden“, gedichtet von einem Herrn Schneider (auf dem Theaterzettel steht Schmieder) und komponiert von Magister Bredelin, und das Schauspiel „Der Gefangene“ von Kotzebue aufzuführen; die gemeinsamen Vorstellungen fanden am 16. und 25. Mai 1802 statt<sup>38</sup>. Sowohl der Text als auch die Musik des Singspieles haben sich nicht in Biberach erhalten. Elf Jahre nach Bredelins Tod kam seine große Oper „Der Berggeist“ nochmals auf die Biberacher Bühne<sup>39</sup>. Die Gesamteinnahmen aus drei Vorstellungen betragen 200 fl 38 kr. In der Handschrift „Bürgerliche Schauspieler-Gesellschaft in Biberach an der Riß 1819–1849“, S. 48 (im Wielandmuseum Biberach) ist die Aktorenliste der Oper überliefert sowie der Theaterzettel vom 25. März 1825:

„13. März 1825: [ ... ]

Der Fürst von ...	Herlinger
Bergmeyster Müllner [Möllner?]	Schwalb
Eduard seyn Sohn	Wenzel
Malchen deßen Tochter	Jgfr Fuchs
Hermann ein Bauer	Brunner
August seyn Pflegesohn	Jgfr Fuchs
Lisette seyne Tochter	Jgfr Bopp



Lene	Jgfr Näher
Ruppel ein alter Bergmann	Angele
Wenzel ein junger Bergmann	Fuchs
Ein Bergbothe	Adolf Lieb
Mehrere Bergleute“.	

Auch hier ist weder Text noch Musik bekannt.

Bredelin spielte nicht nur Theater, sondern leitete auch Konzerte: Als im Jahre 1802 Haydns Schöpfung in Biberachs Stadtpfarrkirche mit Unterstützung der Konventualen der Klöster Ochsenhausen und Obermarchtal erklang, teilten sich Justin Heinrich Knecht und er die Direktion<sup>40</sup>. Es war vermutlich die dritte Wiedergabe des Oratoriums in Süddeutschland nach Donaueschingen am 20. April 1800 und Kloster Ottobeuren am 16. November 1801<sup>41</sup>. Ein Portrait Bredelins entstand in jenen Jahren, gemalt von Karl Joseph Bernhard Neher d. Ä. (1743–1801) in Öl auf Leinwand, das sich jetzt im Biberacher Braith-Mali-Museum befindet. „Der [ ... ] Dargestellte steht in grünem Rock und weißer seidener Weste mit Goldstickerei vor roter Draperie; er trägt eine kurze Perücke und hält in den Händen eine Schnupftabaksdose“<sup>42</sup>.

### 6. Die Weibermühle von Tripstrill<sup>43</sup>

Die Entstehungszeit des ältesten und schönsten Wolfacher Fasnetspieles ist bis jetzt nicht genau feststellbar<sup>44</sup>. Jedenfalls schrieb Bredelin sie während seiner Hausacher Dienstzeit zwischen 1784 und 1797, sonst wäre sie wohl schwerlich nach Wolfach gekommen. In jener Zeit wird hier ja auch die Comedianten-Compagnie erstmals erwähnt (s. o.), die das Stück gespielt haben dürfte.

Bredelins Spiel ist der älteste bekannte schriftliche Beleg für die Verbindung der schon im Mittelalter in Populärgraphik und Dichtung auftauchenden Verjüngungsmühle mit der ebenfalls seit alter Zeit im Sinne eines Utopia oder Narragonien verwendeten Ortsbezeichnung „Tripstrill“, die in dieser Bedeutung sicher nicht auf das schwäbische Tripstrill (eigentlich Trefentrill) bei Brackenheim zurückgeht<sup>45</sup>. Es gibt noch einige weitere theatrale Realisierungen des Themas, ein vollständig gesungenes Stück ist aber nur aus Wolfach bekannt<sup>46</sup>. Interessanterweise steht der Eingangschor eines Spieles aus Tirol<sup>47</sup> von 1814 fast im selben Versmaß wie Bredelins Text, auch stimmen zwei der Frauennamen überein (Tirol: Lißl und Durl, Wolfach: Lieserl und Durethä). Vielleicht hatte also die Tiroler die Wolfacher Weibermühle als Vorbild, oder beide gehen auf ein nicht mehr vorhandenes älteres Spiel zurück.

Nachweislich aufgeführt wurde die Weibermühle in Wolfach 1836, 1858, 1892, 1973, 1977, 1982, 1987 und 1992. In vielen Fasnetspielen wirkte sie außerdem ohne Bredelins Text und Musik mit. Gedruckte Textbüchle erschienen 1858 und 1892 mit Lithographien von A. Neef sowie 1973 und 1987 mit ausführlichen Anmerkungen von Josef Krausbeck. Die Melodie, die manche Anklänge an Volkslieder hat, aber bislang nur in Wolfach feststellbar ist und die Bredelin selbst geschrieben haben dürfte, wurde erst um 1950 durch den damaligen Dirigenten der Stadtkapelle, Eugen Lang, notiert. Zum damals vermuteten 150. Jubiläum kam zwei Jahre später eine auf 20 Minuten verkürzte und durch Georg Straub modernisierte Version auf die Festspielbühne vor dem Rathaus in Verbindung mit den „Närrischen Olympischen Ausscheidungskämpfen“, dem eigentlichen Festspiel. Die 81jährige Spielpause der Originalfassung geht auf den nach dem Rathausbrand von 1892 entstandenen Aberglauben zurück, immer, wenn man das Spiel aufführen würde, bräche noch im gleichen Jahr als „Strafe Gottes“ ein Brand aus. Wer für das Stück eintrat, wurde gar als möglicher Brandstifter verdächtigt<sup>48</sup>. „Da mutet es wie eine Ironie des Schicksals an, daß ausgerechnet beim großen Schloßbrand im Jahre 1947, bei dem fast sämtliche größere Requisiten der Narrenzunft“ verbrannten, „der hölzerne Kasten der Weibermühle (angeschafft 1937) vom Feuer verschont blieb“<sup>49</sup>. Die Wolfacher Fasnetgestalt „die Alden Rungunkeln“, deren Name auf einen Fasnetspruch und die Erwähnung von „Rungunkel“ (im Sinne von altes Weib) in der Weibermühle zurückgeht, halten jedes Jahr die Erinnerung an das Spiel wach durch ihre Darstellung derselben bei den Fasnetumzügen, wobei sie die Mühle per Traktor um die Stadt mitziehen und unter wildem Geschrei und Gebaren in hübsche Mädchen verwandelt werden.

Der Südwestfunk verwendete die Straubsche Kurzfassung 1952 für ein Hörspiel, verfaßt von SWF-Redakteur Horst Scharfenberg, das dieser 1963 in gelungener Weise verfilmte (sieht man von der verkürzten Weibermühle ab)<sup>50</sup>. Der bekannte Fasnetforscher Wilhelm Kutter erkannte den Wert des Bredelinschen Textes (schon Johannes Künzig wies in seinem Buch „Die alemannisch-schwäbische Fasnet“, Freiburg i. Br. 1950, darauf hin, daß man das Spiel wieder in guter musikalischer Bearbeitung aufführen solle), und brachte im Süddeutschen Rundfunk Stuttgart eine Aufnahme, die er 1960 in Wolfach machte, Josef Krausbeck schrieb dazu verbindende Texte, denn sonst hätte der Hörer kein richtiges Bild der Handlung bekommen. Es dauerte nun noch 13 Jahre, bis es Krausbeck endlich gelang, gegen den Widerstand aufgrund des Aberglaubens, auch in Reihen des Narrenrates, wieder das „musikalische Nachspiel in 1 Aufzuge“ in Originalfassung auf die Bühne am Marktplatz zu bringen. Er ergänzte dabei das Spiel durch gedichtete Sprechertexte und zwei Strophen seines 1955 entstandenen Liedes über die Weibermühle, um ein leichteres Verständnis zu ermöglichen.

Die nächste Aufführung 1977 filmte das Institut für den Wissenschaftlichen Film (IWF), so daß Bredelins Spiel nun allen volkskundlich Interessierten, dreisprachig kommentiert, an den europäischen Hochschulen zur Verfügung steht<sup>51</sup>. Zum 200. Jubiläum, zehn Jahre später, entstand schließlich in der Wolfacher Festhalle die gelungene Verfilmung des Stückes durch das Videostudio Beurovision auf Initiative von Narrenrat Ditmar Beu. Die Kamera und Bildregie führte Konrad A. Frick. Den Ton dieser Aufführung mitsamt den Wolfacher Fasnetliedern aus dem „grünen Büchle“ gibt es nun außerdem noch auf Toncassette. Das Spiel ist somit jedermann dank moderner Videotechnik in Ton und Bild zugänglich. Was würde wohl Georg Anton Bredelin zu dieser ungeahnten Popularität und Wertschätzung seines Spieles zweihundert Jahre nach der Entstehung sagen?

#### *Anmerkungen*

- 1 Aus dem Leben des Musikdirektors Georg Anton Bredelin (1752–1814), in: Schwäbische Zeitung 10. 6. 1961. Familienregister der kath. Pfarrei St. Martin Biberach, S. 104. Mitteilungen des Herrn Bredelin, wohnhaft bei Düsseldorf – ein Nachfahre des Bruders von Georg Anton Bredelin.
- 2 Ausführlich beschrieben ist sie in: Karl Wöhrle, Aus der Geschichte der höheren Knabenschule in Biberach an der Riß. Ein Beitrag zum Jubiläum des 25jährigen Bestehens der Wielandoberschule für Jungen, Biberach a. R. 1953.
- 3 Franz Disch, Chronik der Stadt Wolfach, Karlsruhe 1920, S. 313. Er soll auch an der Hohen Schule Tübingen studiert haben. Siehe Hermann Schneider-Strittmatter, Chronik der Stadt Hausach, Karlsruhe 1966, S. 126. Die Chronik basiert auf den Aufzeichnungen des Herrn Bischoff, die zumeist direkt aus den Quellen zusammengestellt wurden und im Hausacher Heimatmuseum und Archiv einzusehen sind.
- 4 August Holder, Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung mit vielen Bildnissen mundartlicher Dichter und Forscher, Nachdruck der 1896 in Heilbronn erschienenen Ausgabe, Kirchheim/Teck 1975, S. 52 ff.
- 5 Marchtaler Lehrer-Akademie. Festschrift zur Eröffnung der Kirchlichen Akademie der Lehrerfortbildung Obermarchtal, Hrsg. Max Müller, Ulm 1978, S. 198.
- 6 M. Johner, Drei bisher unbekannte Schuldramen des P. Sebastian Sailer, in: Diöcesan-Archiv von Schwaben, 23. Jahrgang 1905, S. 20-25.
- 7 Paul Beck, Klostertheater in Marchthal – ein Beitrag zur Geschichte des Schuldramas in Schwaben, in: Diöcesan-Archiv von Schwaben, 11./12. Jahrgang 1894, S. 49–51, 61–63, 71–72, 75–76, 96. S. 50. Die darin erwähnten Textbücher befinden sich im Fürst Thurn-und-Taxischen-Zentralarchiv und Hofbibliothek Regensburg unter den Standnummern Ma. 1367 bis 1375, die ich bislang nicht einsehen konnte.
- 8 ebd.
- 9 Schneider-Strittmatter, Chronik der Stadt Hausach, S. 126.
- 10 Familienregister St. Martin, S. 104, In Johannes Schwendele, Geschichte der Stadt und Pfarrei Hayingen, Riedlingen 1958, S. 68, wird er fälschlicherweise als Schultheiß von Hayingen für die Jahre 1779–1782 genannt.
- 11 Originaldruck in der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen, Standnummer: I UB 3g.

- 12 J.[ohann] B.[aptist] Trenkle, Ueber süddeutsche geistliche Schulcomödien, in: Freiburger Diöcesan-Archiv 2. Band 1866, S. 129–190, S. 144f.
- 13 J.[ohann] B.[aptist] Trenkle: Ueber die Musik in den Ortenauischen Klöstern. Culturgeschichtliches, in: Freiburger Diöcesan-Archiv, 3. Band 1868, S. 165–186, S. 168 Fußnote 4.
- 14 Bereits im Jahre 1662 wurde in Hayingen Theater gespielt: Pfarrer Johann Michael Gall führte eine von ihm geschriebene „Comödie“ auf, die er dem Abte von Marchtal widmete. Johannes Bolte, Kleine beiträge zur geschichte des dramas: 1. Handschriftliche dramen in Donaueschingen, in: Zeitschrift für Deutsches Alterthum und Deutsche Litteratur, 32. Band (N. F. 20. Band) 1888, S. 1-8, S. 5 ff.
- 15 Nach den Aufzeichnungen von Bischoff.
- 16 Disch: Chronik Wolfach, S. 337.
- 17 ebd., S. 330.
- 18 Landvogt Valentin von Schwab ist ein Vorfahre des Autors dieses Berichtes.
- 19 Schneider-Strittmatter, Chronik der Stadt Hausach, S. 126.
- 20 Nach den Aufzeichnungen von Bischoff.
- 21 Der nicht genannte Drucker war jedenfalls auch Johann Matthäus Mieth, denn er hatte ab 1777 das „Privilegium exclusivum“ alle Buchdruckerarbeiten inner Landes auszuführen. Disch: Chronik Wolfach, S. 514. Der Druck befindet sich in der F. F. Hofbibliothek, Standnummer I UC4, Josef M.
- 22 Aus dem Leben des Musikdirektors Georg Anton Bredelin (1752–1814).
- 23 Das Fürstlich Fürstenbergische Hoftheater zu Donaueschingen 1775–1850. Ein Beitrag zur Theatergeschichte. Bearb. von Georg Tumbült, Fr. Dollinger. Donaueschingen 1914, S. 1, 14, 41ff.
- 24 F. S. A. von Böcklin, Beiträge zur Geschichte der Musik, besonders in Deutschland, Freiburg 1790, S. 119. Zitiert nach Trenkle, Ueber die Musik in den ortenauischen Klöstern, S. 173.
- 25 Trenkle: Ueber süddeutsche geistliche Schulcomödien, S. 150.
- 26 Schneider-Strittmatter: Chronik der Stadt Hausach, S. 126 f.
- 27 Disch: Chronik Wolfach, S. 116.
- 28 ebd. S. 328: „1796 stirbt ... Johann Heitzmann ... Sein Sohn ... hat bei Georg Anton Bredelin in Hausach die vorgeschriebene verbesserte Lehrart erlernt ...“
- 29 zitiert nach: ebd. S. 327 Fußnote.
- 30 In den Visitationsakten im F. F. Archiv.
- 31 Nach den Aufzeichnungen von Bischoff.
- 32 E. Kauffmann, Justin Heinrich Knecht, ein schwäbischer Tonsetzer des 18. Jahrhunderts, Tübingen 1892.
- 33 Wöhrle: Aus der Geschichte der höheren Knabenschule in Biberach an der Riß, S. 28, 36.
- 34 Kunst und Wissenschaft, in: Anzeiger vom Oberland, Biberach an der Riß, No. 246, 29. Oktober 1909.
- 35 Über das Biberacher Theater: L.[udwig] F.[elix] Ofterdinger, Geschichte des Theaters in Biberach von 1686 bis auf die Gegenwart, in: Württ. Vierteljahreshefte für Landesgeschichte Band VI 1883, S. 36–45, 113–126, 229–242.
- 36 Erhard Bruder: Biberach an der Riß. Bildnis einer oberschwäbischen Stadt. Biberach a. R. 1950, S. 113.
- 37 Herbert Hoffmann, Städtische Sammlungen (Braith-Mali-Museum) Biberach an der Riß: Katalog der Gemälde und Skulpturen bis 1900. Mitarb. Dr. Kurt Diemer, Band III a. Biberach a. R. 1975, S. 37 ff.

- 38 Ofterdinger, Geschichte des Theaters in Biberach von 1686 bis auf die Gegenwart, S. 231, 234.
- 39 Das Datum der Erstaufführung ist mir nicht bekannt.
- 40 August Bopp, Das Musikleben in der freien Reichstadt Biberach ... Kassel 1930, Veröffentlichungen des Musikinstituts der Universität Tübingen, Heft VII, S. 64. Aus dem Leben des Musikdirektors Georg Anton Bredelin (1752–1814).
- 41 Friedrich Baser, Musikheimat Baden-Württemberg, Tausend Jahre Musikentwicklung. Freiburg 1963, S. 168. Jakob Zeidler, Aus dem Schul- und Theaterleben von Ottenbeuren, in: Diöcesan-Archiv von Schwaben. 18. Jahrgang, 1900, S. 128–137, S. 137.
- 42 Hoffmann, Städtische Sammlungen (Braith-Mali-Museum) Biberach an der Riß, S. 64.
- 43 Josef Krausbeck, Aus der Geschichte der Wolfacher Fasnet, in: Die Ortenau, Veröffentlichungen des Historischen Vereins Mittelbaden 35 (1955), S. 130–141; 36 (1956), S. 55–62. Ders., Wolfacher Fasnet in Geschichte und Dichtung. Kurze Geschichte der Fasnet, Fasnetlieder, Fasnetsprüche, Die Weibermühle von Tripstrill, Wolfach 1973. Ders., 200 Jahre „Altweibermühle“ in Wolfach, in: Die Ortenau, Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden, 66 (1986), S. 357–376.
- 44 Nach der Metzger-Augustschen Chronik (Handschrift im Stadtarchiv Wolfach) entstand sie 1802. Der älteste, handschriftliche Text stammt aus dem Jahre 1803 (im Heimatmuseum Wolfach).
- 45 Johannes Bolte, Die Altweibermühle. Ein Tiroler Volksschauspiel, in: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen. 102. Band 1899, S. 241–266, S. 249 ff. In diesem Bericht wird belegt, daß auch der Begriff Pelzmühle statt Weibermühle gebräuchlich war. Zwischen Elzach und der Heidburg, auf Biederbacher Gemarkung, befindet sich ein mit Pelzmühle benanntes Haus, dessen Name jedoch vermutlich von der Bezeichnung „Belz“ für bachbegleitende Bepflanzung abstammt.
- 46 Franz Simon und Rolf Wilhelm Brednich, Mitteleuropa, Baden – Die Altweibermühle in der Wolfacher Fastnacht, Film E 2455 des IWF, Göttingen 1978. Publikation von R. W. Brednich, Publ. Wiss. Film., Sekt. Ethnol., Ser. 9, Nr. 3/E 2455 (1979), S. 9. Die 1961 von Karl Rudi Griesbach geschriebene Oper „Die Weibermühle“ ist mir im Moment nicht zugänglich.
- 47 Abgedruckt in: Bolte: Die Altweibermühle, S. 254 ff.
- 48 Disch, Chronik Wolfach, S. 443, Krausbeck: 200 Jahre „Altweibermühle“ in Wolfach, S. 358.
- 49 Krausbeck, Wolfacher Fasnet in Geschichte und Dichtung. Kurze Geschichte der Fasnet, Fasnetlieder, Fasnetsprüche. Die Weibermühle von Tripstrill, S. 26.
- 50 Inhalt beschrieben in: Amtliches Nachrichtenblatt für die Städte Haslach, Hausach, Schiltach, Wolfach, ... 4. Jahrgang, 1952, Nummer 4.
- 51 Simon, Brednich, Mitteleuropa, Baden – Die Altweibermühle in der Wolfacher Fastnacht, Film E 2455 des IWF, Göttingen 1978.

## Literatur

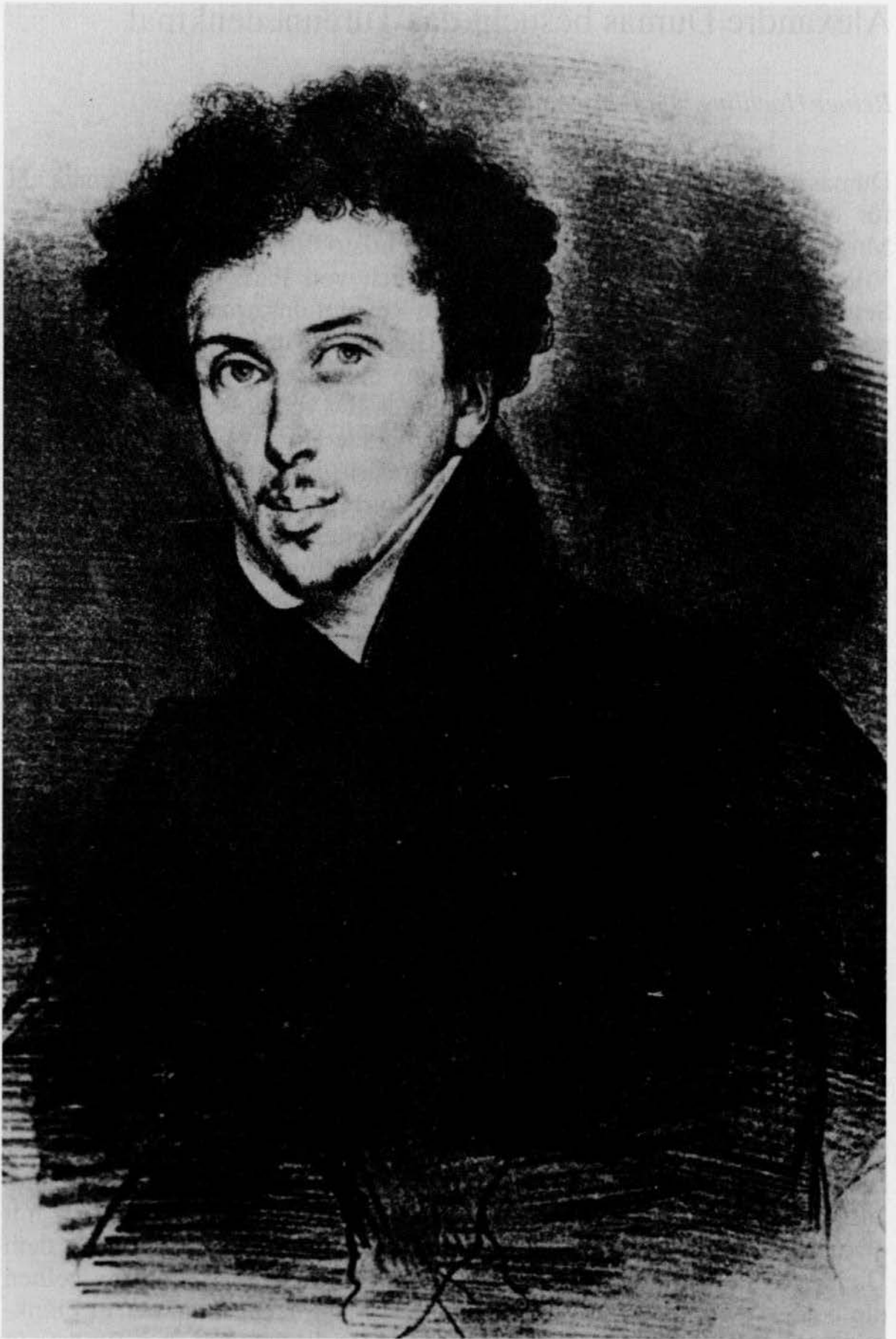
1. Aus dem Leben des Musikdirektors Georg Anton Bredelin (1752–1814), in: Schwäbische Zeitung, 10. 6. 1961.
2. Bischoff, Chronik von Hausach.
3. Johannes Bolte, Die Altweibermühle, Ein Tiroler Volksschauspiel, in: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen, 102. Band 1899, S. 241–266.
4. Georg Anton Bredelin, Das Ziel und End des Menschen vorgestellt in einer theatralischen Betrachtung von einer Gesellschaft verbürgerter Schauspielern der hochft. Fürstbergischen Stadt Hayingen, Donaueschingen 1781, (in der F. F. Hofbibliothek Donaueschingen: Standnummer I UB 3g).
5. Ders., Minervens letztes Fest o.O. (Donaueschingen?) 1786. (ebd. Standnummer I UC4, Josef M.).
6. Ders.: Die Weibermühle. Ein musikalisches Nachspiel in 1. Aufzuge. o. O. 1803. (Handschrift im Wolfacher Heimatmuseum, Nachdruck in 8, 10, 11, 14.)
7. Franz Disch, Chronik der Stadt Wolfach, Karlsruhe 1920.
8. Josef Krausbeck, Aus der Geschichte der Wolfacher Fasnet, in: Die Ortenau, Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden, 35 (1955), S. 130–141, 36 (1956), S. 55–62.
9. Ders. und Frieder Knauss, Masken unserer Stadt, Wolfach. Stuttgart 1974.
10. Ders., Wolfacher Fasnet in Geschichte und Dichtung. Kurze Geschichte der Fasnet, Fasnetlieder, Fasnetsprüche, Die Weibermühle von Tripstrill, Wolfach 1973.
11. Ders., 200 Jahre „Altweibermühle“ in Wolfach, in: Die Ortenau, Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden, 66 (1986), S. 357–376.
12. Kunst und Wissenschaft, in: Anzeiger vom Oberland, Biberach an der Riß, No. 246, 29. Oktober 1909.
13. Hermann Schneider-Strittmatter, Chronik der Stadt Hausach, Karlsruhe 1966.
14. Franz Simon und Rolf Wilhelm Brednich, Mitteleuropa, Baden – Die Altweibermühle in der Wolfacher Fastnacht. Film E 2455 des IWF, Göttingen 1978. Publikation von R. W. Brednich, Publ. Wiss. Film. Sekt. Ethnol. Ser. 9, Nr. 3/E 2455 (1979).

# Alexandre Dumas besucht das Turennedenkmal

*Reiner Haehling von Lanzenauer*

Dumas ist einer der Großen der französischen Literatur. Sein Name steht für etwa achtzig Romantitel, darunter berühmte Werke wie „Die drei Musketiere“ oder „Der Graf von Montechristo“<sup>1</sup>. Alexandre war 1802 in Villers-Cotterets, einem Städtchen nördlich von Paris, geboren worden. Sein Vater, General in der französischen Revolutionsarmee, fiel schon bald nach Napoleons Machtübernahme in Ungnade, wurde entlassen und verstarb wenige Jahre später. So mußte seine mittellose Witwe die Erziehung des kleinen Alexandre in die Hand nehmen. Da reichte es nur für den Besuch der örtlichen Lateinschule, dann arbeitete Dumas als Schreiber in einem Notariat. Mit 20 Jahren ging er nach Paris, wo ihm eine Stelle in einer Kanzlei vermittelt worden war. Der Kulturbetrieb der Metropole schlug ihn sofort in Bann. Er verkehrte in literarischen Zirkeln, besuchte häufig Theatervorstellungen, erwarb durch Selbststudium Wissen und Bildung. Nachdem er sich im Abfassen von ein paar zweitrangigen Bühnendichtungen versucht hatte, brachte sein historisches Drama über den König Henri III nach der Aufführung im Théâtre Français am 11. Februar 1829 den Durchbruch. In seinen Erinnerungen vermerkte Dumas: „Völlig unbekannt noch am Abend, hatte ich am anderen Morgen im Guten oder Bösen ganz Paris eingenommen“<sup>2</sup>. Von nun an wurden viele seiner Theaterstücke und Romane zu Publikumserfolgen. Die Bankkonten des schreibfreudigen Literaten füllten sich, endlich konnte er sich den ersehnten genießerischen Lebensstil gönnen. Bekannte Schriftsteller wie Théophile Gautier, Victor Hugo und Gérard de Nerval zählten jetzt zu seinen Freunden<sup>3</sup>.

Eines Tages beschlossen Nerval und Dumas, gemeinsam eine Reise durch den deutschen Südwesten zu unternehmen. Seit Anfang des 19. Jahrhunderts war nämlich der Tourismus allenthalben in Mode gekommen. Mit den neuen technischen Verkehrsmitteln ließ es sich recht bequem den Kontinent durchqueren, um Land und Leute kennenzulernen. Das Rheintal mit seinen geschichtsreichen Städten, umsäumt von Rebbergen und bewaldeten Hügeln, auf denen verwiterte Burgen thronten, übte in jenem Zeitalter der Romantik auf unsere französischen Nachbarn magische Anziehung aus. Dumas verließ Paris im August 1838, um über Köln und Koblenz mit dem Dampfschiff nach Mannheim zu fahren. Unterwegs war er mit dem Dichterfreund Gérard de Nerval zusammengetroffen. In Mannheim wollten die beiden den Spuren des Studenten Karl Sand nachgehen, der in Frankreich als Freiheitsheld betrachtet wurde. Man besichtigte das Zimmer in dem Hause nahe der Jesuitenkirche, wo er den Lustspieldichter Kotzebue



*Der junge Dumas*

*Repro: Vefasser*



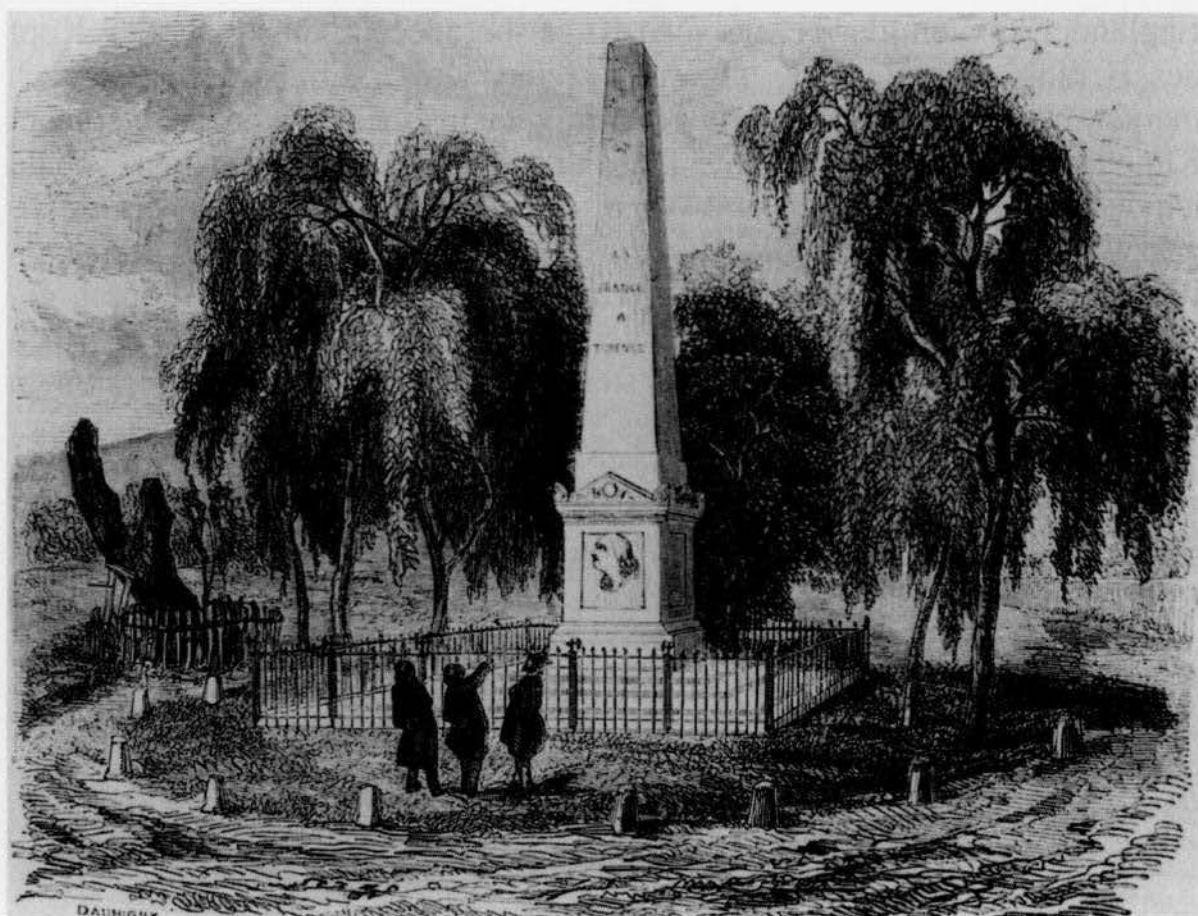
im März 1819 erstochen hatte. Man forschte auf einer Wiese vor der Stadt nach dem einstigen Standort des Schafotts, auf dem Sand enthauptet worden war, begegnete dort zufällig einem Augenzeugen jener Hinrichtung. Schließlich konnte Dumas den Sohn des damaligen Scharfrichters in dessen Wohnung interviewen, ließ sich das angerostete Richtschwert vorführen<sup>4</sup>. Dann reisten die Gefährten über Karlsruhe weiter nach Baden-Baden. Hier in der Sommerhauptstadt Europas bezogen sie Zimmer im Hotel Sonne, dem späteren Schwarzwaldhof am heutigen Sonnenplatz. Von den Konzerten und Bällen im Kurhaus, den Abenteuern in der Spielbank, den exotischen Damen auf der Promenade und von einem Besuch in der Klosterstille Lichtenthals hat uns Nerval eine einfühlsame Schilderung hinterlassen<sup>5</sup>. Am Ende des Aufenthalts drängte es die Freunde, den Ort aufzusuchen, wo ihr Landsmann Turenne einst den Tod gefunden hatte.

Im Zuge des Krieges gegen die Niederlande waren französische Truppen 1675 über den Rhein gedrungen und in den Raum um Achern und Sasbach vorgerückt. Ihnen gegenüber hatte das kaiserliche Heer auf den Höhen bei Obersasbach und Sasbachwalden Stellung bezogen. Eine Schlacht stand bevor. Der französische Feldherr, Henri de la Tour d'Auvergne, Vicomte de Turenne, inspizierte gerade die vordere Frontlinie, als eine österreichische Batterie eine gezielte Salve auf ihn und seine Begleiter abfeuerte. Eine der Kugeln riß einem General des Gefolges den Arm ab, flog weiter und durchbohrte die Brust des Marschalls Turenne. Tot sank er vom Pferd. Da zogen sich die Franzosen entmutigt auf das linke Rheinufer zurück. Mit sich führten sie den Leichnam ihres Anführers, der zuvor in aller Eile einbalsamiert worden war. Dabei soll ein Behältnis mit den Eingeweiden in der Nikolauskapelle in Achern eingemauert worden sein<sup>6</sup>. Sein endgültiges Grab hat der Heerführer im Invalidendom in Paris gefunden. Auf dem Hügel unter dem Nußbaum aber, wo Turenne starb, wurde eine Stele errichtet, die heute noch in drei Sprachen auf das Ereignis vom 27. Juli 1675 hinweist. Im Herbst 1779 erstellte man daneben erst einen Gedenkstein, zusammengesetzt aus einem liegenden Quader mit zwei Aufsätzen, später einen dreiseitigen Obelisken. Beide Bauten konnten den Wetterunbilden nicht lange widerstehen. Im Jahre 1828 schuf daher der elsässische Bildhauer André Friedrich einen neuen, acht Meter hohen Obelisken mit dem gemeißelten Porträt des Marschalls in Medaillonform<sup>7</sup>. Zu eben diesem Denkmal wallfahrteten zehn Jahre später, nämlich am 28. September 1838, Dumas und Nerval.

Eine Mietkutsche hatten sie in Baden-Baden genommen, in Bühl zu Mittag gegessen und gelangten nun in Sasbach unten auf der Fahrstraße an der Stelle an, wo der Weg zur Gedenkstätte hinaufführt. Der Kutscher hieß die Fahrgäste aussteigen, die sich sogleich von rufenden Kindern umringt sa-



MORT DE TURENNE DEVANT SALZBACH.



*Das Turennedenkmal in Sasbach, links der Stumpf des Nußbaums, unter dem Turenne verstarb (französischer Holzstich)      Repro: Verfasser*

hen. Ein jedes wollte die Ankömmlinge auf den Hügel geleiten. Die kleine Schar zerstob, als der amtlich bestellte Fremdenführer mit würdevoller Miene auftauchte. Er brachte die Besucher zu der Anhöhe, führte zu Obelisk und Stele. Gemeinsam entzifferte man die Inschriften und rief die damaligen Vorgänge in Erinnerung. Der eifrige Führer versuchte schließlich, am ausgetrockneten, knorrigen Stamm des alten Nußbaums Streifspuren nachzuweisen, die von der tödlichen Kanonenkugel stammen könnten. Dieses leibhaftige Geschöß hielt der Fremdenführer plötzlich den erstaunten Besuchern vors Gesicht. Dabei unterbreitete er einen verblüffenden Vorschlag. Lassen wir Alexandre Dumas mit eigenen Worten berichten<sup>8</sup>: „Leise flüsterte mir der Guide ins Ohr, daß das Dorf Sasbach, gegenwärtig in finanzieller Verlegenheit, bereit wäre, sich gegen eine bestimmte Summe von dem kostbaren Objekt zu trennen. Dieses Angebot, das mich an vergleichbare Offerten in Ferney und in Fontainebleau hinsichtlich des Spazierstocks Voltaires und der Hutfeder Napoleons erinnerte, ließ mich trotz seiner Gefälligkeit vollkommen gleichgültig. Ich erwiderte also, daß ich in noch größerer Geldverlegenheit wäre als das Dorf Sasbach, was mir das Vergnügen nähme, hier hilfreich zu wirken. Ich würde aber einen

Engländer kennen, der bereits jene Kugel besäße, die einstmals den Kopf des Herzogs von Berwick abgerissen habe. Dieser Engländer wäre nach meiner Überzeugung sicher begeistert, gleich ein richtiges Paar solcher Kugeln zu besitzen. Ich würde ihn daher nach Sasbach schicken, sobald ich das Glück hätte, daß unsere Wege sich kreuzten. Dieser Hinweis auf eine zukünftige Absatzmöglichkeit für seine Kanonenkugel schien unseren Fremdenführer ziemlich zu beruhigen“. Fraglos hat Dumas gut daran getan, auf die günstige Kaufgelegenheit zu verzichten, befinden sich doch bereits Exemplare des schicksalhaften Geschosses im Armeemuseum in Paris und im kleinen Schauraum des Wächterhauses neben dem Sasbacher Turrenedenkmal... Der Besuch am Sterbeort des Marschalls war die letzte Station der ereignisreichen Rheinreise gewesen. Mit der Kutsche fuhren die beiden Freunde weiter über Achern nach Straßburg, wo sie abends im Hotel du Corbeau abstiegen. Durch die Reiseberichte und Zeitungsartikel, die sie nunmehr verfaßten, ist das zeitgenössische Deutschlandbild unserer französischen Nachbarn maßgeblich und in einem guten Sinne beeinflußt worden.

#### *Anmerkungen*

- 1 Isabelle Jan, Alexandre Dumas, romancier, Paris 1973, S. 51, 111.
- 2 Alexandre Dumas, Stille und bunte Welt, 2. Band, München und Leipzig 1914, S. 182.
- 3 Zur Biographie: André Maurois, Die drei Dumas, Hamburg 1959.
- 4 Alexandre Dumas, Les bords du Rhin, Paris 1991, S. 364–411. Der Band enthält die Reiseberichte aus Belgien und Deutschland, die der Dichter erstmals in La Revue de Paris von September bis November 1838 veröffentlicht hat.
- 5 Gérard de Nerval, Lorely, Paris 1957, S. 47–56.
- 6 Hugo Schneider, Die Ortenau 1974, S. 162; Hugo Huber, Der Sasbacher 1991, S. 109.
- 7 Ernst Döbele, Die Geschichte der Pfarrei Sasbach, Bühl 1950, S. 338; Egon Beck, Die Ortenau 1957, S. 62; Reiner Haehling von Lanzener, Badische Heimat 1983, S. 597.
- 8 Dumas (Anm. 4), S. 459.

# Über Kleindenkmale in Offenburg

*Gernot Kreuzt*

## **Holzkreuze, erhaltenswerte Zeitzeugen eines dörflichen Friedhofs – Grabdenkmale um 1955 in Zunsweier**

Viele dörfliche Friedhöfe haben noch einige Grabmale aus den 50er und 60er Jahren unseres Jahrhunderts. Gelegentlich finden sie sich als Gräberfelder, deren Grabmale aus gleichförmigen schwarz-grauen Stelen oder Breitsteinen bestehen. Zunsweier, seit 1973 Stadtteil von Offenburg, bietet nicht nur ein geschlossenes Gräberfeld mit etwa 230 Grabstätten aus der Zeit von 1953/54 bis 1965/66, sondern als Besonderheit steht hier eine Vielzahl von Holzkreuzen aus den 50er Jahren. Das Gräberfeld wird gegliedert und umgrenzt von Thuja-Hecken. Die einzelnen Gräber sind mit flachen Steinen eingefaßt. Je zwei gegenüberliegende Grabreihen, getrennt durch einen ausreichend breiten Weg, bilden eine kleine Einheit.

Im Bereich der oberen Reihen imponiert eine „Dächle-Landschaft“, die die Heckenbepflanzung deutlich überragt; die hier stehenden Holzkreuze sind zumeist mit einem schützenden Eckdach aus Holz oder Metall versehen. Unter diesen Holzkreuzen der 50er Jahre mit unterschiedlicher Gestaltung treten besonders diejenigen hervor, die in der Mitte ein Holzrelief des dornengekrönten Christuskopfes aufweisen. Die je eigens gefertigten Werkstücke heben sich in ihrer Ausdruckskraft von denjenigen Kreuzen ab, die einen kleinen Korpus (meist aus Metall) tragen.

Weiterhin finden sich einfache Holzkreuze, die nur wenig handwerklich gestaltet sind; manche sind schwarz angestrichen. Einige geben das erreichte Lebensalter der Verstorbenen an – eine sprechende Inschrift, die in dieser Art nur selten anzutreffen ist. In das Holzkreuz-Ensemble fügt sich passend ein schlichtes Grabmal eines Ehepaars ein, das aus zwei kleinen, mit je einem Kreuz bekrönten Holztafeln besteht.

Zunehmend vermehrt mischen sich in diese Grabstätten mit den Holzkreuzen die überall anzutreffenden Stelen aus dunkelgrauem und schwarzem Granit ein. Diese Art von Grabmalen bestimmt bis zur Mitte der 70er Jahre das Bild des Friedhofs. Die Einbindung der sonst insgesamt eintönig wirkenden dunkelgrauen Granitsteine, die späterhin auch hellere Grautöne zeigen, in das durch die grünen Hecken gegliederte Feld gibt diesem Friedhofsteil jedoch ein ansprechendes Aussehen.

Wenn man von der Kirche kommend, leicht ansteigend den Friedhof be-





tritt, erschließen sich die durch die Thuja-Hecken abgegrenzten Grabstätten, die einige Reihen bis oberhalb des Friedhofskreuzes hinaus reichen. Das einheitlich wirkende Gräberfeld aus der Zeit von vor 40 bis 30 Jahren ist ein Zeitzeugnis für das Empfinden und Gestalten in damaliger Zeit. Es kann als ein Zeichen für eine geschlossene dörfliche Gemeinschaft aufgefaßt werden.



In der ersten Hälfte der 70er Jahre werden vermehrt rötliche Granitsteine verwendet, um dann überhaupt andersartigen – eher bunten, oft von anderen Erdteilen importiert – Gesteinen immer mehr Platz einzuräumen. Diese Entwicklung des sich wandelnden Zeitgeschmacks ist freilich erst auf einem anderen, dem nach Südosten hin erweiterten Friedhofsareal abzulesen. Aus welchen Gründen sich auch immer Form, Farbe und Darstellung der Grabmale in den letzten Jahrzehnten geändert haben mag, soll hier nicht erörtert werden.

Erhaltenswert ist dieses – ein in der näheren Umgebung sonst nicht anzutreffendes – Ensemble von Kreuzen, die aus dem heimischen Material Holz unterschiedliche Gestaltung erfahren haben. Das Erhalten dieser Grabdenkmale auf dem angestammten Platz wäre ein Beitrag dazu, einem noch weitgehend dörflich gebliebenen Stadtteil sein unverwechselbares Gesicht zu belassen. So kann dieser Friedhof noch länger als ein dorf-



eigener Ruheplatz sich gegen die zunehmende Anonymisierung unserer Alltagskultur entgegenstellen, bevor ein „Supermarkt für Grabartikel“ (so kürzlich ein Bericht in der Tageszeitung) vielleicht die Grabmale eines Friedhofs prägen wird. Mit der Pflege und dem Schutz dieser Anlage tragen wir dazu bei, eine bisher unbemerkt entstandene dörfliche Besonderheit, eine „verborgene kleine Kostbarkeit“, sichtbar und erfahrbar werden zu lassen.

Trotz großer Mühen ist es nun nicht gelungen, dieses einzigartige Gräber-Ensemble in seiner ursprünglichen Gestaltung zu erhalten. Die beschlossene Abräumung dieses Feldes läßt offensichtlich erkennen, daß solche kleinen Kulturgüter, die ja gerade kennzeichnend das Leben eines Ortes darstellen können, leider nicht immer die erforderliche Wertschätzung erhalten. – Nicht nur in Offenburg, sondern darüber hinaus im gesamten Ortenaukreis – bis auf Nordrach – gibt es nun heute kein Gräberfeld mehr, das bei unterschiedlicher Gestaltung von Holzkreuzen aus den 50er Jahren ein in sich geschlossenes Bild aufweisen kann. Viele Friedhöfe tragen – jedenfalls in Teilbereichen – noch ihr je eigenes Gesicht, zu deren Erhaltung Gemeinden und Ortschaften ihren eigenen Satzungen gemäß aufgerufen sind.

Dieser Beitrag ist noch in der Gegenwartsform abgefaßt, wird aber beim Erscheinen von etwas Vergangenen berichten. Vielleicht kann er andernorts Anlaß sein, sich von etwas bis vor wenigen Jahren noch Vertrautem nicht allzu leicht zu trennen.

### **Das Steinkreuz von Rammersweier**

Steinkreuze sind niedere Kreuze, die im Mittelalter als Sühnekreuze aufgestellt wurden. Nach einem Totschlag war die Errichtung eines Steinkreuzes Teil der Sühneleistung, die in einem Sühnevertrag festgesetzt wurde. Solch ein Vertrag in Form eines Vergleichs, der unter Beteiligung der weltlichen Obrigkeit von der Kirche unterstützt wurde, war für den Täter mit zahlreichen Auflagen verbunden: Schadenersatz für die Hinterbliebenen, Abgaben an Kirche und Herrschaft, Abbitte-Leistungen, wozu vor allem auch Wallfahrten gehörten. Zudem wurden Absicherungen des Vertrags durch Hinzuziehen von Zeugen, Bürgen und mit Gelöbnissen vereinbart. Mit solch einem Sühnevertrag sollten etwaige endlose Familienfehden vermieden werden. Das sichtbare Zeichen – nicht zuletzt das einer Versöhnung – dieses Vertrages war das Sühnesteinkreuz. – Die Handhabung dieses Sühnerechts kam im Laufe des 17. Jahrhunderts zugunsten eines öffentlich-rechtlichen Strafanspruchs weitgehend außer Gebrauch. Später gesetzte Steinkreuze waren darum meist keine eigentlichen Sühnestein-



*Steinkreuz an der  
alten Flurkapelle  
(Aufn. Losch, 1969)*

kreuze, keine Rechtsdenkmale nach altem Sühnrecht mehr, sondern Gedenksteinkreuze, die die Steinkreuzform bis in die neuere Zeit weiter führten.

Diese Sühnsteinkreuze und Gedenksteinkreuze wurden in Baden-Württemberg von B. Losch inventarisiert und 1981 veröffentlicht<sup>1</sup>. Er berücksichtigte allerdings von den Gedenksteinkreuzen nur diejenigen, die bis etwa 1900 erstellt wurden. – 1938 konnte O. A. Müller<sup>2</sup> noch von vier Steinkreuzen im Gebiet des heute vergrößerten Offenburg berichten, während von Losch nur noch zwei aufgenommen werden konnten. Im Rahmen der Dokumentation der Kleindenkmale in Offenburg „tauchte“ eines der Steinkreuze, das von Rammersweier, wieder auf. Es befindet sich zur Zeit (noch) in privatem Besitz. Der aus Rammersweier stammende Willi Gerber konnte davon eine Kopie aus Buntsandstein anfertigen. Diese Kopie wurde 1992 unweit der Gemarkungsgrenze Offenburg/Rammersweier, an der es früher stand, neu gesetzt.

Auf dem Original ist ein Doppelbeil eingeritzt, auf der Rückseite befanden sich Buchstaben: ST(d) –?. Die Jahreszahl war schon vor über 50 Jahren nicht mehr zweifelsfrei festzustellen: 1767 oder 1763. – In der Literatur (1910) wurde dieses Steinkreuz als Ächterkreuz bezeichnet<sup>3</sup>. Danach gehörte es zu den sogenannten Gerichts-Grennzeichen, die denjenigen Bereich einer (Reichs)stadt festlegt, in der sich ein Geächteter nicht aufhalten durfte, andererseits außerhalb dieser Grenzen auch nicht weiter verfolgt werden konnte. – Das Doppelbeil, ein Metzgerbeil, sowie die Jahreszahl passen zu einer anderen Deutung dieses Steinkreuzes. Der Überlieferung nach soll an der Stelle des Steinkreuzes, das seinen Platz neben einer Flurkapelle hatte, ein Metzgergeselle aus Durbach, der sich anschickte, auf Wanderschaft zu gehen, um vermuteten Geldes wegen erschlagen worden sein. Die beschriebenen Buchstaben können auf den Namen des Getöteten hinweisen. Die entsprechenden Kirchenbücher der Pfarrei in Durbach und von Hl. Kreuz in Offenburg ergaben aber darüber keinen Aufschluß.

Nicht immer sind Zeichen, Zahlen und Buchstaben auf einem Kleindenkmal schon zur Zeit der Setzung vorhanden gewesen. Nachträgliche Einmeißelungen sind immer wieder vorgekommen. Auch besteht die Möglichkeit, daß dieses kleine Steinkreuz ein Nachfolger eines früher dort gesetzten Steinkreuzes, eben des Ächterkreuzes, gewesen ist<sup>4</sup>. Vergleichbare, als Ächterkreuze bezeichnete Steinkreuze in der Ortenau (wie auch das in Zell-Weierbach) haben größere Ausmaße und weniger zierliche Formen.

Im Rahmen des Straßenum- und neubaus im Bereich der Gemarkungsgrenze wird das Steinkreuz einen neuen Standort erhalten, eine kurze Erläuterung auf gesonderter Tafel wird seine Bedeutung erhellen. – Ein Tausch der Kopie gegen das Original, das dann seinen alten angestammten Platz einnehmen könnte, würde dem derzeitigen Besitzer zu Ehre gereichen – ein Beitrag dafür, wie das Gespür für unsere Kleindenkmallandschaft geweckt werden kann.

### **Neusetzung der Kopie des ehemaligen Dreimärkers Zunsweier/Ortenberg/Ohlsbach**

Seit Jahrhunderten wurden Grenzen zwischen einzelnen Hoheitsgebieten nach ihrer Festlegung immer wieder erneuert. Diese „Renovationen“ erfolgten in unregelmäßigen Abständen, oft war ein Streit um den Verlauf der gültigen Grenze der Anlaß, eine gemeinsame Begehung der beiden Angrenzer vorzunehmen. Am Ende des alten Reichs, Anfang des 19. Jahrhunderts, als durch Napoleon eine einschneidende territoriale Neuordnung im

deutschen Südwesten stattfand, grenzte an die damals vorderösterreichische Landvogtei Ortenau im Südosten die Reichsstadt Gengenbach. Das landvogteiliche Gericht Ortenberg mit seinen Stäben Zell und Ortenberg stieß hier an den Bann Ohlsbach, der reichsstädtisches Gebiet war. Dieser gemeinsame Grenzverlauf von der Brandeck bis zur Kinzig orientierte sich an der „Schneeschnelze“; hiermit ist bei einem Bergrücken die Kammlinie und die jeweils höchsten Erhebungen im Verlauf des Rückens gemeint. Die markanten Höhen dieses Zuges sind südlich der Brandeck der Höhe Bühl, die Rodeck, das Hohe Horn und der Keugeleskopf, ehe die Kinzig erreicht und knapp überschritten wird.

Auf der Brandeck wird dieser Grenzzug durch einen Dreibannstein, der dort auch die badische Herrschaft Staufenberg mit Durbach anzeigt, abgeschlossen. Im Süden, wenig südlich der Kinzig, findet die gemeinsame Grenze durch einen weiteren Dreimärker ihren Anschluß. Hier stößt Zuns-



*Kopie des Dreimärkers mit Blick auf Schloß Ortenberg, Hohes Horn und Keugeleskopf*

weier an. Die Herrschaft über Zunsweier war geteilt, eine geringere Zahl der Untertanen war geroldseckisch, während alle anderen zur Landvogtei Ortenau gehörten – und zwar zum Gericht Griesheim, genauer zum After-Gericht Zunsweier. Dieser Name besagt, daß Zunsweier eine untergeordnete Funktion in der Verwaltungshierarchie hatte – es war ein Nebengericht.

Aus dem Jahr 1725 ist uns eine „Bereüthung“ der Grenzen der Landvogtei überliefert, die ihrerseits auf eine vorangegangene Beschreibung aus dem Jahr 1695 hinweist. „Vor alters“ sei hier im „Grien“ ein Stein gestanden, meinten die Grenzbereiter von 1725. „da soll, besag Einer Ortenberger



*Der historische  
– leider veränderte –  
Dreimärker mit  
den Seiten gegen  
Zunsweier (Z),  
Ortenberg (O)  
und Ohlsbach (G)*



Banns Beschreibung de ao. 1695 Ein Weydenbaum, worin ein Creütz (eingehau)en geweßen, auch Ein Kirschb(aum) gestanden, auch nach Meinung der Ortenbergern Ein Stein vor alters gestanden seyn, so aber in gesamt durch die Küntzig weeg gespüehlt und Ein Nidriger Grien und Kieß daher gelegt worden“<sup>5</sup>.

Das in einen Baum eingehauene Kreuz war allgemein ein Zeichen für eine Grenzmarkierung. Einige Generationen später, im Jahre 1787, wurde die Grenze zwischen dem Gericht Ortenberg und Ohlsbach erneut festgelegt und mit 48 Marksteinen versehen, die die Wappen des Gerichts Ortenberg und der Reichsstadt Gengenbach zeigen. Die beiden „drei-bännigen“ Stei-



ne erhalten zusätzlich ein weiteres Wappen – auf der Brandeck das von der Herrschaft Staufenberg, der Dreimärker im Kinziggrün das von Zunsweier.

Hier stoßen drei Gewanne zusammen, die alle das Wort „Grün“ im Namen haben. Grün = Grien bedeutet Sand. Das angrenzende Gewann von Zunsweier heißt „Das untere Kinziggrün“, das Ortenberger Gewann „Das Grün“ und Ohlsbach benannte seine Flur „Auf dem Grün“. Im Rahmen der Begradigung der Kinzig wurde die Grenze verlegt, so daß nunmehr dieser Markstein jetzt die Grenze zwischen Zunsweier und Ortenberg anzeigt.

Vor über zehn Jahren wurde dieser historische Markstein entwendet und

danach in einer nicht weit entfernten Stadt gesichtet. Nach vielen Mühen konnte er dann nach Offenburg zurückkehren. Leider mußte dabei festgestellt werden, daß der Originalstein während seiner Abwesenheit von Offenburg teilweise umgemeißelt wurde. Vom denkmalpflegerischen und historischen Standpunkt aus muß dazu eindeutig festgehalten werden, daß jegliche steinmetzmäßige Überarbeitung eines Kleindenkmals nichts mit Restaurierung zu tun hat. Auch ein Markstein, der Verwitterungszeichen aufweist, kann durch solche Maßnahmen keinesfalls verbessert werden, wenn originale Substanz weggehauen wird, um für etwas Neues Platz zu schaffen. Die vornehmliche und meist auch alleinige Aufgabe einer geschichtsbewußten Denkmalpflege bleibt immer die Substanzerhaltung des Originals.

Aus Mitteln der Stiftung Alt-Offenburg wurde von der Steinbildhauerin Stefanie Goos aus Offenburg-Bohlsbach eine Kopie angefertigt. Das Original hat seinen Platz im Museumshof des Rittershauses in Offenburg gefunden. Mit der Setzung der Kopie durch das Staatl. Vermessungsamt Offenburg wurde im Juli 1992 ein gültiges Grenzzeichen erneuert.

#### *Beschreibung der Wappen:*

(After-Gericht) Zunsweier: Auf einem Berg eine Tanne, die beiderseits von je vier Rosenblüten umgeben ist.

(Gericht) Ortenberg: Im gespaltenen Schild vorn ein Adler, hinten ein kirchenartiges Gebäude (in alten Wappenbeschreibungen jeweils als Burg oder Schloß bezeichnet).

(Reichsstadt) Gengenbach: Adler, in seinem Brustschild ein Gangfisch. Jahreszahl: 1787; Z für Zunsweier; O für Gericht Ortenberg mit Beginn der Zählung „N 1“; G für Reichsstadt Gengenbach.

#### *Anmerkungen*

- 1 B. Losch: Steinkreuze in Baden-Württemberg. 1981
- 2 O. A. Müller: Bestandaufnahme der Steinkreuze in Mittelbaden; in: Die Ortenau 1938 – auch O. A. Müller: Das Kreuz am Weg; in: Der Schwarzwald 1931 (34. Jg.)
- 3 K. Hellinger: Zur Strafrechtspflege der ehemaligen Reichsstadt Gengenbach; in: Die Ortenau 1910/11
- 4 vgl. dazu auch: L. Heizmann: Ein Beitrag zur Geschichte des Kirchspiels Weingarten bei Offenburg. 1922
- 5 Stadtarch. Offenburg 10/1/10

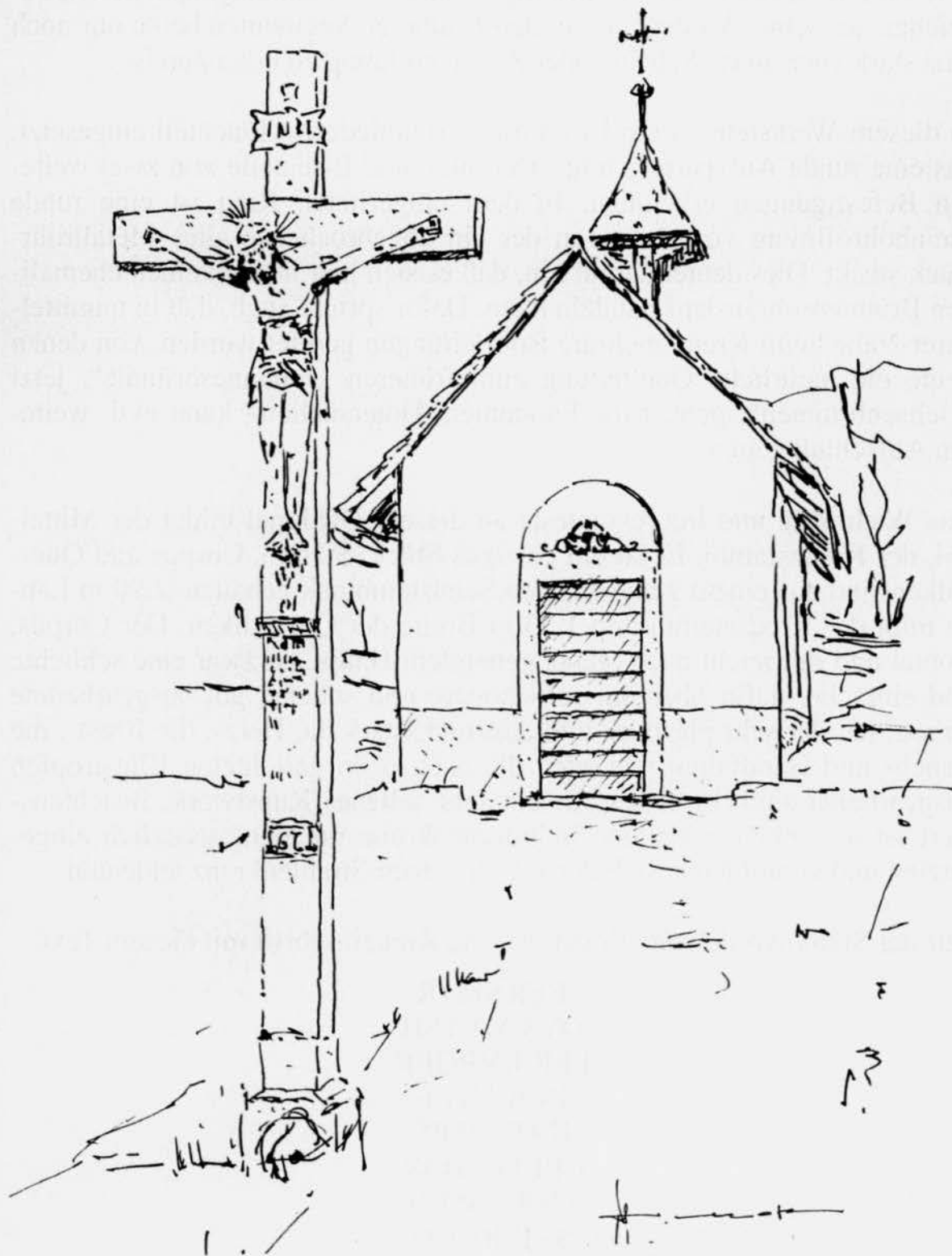


# Zwei Hochkreuze in Ringsheim

*Herbert Motz*

## *1. Das Kreuz bei der St.-Johannes-Kapelle*

Es ist bekannt, daß dieses das älteste Ringsheimer Flurkreuz ist. Es wurde



nach dem Bau der St.-Johannes-Kapelle (1670) von dem Ringsheimer Maurer Bernhard Mutschler 1671 errichtet. Es kann heute als ein vorzügliches Beispiel für die seltenen, einfachen Kreuze aus dem 17. Jahrhundert gelten.

Das Kreuz hat einen kräftigen, quadratischen Naturstein-Sockel, der in das Erdreich eingesenkt und vermutlich in einem Steinfundament verankert ist. Dieser Sockelteil ist allseitig behauen, hat ein eingehauenes Kreiszeichen auf seiner Vorderseite, in deren äußeren Segmenten heute nur noch eine stark verwitterte Schrift- oder Zeichenbildung zu erkennen ist.

In diesem Werkstein ist ein Eisen mit geschmiedetem Flachteil eingesetzt, das eine runde Aussparung trägt. Darunter sind Eisenteile von zwei weiteren Befestigungen erkennbar. In dem eingeritzten Ring ist eine runde Steinbohröffnung vorhanden, in der ein abgebrochenes altes Metallrohrstück steckt. Dies deutet darauf hin, daß es sich hier nur um einen ehemaligen Brunnenrohrauslauf handeln kann. Dafür spricht auch, daß in unmittelbarer Nähe beim Kreuz mehrere Rohrleitungen geortet wurden, von denen heute die natürliche Quelleitung zum früheren „Johannesbrünnle“, jetzt „Ochsenbrunnen“, geht. Eine Fundament-Untersuchung kann evtl. weiteren Aufschluß geben.

Das Wichtigste und Interessanteste an diesem Denkmal bildet der Mittelteil, der Kreuzstamm. Er ist ein einziges Stück. Stamm, Corpus und Querbalken sind aus einem gemeinsamen Sandsteinblock gehauen. 2,90 m Länge mißt der Kreuzstamm und 1,33 m Breite der Querbalken. Der Corpus, frontal und mit leicht nach rechts geneigtem Haupt, ist zwar eine schlichte und einfache, dafür aber um so schönere und seltene, gut ausgearbeitete Arbeit, bei der sehr plastisch und ausdrucksstark die Herz-, die Brust-, die Bauch- und Handfalten wie auch die nach oben gerichteten Blutstropfen ausgearbeitet sind. In dieser Art ein sehr seltenes Kunstwerk. Beachtenswert ist die schön gestaltete Steindornenkrone mit den zusätzlich eingesetzten und vergoldeten Stahldornen, die einen Strahlenkranz andeuten.

Auf der Stammvorderseite finden wir die Kreuzinschrift mit diesem Text:

BERNHAR  
DVS MVTSH  
LER BVRGER  
IN RINTZE  
HAT DISES  
CREITZ HAV  
EN LASSEN  
SVB RNDO

PAROCHO  
M. IONANNE  
DIETERICH  
15 IVNIJ  
1671

In einem kleinen Abstand darunter befindet sich ein Steinmetzzeichen, das bis jetzt nicht gedeutet werden konnte.

Das aufgesetzte Kreuz-Endstück mit der Schrifttafel ist auch ein einziges Steinstück. Wir dürfen hier als weitere Besonderheit auf eine kleine vorhandene Öffnung hinweisen, die mit einer Sandsteinplatte verschlossen ist. Leider war die Reliquienöffnung leer. Neu entdeckt ist das zwischen Schrifttafel und Corpus vorhandene zweite Steinmetzzeichen, das aber nicht mit dem unten vorgefundenen Zeichen identisch ist. Vielleicht wird es an Hand dieser Zeichen möglich sein, die Namen der Bildhauer unseres Kunstwerkes in Urkunden zu finden.

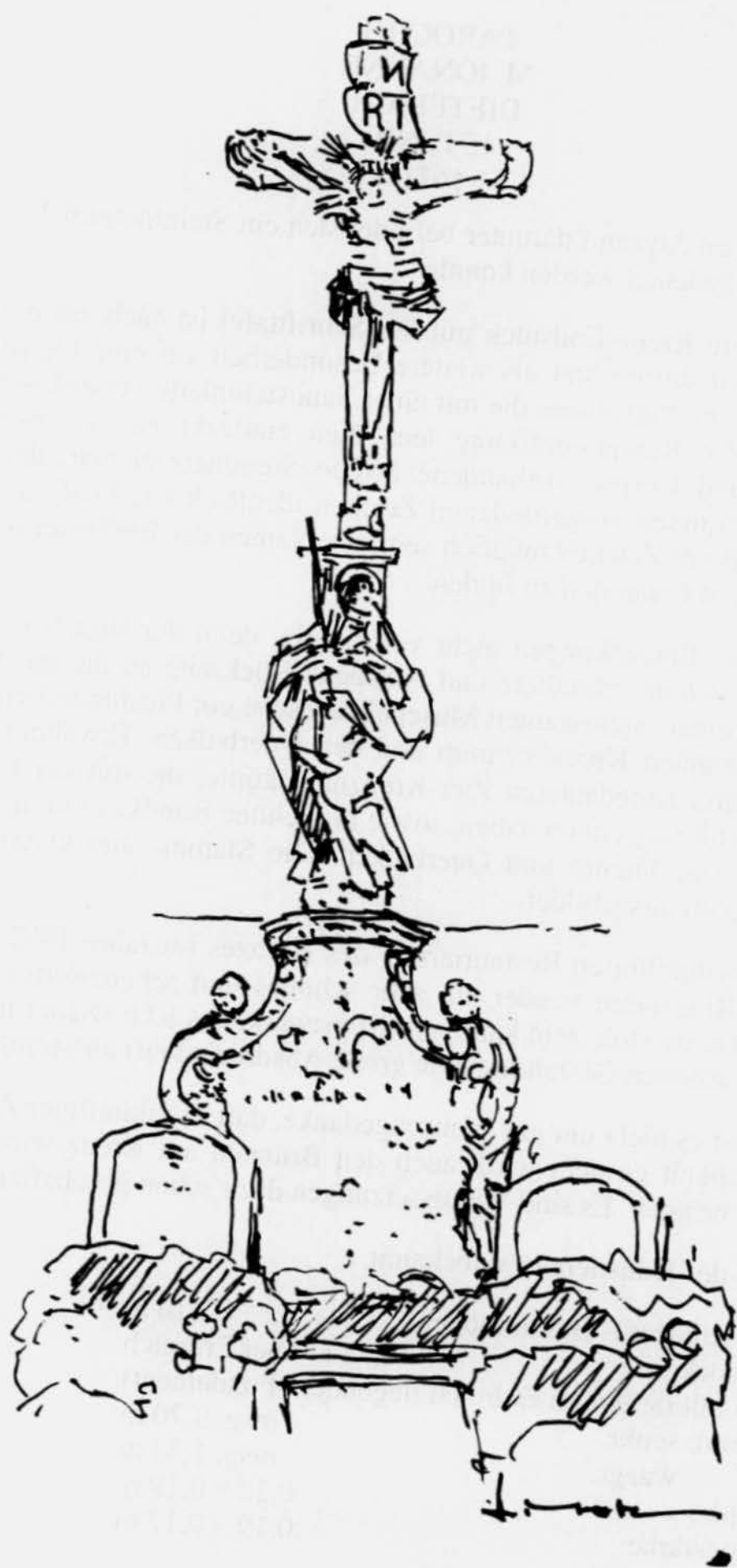
Noch sind die Entdeckungen nicht vollständig, denn der Beachtung wert ist auch die seltene, gestaltete und behauene Rückseite an diesem Kreuz. So läuft aus einer interessanten Muschelkartusche ein Flechtbandornament über den gesamten Kreuzesstamm und den Querbalken. Erwähnung verdienen die drei angedeuteten Zier-Kreuznägelsköpfe, die mit der Corpus-Befestigung nichts gemein haben, sowie die schöne Rundkassette im Kreuzungspunkt von Stamm und Querbalken. Die Stamm- und Querbalkenenden sind glatt ausgebildet.

Seit der durchgeführten Restaurierung des Kreuzes im Jahre 1992 hat die Gemeinde Ringsheim wieder ein sehr schönes und sehenswertes Kunstwerk, auf das sie stolz sein kann, ein Kunstwerk, das jetzt wieder in seiner schlichten, schönen Gestaltung eine große Ausdruckskraft ausstrahlt.

Vielleicht ist es nicht nur ein Wunschgedanke, daß in zukünftiger Zeit nach der Möglichkeit gesucht wird, auch den Brunnen am Kreuz wieder zum Fließen zu bringen. Es sind Voraussetzungen dazu schon geschaffen.

Der Name des Künstlers ist unbekannt.

Maße des Kreuzes – Gesamthöhe:	= 3,70 m
Sandsteinsockel:	0,32 m über Erdreich (jedoch mit tiefem im Erdreich liegendem Fundament)
Kreuzstamm: senkr.	insg. 3,70 m
waagr.	insg. 1,33 m
Stammstärke:	0,22 × 0,19 m
Querbalkenstärke:	0,19 × 0,17 m



## 2. Das Kreuz auf dem Friedhof

Dieses schöne barocke Kreuz steht links am Eingang zur Pfarrkirche St. Johannes Baptist, hinter den Grabstätten der hier bestatteten Priester. Sein Standplatz war einst bei der ersten alten Kirche, die östlich vom jetzigen Pfarrhaus stand. Es wurde von dem Pfarrer Caspar Machleid als sein persönliches Gedenkkreuz gestiftet. Nach dem Bau der neuen Kirche wurde es auf diesen heutigen Standplatz versetzt.

Das Kreuz steht auf einer Sandsteinstufe mit einfacher Profilierung. Der Kreuzschaft ist rechteckig und ist als schöner geschwungener barocker Teil in der sogenannten „Vasenform“ ausgebildet. Die Vorderseite wie auch seine Seitenflächen sind mit reichen Blumen-, Rankenverzierungen, Voluten und mit Bandwerk verziert. Als Abschluß wird der Sockel von zwei Engelsköpfen gekrönt. Seine schöne Vorderseite trägt eine Widmung und ein Wappenzeichen. In der linken unteren Ecke sehen wir einen Totenschädel mit einer sich windenden Schlange. Die eingemeißelte Inschrift hat folgenden lateinischen Text:

STA  
VIATOR PLANGE VIRVM : QVI :  
CONSUMPTVS : AETATE : MORTVVS :  
: EST :  
APPOSITVS : EST : ECCLESIAE SVAE  
SENEX : ET PLENVS : DIERVM : : GEN(esis)  
25 : (richtig : 35) 29 : VT SACERDOS : IVBILA :  
TVS : FT : CAPITVLI SVI : SENIOR  
: R (everendus) D (ominus) : CASPARVS : MACHLEID :  
: V(enerabilis) : R (uralis) : C(apituli) : LAHR(ensis) : ET DEFINITOR  
ET LOCI PAROCHVS : NATVS :  
DIE : 8 : AVGVSTI : MDCLXXXI  
DESIIT VIVERE DIE : X : MENSE  
NOV(embre) : ET AN(n)O 1763

Die Inschrift, von Herrn Hubert Kewitz in das Deutsche übersetzt, gibt folgendes zur Kenntnis:

„Verweile, Wanderer, betraure den Mann, der, vom Alter hingerafft, gestorben ist. Beigesetzt ist er bei, seiner Kirche, ein Greis und in der Fülle der Tage (Buch Genesis, Kap. 35, Vers 29: Consumptus aetate mortuus est (Isaak): et appositus est populo suo senex et plenus dierum), als Jubelpriester (nach dem am 8. 5. 1757 gefeierten Goldenen Priesterjubiläum; vgl. Machleid, Chronik I, S. 19) und Senior (Ältester) seines Kapitels, der

Hochwürdige Herr Caspar Machleid, Definitor des Ehrwürdigen Landkapitels Lahr und Pfarrer des Ortes. Geboren am 8. August 1681, starb er am 10. November 1763.“

So darf man als Errichtungsjahr dieses Kreuzes das Jahr 1757 ansetzen. Sonstige Vermerke oder Akten sind nicht bekannt.

Das über der Inschrift vorhandene Wappenzeichen ist übermalt und stark verwittert. Doch kann man voraussetzen, daß es das Familienwappen darstellt. Die jetzige Nachzeichnung deutet mit seiner Goldfassung das Wappen unklar.

Sehr ergreifend steht eine schmerzhaftes Muttergottes als Assistenzfigur vor dem Kreuzesstamm. In ihrer Haltung, während das eiserne Schwert ihr Herz durchbohrt, eine bewegende, ausdrucksstarke Figur. Der rechteckige Stamm hat an seiner sich verjüngenden Stelle eine Wulstverzierung mit Rankenwerk und trägt einen gleichfalls sehr bewegenden Corpus. Die Dornenkrone wird mit drei eingesetzten, vergoldeten Glanzstrahlen betont. Der Kopf- und die Querbalken haben eine kleeblattförmige Endung und sind mit Schmuckelementen verziert. Titulus und Kopfbalken sind ein gemeinsames Werkstück.

Das Kreuz wurde am 3. März 1945 durch Bombenabwurf stark in Mitleidenschaft gezogen. Die Schäden wurden bei der durchgeführten Instandsetzung in Kunststein vorgenommen und sind heute sichtbar.

Der Name des Künstlers des Kreuzes ist nicht bekannt.

Maße des Kreuzes – Gesamthöhe:	h = 4,89 m
Sandsteinsockel:	166,5 × 56 – 124 × 40 cm, h = 1,52 m
Kreuzstamm,	senkr.: d = 18,5 × 15 cm, h = 3,37 m
Querbalkenbreite:	= 1,34 m

Zeichnungen vom Verfasser.

# Mein Lebenswerk

## – ein Kindheitstraum geht in Erfüllung

Die Geschichte der Restaurierung der St. Margaretenkapelle nach den Erinnerungen von Frau Helene Heinrich-Leister.

*H. Zoche*

Wenn die Herbolzheimer Margaretenkapelle heute nicht nur erhalten, sondern auch in würdiger Weise restauriert ist, so hat dafür vor allem Frau Helene Heinrich-Leister Anspruch auf Dank und Anerkennung. Während ihres ganzen langen Lebens hat sie unendlich viel Zeit und Mühe auf die Erhaltung und Wiederherstellung dieser Perle unter den historischen Bauten der Stadt verwendet. In den Kindheits- und Jugenderinnerungen Helene Heinrich-Leisters ist die Kapelle immer wieder präsent:

„Als Kind von drei Jahren kam ich mit meinen Eltern nach Herbolzheim. Mein Vater liebte es, am Abend mit meiner Schwester und mir noch in den schönen alten Gassen und Winkeln spazierenzugehen. Beim „Betlock“-Läuten standen wir an der Margarethenkapelle und hörten der Glocke zu. Für uns Kinder war das etwas herrliches, besonders an Weihnachten, wenn die Kerzen an den Christbäumen brannten. Zu der lieben Kapelle beim Rathaus zog es mich immer wieder hin, ich hatte sie recht ins kleine Kinderherz geschlossen. Meinen Vater fragte ich: Warum ist da keine Kirche? Warum können wir da nicht reingehen? Und mein Vater sagte: Die Kirche ist innen kaputt, und niemand hat das Geld sie herzurichten. So, habe ich da gesagt, wenn ich mal viel Geld habe, dann mache ich das Kirchlein für uns Kinder wieder ganz!

Jahre vergingen. Ich machte eine Lehre und erhielt Gelegenheit zu einem zweijährigen Studienaufenthalt in England. Während dieser Zeit wohnte ich im Hause einer vornehmen Familie. Ich lernte Kunstschatze und herrliche Musik kennen. Aber über all diesen eindrucksvollen Erlebnissen vergaß ich doch die Margaretenkapelle nicht. Kaum war ich wieder zuhause, da ging ich schon zum Rathaus und bat Herrn Ratschreiber Fees mich in die Kapelle zu begleiten. Was bot sich da für ein trauriger Anblick: Zwischen Rathaus und Kapelle befand sich ein riesiger Misthaufen, auf dem Hühner scharrten. Der Zugang zur Kapelle war nur durch eine Waschküche möglich. Der Innenraum war mit Zwischenmauern mehrfach unterteilt worden. Der prakt. Arzt Dr. Zimmermann hatte hier jahrelang Pferd und Wagen untergestellt, dann diente das verschandelte Gebäude der Feuerwehr als Gerätehaus und Spritzenremise. Nach deren Auszug wurden die

Verschläge mit Gerümpel und Unrat angefüllt. In einer Ecke befand sich ein Schweinestall. Ein Weihwasserbecken diente als Futtertrog. Vom kirchlichen Charakter des Hauses war kaum noch eine Spur zu sehen.

Um einen Heustock zu gewinnen, hatte man eine Zwischendecke eingezogen. Der Chor war vom Kirchenschiff abgetrennt und bis über Straßenhöhe aufgefüllt. Hinein kam man nur von außen über eine Treppe. Hier befand sich lange Zeit die Wachstube des Nachtwächters und unter der Stiege zum Glockentürmchen die Arrest- und Ausnüchterungszelle. An einer Wand hingen die Schalttafeln und Sicherungskästen für die Straßenlaternen. In der nördlichen Fensternische befand sich eine vorn mit Fliegendraht gespannte Kiste für die Essensvorräte des Nachtwächters“.

In den 1950er Jahren brauchte man im Rathaus Platz und kam auf den Gedanken, die Margaretenkapelle eventuell als Archiv zu nutzen. Im Hinblick darauf wurde ein Gutachten des Kunstmalers und renommierten Restaurators Feuerstein eingeholt. Der Gegenantrag eines *Stadtrats*, die Kapelle abzureißen, und an ihrer Stelle Parkplätze zu schaffen, konnte damals nur unter Hinweis auf die Denkmaleigenschaft des Gebäudes abgewehrt werden. Zunächst sollten nun die Auffüllungen im Chorraum ausgehoben werden, um eine von Herrn Martin Gruber durchzuführende Grabung vorzubereiten. Frau Heinrich-Leister war inzwischen von Hermann Rambach, dem damaligen Leiter der Kreisstelle für Denkmalpflege und Heimatschutz im Landkreis Emmendingen, zu seiner ehrenamtlichen Mitarbeiterin in Herbolzheim bestellt worden. Unter Anleitung von Professor Dr. J. Schlippe hatte sie bereits an mehreren Ausgrabungen teilgenommen und dabei ihre Fähigkeiten unter Beweis gestellt. Mit erheblichem Aufwand hatte sie sich auch um die Beschaffung von Quellenmaterial zur Stadtgeschichte bemüht. Dementsprechend wurde Helene Heinrich-Leister von Bürgermeister Jäger gebeten, bei dem durch die städtischen Arbeiter auszuführenden Aushub und den Aufräumarbeiten auf die Beachtung der Belange des Denkmalschutzes zu achten. Voller Tatendrang widmete sie sich dieser Aufgabe und scheute sich nicht, auch selbst Hand anzulegen.

Zunächst entdeckte die eifrige Freundin der Archäologie hinter dem ehemaligen Vorratsschränkchen des Nachtwächters das guterhaltene Nordfenster. Weil sie bereits mancherorts gesehen hatte, daß Kapellen innen vollständig ausgemalt waren, begann Helene Heinrich-Leister auch hier nach Wandmalereien zu suchen. Gleich neben dem Nordfenster fand sie Spuren von Ornamenten. Als sie voller Begeisterung einem graugetönten Band mit dem Spatel folgte, legte sie nacheinander ein Kreuz, einen Totenschädel, ein Gebetbuch und einen Bischofstab frei. Staunend verfolgten Mitglieder der Stadtverwaltung, insbesondere Stadtkämmerer *Otto Bosch* und



sein späterer Nachfolger Adalbert Jäger, die Aktivitäten der fieberhaft arbeitenden Frau. Zielstrebig wandte sie sich der Südwand zu und stieß dort auf rote Farbe: Die Perle eines um den Leib der Stifterin geschlungenen Rosenkranzes. So sorgfältig sie es vermochte, befreite sie die Figur von Schmutz und Tünche. Dann stand sie überwältigt vor dem Ergebnis ihrer Mühe und weinte vor Freude. *Otto Bosch* bewunderte ihren Erfolg. Gerührt sagte er: „Das ist der Lohn für Deine Ausdauer!“

Nun wurden auch Berichte über die Arbeiten an der Margaretenkapelle veröffentlicht. Auf einer Tagung des Historischen Vereins für Mittelbaden stießen die Funde auf lebhaftes Interesse. Verschiedene namhafte Sachverständige und Heimatforscher wie u. a. Professor Dr. Tschira (Karlsruhe) und Professor Winfried Knausenberger (Wolfach) besichtigten die Kapelle und zollten Helene Heinrich-Leister Respekt für ihr ehrenwertes Engagement. Kreisdenkmalpfleger Hermann Rambach befürwortete die Restaurierung und eine würdige Nutzung des ehemaligen Kirchenbaus. Der zuständige Konservator beim Staatlichen Amt für Denkmalpflege, Regierungsrat Hesselbacher, war bereit, zur Instandsetzung der Kapelle erhebliche Zuschüsse zu vermitteln. Er empfahl im übrigen, das Gebäude wieder zu *kirchlicher Nutzung herzurichten*. Dieser Gedanke wurde vom Kath. Stiftungsrat Herbolzheim begrüßt und von Msgr. Professor Dr. Ginter, dem Konservator der Kunstdenkmäler der kath. Kirche beim Staatl. Amt für Denkmalpflege, *lebhaft unterstützt*. Im Herbst 1961 schien es, als könne sich der Kindheitstraum schon bald erfüllen. Doch es gab Schwierigkeiten, und es fehlte an Geld.

Unterdessen erarbeitete sich Helene Heinrich-Leister die Wände der Kapelle Fleckchen für Fleckchen. „Viele Malereien übereinander, immer wieder kamen neue Malereien heraus. An der einen Seite die hl. Margarete in Überlebensgröße wurde leider durch die Lichtenanlage größtenteils zerstört. Immerhin ist die Krone der Heiligen, der Stab, den sie dem Drachen in den Rachen stößt und die schöne Hand an dem Stab sehr gut erhalten. Auf der gegenüberliegenden Seite zeigen sich neben vielen anderen Details ein großes Ortsbild, eine kleine Kapelle, ein bärtiger Kopf mit Strahlenkranz. Der Maler der hier tätig war hat immer wieder kleine Pflanzenmotive verwendet. Wer war dieser Maler? – Auf der linken Seite des Nordfensters findet sich eine Basilika, daneben eine Grablege. Wo steht diese Basilika, wer ist dort begraben? Rätsel auf Rätsel kam zu Tage, auf die selbst im Generallandesarchiv keine Antwort zu haben war. So arbeite ich weiter. Was mir die Kapelle gibt kann ich sonst nirgendwo bekommen“.

Zum Leidwesen der Denkmalschützerin wurde bei der Wiederherstellung des Chorbogens auf die in mühevoller Arbeit freigelegten Fresken wenig

geachtet. Auch die bereits auf Veranlassung von *Professor Schlippe* eingesetzten Butzenscheibenfenster wurden wieder zerstört. 1965 sah sich Landrat Dr. Mayer veranlaßt, auf den Schutz der Kapelle „vor Beschädigung durch Mutwillen und Leichtfertigkeit“ zu dringen. Unterdessen versuchte Helene Heinrich-Leister die 1789 nach Gremmelsbach bei Triberg verkauften Kirchenggeräte der Kapelle aufzuspüren. Leider blieben diese Bemühungen ohne Erfolg. Immer wieder verzögerte Geldmangel den Fortgang der Restaurierung. Frau Heinrich-Leister versuchte sich auch dieses Problems anzunehmen. Sie schrieb Bettelbriefe und bat um Schenkungen oder testamentarische Zuwendungen. Als dies keinen Erfolg brachte, eröffnete sie mit zwei Mark ein Sparkonto zugunsten der Kapelle und bemühte sich um kleine Spenden. So konnte sie immerhin fast 2 000 DM zusammenbringen. Auch ein Geldgeschenk der Stadt ließ Helen Heinrich-Leister auf dieses Konto anweisen. Die Hoffnung, das begonnene Werk über einen Landespreis für Heimatforschung zu fördern, erfüllte sich leider nicht.

1981 kam endlich wieder Bewegung in die Angelegenheit. Die Kapelle wurde in einen Ortssanierungsplan aufgenommen. Der Restaurator A. Panowski erstellte eine Dokumentation ihres damaligen Zustands. Helene Heinrich-Leister drängte ständig auf den Fortgang der Arbeiten. Zu Neujahr 1983 wurden anläßlich der Verleihung der silbernen Bürgermedaille der Stadt Herbolzheim ihre Verdienste durch Bürgermeister Hoffmann gewürdigt. Karl Lapp, der Denkmalpfleger des Landkreises Emmendingen, schrieb ihr aus diesem Anlaß: „...Wie sechs Löwen zusammen kämpften Sie um Ihre Margaretenkapelle – zäh, unverdrossen, keinen Weg ungegangen, keinen Versuch unversucht gelassen. Darüber hinaus haben Sie Ihr Können und Wissen, all Ihre Kraft und Liebe voll in die Waagschale der ehrenamtlichen Pflicht der archäologischen Denkmalpflege gelegt...“

Im Frühjahr 1983 beauftragte das Landesdenkmalamt Freiburg Herrn Gerhard Wesselkamp mit einer weiteren Grabung im Kirchenschiff. Zur Vorbereitung trugen in freiwilligem Einsatz Schüler der Emil-Dörle-Realschule mit ihren Lehrern Friedrich Hinn und Gerhard Rischewski die Aufschüttungen bis zum vorgesehenen Grabungsniveau ab. Als ehrenamtliche Beauftragte für Denkmalpflege beteiligte sich natürlich auch Helene Heinrich-Leister an dieser Aktion. Sachkundig und mit großer Sorgfalt beaufsichtigte sie die Arbeiten. Der Eifer und die Aufmerksamkeit der Jugendlichen machten ihr große Freude. Als aber im folgenden Herbst wieder einmal selbst zur dringendsten Sicherung der Ausgrabungen das Geld im Stadtsäckel fehlte, schrieb Helene Heinrich-Leister kurzentschlossen an den Regierungspräsidenten. Dr. Nothelfer wußte bereits von ihrem „selbstlosen Einsatz für dieses in bedauernswertem Zustand befindlichen Klein-

od“ und versprach seine Hilfe bei der Finanzierung der „notwendigen Sicherungsmaßnahmen“, um wenigstens die weitere Existenz der Margaretenkapelle zu garantieren. Schließlich gelang es mit vereinten Kräften auch diesen finanziellen Engpaß zu überwinden. Helene Heinrich-Leister bangte aber seitdem noch manches Jahr, ob es dem Bürgermeister und dem Bauamt gelinge, die nötigen Mittel für den Fortgang der Restaurierung bewilligt zu bekommen. Schließlich gab es immer wieder Stimmen, die die Erhaltung und Restaurierung der Kapelle als unververtretbaren *Luxus* bezeichneten.

Helene Heinrich-Leister ist über derartige Einschätzungen empört, läßt sich davon aber weder beirren noch entmutigen. 1988 kann sie der interessierten Öffentlichkeit drei Wetzkerben an der Außenwand ihres Heiligtums präsentieren. Im Innern entdeckt sie eine der seltenen Darstellungen der hl. Kümmerin und ruht nicht, ehe sie Genaueres über die bärtige Heilige am Kreuz erfahren hat. Die unermüdliche Hüterin der Margaretenkapelle freut sich besonders, wenn sie ihr Kleinod jungen Menschen zeigen und erklären kann. Und wenn ihr Vortrag sogar einem ausländischen Jungen als Grundlage für eine ausgezeichnete Schülerarbeit dient, ist Helene Heinrich-Leister glücklich.

Rückblickend sagt sie: „Meine Erfahrungen mit der Margaretenkapelle gehen mir nicht allein deshalb zu Herzen, weil sie mein Leben überaus bereichert haben, sondern weil sie den ebenso zähen wie grandiosen Versuch umfassen, einen Traum in die Wirklichkeit umzusetzen. Das Rüstzeug zu diesem Unternehmen habe ich mir während langer Jahre in Vorlesungen und Seminaren der Universität Freiburg, bei Exkursionen und Besichtigungen sowie durch eigene Forschungen erworben. Nichts ist im Leben umsonst, und wenn ein großes Werk gedeihen soll, müssen immer neue große Opfer gebracht werden. Neben allem Glück hat man auch düstere, schicksalsschwere Stunden. Mein innigster Dank gilt all denen, die mir in meinem Kampf beigestanden haben“. An ihrem 80. Geburtstag im April 1991 konnte Bürgermeister Dr. Jülg Helene Heinrich-Leister immerhin versichern, daß das Kirchlein, dem ihre Sorge seit Kindertagen gegolten hat, bald wieder eine würdige Stätte des Gedenkens und der Besinnung sein wird.

## Hinweise Buchbesprechungen

**Heinrich Hansjakob, Aus kranken Tagen. Gekürzte Neuauflage. Herausgegeben von Elisabeth Bender mit einem Nachwort von Dr. Helmut Bender. Mit alten Ansichten, 268 Seiten, Waldkircher Verlag, Waldkirch 1992, DM 24,80**

**Heinrich Hansjakob, Aus kranken Tagen. Ungekürzte Neuauflage mit einem 69 Seiten umfassenden Kommentar, zahlreichen Dokumenten sowie den Krankenakten Hansjakobs und alten fotografischen Abbildungen. 366 Seiten, Acheron-Verlag Wolfgang Winter, Achern 1992, 2. Auflage Moritz Schauenburg Verlag Lahr 1993, DM 36,-**

Zu den in den Antiquariaten bisher am meisten gesuchten Hansjakob-Büchern zählte das Illenauer Tagebuch „Aus kranken Tagen“ von Heinrich Hansjakob, das 1895 zum erstenmal erschien. In ihm beschreibt der Pfarrer, Politiker und Schriftsteller Heinrich Hansjakob (1837–1916) seinen knapp dreimonatigen Aufenthalt in der Heil- und Pflegeanstalt Illenau bei Achern.

Ein Hüne von Gestalt, kraftvoll, volksnah mit breitkrempigen „Heckerhut“ – so ist Hansjakob auch 77 Jahre nach seinem Tod weit über Baden bekannt –, ein vitaler Mensch dieser unermüdliche Schriftsteller, der 74 Bücher in seinem langen Leben verfaßte. Von wegen! Heinrich Hansjakob war zeit seines Lebens schwer gemütskrank, litt unter ständigen Depressionen, Angstgefühlen, die sich bis zu Selbstmordgedanken steigerten. Außerdem plagten ihn massive Schlafstörungen. Er suchte Zuflucht im Alkohol, nahm ständig schwere Schlaf- und Beruhigungsmittel in hohen Dosen, Opiate und Morphine. Nach eigenen Angaben brauchte Hansjakob pro Tag 60 bis 90 Tropfen Morphinum, um seine „Nerventeufeleien“ wie er seine psychischen Probleme nannte, zu bekämpfen. Anhaltende Schlaflo-

sigkeit, zunehmende Depressionen und „Zwangsvorstellungen“ brachten ihn zum Entschluß, sich am 6. Januar 1894 freiwillig in die Heil- und Pflegeanstalt Illenau zu begeben, um sich dort kurieren zu lassen. Über seine dortige Behandlung durch den Direktor der Illenau, den Nervenarzt Dr. Heinrich Schüle, verfaßte er das Tagebuch „Aus kranken Tagen“.

Es sind „Erinnerungen“, so der Untertitel, voll großer Ehrlichkeit und Offenheit. Fast narzißhaft beschreibt Hansjakob darin seine psychischen Probleme, gibt jedoch auch detaillierte Schilderungen seiner Leidensgefährten sowie seiner Freunde und Bekannten, die er im Raum Achern besuchte oder die ihn in der Illenau besucht haben. Besonders wertvoll sind die Beschreibungen der Illenauer Therapiemethoden, die damals in Europa weithin gerühmt wurden. Insofern ist das Erinnerungsbuch „Aus kranken Tagen“ eine medizin- und psychiatriegeschichtlich äußerst aufschlußreiche Publikation.

Hansjakob hat die Erstauflage von 1895 in einer zweiten Auflage, die 1897 erschien, stark verbessert und erweitert. Die zweite Auflage weist gegenüber der ersten Auflage über 800 Textänderungen auf, die inhaltlich und stilistisch gravierend sind. Neben dem Reisetagebuch „In Italien“ (2 Bände) und Hansjakobs Erinnerungen als Landtagsabgeordneten „In der Residenz“ hat Hansjakob kein anderes seiner Bücher in der zweiten Auflage so verändert wie sein Illenauer Tagebuch „Aus kranken Tagen“.

Im Zuge der Euthanasiemaßnahmen der Nationalsozialisten wurde die Illenau 1940 geschlossen und ihre Patienten in der Vernichtungsanstalt Grafeneck (Württemberg) ermordet. Rechtzeitig zum 150. Bestehen der Heil- und Pflegeanstalt Illenau (sie wurde im September 1842) gegründet) erschienen zwei Neuauflagen von Hansjakobs „Aus kranken Tagen“.

Die Neuauflage des Waldkircher Verlages, die von Elisabeth Bender und Dr. Helmut Bender herausgegeben wurde, stützt sich

leider auf die fehlerhafte Erstauflage des Buches von 1895. Elisabeth Bender beklagt in ihrer Einleitung, daß in der Erstauflage des Buches „die Orthographie mitunter verwirrend“ sei und sich darin „eine Reihe sinnentstellender Druckfehler“ befänden (Seite 6), merkt jedoch nicht, daß Hansjakob all diese Fehler in der zweiten Auflage von 1897 berichtigt hatte. Warum wurde also nicht sie der Waldkircher Ausgabe zugrunde gelegt? Für den Hansjakobkenner ist es ein besonderes Ärgernis, daß die Herausgeber der Waldkircher Neuauflage den Text noch stark gekürzt und nur etwa siebenzig Prozent des Textes wiedergegeben haben. Aus unerfindlichen Gründen wurden wichtige Passagen, wie beispielsweise Hansjakobs Schilderung seines Besuches in der Lenderschen Anstalt in Sasbach oder die Würdigung sowie der Lebenslauf von Hansjakobs engen Freund, des Pfarrers Albin Kern, einfach weggelassen. Im Nachwort sucht man vergebens eingehende Informationen, weshalb Hansjakob die Heil- und Pflegeanstalt Illenau freiwillig aufsuchte. Der Waldkircher Verlag, der bisher die Tagebücher und Reisebeschreibungen Hansjakobs in dankenswerter Weise, ohne Kürzungen vorzunehmen, neu herausgab, hat mit seiner Neuauflage von „Aus kranken Tagen“ ein Torso veröffentlicht, das für die Hansjakobforschung kaum Wert besitzt.

Wer den vollständigen, ungekürzten Text von „Aus kranken Tagen“ kennenlernen will, muß zur Neuauflage des Buches greifen, das im Acheron-Verlag erschienen ist. Der Herausgeber Wolfgang Winter legt seiner Neuauflage den Text der zweiten Auflage von 1897 zugrunde, den Hansjakob noch selbst verbessert und stark erweitert hat. Vor allem enthält sie das wichtige Schlußkapitel, das Hansjakob in der zweiten Auflage vollkommen umgearbeitet und mit dem Hinweis versehen hat, daß er Morphinum als ein wirksames Heilmittel für seine Nervenleiden ansehe. Außerdem enthält die Neuauflage

des Acheron-Verlages einen 69 Seiten umfassenden Anhang und ausführlichen Kommentar zur Krankheitsgeschichte Heinrich Hansjakobs. In ihm weist Wolfgang Winter nach, wie abhängig Hansjakob vom Gebrauch von äußerst schweren, nach unserem heutigen medizinischen Wissen sehr problematischen Schlaf- und Beruhigungsmitteln, wie Paraldehyd, Veronal sowie den verschiedensten Barbituraten und vor allem Opium und Morphinum, war. Zum erstenmal veröffentlicht Wolfgang Winter auch die Krankenakten Hansjakobs und die seines Vaters aus dem Illenau-Archiv.

Manfred Hildenbrand

**Schwarzwald und Oberrhein. Der literarische Führer. Hrsg. v. Hans Bender und Fred Oberhauser. Frankfurt/M., Leipzig 1993 (= insel Taschenbuch 1330). 20, – DM**

Man darf den Titel dieses handlichen Führers zur Literatur im Südwesten nicht allzu wörtlich nehmen. Die Oberrheinlande links des Rheins sind nicht gemeint, die deutschsprachige Literatur des Elsasses bleibt ausgespart. Auch ist der württembergische Schwarzwald nur zum Teil berücksichtigt.

Zwei große Teile. Eine Anthologie von Briefen, Gedichten, Erzählungen von Städten und Landschaften füllt zwei Drittel des rund vierhundert Seiten starken Bandes. Das letzte Drittel bringt, alphabetisch nach Städten geordnet, Namen und Daten von Dichtern und literarisch bedeutsamen Personen – eine Konzeption, die sich bewährt hat: Lesebuch und Führer in einem, daheim und auf der Reise zu gebrauchen. Doch was für eine Sammlung der Literatur südwestdeutscher Provenienz! Das ist nicht jenes altbackene badi-sche Hausbuch mit seinen Richter-Holzschnitten, nein, eine Sammlung voller Überraschungen, deren Reiz im Wechsel zwischen Wohlvertrauem und noch nie

Gelesenem liegt. Da stehen die Klassiker der badischen Reiseliteratur von Jörg Wickram bis Ernest Hemingway neben so modernen Autoren wie Michael Buselmeier für die Neckarlandschaft oder Arnold Stadler für den kargen Heuberg. Die Beschlagenheit der Herausgeber fand immer wieder wenig Bekanntes, das seine Lichter auf Wohlbekanntem spielen läßt. Dem zweiten Teil, dem Reiseführer, kommt die langjährige Arbeit Fred Oberhausers am 'Literarischen Führer durch die Bundesrepublik Deutschland' (Insel-Verlag), dieser immensen Sammlung von Daten und Fakten, zugute. Er übernahm dessen übersichtliches Aufbauschema: die an einem Ort vorfindbaren Museen, Archive, literarischen Gesellschaften vorweg, dann die am Ort wirkenden Schriftsteller, schließlich prominente Besucher, ihre Absteigequartiere und Begleiterinnen, Literaturhinweise zum kulturellen Erbe der Stadt und Vorschläge in Kurzform für eine Rundreise in der Gegend und den benachbarten Gebieten. Die Texte sind weitgehend aus dem Führer für die Bundesrepublik übernommen, in den Literaturangaben und durch den minutiösen Nachweis der Wohnsitze und Gastquartiere aber erweitert, auch neue Autoren hinzugefügt und Fehler berichtigt. Die Literaturhinweise sind auf dem neuesten Stand.

Dem in der Ortenau beheimateten Leser steht S. 348 eine nicht geringe Überraschung bevor. Dort, wo von Ottenheim am Rhein die Rede ist, erfährt man, daß der Ort „Heimat der 1481 in Hagenau (Elsaß) als Hexe hingerichteten „Schönen Bärbel“ ist und als „Schauplatz des Nibelungenliedes“ gilt: in der Gemarkung „Am Brunnen“ soll Hagen Siegfried ermordet haben. Schön wärs ja. Die Gemeinde am Rhein hätte sicher nichts dagegen, wenn, so wie es in Odenheim im Kraichgau geschehen ist, ein reicher Amerikaner auf die Idee käme, den heimischen Siegfriedbrunnen fassen und reich dekorieren zu lassen, als Anziehungspunkt für Touristen

und Wanderer der Literatur. Nur: vor Ort ist nichts bekannt. Auch wenn es, in der Tat, ein Gewinn des Namens „Am Brunnen“ dort gibt. Da haben die Herausgeber sich denn doch wohl auf luftige Hypothesen eines der vielen Nibelungenforscher unserer Tage – die Nibelungen sind en vogue – eingelassen und der Ortenau ein Juwel zugefügt, das es beschämt. Ottenheim müßte wenigstens mit fünf Orten im Odenwald und im Kraichgau konkurrieren, wenn es den Anspruch verteidigen wollte.  
Walter Ernst Schäfer

**Marita Blattmann, Die Freiburger Stadtrechte zur Zeit der Zähringer. Rekonstruktion der verlorenen Urkunden und Aufzeichnungen des 12. und 13. Jahrhunderts. Band 1: Untersuchung. Band 2: Anhang (= Veröffentlichung aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau Nr. 27, Bd. 1 und 2), Freiburg/Würzburg 1991, 772 Seiten**

Bekannt, ja berühmt, ist die Stellung der Stadt Freiburg i. Br. innerhalb der deutschen mittelalterlichen Stadtgeschichte: Nicht nur ihre Entstehung als Zähringergründung, sondern auch ihre rechtliche Ausgestaltung mittels einer Gründungsurkunde, die das älteste deutsche Stadtrecht eines weltlichen Fürsten für seine Bürger darstellt. In ihm liegen die Wurzeln zur persönlichen Freiheit der Bürger, zur Ausbildung ihrer Selbstverwaltung und zur Entwicklung ihrer eigenen Rechtsvorschriften. Das Problem war bisher nur, daß ein original nicht überliefertes Gründungsprivileg aus späteren und anderen Texten zu rekonstruieren versucht wurde, mit entsprechenden wissenschaftlichen Zweifeln und Kontroversen, bis hin zur Infragestellung eines solchen Dokumentes überhaupt (B. Diestelkamp 1973: „Gibt es eine Freiburger Gründungsurkunde von 1120?“).

Die Beweisführung, „daß es ein solches Dokument wirklich gegeben hat“, ist –

neben der Nachzeichnung der gesamten Freiburger Rechtsentwicklung unter den Zähringern – das Anliegen einer ungewöhnlich umfang- und materialreichen Dissertation, die die aus Schuttern stammende Marita Blattmann jüngst im Druck vorgelegt hat.

Die Auseinandersetzung mit mittelalterlichen Texten rechtlichen Inhalts und einer mehr als hundertjährigen, dichten Forschung über sie, mit dem Ziel der Rekonstruktion verlorener Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts, kann wahrlich keine einfache Lektüre sein. Auch die von der Autorin verwendeten Abkürzungen und Siglen müssen erst verinnerlicht sein, bevor ein Satz wie „B 4b entspricht T 1 (GP 1), B 4a T 3 (GP 4), B 7 enthält eine (im Gehalt stärker an FI 17/FÜ 1–2 orientierte) Parallele zu T 4 (GP 6)...“ (S. 60) entschlüsselt und verstanden werden kann. Damit ist die Schwierigkeit der Materie aufgezeigt, die durch Vergleich verschiedenster Texte der Freiburger Stadtrechtsfamilie auf die Anfänge im 12. Jahrhundert zurück- und verschollene Originale erschließen möchte. Ein Instrument dafür ist der Vergleich der Wortwahl, denn: „Worte können eine Zeitstufe markieren“ (S. 34), die dann auch in Tabellenform zusammengestellt sind, z. B. die lateinischen Termini für Siedlungen, ihre Bewohner oder städtische Amtsträger (S. 448ff.). Daneben tritt die Interpretation der Texte, wenn auch nur begrenzt, denn „es geht hier lediglich um die Textrekonstruktion“ (S. 35), darum, „die nötigen Texte bereitzustellen“ (S. 4).

Dieser Aufgabe unterzieht sich die Verfasserin mit einer gründlichen Ausführlichkeit, die hier im einzelnen nicht nachvollzogen werden kann. Die Bandbreite der herangezogenen und ausgewerteten Quellen mögen die Orte markieren, aus denen sie jeweils stammen: Freiburg i. Br., Bremgarten, Kloster Tennenbach, Bern, Diessenhofen, Flumet, Freiburg i. Ue., Kenzingen, Murten, Breisach und Colmar. In ihnen hat sich das Freiburger

Stadtrecht niedergeschlagen, über zahlreiche Stufen und Zwischenstufen, und aus ihnen sind letztlich die „Rechtsurkunden und schriftlichen Rechtssammlungen in Freiburg im Breisgau im 12. und 13. Jahrhundert“ zu rekonstruieren und in zeitlicher Reihenfolge zusammenzustellen (vgl. S. 705 ff.).

Ein zentrales Ergebnis: „Die Freiburger Gründungsurkunde von 1120 ist kein Phantom“ (S. 325), man kann „die Diestelkamp’sche Frage guten Gewissens mit ‚ja‘ beantworten (S. 332); den rekonstruierten Text kann die Verfasserin abdrucken (S. 531 ff.) und ausführliche Anmerkungen, auch inhaltlicher Art, zu ihm machen (S. 325 ff.). Außerdem: Bei den Freiburger Rechtsaufzeichnungen zur Zähringerzeit handelt es sich um einen kontinuierlichen schriftlichen Prozeß, der von einem „Freiburger Rechtskreis des 12. und 13. Jahrhunderts“ sprechen läßt (S. 323), einem großen Einflußgebiet, das erstmals im Deutschen Reich „mit einheitlichen Rechtsnormen ausgestattet wird“ (S. 413). Das frühe Aussterben der Zähringer hat Freiburg die Chance, „Rechtshauptstadt“ (ebd.) eines beginnenden Landesfürstentums zu werden, dann vereitelt.

Was die Verfasserin zum Umgang mit der Schrift und den Texten in damaliger Zeit beobachtet (S. 384 ff.), verdient ebenfalls hervorgehoben zu werden: Die Eigendynamik, die einmal aufgestellte Texte gewannen und durch Erweiterungen und Ergänzungen zu kompliziertem Flickwerk wurden; daß neben dem Geschriebenen auch das Ungeschriebene Gewicht hatte, als Gewohnheitsrecht, das der Wirklichkeit sogar näher stand; die (Ver)Formbarkeit der Texte aufgrund gegenwärtiger Interessen und Sichtweisen, die einen pragmatischen Umgang mit ihnen signalisieren, der heutigen Interpreten nicht immer deutlich ist. So kann aus dieser Arbeit auch viel über den Umgang mit rechtsgeschichtlichen Quellen gelernt werden, wofür auch die umfangreichen Tabellen

mit Rechtssätzen (im 2. Band) nur dienlich sein können.

Die Befürchtung der Autorin „nicht zu viel, sondern zuwenig Phantasie aufgeboten zu haben“ (S. 380), erscheint dem Rezensenten unbegründet: In Anlage, Methode, Umfang und Ergebnissen hat sie eine Arbeit vorgelegt, die in Rechtsgeschichte, Stadtforschung und Landeskunde vorbildlich ist, auch wenn sie mit ihren scharfsinnigen, diffizilen Beweisführungen oft nur Spezialisten der genannten Fächer wird ansprechen können.

Hans Harter

### **Bühler Heimatgeschichte Nr. 7, 1993, Hrsg. Stadt Bühl.**

Die Wiedereröffnung des Friedrichbaus, eines repräsentativen und baugeschichtlich interessanten Gebäudes, verbunden mit einer Ausstellung über Altbühl, dokumentiert symbolhaft das Bemühen der Stadt und ihres Oberbürgermeisters um die Erhaltung und Pflege von Tradition und Geschichte. Diesem Anliegen dient auch der neue Band der Bühler Zeitschrift mit Beiträgen vom Hochmittelalter bis in die jüngste Vergangenheit.

Eine Edition von Zinsverzeichnissen der Kappler Kirche aus der Mitte des 14. Jhs. von S. Gartner ermöglicht frühe Aussagen zur Siedlungs-, Sprach- und Wirtschaftsgeschichte von Bühl und Umgebung. Anschließend nimmt E. Rüschi kritisch die Restaurierung der Abteikirche Schwarzach durch A. Tschira unter die Lupe. E. Schappeler-Honnef schildert die Währungsumstellung in den Jahren 1870-1875 und ihre Auswirkungen auf die Bühler Wirtschaft. N. Krippel beschreibt die spätgotischen Statuen der Anna-Kapelle in Balzhofen. Das Bühler Gerichtsgebäude und seine Geschichte, in dem zeitweise der „Biedermeierdichter“ L. Eichrodt als Richter wirkte, steht im Mittelpunkt des Aufsatzes von R. H. von Lanzenauer. Anschließend legt A. Mora-

wietz den 1. Teil einer interessanten Untersuchung über das Bühler Gefängniswesen vor. W. Jöckerst beschreibt die Ablösung des Zehnten in Altschweier und seine Auswirkungen. P. Götz führt seine Untersuchung über den Aufbau und die Entwicklung des Feuerwesens mit der Darstellung der Entstehung der Freiwilligen Feuerwehren im Amtsbezirk Bühl weiter. Geschäftsbücher des Buchbinders Paul Thomsa bilden die Grundlage für die Untersuchung von G. Mohr „Vom ‘Soll und Haben’ in einem Bühler Handwerker-geschäft“. J. Prestel befaßt sich mit den Problemen der Vertriebenen in Bühl nach dem Zweiten Weltkrieg. Zwei wichtige Artikel steuert W. Lienhardt bei. Zunächst untersucht er die Haltung der katholischen Kirche zum Nationalsozialismus in Bühl, dann schildert er den Kampf um den Südweststaat in der ehemaligen badischen Hochburg. Schließlich stellt M. Klein das Projekt der Stadt Bühl vor, mit Hilfe eines Autorenteam eine zeitgemäße und umfassende Stadtchronik ins Werk zu setzen. Der über 100 Seiten umfassende Band bietet mit seinen zahlreichen Abbildungen einen interessanten und gut dokumentierten Querschnitt durch die Geschichte Bühls und Umgebung. Suso Gartner

### **Hans Harter, Adel und Burgen im oberen Kinziggebiet. Studien zur Besiedlung und hochmittelalterlichen Herrschaftsbildung im mittleren Schwarzwald. K. Alber. Freiburg/München 1992 = Forschungen zur Oberrheinischen Landesgeschichte. Band 37.**

Wohl kaum eine Veröffentlichung zur Landesgeschichte des oberen Kinzigtales wurde so sehr erwartet als die vorliegende. Einerseits war sie schlichtweg ein notwendiges Desiderat, andererseits wußte man um die fachliche Kompetenz des Verfassers. Dieser steckte sich folgerichtig das hohe Ziel, ausgehend von der Besiedlungsgeschichte des oberen Kinzigge-



bietes sowohl die Aktivitäten der regionalen Adelsfamilien, ihren Zug in den Wald und ihren Herrschaftsaufbau wie auch das Hineinwirken von politischen Kräften zu beleuchten, die von außerhalb mit starkem Interesse an und in der Schwarzwaldlandschaft aufgetreten sind (S. 17).

Nach der Darstellung der allgemeinen Siedlungsgeschichte, geht daher der Verf. zunächst den freien Herrenfamilien innerhalb des oberen Kinziggebietes nach: den Herren von Wolfach, von Hornberg, von Brandeck, von Ramstein und von Falkenstein. Danach versucht er die überregional wirkenden Adelskräfte zu erfassen: die Staufer, die Herzöge von Teck, die Grafen von Freiburg, die Zähringer sowie die Herren von Geroldseck in der Nachfolge der Grafen von Sulz.

Unbestreitbar liegen der hohe Wert und die große Bedeutung dieser Arbeit bei der tiefgründigen Ermittlung und Bearbeitung zahlreicher historischer Einzelfragen. Von diesen wurde im Jahre 1993 bei der Diskussion um das Hornberger Jubiläum fast ausschließlich das Problem um die Herren von Hornberg berücksichtigt. Aber ebenso wichtig sind die Ergebnisse und Erkenntnisse, die der Verf. allgemein zu seinen Problemen gefunden hat, die ihrerseits auch beispielhaft für weitere ähnliche Arbeiten sein können. Einige dieser Erkenntnisse seien stichwortartig genannt: Die Siedlungsgeschichte des oberen Kinziggebietes war seit dem 11. Jahrhundert die Domäne adeliger Kräfte, der sog. Edelfreien, ob zugezogen, ansässig oder überregional orientiert. Das adelige Selbstbewußtsein dieser Geschlechter äußerte sich in der Namen- und Wappengebung, in der Burg als Besitz- und Herrschaftsschwerpunkt. Ihre Herrschaftsgebiete waren in der Regel territorial geschlossen. Die Stadtgründung in diesen Bereichen war elementar und wichtig. Die Herkunft dieser edelfreien Familien konnte in den Bereich des oberen Neckar und der Baar lokalisiert werden, die Besiedlung des oberen Kinziggebietes kam also von Osten.

Selbst die Geroldsecker wurden in diesem Gebiet als Erben der Grafen von Sulz tätig. Auch die aktive Rolle der Zähringer in dieser Waldregion konnte einleuchtend gemacht werden, wobei wohl der Erzbergbau keine unbedeutende Rolle spielte. Daneben war es wohl auch die Verkehrsgunst, ja sogar die verkehrsstrategische Wichtigkeit dieses Raums, die das Engagement des Adels hervorrief. Insgesamt ist es eindrucksvoll gelungen, das frühe geschichtliche Leben der Landschaft im oberen Kinziggebiet als ein Neben-, Mit- und Gegeneinander verschiedener adliger Kräfte im 11. und 12. Jahrhundert darzustellen und einsichtig zu machen.

Bleibt noch zu erwähnen, daß die historische Methode in der Prüfung und Abwägung der Quellen sowie in der besitzgeschichtlichen Zuordnung und persönlichen Abstammung hier in hervorragender und gelungener Weise praktiziert wurde. Grund genug, daß dieses grundlegende Buch endlich gelesen und nicht mehr nur über dieses gesprochen wird.

Dieter Kauß

**Heinrich Hansjakob 1837-1916. Schriftsteller, Politiker, Seelsorger. Ausstellungskatalog zugleich Handbuch zu Person und Werk Heinrich Hansjakobs. Hrsg. v. Hans Heid, 553 Seiten, Selbstverlag der Stadt Rastatt 1993, 59, – DM**  
Zur großen Hansjakob-Ausstellung, die vom 4. 12. 1992 bis 17. 1. 1993 in der Historischen Bibliothek des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums in Rastatt stattfand, ist jetzt ein umfassender Katalog erschienen, der mit Recht vom Initiator der Ausstellung und Herausgeber des Buches, dem Leiter der Historischen Bibliothek in Rastatt, Hans Heid, als „Handbuch zu Person und Werk Heinrich Hansjakobs“ bezeichnet werden kann.

Zahlreiche Hansjakob-Spezialisten stellen in überzeugender Weise den neuesten Forschungsstand zum Leben und Werk des

Pfarrers, Schriftstellers und Politiker vor. Eine biographische Skizze von Manfred Hildenbrand zum Leben Hansjakobs eröffnet den Reigen der Beiträge. Es folgen Kapitel über die historischen Schriften Hansjakobs (Johannes Werner), die Erzählungen (Johannes Werner), die Reiseberichte (Rudolf Futterer), über den Politiker (Artur J. Hofmann), den Priester, Seelsorger, Theologen (Remigius Bäumer), über Hansjakob als Bewahrer und Förderer des heimatlichen Brauchtums (Alois Krafczyk), über Hansjakob als Chronisten des bäuerlichen Lebens im Kinzig- und Wolftal (Dieter Kauß), über Hansjakob und Rastatt (Hans Heid), über Hansjakob und die Bibliothek des Rastatter Lyceums (Hans Heid) sowie über Hansjakob heute (Manfred Hildenbrand, Johannes Werner, Hans Heid), ein sehr anregendes, aktuelles Kapitel, in dem Hansjakob als ein Mann des ständigen Widerspruchs charakterisiert wird, aber auch als ein „Freiheitsmann mit Leib und Seele“, der sich stets gegen den kirchlichen Autoritätsanspruch auflehnte, sowie als ein prophetischer Ökologe und überzeugter Pazifist.

Die Rastatter Hansjakob-Ausstellung präsentiert 350 Exponate zum Leben, Werk und Wirken Heinrich Hansjakobs als Pfarrer, Schriftsteller, Politiker und streitbarer Publizist, die alle in diesem Katalog ausführlich textlich erläutert und durch eine Fülle von zum Teil farbigen Abbildungen dokumentiert werden. Das umfangreiche Buch besticht durch seinen bibliophilen Charakter, das es zur Kostbarkeit in der Hand eines jeden Hansjakobfreundes werden läßt. Der aufmerksame Hansjakobkenner wird in diesem Handbuch vieles entdecken, was neu ist: neue Materialien und Quellen, neue Fragestellungen und Themen, neue Erkenntnisse, neue Perspektiven und Wertungen, die der Hansjakobforschung neue Impulse geben werden. Manfred Hildenbrand

**Anne Junk, Christel Opeker, Nur Kinder, Küche, Kirche? Frauenleben und Frauenarbeit in Offenburg 1850-1920, Veröffentlichung des Kulturamtes Offenburg. Werkstattberichte aus dem Stadtarchiv Bd. 1, 1993, Verkaufspreis: 20,- DM**

In den letzten Jahren läßt sich ein neues Forschungsfeld in der Lokal- und Stadtgeschichtsschreibung feststellen: das Leben der Frauen, ihre Beiträge zur gesamtgeschichtlichen Entwicklung, sprich zum wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Geschehen einer Region, eines Dorfes, einer Stadt. Seit dem 21. März bis zum 30. Mai d. J. ist nun im Offenburger „Museum im Ritterhaus“ eine Ausstellung zu sehen, die einen wichtigen Beitrag innerhalb dieses Themenkreises leistet. Unter dem Titel „Nur Kinder, Küche, Kirche? Frauenleben und Frauenarbeit in Offenburg 1850-1920“ werden Arbeits- und Alltagsleben der Offenburgerinnen gezeigt. Begleitend zu dieser Ausstellung erschien unter dem gleichen Titel in der Reihe der Veröffentlichungen des Kulturamtes der Stadt als erster Werkstattbericht aus dem Stadtarchiv ein Band, der von den „Ausstellungsmacherinnen“ verfaßt wurde.

Die sechs Autorinnen lassen in diesem reichbebilderten, fast 100 Seiten umfassenden Heft einige vergessene Kapitel der Offenburger Geschichte sichtbar werden. Es werden die weiblichen Arbeitskräfte in Fabrik, Heimarbeit und Haushalt ebenso vorgestellt wie das Schulwesen für Mädchen und Frauen und der Weg der Offenburgerinnen in die städtische Öffentlichkeit. Heiratsverbote, Geburt und Schwangerschaft und die Folgen der bürgerlichen Doppelmoral für die sogenannten „gefallenen Mädchen“ sind Themen wie die Stadtbewohnerinnen als Steuerzahlerinnen.

Die lebendige und anschauliche Darstellung basiert auf intensivem Studium der Quellen vor allem im Stadtarchiv und im Archiv des Klostersgymnasiums. Da vier

der sechs Autorinnen, nämlich Renate Büntgens, Beatrice Baum, Cornelia Roth und Uschi Schellenbach, der Forschungsarbeit als Hobby nachgegangen sind, gewinnt dieser Werkstattbericht aus dem Stadtarchiv besondere Bedeutung. Er ist ein vorbildliches Beispiel für die historische Bildungsarbeit, die Archiv und Museum leisten können. Die Arbeitsgruppe begann im Januar 1991 unter der Anleitung der Museumpädagoginnen Anne Junk und Christel Opeker zu arbeiten, die beide ebenfalls umfangreiche Kapitel in dem Heft verfaßt haben. Es entwickelte sich eine Geschichtswerkstatt, die durch ihre Arbeit nicht nur Stadtgeschichte nachvollzieht, sondern innovativ wirkt und neue Wege und Fragestellungen aufzeigt. Der nun vorliegende Band läßt nämlich auch erahnen, wieviel Quellenmaterial noch vorhanden ist, das Auskunft über die Geschichte der Offenburgerinnen gibt.

Der Werkstattbericht der sechs Autorinnen und ihre Ausstellung sollten von daher der Beginn einer weitergehenden Arbeit zur Frauengeschichte Offenburgs sein.

Der Besuch der Ausstellung und die Lektüre des Bandes zeigen zum einen, was Museumspädagogik und eine Geschichtswerkstatt leisten können, beweisen zum anderen aber vor allem, daß ohne Blick auf die Frauen die Geschichtsdarstellungen und historischen Ausstellungen nur unvollständig und damit oft genug fern der historischen Realität sind.

Susanne Asche

**Kurt Klein, Schwarzwälder Kalenderblätter. Ein Gang durch das volkstümliche Jahr. Mit Fotografien des Verfassers, 288 Seiten, Waldkircher Verlag, Waldkirch 1992, DM 26,80**

Mit seinem neuen Buch „Schwarzwälder Kalenderblätter“ breitet Kurt Klein den ganzen weiten Bereich des frommen Brauchtums, wie es im Schwarzwald er-

erbt und entwickelt wurde, aus. Brauchtum ist dort zu Hause, so vermittelt uns der Verfasser, wo der Mensch die Gesetze seines Lebens der Natur abgewinnt, wo noch Sonne und Mond das Jahr in Jahreszeiten gliedern und nicht ein mechanischer Abreißkalender oder eine elektronische Quarzuhr das Jahr in schnellebige Tage zerpfückt. Brauchtum ist der tiefste Spiegel der Volksseele.

Mit feinem Gespür für die kirchliche Tradition erschließt uns der Verfasser das Jahr mit seinen zwölf Monaten, seinen besonderen Festen und Tagen, die meist um die Namenstage der altbekannten Heiligen ranken. Doch nicht ihr Leben steht im Vordergrund, sondern jenes alte Kulturgut, welches das Volk über die Grenzen des Schwarzwaldes hinaus im Laufe der Jahrhunderte als Sitte und Brauch geformt, gepflegt und als Vermächtnis hinterlassen hat. So erfahren wir in Kurt Kleins neuestem Buch von zahlreichen Bauernweisheiten, Wetterregeln und Lostagen, vom Ursprung und den Wurzeln der heimatlichen Bräuche, von regional- und lokalgeschichtlichen Besonderheiten. Oft appelliert der Verfasser mahnend an den Leser, die Rechte der Natur und Kreatur zu beachten und den negativen Erscheinungen des Zeitgeistes entgegenzutreten.

Die ganze Palette des volkstümlichen Jahres wird beschrieben: Dreikönigstag, Petri Stuhlfeier, Fasnacht, Valentinstag, Funkensonntag, Palmsonntag, Ostern, Walpurgisnacht, Pfingsten, Johannistag, Kräuterbuscheltag, Erntedank, Martini, Advent, Nikolaustag, Weihnachten, Sylvester und viele andere Kalenderblätter, die im Schwarzwald seit vielen Jahrhunderten in der Volksseele verankert sind. Oft werden überraschende Parallelen aufgezeigt. So etwa, wenn Kurt Klein daran erinnert, daß am „Gefängnisfest“ der katholischen Kirche, Petri Kettenfeier (1. August), der Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob 1873 seine sechswöchige Gefängnisstrafe in Radolfzell antreten mußte.

Die „Schwarzwälder Kalenderblätter“ von Kurt Klein gefallen nicht nur durch das profunde Wissen des Volkskundlers und Brauchtumsforschers, sondern auch durch die zahlreichen fotografischen Aufnahmen des Vefassers, die das Kultugut des volkstümlichen Jahres dem Leser optisch nahe bringen. Manfred Hildenbrand

**Das Großherzogtum Baden in der politischen Berichterstattung der preußischen Gesandten 1871-1918. Zweiter Teil 1900-1918. Bearbeitet von Hans-Jürgen Kremer, 737 Seiten. W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1992, 98,- DM**

Dieser zweite, den Zeitraum von 1900 bis 1918 umfassende Band schließt die umfangreiche Edition ab. Die Berichte stammen ausschließlich von dem preußischen Gesandten in Karlsruhe Karl Johann Georg von Eisendecker, der seit 1884 dieses Amt inne hatte. Die z. T. sehr ausführlichen Berichte spiegeln nicht nur die Reichsgeschichte jener Zeit wider, sondern geben auch wertvolle, interessante Einblicke in die badische Innenpolitik und Kirchenpolitik.

Wachsende Aufmerksamkeit des preußischen Gesandten beanspruchte die kritische Einstellung der badischen Öffentlichkeit gegenüber Preußen, die Eisendecker als „Partikularismus“ bezeichnete. Die veränderte Auffassung und Neuausrichtung des förderalistischen Denkens in Baden, das sich auf der Grundlage einer traditionell liberalen politischen Kultur unter dem ideologischen Vorzeichen einer sozial-liberalen Aufbruchbewegung offensiv gegen die deutsche Hegemonialmacht wandte, relativierte in dem Jahrzehnt vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges zunehmend das überkommene preußische Bild von Baden als des verlässlichsten Bundesgenossen in Süddeutschland.

Ausführlich berichtet Eisendecker über Heinrich Hansjakobs Ablehnung des

Zähringer Löwenordens zu Beginn des Jahres 1900: „Was die Ordensablehnung Hansjakobs betrifft, so ist diese offenbar auf eine durch Erkrankung hervorgerufene momentane üble Laune zurückzuführen. Die Sache scheint den Herrn Pfarrer, der allerorten als Original und in kirchlicher Beziehung als keineswegs extrem bekannt ist, bereits stark reuen. Er sucht wieder Anknüpfung mit dem Kultusdepartement, und seine Schwester, die ihm den Haushalt führt, wandte sich entschuldigend und erklärend an den Minister.“ Manfred Hildenbrand

**Das schwarze Schaf der Familie Reiß**

„Nun könnte man über derartige Anrempelung ... hinweggehen, handelte es sich hier in diesem speziellen Falle nicht um einen naturalisierten Schweizer, der vor kurzem noch ein guter Deutscher war, bis er es für nötig fand, seine deutsche Nationalität abzulegen ... Er hat vier Brüder im Felde, die ihrem Vaterlande treu als tapfere deutsche Offiziere dienen und denen die Schamröte ins Gesicht steigen würde, würden sie von dem elenden Machwerk ihres Herrn Bruders Kenntnis erhalten. Seit Jahren kämpft dieser edle Proselyt (Überläufer) in den ersten Reihen der welschen Deutschenhasser mit Wort und Schrift – die französische Regierung hat ihn dafür mit dem Orden der Ehrenlegion ausgezeichnet – verleugnet seine Herkunft, seine Muttersprache ...“ Soweit die Worte, die einem Bericht der Süddeutschen Zeitung zu Beginn des Kriegsjahres 1915 entnommen sind. Die Rede ist dabei von Rudolf Archibald Reiß, der als achtes Kind der hochangesehenen Familie des Gutsbesitzers Ferdinand Reiß am 8. 7. 1875 auf dem Hechtsberg bei Hausach geboren worden ist. Zunächst einige Marksteine auf dem Lebensweg dieser, wie es zunächst scheint, doch schillernden Persönlichkeit. Nach dem Besuch der Hochschule in Karlsruhe wechselte Rudolf

1895 zum Chemiestudium an die Universität Lausanne über. Wenige Jahre darauf promovierte er zum Doktor der Naturwissenschaften. Sehr schnell wurde er zu einem weithin bekannten und gesuchten Spezialisten, der die Erkenntnisse auf den Gebieten der Chemie, Photographie und Röntgenologie in den Dienst der Verbrechensbekämpfung stellte. Weitere Studien folgten, so auch in Paris. 1906 wurde Reiß zum Professor an die Universität Lausanne berufen. Er konnte sogar ein eigenes Institut zur Vertiefung seiner wissenschaftlichen Methoden zur polizeilichen Spurenerkennung und -sicherung einrichten. In zahlreichen Vorträgen und Kursen bei den höchsten Polizeibeamten in vielen Ländern, gab er sein revolutionierendes Wissen weiter. Verhältnismäßig früh löste sich der angehende Wissenschaftler aus der preußisch-nationalen Tradition der Familie, aus deren Reihen sich vier Berufsoffiziere rekrutierten (ein Bruder verlor als Kapitän zur See bei der Skagerrak-Schlacht sein Leben, ein anderer fiel beim Herero-Aufstand im damaligen Deutsch-Südwest-Afrika). Nur sein Bruder Wilhelm widmete sich der Forstlaufbahn. Seine weltanschauliche Einstellung lockerte die Familienbande sehr. Ja, nach und nach drängte sich Rudolf in die Rolle des „schwarzen Schafes“ der Familie Reiß. Zum endgültigen Bruch dürfte es gekommen sein, als der ganz aus der Reihe tanzende Sohn und Bruder 1901 die schweizerische Staatsbürgerschaft annahm. Vor einiger Zeit erschien nun in der Schweiz in französischer Sprache das Buch „Rodolphe Archibald Reiss – criminaliste et moraliste de la Grande Guerre“ (R. A. R. – Kriminalist und Moralist des Großen Krieges). Als Verfasser zeichnet der Prof. Dr. Zdenko Levental, Mediziner und Autor vieler fachwissenschaftlicher Werke. Er lebt als eremitierter Professor in Bern und hat sich sehr eingehend mit dem Leben und Wirken von Rudolf Reiß befaßt. Zunächst erfahren wir so manches Neues über die Herkunft der Familie Reiß

und deren Leben auf dem Hechtsberg, besonders natürlich über den Werdegang des „Außenseiters“ Rudolf. Der Hauptteil des Buches widmet sich aber dem „zweiten Leben“ des berühmten und gefeierten Kriminalogen. Dies begann, als Reiß bald nach Beginn des Ersten Weltkrieges auf den Balkan eilte, um sich über die von den Truppen der Donaumonarchie angeblich verübten Kriegsgreuel selbst zu überzeugen. Schnell wurde er zum Freund der um ihre Existenz verbissen kämpfenden Serben. 1914 und 1915 weilte er bei der serbischen Armee und versuchte als Kriegsberichterstatter durch seine Abhandlungen und Dokumentationen die Welt für die Sache der Serben zu gewinnen. So wurde aus dem an sich zunächst neutralen Gutachter sehr schnell ein glühender Verehrer des serbischen Volkes. Als die Alliierten 1916 erneut von Griechenland aus angriffen, stand Reiß wieder zur Stelle und verfaßte seine Berichte. Nach Kriegsende brach Reiß die Brücken zur Schweiz ab, verzichtete auf seine guten Stellungen, um nun in seinem dritten Vaterland, im Vielvölkerstaat der Serben, Kroaten und Slowenen zu leben. Doch seine politisch-idealen Vorstellungen vor der von ihm erhofften Entwicklungen auf dem Balkan wurden enttäuscht. In dem Brief „Hört ihr Serben“ drückte er seine Niedergeschlagenheit aus. Als Prof. Reiß schon mit 54 Jahren am 8. August 1929 in Belgrad an einer Gehirnblutung starb, wurde er mit großen Ehren beigesetzt. Die Serben hatten einen großen Freund verloren. Uns aber scheinen die bahnbrechenden Verdienste des „Kommissars im weißen Mantel“ noch höher und näher zu stehen. Kurt Klein

**Volker Press (Hrsg.), Südwestdeutsche Bischofsresidenzen außerhalb der Kathedralstädte. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1992. 132 Seiten. Kartoniert, 19,50 DM**

Sechs Jahre nach der Jahrestagung der Kommission für geschichtliche Landeskunde im Jahre 1986 in Ladenburg wurden deren Referate nun in diesem Forschungsband zusammengefaßt und mit einer vergleichenden und einführenden Einleitung des Herausgebers versehen. In den Beiträgen der fünf Autoren geht es um die in Südwestdeutschland nahezu spezifische Erscheinung, daß angesichts einer großen Dichte von Reichsstädten zahlreiche Bisthofs- und Kathedralstädte wie Augsburg, Konstanz, Basel, Straßburg, Speyer und Worms die geistliche Herrschaft der Bischöfe abwarfen und zu freien Städten wurden. Dies geschah oft nur nach schweren Kämpfen mit den geistlichen Stadtherren. Die Beiträge der Verfasser hierzu beleuchten nun nicht so sehr die einzelnen Etappen und Spuren der Loslösung von der bischöflichen Herrschaft, als vielmehr das Bild und die Funktion der neugeschaffenen bischöflichen Residenzen und deren Städte. Prof. Dr. Marcel Thomann legt dabei die Verhältnisse der elsässischen Residenzstädte Molsheim und Zabern im Bistum Straßburg dar. Als weitere Residenz Straßburger Bischöfe nennt er Ettenheim; Oberkirch wäre als ein zeitweiliger Verwaltung-, Wohn- und Interessenmittelpunkt des Straßburger Bischofs in seinem rechtsrheinischen Gebiet zu bezeichnen. Thomann schildert kurz die Vorstufe der Loslösung im Mittelalter und deren Ausformung nach der Reformation; er zeigt die Bemühungen der Straßburger Bischöfe in ihren neuen Residenzen auf und beleuchtet deren Folgen in den Residenzstädten etwa für deren klerikale und weltliche Institutionen, für den allgemeinen Wohlstand, für Kunst, Kultur und Wissenschaft. Wichtig erscheint, daß der Straßburger Bischof nach 1681 im Soge der französischen Königspolitik wieder in seine alte Bisthofsstadt zurückkehrt und dort erneut alle bischöfliche Macht und deren Institutionen vereinigt. Dieter Kauß

**Hans-Martin Pillin. Die Grimmelshausenstadt Renchen und ihre Geschichte, Band I. Von den Anfängen bis zum Ende der bischöflich-straßburgischen Herrschaft im Jahre 1803, Herausgegeben von der Stadt Renchen (1992)**

In einer Feierstunde stellte die Stadt Renchen den ersten Teil einer umfassenden Ortsgeschichte vor, ein Buch „das nicht nur von seinem Inhalt her, sondern auch durch seine Gestaltung eine sehr hohe Güte aufweist“ (Bürgermeister Brodbeck). – Verfasser ist der Historiker Dr. Hans-Martin Pillin, ein profunder Kenner der Geschichte der Ortenau, der sich bekanntlich bereits durch mehrere Publikationen dieser Art (Oberkirch, Ottenhöfen, Seebach) und viele lokalhistorische Beiträge einen Namen machte. In der Tat beeindruckt das 165 Seiten starke Werk schon durch seine aufwendige äußere Aufmachung, für die das Atelier Prof. Hans Peter Koch (Hochgehren) gewonnen werden konnte. Bei Einband, Text- und Bildgestaltung wurde großzügig und übersichtlich verfahren, so daß man den Band wie eine bibliophile Kostbarkeit nicht schnell aus der Hand legen möchte. Eine Vielzahl sorgfältig ausgewählter Illustrationen, technisch perfekt reproduzierte Fotografien, Pläne und Karten (auf bestem Papier), sowie viele wirkungsvolle Quellenzitate tragen dazu bei, den umfangreichen Stoff leicht faßbar darzubieten. Bei der Lektüre hat man nie den Eindruck einer spröden Gelehrtenarbeit, sondern eines reichhaltigen Kompendiums mittelbadischer Geschichte, eines streckenweise geradezu spannenden Sachbuchs im besten Sinne. Man ist angetan von der flüssigen, bildhaften Sprache, in der Dr. Pillin auch einen schwierigen Sachverhalt zu erhellen vermag. Wissenschaftliche Genauigkeit ist im Detail ebenso spürbar wie in der großen Linie. Häufig tritt das pädagogische Anliegen des versierten Geschichtslehrers zu Tage, etwa wenn er Begriffe historischer Fachsprache verständlich erklärt, Ergebnisse auf Wesentliches reduziert oder Vorgänge

in einen größeren Zusammenhang stellt. Die zahlreichen Quellenangaben – als Marginalien oder am Ende der jeweiligen Kapitel – zeugen von der immensen Arbeit, die der Autor bei seinen gründlichen Recherchen, an denen sich auch Bewohner Renchens beteiligten, leistete. Man ahnt nur, welche Mengen von Dokumenten auszuwerten waren, wenn er im Vorwort die aufgesuchten Archive nennt, und man staunt über die Fülle der herangezogenen Sekundärliteratur, welche die dreiseitige Bibliographie auflistet.

Die 11 Kapitel des sinnvoll gegliederten Textteils bieten in zeitlicher Abfolge ein lebendiges Panorama der wechselhaften Entwicklung Renchens und der heute eingemeindeten Dörfer Ulm und Erlach. Dr. Pillin untersucht eingangs Siedlungsspuren der Steinzeit und Römerzeit und befaßt sich dann mit dem fränkischen Ursprung „Reinicheims“. Mit dessen Schenkung an die Bischöfe von Straßburg im Jahre 1070 begann deren Herrschaft, die sich wie ein Leitmotiv bis zum Reichsdeputationshauptschluß 1803 verfolgen läßt. Zwar brachte ihre gewinnsüchtige „Pfandschaftspolitik“ in späteren Jahrhunderten es mit sich, daß die Renchener sich an mancherlei Obrigkeit gewöhnen mußten (darunter der Markgraf von Baden, Grafen von Schauenburg oder Herzöge von Württemberg), doch griff der „Hohe Chor“ von Straßburg immer wieder auf die ertragreichen rechtsrheinischen Besitzungen zurück. Er war auch als weltlicher Souverän lange Zeit im eigenen Schloß in Renchen präsent. Im weiteren weist der Verfasser erstmals nach, daß die Verleihung der Stadtrechte an Renchen nach „Offenburger Recht“ gleichzeitig mit derjenigen an Oberkirch im Jahre 1326 erfolgte. (Besonders instruktiv: das Nebeneinander der rekonstruierten Verleihungs-urkunden im Deutsch des 14. und 16. Jahrhunderts). Breiten Raum nehmen – wie oft bei Dr. Pillin – wirtschafts- und sozialgeschichtliche Aspekte ein, so in einem aufschlußreichen Abschnitt über

Land- und Forstwirtschaft, Gewerbe, Märkte und Gesundheitswesen. Der Hanfanbau, die Bedeutung der Zünfte und der Blick in das „Malazhus“ (Gutleuthaus) sind nur einige Beispiele, mit denen der Alltag des „kleinen Mannes“ illustriert wird. Nach Darstellung der Wirren des Bauernkriegs von 1525, dessen Ursachen reflektiert werden, und nach Würdigung des „Renchener Vertrags“, der den Aufrehrern wesentliche Erleichterungen bescherte, werden Verfassungsorgane des Gemeinwesens und seine Verwaltung unter bischöflicher Oberaufsicht in den Mittelpunkt gestellt. Hierbei erfährt der Leser viel Interessantes über kommunale Beamte und Bürgervertreter vergangener Zeiten, und er wird amüsiert die überzogenen Verhaltensmaßregeln für das Leben der Untertanen zur Kenntnis nehmen. Daß das strenge Regiment nicht immer nur devot hingenommen wurde, beweisen die wiederholten „Gravamina“ (Beschwerden), zu denen die Renchener den Mut fanden. Der Dreißigjährige Krieg bedeutete für die oft leidgeprüfte Stadt und ihr Umland den völligen Ruin, wie zeitgenössischen Aufzeichnungen zu entnehmen ist. Erschreckend auch die geistige Verödung jener Epoche, die sich am Hexenwahn zeigt, der für Renchen und Umgebung durch erschütternde – im Buch teilweise wörtlich vorgebrachte – Prozeßakten belegt ist. Ein literarhistorischer Exkurs des Verfassers verdient Aufmerksamkeit. Das Kapitel, welches er dem bislang berühmtesten Bürger Renchens, Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, widmete, darf man als bestens gelungen betrachten. Mit sicherem Strich zeichnet er Leben und Schaffen des großen Erzählers und verantwortungsbewußten Schultheißen nach, wobei er sich bemüht, neueste Forschungserkenntnisse mit zu verarbeiten, so etwa die These, das Gestaltungsprinzip des „Simplizissimus“ sei auch wesentlich von astrologischen Vorstellungen bestimmt. Genealogische Anmerkungen über die Nachkommen Grimmelshausens

und die Schilderung seiner Renchener Denkmäler vervollkommen das Portrait des gefeierten Literaten. Der folgende Themenkreis umfaßt die für die Ortenau so unheilvollen Eroberungskriege Ludwigs XIV. mit ihren verheerenden Auswirkungen für Region und Stadt – eine höchst lesenswerte Geschichtslektion. Das umfangreiche 10. Kapitel beschreibt die Stationen der Stadtentwicklung im 18. Jahrhundert, in dem Renchen sogar Verwaltungsmittelpunkt des bischöflich-straßburgischen Amtes Oberkirch wurde. Der erfolgreiche Kampf gegen den „Frühkapitalisten“ Kückh und seinen geplanten Floßkanal vom Achertal zum Rhein, die kirchlich-religiösen Verhältnisse in der seit dem Mittelalter bedeutenden Pfarrei (verbunden mit dem Schulwesen), die schicksalhaften Ereignisse während der Französischen Revolution 1789 und eine vorzüglich bebilderte Abhandlung über die historische Bausubstanz der Stadt stehen hier im Vordergrund. Der letzte Teil gilt der Geschichte der Nebenorte Ulm und Erlach, soweit diese eigene Züge aufweist. Ein Anhang gibt Auskunft über die Wappen der drei Gemeinden. Gut überschaubare Verzeichnisse erleichtern es abschließend, sich rasch zurechtzufinden in einem Werk, zu dem man Herausgeber und Autor uneingeschränkt gratulieren kann, und dem man eine weite Verbreitung wünscht. Klaus Fessler

**Familie Cohn. Tagebücher, Briefe, Gedichte einer jüdischen Familie aus Offenburg. Herausgegeben und kommentiert von Martin Ruch. Mit einem Vorwort von Eva Mendelsson, London. Reiff Schwarzwaldverlag Offenburg, 1992. 24,80 DM**

Wer über den jüdischen Friedhof in Offenburg geht, kann auf einem Grabstein eine Inschrift lesen, die an zwei Frauen erinnert, die nicht hier ihr Grab haben:

Sylvia Cohn und Tochter Esther, beide deportiert und verschollen.

Mancher mag sich schon gefragt haben, was für Schicksale, was für Gesichter hinter diesen Namen stehen mögen.

Inzwischen können wir uns ein Bild machen und wissen mehr über das Schicksal dieser Frauen, die beide in Auschwitz ermordet worden sind. Seit Jahren geht Museumsleiter Dr. Ruch (damals noch im Archiv der Stadt Offenburg tätig) der Frage nach dem Schicksal der Offenburger Bürger nach, die im Dritten Reich verfolgt, vertrieben und ermordet worden sind. Bei seiner Arbeit an der Dokumentation „Widerstand und Verfolgung“ zeigte sich, daß wenige Schicksale so gut dokumentiert sind wie die Geschichte der Familie Cohn – vielleicht, weil alle geschrieben haben: Briefe, Gedichte, Tagebücher. Daß so viel erhalten blieb, ist nicht zuletzt dem Mut und der Treue der ehemaligen Hausangestellten der Familie zu verdanken, Hermine Keller aus Neuweier. Ihr schickte Esther das Tagebuch, bevor sie nach Theresienstadt deportiert wurde. Hermine rettete auch Photographien, Briefe und persönliche Andenken aus der beschlagnahmten jüdischen Wohnung und bewahrte alles bei sich auf, um es nach dem Krieg der Familie zurückgeben zu können.

Man muß Frau Eva Mendelsson, geb. Cohn, der einzigen noch Überlebenden der Familie, danken, daß sie alle diese sehr persönlichen Dokumenten vertrauensvoll Herrn Dr. Ruch zur Verfügung gestellt hat. Doch war es mit diesem Entschluß, der schwer genug fiel, allein noch nicht getan. Damit das Buch herausgegeben werden konnte, mußte sie alles noch einmal qualvoll in der Erinnerung lebendig werden lassen. Wer das Gespräch und die Erinnerungsarbeit mit Zeitzeugen kennt, weiß, welche psychische Belastung damit verbunden sein kann. Bei dem schmerzlichen Prozeß hielt Frau Mendelsson ein Gedanke, eine Hoffnung aufrecht:

„So kann nun vielleicht die heutige Jugend einen Einblick in das zerstörte Schicksal unserer Familie bekommen“.



Es ist mehr geworden als nur ein Einblick. Dr. M. Ruch hat die Dokumentation feinfühlig und zurückhaltend eingeleitet und kommentiert, hat sie in die zum Verständnis notwendigen historischen und sozialen Zusammenhänge eingeordnet und ist allen Spuren und Hinweisen nachgegangen und nachgereist. Durch seine Hinweise erschließen sich die Texte für den Leser in ihrer ganzen Bedeutung, auch wenn die Texte und Photographien allein für sich schon eine eindringliche und erschütternde Sprache sprechen. Es ist zu hoffen, daß die Schulen im Ortenaukreis erkennen, welches Quellenmaterial ihnen hier zur Verfügung steht. Sechs Millionen ermordete Juden – vor dieser Zahl kapituliert jede Vorstellungskraft. Aber das konkrete Schicksal einer Offenburger Familie kann man aufnehmen in sein Gedächtnis und seine Phantasie. Dieses Buch macht es möglich.

Beim Lesen wird auch deutlich, wie tief und fraglos die Zugehörigkeit der jüdischen Bürger zu ihrer deutschen Heimat, Sprache und Kultur war. 1933 zählte aber nicht mehr, daß viele jüdischen Väter und Söhne im Ersten Weltkrieg für Kaiser und Reich „den Heldentod fürs Vaterland“ gestorben waren, wie jene Brüder Sigmund und Heinrich Stern, an die auch eine Inschrift auf dem jüdischen Friedhof in Offenburg erinnert. 1933 schrieb Sylvia Cohn ein Gedicht, das zeigt, daß sie sich über ihre Lage klar war:

Umbruch (Ostern 1933)

Ich soll den gelben Fleck nun tragen  
Weil ich „nur ein Jude“ bin?  
Ich soll Dir nicht mehr Heimat sagen,  
Und klaglos in die Fremde ziehn?

.....

Die Ausreise nach Palästina bzw. London gelingt nur Eduard Cohn. Bevor er seine Familie nachholen kann, bricht der Zweite Weltkrieg aus. Sylvia Cohn sitzt mit ihren drei kleinen Töchtern in der Falle. Esther, durch Kinderlähmung schwer behindert, wird zur Sicherheit in einem Münchner

Heim für jüdische Kinder untergebracht. 1939 hat ihr ihre Mutter ein Tagebuch geschenkt. Sie führt es, bis sie mit 16 Jahren nach Theresienstadt kommt. Sie schreibt alles hinein, was ihr Herz an Freude und Not, Furcht und Hoffnung und Heimweh bewegt. Wer das Tagebuch der Anne Frank kennt, kann sich Esthers Tagebuch ganz gut vorstellen. Das bewegende Dokument wurde ungekürzt in das Buch aufgenommen. Esther überlebte trotz ihrer Behinderung in Theresienstadt bis Oktober 1944, kam aber mit einem der letzten Transporte nach Auschwitz. Sie wurde dort ermordet, buchstäblich wenige Tage, bevor dort die Todesmaschinerie wegen der herannahenden russischen Front stillstand. Esther starb einsam und fern von ihrer Familie. Sie wußte nicht, daß ihre geliebte Mutter schon im September 1942 dort ermordet worden war.

Denn Sylvia Cohn hatte sich nicht wie viele andere aus dem Lager Gurs, in das sie wie viele badische Juden verschleppt worden war, ins Ausland retten können. Es gelang nur, die beiden jüngeren Mädchen, Myriam und Eva, durch eine jüdische Organisation illegal auf gefährlichen Wegen in die Schweiz zu retten. Eva Mendelsson erinnert sich an den Abschied. Sie war damals 11 Jahre:

„Am 13. September ging Mutters Transport fort. Sie war 38 Jahre alt. Ihr Blick, als meine Mutter getrennt wurde von uns und hinter einem abgetrennten Stacheldraht, das kann ich nicht schildern.“

Auch im Lager hörte Sylvia Cohn nicht auf, Gedichte zu schreiben wie vorher in den glücklichen Zeiten als junge Frau und Mutter. Schreibend bewahrte sie sich Menschenwürde und Individualität inmitten der qualvollen und abstumpfenden Verhältnisse in Gurs. Es ist ein Verdienst, daß das Buch von Dr. M. Ruch viele dieser Gedichte abdruckt. Es ist erschütternd, daß keines dieser Gedichte von Haß oder Rache spricht – aber um so tiefer treffen uns Klage und Ton dieser Gedichte:

Rivesaltes, 11. März 1943

Sei stark, mein Herz, und hab Geduld,  
Nur Triebkraft sei das Hoffnungslicht ...  
Du mußt noch lange, lange warten  
Und tragen all die vielen harten  
Fußtritte des Schicksals, verzweifle mir  
nicht.

Sei stark, mein Herz, und hab Geduld,  
Du mußt ja durch zum Ziel.  
Ein Rosenschein am Firmament  
Gibt Ahnung, daß es doch zum End  
Des Leidens kommen will.

Die beiden jüngeren Töchter warten in einem Kinderheim in der Schweiz auf das Kriegsende. Ihre rührenden Briefe an den Vater in London (seit 1939 haben sie ihn nicht mehr gesehen) sind beredte Zeugnisse dafür, wieviel Tapferkeit diese allein aufwachsenden Kinder in diesen entscheidenden Jahren der Entwicklung aufbringen mußten, wieviel seelische Kraft, wieviel Mut der Jugend sie einsetzen mußten. Vielleicht ist Myriams früher Tod mit 45 Jahren auch dadurch mitverursacht.

Sein bewegendes Vorwort zu dem Buch schließt Dr. Ruch mit folgenden Worten: „Diese Textsammlung zeichnet eine individuelle Familiengeschichte nach. Sie steht gleichzeitig aber auch für mehr, nämlich für das Schicksal vieler Offenburger und badischer jüdischer Familien. Es ist eine ebenso außergewöhnliche wie auch alltägliche Geschichte, die hier aufgeschrieben ist. Diese eine steht für viele, denn die vielen, waren sie letztlich nicht immer diese eine?“

Besser kann man es nicht sagen.

Ursula Flügler

**Walter Ernst Schäfer, Moral und Satire, Konturen oberrheinischer Literatur des 17. Jahrhunderts. 404 Seiten, Max Niemeyer Verlag Tübingen 1992 (Frühe Neuzeit Band 7, Studien und Dokumente zur deutschen Literatur und Kultur im europäischen Kontext) DM 122,-.**

Der umfangreiche Band umfaßt in der ersten Hälfte (S. 1–212) vier Studien „zu literarischen Texten zwischen 1640 und 1660, auch zu einzelnen Gemälden, Kupferstichen und emblematischen Blättern aus dem Umkreis der Reichsstädte Straßburg, Ulm und Frankfurt“ (S. VII), in der zweiten Hälfte (S. 213–402) den reprographischen Nachdruck einer bisher unbekannt, späten Schrift von Vater und Sohn Johann Michael (1601–1669) und Ernst Bogislaus Moscherosch (1637–ca. 1702). W. E. Schäfer stellt in den akribisch recherchierten Aufsätzen erneut seine detaillierten Kenntnisse der Literaturlandschaft am Oberrhein im Zeitalter des Barock unter Beweis. In drei der vier Aufsätze (II, III, IV) beschäftigt er sich wiederum mit dem in Willstätt geborenen Staatsmann, Satiriker und Pädagogen J. M. Moscherosch.

In der ersten Studie (S. 1–29) dient ihm das Titelblatt eines aufgeschlagenen Buches auf einem vom Straßburger Maler Bartholomäus Hopfer (1628–1699) gefertigten Porträt als Anlaß, um „frühere summarische Urteile“ (S. VII) über die bekannte Apophthegmensammlung (Sammlung kurzer, treffender Sinnsprüche) ‚Exilium Melancholiae‘ 1643 zu revidieren.

Die zweite Studie „Politische Theorie und diplomatische Praxis Moscheroschs“ (S. 30–49) erklärt das Scheitern der diplomatischen Mission J. M. Moscheroschs in Paris (Juli 1645 bis wahrscheinlich Januar 1646) aus der Diskrepanz zwischen politisch-ethischer Theoriebildung bzw. deren akademischer Diskussion und der politischen, diplomatischen Praxis der Zeit. Moscherosch hatte sich hierbei offenbar an die Regeln der einfachen *dissimulatio* (Verheimlichung) gehalten, wie er sie in seiner Schrift ‚Dissertatio de politico‘ 1652 dargelegt hatte, d. h. den leichtesten Fall der diplomatischen Täuschung angewandt (vgl. S. 42 Anm. 39). Die genauen Ausführungen W. E. Schäfers lassen, über das Schicksal Moscheroschs hinaus, etwas von den verwirrenden politisch-diplo-

matischen Intrigen am Hofe des jungen Ludwig XIV. erahnen.

Die dritte Studie, mit 84 Seiten die umfangreichste und titelbestimmende des Bandes, setzt sich zunächst mit dem Satirebegriff im 17. Jahrhundert und dessen Anbindung, einerseits an die christliche Ethik, andererseits an die aristotelische, zum 18. Jahrhundert hin naturrechtliche Moralphilosophie, auseinander. W. E. Schäfer versucht den „Nachweis zu führen, daß moralphilosophische Begriffe und Konzeptionen wesentliche Strukturen einzelner Satiren des 17. Jahrhunderts bestimmen – auch von Satiren in deutscher Sprache“ (S. 66). Aus dem System der Moralphilosophie beschränkt er sich hierbei auf die seiner Ansicht nach bis dahin in der Satireforschung übergangene Eudämonologie (Güterlehre). Er referiert die in der deutschsprachigen ‚Ethica‘ 1669 des Justus Georg Schottel dargestellten Thesen zur Güterlehre, z. T. auch zur Seelen- und Tugendlehre, und diskutiert im folgenden an den Titelkupfern der Erstausgabe von 1640 und der Ausgabe von 1650 der ‚Gesichte‘ Moscheroschs und an den simplicianischen Schriften Grimmelshausens, inwieweit diese moralphilosophischen Theoreme die satirische Emblematik bzw. Schreibweise der beiden Autoren bestimmen. Hierbei rückt er das berühmte Titelkupfer der Erstausgabe des ‚Simplicissimus‘ 1668 durch die Rückbeziehung des Biene/Spinne-Vergleichs auf die Güterlehre in einen neuen Deutungszusammenhang.

Die vierte Studie (S. 135–195) ist der im zweiten Teil des Bandes reproduzierten satirischen Schrift ‚Güldner Zanck-Apfel‘ 1666 gewidmet. Der Edition liegt das Exemplar aus der Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg (am Thl. XVI, 55a) (Vorwort S. VIII u. S. 141) zugrunde.

W. E. Schäfer legt zunächst anhand neu aufgefundener Briefe fast lückenlos die letzten Lebensjahre J. M. Moscheroschs von Oktober/November 1660 bis zu seinem Tod am 4. April 1669 offen. Er ver-

mag den Zeitraum der Abfassung der unter dem Pseudonym ‚Philison‘ veröffentlichten Schrift auf Spätherbst 1664 bis Sommer 1665 einzugrenzen. Aus Anspielungen und Erzählungen auf Ereignisse und von Personen schließt er für große Teile des ‚Zanck-Apfel‘ auf die Verfasserschaft des Vaters Johann Michael Moscherosch, zu geringeren Teilen auf die Mitautorschaft seines Sohnes Ernst Bogislaus. Nach einem kurzen Überblick über Inhalt, Struktur und Erzähltechnik geht W. E. Schäfer genauer auf die beiden Teile des ‚Güldnen Zanck-Apfel‘ ein. Der kurze, erste Teil mit dem Titel „Der vom Weibe überteuffelter Teuffel“ (S. 217–241) gibt sich als Übersetzung der weiberfeindlichen Erzählung ‚Novella di Belfagor arcidiavolo‘ des italienischen Politikers und Geschichtsschreibers Niccolò Machiavelli (1469–1527) zu erkennen. W. E. Schäfer liefert überzeugende Beweise dafür, daß sich hinter dem Übersetzerpseudonym ‚Siman von Leiden‘ der „Viel- und Schnellschreiber“ (S. 167) Balthasar Kindermann (1636–1706) verbirgt und sieht im zweiten, weit umfangreicheren Teil der Schrift „Der Weiber Nutz und Schutz“ (S. 242–393) eine „Replik Moscheroschs“ (so auch ein Teil des Titels der Studie) auf diese Übertragung. Als Entstehungsgrund des ‚Zanck-Apfel‘ nimmt W. E. Schäfer die soziale Situation J. M. Moscheroschs um 1660 an. Einerseits will der aus Hanau geflüchtete Moscherosch mit seinen persönlichen Feinden abrechnen, andererseits will er in Frankfurt, wo er als Schirmverwandter aufgenommen wurde, neue Gönner gewinnen. An das Ende des Aufsatzes stellt W. E. Schäfer den Versuch einer Gesamteinbettung des ‚Zanck-Apfel‘ in das literarische Lebenswerk J. M. Moscheroschs. Mit dieser Studie vervollständigt er einen weiteren Teil am Lebensmosaik des Willstätter Satirikers.

Den Aufsatzteil beschließen ein Abbildungsverzeichnis, eine Bibliographie der benutzten Quellentexte, eine Liste mit

ausgewählter Forschungsliteratur und ein Namenregister. Hervorzuheben bleibt zweierlei: Zum einen gelingt es W. E. Schäfer durch die Einbeziehung emblematischer Titelpuffer und Flugschriftblätter, die engen Fachgrenzen des Literarhistorikers zu überschreiten und somit exemplarisch Wege für die Anwendung interdisziplinärer Interpretationsverfahren aufzuzeigen. Zum zweiten weisen die vorgestellten Deutungsansätze über die engere Literaturlandschaft am Oberrhein hinaus und können in ihrer Problemstellung auch an anderen barocken Regionalliteraturen überprüft werden.

Zur Edition des ‚Gülden Zanck-Apfel‘ sei schließlich angemerkt: Auch für wenig geübte Leser barocker Satiren lohnt es sich, zunächst oder zumindest den ersten Teil dieses ‚gerichtlichen und reiff=erwogenen End=Urteils‘ über des ‚löblich=lieblichen Weibervolckes Nutz und Schutz‘ zu lesen. Sollte diese, durch den Sprachstil der Barockzeit zusätzlich entfremdete (oder befremdende?) Weiberschelte Lust auf das Weiterlesen hervorgerufen haben, wird der Leser, nach 151 Seiten Göttersymposition, Gerichtsverfahren und Exempelgeschichten, durch ein abschließendes ‚Weiber ABC‘ entschädigt, welches folgendermaßen schließt:  
 Zucht ist des Weibes Heiraths Guth  
 Zanck und Zorn muß ihr Zung meiden  
 Sonst wird sie Streich’ Schläg’ in Unmuth  
 Mit Schimpf und Schame müssen leiden  
 Wann das Weib nur schweigen kan  
 So wird sie Herr / wie der Mann.

E N D E. Ewald M. Hall

**Adolf J. Schmid. Hansjakob und das Wolfstal. Ein Lesebuch. 300 Seiten, Rombach Verlag, Freiburg 1992, 28,- DM**

Adolf J. Schmid's Buch ist nicht nur ein Lesebuch zum ersten Kennenlernen der Schriften des Volksschriftstellers Heinrich Hansjakob, sondern auch eine knappe

Darstellung seines Lebenswerkes. Vor allem das Eingangskapitel gibt einen guten Überblick über die heutige Akzeptanz des Schriftstellers, Politikers und Pfarrers, seine Rolle als Wortführer im Streitgespräch und seine heute so aktuellen Aussagen als Ökologe.

Interessant ist das Kapitel „Hansjakob und sein Freund Fritz Geiges“. Zum erstenmal werden hier die Hansjakoberinnerungen des berühmten Glasmalers Professor Fritz Geiges ausgewertet und die zweite Italienreise Hansjakobs beschrieben, die er mit Geiges 1887 unternahm. Die Auswahl der Hansjakob-Texte beleuchten die „Originalmensen“ des Volksschriftstellers im Wolfstal, vor allem im Raum Bad Rippoldsau-Schapbach. Leider wird Wolfach, wenn man den Titel des Buches ernst nimmt, einfach vom Wolfstal abgetrennt; denn Textproben aus der lebendigen Erzählung „Theodor der Seifensieder“ („Waldleute“, 11. Aufl., Haslach 1984, S. 122 ff.) fehlen vollkommen und somit auch die wichtigen Passagen über die Flößerei. Selbst die dramatische Beschreibung, die Hansjakob über die Flößerei im Heubachtal („Waldleute“, a. a. O., S. 63 ff.) gibt, sucht man vergebens.

Gerne hätte der aufmerksame Hansjakobleser auch gewußt, aus welcher Auflage der Werke Hansjakobs die wiedergegebenen Texte entnommen sind. Es fehlen aber nicht nur die Angaben über die Auflagen, sondern auch die der Seitenzahlen der zitierten Texte. Das Nach- und Weiterlesen der Texte in Hansjakobs Büchern wird dadurch sehr erschwert und damit eine wesentliche Intention des Schmid'schen Buches („... daß viele ... mit Vergnügen und Neugier zu den Ganzschriften ... greifen“, so Seite 16) in Frage gestellt. Die „Hansjakob-Zitate zur Einstimmung“ (Seite 10) sind sehr beeindruckend. Der Rezensent hätte gerne gewußt, woher sie stammen. Die Nachfrage bei Adolf J. Schmid brachte das erstaunliche Ergebnis, daß er selbst nicht mehr wisse, aus wel-

chem Hansjakob-Buch er diese Zitate entnommen habe!

Ärgerlich wird es, wenn in Schmid's Buch zahlreiche Fehler auftauchen, die beim Studieren jeder Hansjakob-Biographie hätten vermieden werden können: So ist Hansjakob nicht am 17. August 1837 geboren, sondern am 19. August. Er war nicht Landtagsabgeordneter der badischen Volkspartei, sondern der Katholischen Volkspartei. Er verbrachte nicht erst seit 1896 seine Ferien in Hofstetten, sondern bereits seit 1886. Lienhard Rupp, der „Leutnant von Hasle“, und Anna von Blumbeck trafen nicht in Bad Rippoldsau zusammen, wie Adolf J. Schmid vorgibt (Seite 26), da das schöne Burgfräulein von Schnellingen eine dichterische Erfindung Hansjakobs ist und der „Leutnant von Hasle“ keine strahlende Heldenfigur, kein frommer Mönch, sondern ein wüster Haudegen, ein rücksichtsloser, brutaler Plünderer war. Genauso hat ihn auch Abt Georg Gaißer in seinen Memoiren geschildert, die Adolf J. Schmid zwar erwähnt, aber die er nicht zur Erhellung des „Leutnant von Hasle“ auswertet.

Jakob Dieterle, der „Bürlehofbauer“ aus Hansjakobs Buch „Erzbauern“ starb nicht im Altersheim in Wolfach, wie Schmid behauptet (Seite 165), sondern in seinem Haus in Wolfach, in dem er bis zu seinem Tode von seiner Haushälterin gepflegt wurde. Hansjakobs „Leidensgefährten“, den „Marxenbur“ Hermann Armbruster, traf Hansjakobs übrigens, als er sich 1894 in die Heil- und Pflegeanstalt Illenau begab. Die ausführliche Beschreibung des Zusammentreffens mit ihm („Aus kranken Tagen“, Neuauflage, Achern 1992, S. 159/160) fehlt leider in Schmid's Buch. Gänzlich fehlt auch die tragische Geschichte von Helene und vom Jörgle, die sich auf dem Hofbure- und Kircheburehof in Oberwolfach („Bauernblut“, 14. Aufl., Haslach 1974, S. 166 ff.) abgespielt hat.

Manfred Hildenbrand

**Hansmartin Schwarzmaier, Konrad Krimm, Dieter Stievermann, Gerhard Kaller, Rosemarie Stratmann-Döhler: Geschichte Badens in Bildern. 1100-1918. 302 S., Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Berlin, Köln, 1993, 98,- DM**

Die Verfasser des Buches, das der Reihe schöner Bildbände über das Oberrheingebiet der letzten zwanzig Jahre eine gewichtige historiographische Grundlage liefert, stellen jeweils eine Epoche der badischen Geschichte dar. Hansmartin Schwarzmaier, Leitender Direktor des Generallandesarchivs Karlsruhe, übernimmt das Hochmittelalter, Konrad Krimm, Leiter des Historischen Archivs im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, beschreibt die Entwicklung bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts, Dieter Stievermann, Privatdozent an der Universität Tübingen, bearbeitet die letzte Epoche des „Alten Reiches“, und Gerhard Kaller, Direktor am Generallandesarchiv Karlsruhe, berichtet über die Geschichte Badens vom Reichsdeputationshauptschluß bis zum Ende des Ersten Weltkrieges; die 2. stellvertretende Direktorin des Badischen Landesmuseums Rosemarie Stratmann-Döhler beriet in kunstgeschichtlichen Fragen.

Der Titel des Buches ist wörtlich zu nehmen, die Autoren wollten nicht eine weitere Geschichte Badens verfassen, sondern dem Leser Quellen vor Augen führen, an denen er sich seine eigene Vorstellung über das Schicksal des Landes entwickeln kann. Die trotz dieser Intention erfreulich umfangreichen Textteile sollen zusammen mit Bildlegenden, Stammtafeln und anderen Graphiken nur zur Interpretationshilfe dienen. Von einem minderen Rang der Abhandlungen kann, auch wenn man die kenntnisreiche Sorgfalt bei der Auswahl der Abbildungen bewundert, nicht gesprochen werden, vielmehr geben sie als eigenständige Kompendien eine Menge von Informationen über die entsprechenden Zeiträume ebenso wie Reflexionen über ihre spezielle Form der Geschichtsschreibung. Als Thema verfolgen

alle Kapitel Ausbau und Strukturen der Gemeinwesen, aus denen das Land Baden entstand, und die jeweils politisch gestaltenden Kräfte. Die Titel fassen diese Stoffbereiche zusammen: „Der Herrschaftsaufbau einer Familie“, „Von der Herrschaft zum Staat“, „Von den Markgrafschaften zum Großherzogtum“, „Das Großherzogtum“. Der Problemkreis sei durch das Angebot des Bildmaterials bedingt, wird versichert; bildhafte Darstellungen seien weitgehend im Auftrag der Herrschaft geschaffen worden, welche das öffentliche Leben und damit im wesentlichen auch die Kultur prägten. Die Dynastiegeschichte, die unter diesen Voraussetzungen entstand, glauben die Autoren mit eben dem Verweis auf den Charakter des Mediums gegen die landläufige Sozial- und Alltagsgeschichte verteidigen zu müssen – wohl ohne Not.

Von der Fülle und Vielfalt der Abbildungen, deren jede einzelne die Mitarbeit des Betrachters verlangt, einen Eindruck zu vermitteln, erscheint nahezu unmöglich. Man kann darauf hinweisen, daß jede Zeit durch besondere, ihr eigentümliche Formen der Darstellung dokumentiert wird; da wären die stilisierten Bilder von Personen auf Münzen und Siegeln, als Stifterfiguren und Grabdenkmäler der frühen Jahrhunderte zu nennen, die späteren individueller gezeichneten Portraits, die auf andere Weise überpersönliche Merkmale demonstrieren, bis zu den Photographien, bei deren Aufnahme bewußte Regie geführt wurde. Angeleitet durch die Verfasser, wird man kaum noch ein Bild unbefangen genießen können, weder die Wiedergaben der Prunksättel und des Reitzeuges aus der Beutesammlung des Türkenlouis noch Gemälde romantischer Parkanlagen, die Stiche früher Kriegsberichterstatter nicht (darunter „Situation und orth allwoh der francoisische Marschal duc de Turene sein leben gelassen hatt“) und keine Friedensallegorie.

Das Großformat des Bandes läßt die Bilder zu ihrer besonderen Wirkung kom-

men, die vorzüglich reproduzierten und klar lesbaren Urkunden und Ordnungen, die Pläne und Ansichten der Städte und Schlösser, die prächtigen Einzelbildnisse und Ensembles der Herrschaften, in deren dichte Reihen ab dem 16. Jahrhundert die Konterfeis der treuen Diener eindringen, in unserem Buch standesgemäß schwarzweiß auf der Randleiste plaziert.

Doch sei die Problematik dieses empfohlenen Zusammenbauens der badischen Geschichte nicht vergessen; ohne die kundige Hilfe der Einleitungen wird es meist ein subjektives und beschränktes Unterfangen bleiben. Mögen die barocken Pläne und Prachtfassaden als Demonstration der Macht noch klar erkannt werden, bei vielen anderen „schönen“ Bildern finden wir die „historische Dimension“ ohne Erklärung nur schwer. Eine fast ganzseitige Abbildung zeigt das Titelblatt des ersten Bandes von Schoepflins „Historia Zaringo-Badensis“. Zunächst erinnert es uns an ein Grundwerk der badischen Geschichte; die politische Tragweite dieses Buches erfahren wir erst aus den Erläuterungen Schwarzmaiers: die bewußt in der Geschichte einer Familie gesuchte Legitimation einer Herrschaftstradition. Ähnlich geht es mit der Abbildung der „Kaiserin Germania, die das Monstrum Zwietracht hinter sich her führt“. Den tieferen Sinn deutet uns der Kommentar Krimms: Der Markgraf von Baden, der diese Gruppe bei einem barocken Festzug eingerichtet hat, beschwört die Einheit des Reiches und zugleich seine eigene – „usurpierte“ – Macht, die zu dieser Zeit auf schwankendem Boden stand.

Die Landvogtei, die Reichsstädte, die Festung Kehl, das Territorium des Bischofs von Straßburg werden in ihren Beziehungen zu Baden gebührend berücksichtigt und nicht nur als durch den Reichsdeputationshauptschluß und den Preßburger Frieden zugefallene Gebiete. Der Redakteur des 73. Bandes des Jahrbuches „Die Ortenau“ liest allerdings leicht verwundert, daß „erst jetzt (1993) die vorder-

österreichische Herrschaft am Oberrhein Gegenstand intensiverer Forschung wird.“

Die „Geschichte Badens in Bildern“ erweist sich als ein für die Geschichtsschreibung des ganzen Bundeslandes repräsentativer Band mit umfassenden wissenschaftlichen Erkenntnissen aus bester Hand, mit prächtigen Bildern zum Anschauen und kaum auszuschöpfenden Anregungen. Mit seinem Wert als Geschenk für jeden, der sich auch nur ein wenig um Geschichte kümmern will, wird der Buchhandel zu Recht werben. Karl Maier

**Rüdiger von Treskow, Erlauchter Vertheidiger der Menschenrechte! Die Korrespondenz Karl von Rottecks. Bd. 1: Einführung und Interpretation. Freiburg i. Br./Würzburg 1990. 238 S. Bd. 2: Regesten. Freiburg i. Br./Würzburg 1992. 750 S. Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 26. Hg. von Ulrich P. Ecker, Heiko Haumann, Hans Schadek.** Wenngleich in der Herder'schen Kunst- und Buchhandlung in Freiburg in den Jahren 1812-1826 neun Bände der „Allgemeinen Geschichte“ von Rotteck erschienen, einem „in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts meistverkauften und meistgelesenen Geschichtswerk deutscher Sprache“, das bis zu seinem Tode 14 Neuauflagen erlebte und dem Herder-Verlag „zur wirtschaftlichen Blüte“ und dem Verfasser zu einem „internationalen Renomee“ verhalf (I, 79 f., 26), widmete „Der neue Herder“ 1949 seinem früheren prominenten Autoren ganze 4 Zeilen. Nicht einmal erwähnt wurde, daß dieser am 18. 7. 1775 in Freiburg geboren wurde und dort auch am 26. 11. 1840 starb. Seinem Vater, dem Professor Franz Karl Anton Rodeckher, wurde 1789 das erbliche Adelsprädikat „von Rotteck“ verliehen, das nun Karl Wenceslaus Rodeckher von diesem Zeitpunkt an führen durfte (I, 25). Großvater Johann Gottfried Rodecker war

1715 als Barbier und Wundarzt aus Oberkirch zugezogen, wo der aus Straßburg stammende Hans Jerg Rodecker am 30. 4. 1663 Anna Katharina Rauscher geheiratet hatte (1). Karl v. Rotteck begann 1790 das Studium der Philosophie, wechselte 1792 zur Jurisprudenz und bewarb sich nach Promotion und Tätigkeit als Rechtspraktikant 1798 um den Freiburger Lehrstuhl für Weltgeschichte, den der 23jährige ohne Geschichtsstudium und ohne wissenschaftliche Leistungen auf diesem Gebiet vorweisen zu können, auch erhielt, da er „durch den Präsidenten und dessen Gattin vielen hochgestellten Personen auf's Beste empfohlen war“. 20 Jahre später war sein Einfluß so gewachsen, daß bis zu seiner Entlassung im Oktober 1832 praktisch der Erfolg einer Bewerbung an die Freiburger Albertina von ihm abhängig war. Gegen seinen Willen wurden lediglich Franz Joseph Buß und Karl Theodor Welcker berufen (I, 68). Rotteck wurde sowohl als Schriftsteller wie auch als liberaler Politiker eine Berühmtheit. Wie von Treskow einleitend hervorhebt, manifestierte sich seine Popularität in einem phänomenalen Personenkult, „der sich in Rotteck-Liedern, Gedichten, Ehrenpokalen und Bürgerkronen manifestierte“. Ihm zu Ehren wollte man in der „Hochphase des Reformliberalismus um 1830 im ganzen Lande Rotteckeichen pflanzen“, und in einem Volksschauspiel jubelten ihm die Bauern zu: „Unser Rotteck soll leben hoch und zehntausendmal hoch!“ (2). So trifft zu, wie der Verfasser eingangs seiner Übersicht über das Rotteck-Bild in der Literatur feststellt, daß kaum eine Darstellung des vormärzlichen Liberalismus in Deutschland in den letzten 150 Jahren auf einen Hinweis auf Rotteck verzichtet. An Monographien erschienen in neuester Zeit die Arbeit von Hermann Kopf, Karl von Rotteck – Zwischen Revolution und Restauration, Freiburg 1980, und eine Schrift von Horst Ehmke, Karl von Rotteck, der 'politische Professor', Karlsruhe 1964 (3), die „gehaltvollste Würdigung Karl von

Rottecks“ in den letzten Jahrzehnten, bei der v. Treskow lediglich den Hinweis nicht akzeptiert, daß Rottecks Glaube an Menschenwürde und Toleranz sich von den „antisemitischen Tönen etwa bei Treitschke“ wohlthuend abhebe. Rotteck lehnte zwar die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden ab, war aber „frei von jeder rassenideologischen Komponente“, und „ein freundschaftlicher Umgang mit konvertierten Juden“ war für ihn selbstverständlich (I, 168). Ebenso zwiespältig verhielt sich Rotteck in bezug auf die Frauenemanzipation. Während seine politische Aktivitäten auch bei Frauen auf Sympathie stießen, „beschränkte sich seiner Auffassung nach die Rolle der Frau doch gänzlich auf den familiären Bereich“. Als eine Frau aus Kiechlingsbergen mit seiner Hilfe 1813 Stiftungen für bedürftige Mädchen und zur Ausbildung von weiblichem Lehrpersonal in Baden einrichten wollte, würdigte er sie nicht einmal einer Antwort (I, 57). Inkonsequent zeigte sich Rotteck auch nach Auffassung von Buß, als dieser nach einer Beschwerde Rottecks beim Konsistorium ein von ihm verfaßtes Jubelgedicht und eine aus Anlaß des 50. Dienstjubiläums des Seniors der medizinischen Fakultät, Hofrat Schmiderer, geschriebene Biographie, „mit Indignation“ zurückerhielt: „Damit war er Rotteck gegenüber vollkommen im Recht, denn es war tatsächlich eine für einen für wahre Freiheit begeisterten jungen Mann unverständliche Inkonsequenz, die Pressefreiheit energisch als eines der höchsten Menschenrechte zu reklamieren und sie doch in bestimmten Fällen nicht zu achten, und Welcker, der auch hier wieder Buß in Schutz nahm, verfehlte nicht, auf diesen schwachen Punkt Rottecks hinzuweisen“ (4). Trotz der Widersprüchlichkeiten in bezug auf die Juden- und Frauenemanzipation, auch auf Fragen der Zunftverfassung und der Gewerbefreiheit (I, 196), hat der liberale Führer, der nach der Meinung Robert von Mohls „in keiner Wissen-

schaft als abschnittmachender Verbesserer und Umgestalter aufgetreten“, doch „mehr gewirkt als viele Männer solcher Art zusammen“ (II, 9).

Treskow hatte es sich zur Aufgabe gemacht, mit der Erschließung der Korrespondenz Rottecks die Voraussetzungen für eine wissenschaftliche Biographie zu schaffen, „die dem einstmals bekanntesten Wortführer des badischen Frühliberalismus einen angemessen Platz in der Geschichte des deutschen Vormärz zuweisen könnte“. Auf den lebendig geschriebenen und lesenswerten 1. Band, der zum 150. Todestag Rottecks herauskam, folgte als Frucht jahrelanger Arbeit, die nur mit Unterstützung aller Mitarbeiter des Freiburger Stadtarchivs durchgeführt werden konnte, der umfangreiche Regesten-Band. Zum größten Bestand des Rotteck'schen Nachlasses, über dessen Geschichte im 1. Band ausführlich berichtet wird, zählt die umfangreichste Sammlung von ungefähr 1850 Briefen aus der Zeit von 1785-1840, die in neun ungeordneten Kisten aufbewahrt waren. Die Regesten werden hauptsächlich aus Beständen der Universitätsbibliothek und des Universitätsarchivs Freiburg sowie aus den Privatsammlungen von Rottecks Ur-Ur-Enkelinnen Erika Hemmer und Angela Paffrath ergänzt. Insgesamt wurden bei der Arbeit des Stadtarchivs über 2000 Briefe von mehr als 500 Korrespondenzpartnern an 30 Standorten verzeichnet und systematisiert, ein Briefbestand aus der Epoche des badischen Frühliberalismus, der nach Einschätzung von Treskow in Umfang und Reichtum seinesgleichen sucht. Die Briefe werden nicht mit dem vollen Wortlaut, sondern als Regesten mit genauer Inhaltsangabe wiedergegeben, wobei eine Kurzbiographie und wichtigste Literaturhinweise über den Briefpartner informieren. Werk-, Orts- und Namensregister, eine Bibliographie zu beiden Bänden sowie zahlreiche Abbildungen ergänzen Text- und Regesten-Band. Die Regesten, die nicht nur Briefe bekannter und bedeutender



Persönlichkeiten umfassen, werden zweifellos der Forschung eine Fülle von Anregungen vermitteln.

### Anmerkungen

- 1 Hanna Gaede, Die Vorfahren Karl v. Rottecks. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, NF Bd. 41 (1928), 319 ff. Die Ahnenreihe führt auf einen Söldner aus Durlach Briccius Rodecker zurück, aus dessen 2. Ehe der am 31. 12. 1639 in Straßburg geborene Georg Johann stammt.
- 2 Wolfgang Hug, Die Region in ihrer Geschichte, in: Alexander Schweickert (Hrsg.), Südbaden, Stuttgart 1992, 70.
- 3 Freiburger Antrittsvorlesung. – Mit der Einstellung Rottecks zur Französischen Revolution beschäftigte sich zuletzt Jürgen Voss: Karl von Rotteck und die Französische Revolution. In: Roger Dufraisse (Hrsg.), Revolution und Gegenrevolution 1789-1830. Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien 19.
- 4 Julius Dorneich, Franz Josef Buß und die katholische Bewegung in Baden, Freiburg i. Br. 1979, 26 f.

Erwin Dittler

### **Uttenweiler, Bernhard. 's Ettenheimer Bähnle, Geschichte der Lokalbahn von Ettenheimmünster an den Rhein (Herausgeber: Historischer Verein Ettenheim) Ettenheim 1992**

Das „Eisenbahnfieber“, das vor rund hundert Jahren in Baden grassierte und viele Gemeinden für das neue Verkehrsmittel „infizierte“, hat sich mit einiger Verzögerung anscheinend zu einer Krankheit mit oft tödlichem Ausgang entwickelt. Viele Strecken wurden in den letzten Jahren stillgelegt, weitere werden wohl noch folgen.

Die anfängliche Begeisterung erfaßte in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts engagierte Bürger, die eine Bahnverbindung von Ettenheimmünster an den Rhein vorantrieben. Großherzog Friedrich von Baden genehmigte mit Gesetz vom 22. 6. 1890 den Bau einer schmalspurigen Eisenbahn auf dieser Linie.

Wie viele andere Strecken, die entlang der Rheintalbahn mit Querverbindungen abseits liegenden Orte und Seitentäler erschlossen, erlebte „s Ettemer Bähnle“

Höhen und Tiefen, gewann während des Ersten Weltkrieges an strategischer Bedeutung, und lag mehrmals in den letzten Zügen, um dann trotz aller Widrigkeiten zumindest auf Teilstrecken zu neuem Leben zu erwachen. Schaffte man es noch, 1922 mit dem Umbau von der Schmalspur (1000 Millimeter) auf die Normalspur die Stilllegung auf längere Zeit zu verschieben, so sorgte der rapide Rückgang im Güterverkehr in den 50er Jahren innerhalb eines Jahrzehntes für den endgültigen Niedergang der Bahnlinie, bis dann im Jahre 1966 die Südwestdeutsche Eisenbahngesellschaft (SWEG) von der Aufrechterhaltung des Betriebs auf dem letzten noch intakten Teilstück Orschweier-Ettenheim durch Erlaß des Innenministeriums Baden-Württemberg entbunden wurde.

Über 75 Jahre hat „s Ettemer Bähnle“ zum Alltag gehört. Detailliert hat Bernhard Uttenweiler die Geschichte der Bahn nachgezeichnet, lebendiges Beispiel für eine regionale Eisenbahngeschichte. Ausführlich ist das aufwendige Genehmigungsverfahren dokumentiert. Mit der Auswahl der Bilder ergänzt der Autor treffend das Geschehen entlang der Bahnlinie. Er schildert anschaulich mit reproduzierten Skizzen die planerische Phase, zeigt die Verbindung von Mensch und Technik, verdeutlicht den raschen Wandel im Transportgewerbe (Ochsenfuhrwerk – Dampflokomotive – Diesellokomotive – Kraftverkehr).

Im Detail, z. B. Poststempel und Auszüge aus Fahrplänen, wird der Aufwand deutlich, der in dieser mit Engagement zusammengestellten Bahngeschichte steckt. Anekdoten unterstreichen die enge Beziehung der Anwohner zu ihrer Bahn: „s Ettemer Bähnle war halt so menschlich.“ Der interessierte Leser erhält mit dem ausführlichen Anhang (Anmerkungen und Literaturhinweise) zahlreiche Anregungen, um Einzelaspekte näher zu untersuchen.

Bahngeschichte pur – zum Miterleben

und zum Nachdenken. Bange Fragen tauchen auf, wenn man die Entwicklung des Ettenheimer Bähnle mit anderen Nebenstrecken, z. B. der Harmersbachtalbahn, vergleicht. Die Parallelen erschrecken: die gleichen Betreiber, der Wechsel der Betreiber, der Rückgang des Güterverkehrs, das Erreichen (Unterschreiten) der Rentabilitätsgrenze – die Stilllegung? Bernhard Uttenweilers Dokumentation kann auch als Anregung dienen, wie man (vielleicht noch) rechtzeitig gegensteuern kann, um den öffentlichen Nahverkehr zu erhalten.

Karl-August Lehmann

**Rheinhausen. Beiträge zur Geschichte von Ober- und Niederhausen. Erster Teil. Hrsg. von Anton Wild. Gemeinde Rheinhausen (Waldkircher Verlags-gesellschaft) 1992. 304 S.**

Herkunft und Schicksal der beiden Hausen am Rhein werden hier vorgestellt, zweier Orte an der uralten Grenze von Breisgau und Ortenau, auch in ihrer Verzahnung mit der nördlichen oberrheinischen Nachbarwelt (Straßburg), aber vor allem in ihrer Bestimmtheit durch die Geschichtsmächte des Breisgaus, den Üsenbergern, dem Deutschen Orden, Österreich. Zur Freude des Auges ist der Band reichlich mit Bildern und Karten versehen. Ich zähle 241 Abbildungen; darunter ist ein Block von 24 Farbbildern.

Der Herausgeber Anton Wild ist gebürtiger Oberhausener. Seine Beiträge bilden in ihrer ungemeinen Dichte und Abgestützttheit auf Quellen und Literatur das Rückgrat der Darstellung, trotz der durchgängig guten Nebenautoren. Er schildert „Die beiden Hausen im Mittelalter“ (Niederhusen 861, Husen 1254), „Die Zeit der Zwietracht (1503-1702)“ im Wechsel von Herrschaft und Konfession und die Zeit der Deutschordenspfarrei Oberhausen (1357-1806), deutet aber auch fachmännisch die Flurnamen und stellt die Niederhausener Mühlen vor.

Anton Wild hat die nicht immer leichte

Kunst verstanden, sieben ebenso kompetente wie sprachgewandte Autoren sich harmonisch zuzugesellen: Christa van Husen erklärt die geologischen und geographischen Grundlagen von Niederterrasse und Rheinaue, Elisabeth Westermann stellt die Urgeschichte der Orte dar, in einer Fülle von größtenteils erst selbst ausgemachten Funden aus siebentausend Jahren bäuerlicher Besiedlung. Reinhold Hämmerle liefert zwei überaus einläßliche, aus den Quellen gespeiste, von vielen älteren Karten gestützte Arbeiten über Rheingrenze und Rheinkorrektion und über den Flußbau an der Hausener Elz, vor allem im 19. Jahrhundert. Prof. Brommer, Merdingen, widmet sich gewohnt meisterlich dem Werk des noch unbekannteren Barockaltarbauers Thomas Hechinger (1742-90), dessen „Oberhausener Kunstschreinerwerkstatt sich während des 3. Jahrhundertdrittels zum führenden Unternehmen im nördlichen Breisgau“ entwickelte. Der reiche Geschichtsband schließt mit ausführlichen, sachkundigen und liebevollen Beiträgen von Helmut Braus über den „Hausener Wald“ und „Jagd und Wild“, von Karl Miltenberger über die Landwirtschaft der letzten 300 Jahre und von Jürgen Rupp über „Veränderungen in der Vogelwelt auf den Gemarkungen von Rheinhausen“.

Das Buch ist schon im ersten Teil nach Konzeption und Ausführung ein rundum gelungenes Werk, auf das der Herausgeber und die Gemeinde Rheinhausen stolz sein können. Der zweite Teil soll in angemessener Zeit folgen. Er wird die Entwicklung der Orte im 19. und 20. Jahrhundert behandeln. Hubert Kewitz

**Margarete Wolters. Aus dem Freistetter Kirchenbuch, Band 1, Die Pfarrer 1621-1736. Verlag Klaus Wolters, Fruchttal 13, Hamburg 1992.**

Der Autorin ist der Versuch gelungen, die Namen der früheren Pfarrer in Freistett mit Leben zu erfüllen.

Die Pfarrer, die ja nicht aus der Gemeinde stammten und außerdem aufgrund der Kirchenordnung der Hanau-Lichtenberger auch über Moral und Lebenswandel der Gemeindemitglieder zu wachen und zu richten hatten, mußten sich in der Gemeinde einleben und heimisch werden. Anhand der Eintragungen im Kirchenbuch wird aufgezeigt, wie dies geschah, d. h. bei welchen Familien der Gemeinde die Pfarrer oder ihre Familienangehörigen als Pate geladen wurden oder welche Familien bei den Kindern der Pfarrer Pate waren.

Hierbei finden sich fast immer die gleichen Familien; Beamte der Hanau-Lichtenberger Verwaltung, angesehene Bürgerfamilien oder die Pfarrer der Nachbargemeinden.

Ein interessantes Büchlein, das dazu beiträgt, die Vergangenheit lebendig werden zu lassen. Renate Demuth

### **Quetsche un Keschde**

#### **Karl Heinz Jutz schuf eine gelungene Jubiläumsausgabe**

Schon der originelle Titel des Neusatzer Heimat- und Erinnerungsbüchleins will darauf hinweisen, daß es dem um die Heimatgeschichte verdienten Autor in erster Linie um eine volkstümliche, überschaubare und kurzweilige Zusammenfassung von Einzeldarstellungen aus den Bereichen der Vergangenheit, Volkskunde und Kultur einer Gemeinde am Fuße der Hornisgrinde geht. Gleichzeitig wird mit dieser auch äußerlich ansprechenden Veröffentlichung der alljährlich erscheinenden und nun schon seit 25 Jahren von Konrektor Jutz verfaßten „Neusatzer Heimatgrüßen“ eine aussagekräftige, umfassende Krone aufgesetzt. Historische Streiflichter wechseln mit aufmunternden Erzählungen, Sagen und Anekdoten ab, die durch dokumentarisches, ergänzendes wie auch erlesenes Bildmaterial belebt werden. Bekanntes wird festgehalten, Vergessenes

hervorgehoben und dadurch für kommende Generationen bewahrt. Mundartliche Beiträge lockern auf und führen dadurch an den Born der Volksseele. Der liebevoll zusammengetragene und vielseitig gestaltete Band dürfte die Alteingesessenen genauso ansprechen wie die in Neusatz weilenden Kurgäste und Besucher. Er kann aber auch der Jugend ein lebendiges Bild ihrer Heimat zeichnen und Vergangenes mit dem Heute verbinden, auf daß es noch den Nachfahren stets griffbereit und gegenwärtig ist. Unter diesem Gesichtspunkt kommt der Vorstellung einzelner Persönlichkeiten und Menschenschicksale eine besondere Bedeutung zu, denn letztlich ist es der Mensch, der durch die vielen Jahrhunderte diesem Landstrich, diesem Gemeinwesen immer wieder Odem und Gestalt verliehen hat. Nicht trocken, nüchtern, nur belehrend bietet sich dieses Heimatbuch an, vielmehr wirkt es in seiner unterhaltsamen, aber doch Wissen vermittelnden und altes Kulturgut festhaltenden Art anziehend auf die interessierte Leserschaft. Mit dieser Jubiläumsausgabe wird gleichsam ein weitgespanntes Lebensbild einer traditionsbewußten, aber auch pulsierenden Gemeinschaft vermittelt. Der Band darf darüber hinaus als gereifte Frucht einer beseelten Arbeit eines leidenschaftlichen Heimatkundlers angesehen werden. Deshalb kann man dem Autor bestätigen, daß es ihm in ausgewogener Weise gelungen ist, die vielen Mosaiksteine zu einem bestechenden Ganzen zu formen, das durch einen, durch Schrift und grafische Gestaltung geprägten Rahmen wohlthuend gefaßt ist. Kurt Klein

#### **Helmut Bender, Von Hansjakob und über Hansjakob. Aus „Dürre Blätter“ und anderes. 133 Seiten, Klaus Eugen Meier Verlag, Freiburg i. Br., DM 28,-.**

Vom ehemaligen Präsidenten der inzwischen aufgelösten Freiburger Hansjakob-Gesellschaft Helmut Bender liegt ein neu-

es Buch über Heinrich Hansjakob vor. Etwa die Hälfte der Publikation besteht aus dem auszugsweisen Abdruck von Hansjakobs Erinnerungen „Aus dem Leben eines Reichstagskandidaten“ (1877) sowie „Eine Rundreise“ (1886), die in den beiden Sammelbänden „Dürre Blätter“ 1889/90, im Georg Weiß Verlag in Heidelberg zum erstenmal ediert, zu finden sind.

Die zweite Hälfte des Benderschen Buches stellt nicht nur einen „Abgesang“ auf die vom „Aussterben“ (S. 132) bedrohte Hansjakob-Gesellschaft dar, sondern wird bedauerlicherweise zum Pamphlet auf die angeblichen „Verächter unter den Hansjakobfreunden“, auf die – wie Bender formuliert – „falschen Propheten“, die Hansjakobs Vita und Werke zerstören würden (S. 133). Daß damit in erster Linie der Hansjakob-Verlag der Stadt Haslach und der Acheron-Verlag des Achener Verlegers Wolfgang Winter gemeint ist, darüber läßt Bender keinen Zweifel aufkommen. Den Acheron-Verlag, der 1992 Hansjakobs Illenauer Tagebuch „Aus kranken Tagen“ in vorbildlicher Weise ediert hat, vergleicht Bender mit der Narrenstadt Schilda (S. 126). Dem Hansjakob-Verlag der Stadt Haslach spricht er das Recht ab, die Werke Hansjakobs herausgeben zu dürfen (S. 93, 102), ohne jedoch ein einziges Argument für diese absurde Behauptung vorbringen zu können. Dabei hat der Hansjakob-Verlag der Stadt Haslach seit 1960 18 Bände von Hansjakobs wichtigsten Werken in einer umfassend kommentierten Ausgabe neu aufgelegt und damit die Volksbücher Hansjakobs zahlreichen Hansjakobfreunden wieder zugänglich gemacht.

Wer wie Bender selbstgefällig meint, die alleinige Wahrheit über Heinrich Hansjakobs Persönlichkeit und sein Werk gepachtet zu haben, disqualifiziert sich als Hansjakobfachmann selbst. Direkt peinlich wird es, wenn Bender in seinem neuesten Buch über Hansjakob ein so sensibles und schwieriges Thema wie die Asylantenfrage in drei Beiträgen (S. 103ff) populistisch angeht und dabei Hansjakob als Be-

leg anführt: „Das Makabre an alledem [Bender meint damit die Asylantenfrage] aber scheint zu sein, daß die großen Probleme stets von schwachen Regierungen [sic!] gelöst werden sollten. Das war zu Hansjakobs Zeiten allerdings nochmals anders...“ (S.104). In der Tat ging die „starke“ Regierung zur Zeit Hansjakobs, das auf dem preußisch-deutschen Militarismus gestützte autoritär Regime eines Wilhems II., dem Bender offenbar nachtrauert, mit unbequemen Minderheiten, etwa mit den Polen oder Elsässern, ganz anders um als die rechtstaatlich, demokratisch legitimierte Regierung der Bundesrepublik Deutschland mit den heutigen Asylanten. Bender sieht die Hauptaufgabe und das Hauptanliegen der Hansjakob-Gesellschaft mit seiner neusten Publikation erfüllt und beendet (S. 7, 131). Nach der Lektüre des Benderschen Buches kann man darüber – trotz der unzweifelhaften Verdienste der Hansjakob-Gesellschaft in der Vergangenheit – nicht traurig sein.

Manfred Hildenbrand

**Manfred Hildenbrand und Kurt Klein (Hrsg.), Festschrift: 500 Jahre Gasthaus „Drei Schneeballen“ in Hofstetten, Selbstverlag des Gasthauses, Hofstetten 1993, 7.– DM.**

Mit gutem Grund hat man Herausgabe und Gestaltung der Festschrift den beiden Hansjakob-Spezialisten Manfred Hildenbrand und Kurt Klein übergeben, beruht doch der überregionale Ruf der Gaststätte auf der engen Verbindung mit dem berühmten Pfarrer, Politiker und Volkschriftsteller. Im benachbarten Haslach geboren, verbrachte Heinrich Hansjakob über viele Jahre hin seine Urlaubstage in den „Drei Schneeballen“, Ausgangspunkt ausgedehnter Spaziergänge und Fahrten mit dem Landauer. Hier fand sein von der Stadt und der Politik strapazierter Gemütszustand Ruhe und Erholung. Kurt Klein stellt die biographische Essenz die-

ser Zeit ebenso kundig dar wie die literarische Verarbeitung der Erlebnisse durch den Dichter in seinen Erzählungen. Dabei zeigt er auf, wie empfindlich die poetische Phantasie Hansjakobs auf die vielfältigen Anreize reagierte, die Natur und Menschen des Kinzigtales ausübten.

Daß das Gasthaus „Drei Schneeballen“ auch seinen Eigenwert hat, weist Manfred Hildenbrand in seinem historischen Beiträgen nach. Belegt durch Urkunden – wenn auch die frühesten nicht letzte Gewißheit bieten können –, läßt sich die Geschichte des heutigen Hotels und Restaurants bis 1493 zurückverfolgen, dabei ist besonders hervorzuheben, daß über das ganze halbe Jahrtausend die Wirte derselben Familie angehörten, den Gißlers; erst 1912 brachte Xaver Neumaier, ein Enkel des Schneeballenwirts Xaver Gißler, den Namen des heutigen Besitzers. Das 1901 begonnene und von Hansjakob mit einer Widmung versehene Gästebuch der „Drei Schneeballen“ – Kurt Klein legt es vor – erweist sich als reichbestückte Quelle für Ruhm und Nachruhm des Dichters wie auch als Beleg für die gastronomische Qualität des Hauses.

Das reichbebilderte Heftchen - Alltagsaufnahmen aus dem Leben Hansjakobs, alte Zeichnungen und Photographien entwickeln ihren besonderen Reiz – informiert knapp darüber, welche Bedeutung ein Gasthaus und damit die ganz konkret faßbare Umgebung für einen künstlerisch gestaltenden Menschen haben kann, es beweist aber auch, daß in Hofstetten die Hansjakob-Welt noch in Ordnung ist, während kurze Zeit nach dem Erscheinen der Schrift sich die nach dem Dichter benannte Gesellschaft in Freiburg unter merkwürdigen Umständen auflöste. Dazu sei – nicht nur am Rande – bemerkt, daß die umsichtige Leitung Manfred Hildenbrands das Hansjakobarchiv im „Freihof“ in Haslach aus den Turbulenzen heraus hielt.

Karl Maier

**Walter Ernst Schäfer, „Ach, so beseufft doch mein armes Vatterland“. Johann Michael Moscherosch in Willstätt. Spuren 23. 16 Seiten, 9 Abbildungen, geheftet, Umschlag aus Seidenglanzpapier. Deutsche Schillergesellschaft Marbach am Neckar 1993. Über Arbeitsstelle für literarische Museen, Archive und Gedenkstätten in Baden-Württemberg, Postfach 1162, Marbach, DM 7,-, im Buchhandel DM 9,80.**

Johann Michael Moscherosch, geboren 1601 in Willstätt, steht, nimmt man die Zahl seiner heute greifbaren Werkausgaben, seinen Anteil an Anthologien oder Schullesebüchern als Beleg, ganz im Schatten des ca. zwanzig Jahre jüngeren Grimmlshausen aus dem nicht allzuweit entfernten Renchen. Aber zu seinen Lebzeiten war dies anders. Damals galt Moscherosch als der meistgelesene Satiriker Deutschlands, Raubdrucke seiner Werke beweisen dies ebenso wie seine ehrenvolle Aufnahme in die „Fruchtbringende Gesellschaft“, einem Verein, dem während vieler Jahre des 17. Jahrhunderts die wichtigsten Poeten Deutschlands angehörten.

Um die Kluft zwischen ehemaliger Bedeutung und heutigem Bekanntheitsgrad wenigstens teilweise zu überbrücken, könnte das Heftchen dienen, in dem Walter Ernst Schäfer knapp, wissenschaftlich fundiert und höchst anschaulich über den barocken Dichter aus Willstätt referiert. Nachdem er die wichtigsten biographischen Daten vorgestellt hat, legt Schäfer das Augenmerk auf die Beziehungen Moscheroschs zu seiner Geburtsstadt. Der Titel des satirischen Hauptwerkes „Die Geschichte des Philanders von Sittewald“ verbirgt in der Ortsbezeichnung durch Umstellung der Buchstaben den Namen des Amtsstädtchens an der Kinzig. Eine besonders schöne und poetische Schilderung Willstätts in seinem Bestand und mit seiner Ausstrahlung vor der Zerstörung im Dreißigjährigen Krieg fand Schäfer in einer bisher unbekanntten Schrift Moscheroschs (s. dazu die Buchbesprechung

auf S. 650 dieses Bandes). Aber die Verbindung zum Raum seiner Herkunft findet sich nur in der literarischen Gestaltung seiner Jugendzeit. Während der Mannesjahre, in denen Moscherosch im Dienste mehrerer Landesherren an verschiedenen Orten, darunter auch in Straßburg, als Jurist arbeitete, scheinen die heimatlichen Gefühle keinen ausreichenden poetischen Vorwand mehr abgegeben zu haben.

Auch auf die Problematik der Rezeption literarischer Werke kann Schäfer anhand des Nachruhms Moscheroschs hinweisen. 1907 errichtete Willstätts seinem großen Sohn neben der Kirche ein Denkmal, und wie jede Generation suchten die von überall hergereisten Verehrer in den Schriften des Dichters, was ihnen selbst als besonderer Wert galt, und das war damals die Verherrlichung des deutschen Wesens.

Walter Ernst Schäfer vermittelt auf kleinem Raum eine Menge Informationen, die Art, wie er sie darstellt, regt an, in seiner großen Moscheroschbiographie weiterzulesen. (Walter Ernst Schäfer, Johann Michael Moscherosch, Staatsmann, Satiriker und Pädagoge im Barockzeitalter, C. H. Beck 1982) Karl Maier

### **Landkreis Rastatt, Landrat Dr. Hudelmaier (Hg.), Heimatbuch 1993**

Der Landkreis Rastatt bietet mit seinem diesjährigen Heimatbuch wieder eine imponierende Selbstdarstellung. Die neue, bereits bei der Ausgabe 1992 verwendete Form gibt sich modern im Layout und verschwenderisch bunt in der Darbietung. Gerade die beneidenswerte Entscheidung für die Farbe erlaubt nicht nur Gisela Merklinger, ihren Rückblick auf die Geschehnisse im Kreis ansprechend aufzulockern, sondern ermöglicht es auch Michael Hug seinen ökologischen Beitrag über die Wiesen im Landkreis und besonders Herbert Maier die Würdigung des Malers Ernst Schneider adäquat zu illustrieren.

Von der großzügigen Ausstattung profitieren auch die Abhandlung „Kunst in Baden

nach 1945“ von Thomas Hirsch und die „Überlegungen zu Hofmaler Heinrich Lihl“ von Wolfgang Reiß und Iris Baumgärtner; im Mittelpunkt steht ein Gemälde der Familie des Malers, das das Stadtmuseum 1992 erworben hat.

Einen erfreulich breiten Raum widmet man der Historie. Bestandsaufnahmen liefern die vor- und frühgeschichtlichen Fundbereiche Gerhard Hoffmanns, in diesem Heft in der 8. Folge, über Kuppenheim, Lichtenau und Loffenau sowie die Beschreibung des Amtshofmuseums in Gernsbach durch Winfried Wolf. Artikel über zwei Ausstellungen – „Bühl, Stadt im Wandel“ (Marion Klein) und „900 Jahre Müllenbach“ (Wolfgang Jokerst) – vertreten die Lokalgeschichte ebenso wie der ausführliche Aufsatz „750 Jahre Gaggenau, Ottenau, Selbach und Sulzbach“ (Martin Karcher). Reizvoll und kenntnisreich aus dem Verborgenen schöpfend, wie man es von diesem Autor gewöhnt ist, stellt Johannes Werner zusammen, was Literaten über Rastatt nüchtern urteilten oder poetisch bekannten. Dieser Beitrag scheint die dunklen Ahnungen über den Untergang der Mundart zu bestätigen, die Alfred Schaefer in seinem Gedicht „D'r Patient“ beklagt, denn Johannes Werner konnte offensichtlich keinen Dichter finden, der Rastatt im Dialekt feiert.

Drei Verfasser behandeln Grundfragen der letzten hundert Jahre. Jürgen Groß setzt seine „Geschichte der Arbeiterbewegung in Rastatt, Baden-Baden und dem Murgtal“ fort, Adalbert Metzinger gedenkt der Euthanasieopfer der Anstalt Hub in Ottersweier und Erika Schappeler-Honnef verfolgt die Nachkriegsereignisse in Stadt und Landkreis Bühl während der französischen Besatzungszeit.

Das Heimatbuch des Landkreises Rastatt erweist sich nach Wahl und Ausführung der Themen wie auch in der äußeren Präsentation als beispielhafte Veröffentlichung ihrer Art, die sich wiederum einer breiten Aufmerksamkeit sicher sein kann.

Karl Maier

**Eine Auswahl aus weiterer Literatur, die während der letzten Jahre erschien:**

Erwin Dittler, Reichsschultheiß Georg Freiherr von Rienecker und sein Pannegyriker Gotthold Friedrich Standlin, in *Badische Heimat* 3/1990

Götz Eberbach, *Die Deutsche Revolution 1848/49*, Eckartschriften 112, 67 S., Wien 1990

Pankraz Fried und Wolf-Dieter Sick (Hg.), *Die historische Landschaft zwischen Lech und Vogesen. Fragen zur gesamtalemannischen Geschichte*, 217 S., Schwäbische Forschungsgemeinschaft, Augsburg 1988

Albert-Ludwig-Universität Freiburg (Hg.), *Freiburger Universitätsblätter: Erze, Schlacken und Metalle. Früher Bergbau im Südschwarzwald*, Heft 109, 1990

Karin Groll, *Eine verpaßte Chance. Das Gefecht bei Günterstal in Augenzeugenberichten und Erinnerungen (1848)*, in *Badische Heimat* 3/1990

Karl Gutkas, *Kaiser Joseph II. Eine Biographie*, 534 S., Wien 1989

Mark Häberlein, *Vom Oberrhein zum Susquehama. Studien zur badischen Auswanderung nach Pennsylvania im 18. Jh.*

Thomas-Arnold Hammer, *Frühmittelalterliche Orts- und Flurnamen im Vorarlberger und St. Galler Rheintal*, in „Montfort“, *Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs* 1/1990

Wolfgang Hartung, *Merowingisches Königsgut in Alemannien und Rätien. Ansätze zu einer Strukturanalyse Vorarlbergs im Frühmittelalter*, in „Montfort“, *Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs* 1/1990

Günter Jerouschek, *Die Hexen und ihr Prozeß. Die Hexenverfolgung in der Reichsstadt Esslingen*, *Esslinger Studien*, Schriftenreihe Bd.11, Esslingen 1992

Ulrich G. Leinsle, *Prämonstratenserkultur in Schwaben*, Neu-Ulm 1991

Gerhard Pfeiffer, *Der Bauernkrieg (1525). Offene Fragen – kontroverse Antworten*, in *Jahrbuch für fränkische Landesforschung* 50/1990

Hermann Rückleben und Hermann Erbacher (Hg.), *Die Evangelische Landeskirche in Baden im Dritten Reich. Quellen zu ihrer Geschichte.*  
Band I 1931–1933 Karlsruhe 1991  
Band II 1933–1934 Karlsruhe 1992

Martin Scharfe (Hg.), *Brauchforschung, Wege der Forschung* Bd. 627, 482 S., Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt

Angelika Schindler, *Der verbrannte Traum. Jüdische Bürger und Gäste in Baden-Baden*, 224 S., Elster Verlag, Baden-Baden 1992

Hartmut Zuckert, *Die sozialen Grundlagen der Barockkultur in Süddeutschland*. 354 S., *Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte* Bd. 33., Stuttgart 1988

**Erwin Dittler (Hgb.), Georg Monsch: Schriften**

Heft 11: *Einquartierungs- und kleine Kriechchronik 1916*, 59 S.

Heft 12: *Kleine Offenburger Chronik 1917*, 59 S.

Heft 13: *Kleine Offenburger Chronik 1918*, (1), 59 S.

Heft 14: *Kleine Offenburger Chronik 1918*, (2), 59 S.

Heft 15: *Kleine Offenburger Chronik 1919*, 51 S.

Heft 16: *Französische Besatzungszeit 1923*, 59 S.

Heft 17: *Französische Besatzungszeit 1923/24*, 51 S.

Selbstverlag des Verfassers, 77649 Kehl-Goldscheuer, 1992

**Förderverein Dorfgeschichte Windschlag, D'r Windschläger Bott 1992, 51 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, Windschlag 1992, Verkauf: Ortsverwaltung Windschlag, DM 7,-**

## Autorenverzeichnis

Bärmann, Michael, M.A.; Universität Freiburg Schweiz, Seminar für Germanische Philologie, Misericorde, CH-1700 Freiburg i. Ue

Boll, Dr. Bernd; Reischstraße 9a, 79102 Freiburg i. Br.

Böniger Friedrich; Auf der Höhe 16, 77866 Rheinau-Freistett

Bubenhöfer, Götz; Tannweg 4, 77855 Achern

Decker, Ernst; Hauptstraße 84, 77839 Lichtenau

Dittler, Dr. Erwin; Offenburger Straße 4, 77694 Kehl-Goldscheur

Fehringer, Günter; Landratsamt Ortenaukreis, Badstraße 20,  
77652 Offenburg

Finkbeiner, Gerhard; Modoscher Straße 24, 77978 Schuttertal

Friedmann, Michael; Stadtarchiv, Ritterstraße, 77652 Offenburg

Gartner, Dr. Suso; Bühler Seite 4, 77815 Bühl

Gutmann, Ernst; Leiberstungerstraße 3, 77836 Rheinmünster-Stollhofen

Haehling von Lanzenauer, Dr. Reiner; Sophienstraße 30,  
76530 Baden-Baden

Harter, Dr. Hans; Engelmatte 9a, 79299 Wittnau

Hildenbrand, Manfred; Georg-Neumaier-Straße 15, 77716 Hofstetten

Huber, Heinz G.; Erbstraße 19a, 77704 Oberkirch-Nußbach

Klingenberg, Hans; Landratsamt Ortenaukreis, Badstraße 20,  
77652 Offenburg

Knierriem, Peter M. und Löhning, Elke; Seminar für Provinzialrömische Archäologie d. Universität Freiburg, Glacisweg 7, 79098 Freiburg i. Br.

Kreutz, Dr. Gernot; Am Hungerberg 3, 77654 Offenburg-Zell-Weierbach



Maier, Karl; Jakobstraße 6, 77767 Appenweier

Mölders, Hans-Peter; Luisenstraße 16, 77654 Offenburg

Motz, Herbert; Im Johannesgarten 10, 77975 Ringsheim

Pillin, Dr. Hans-Martin; Albert-Köhler-Straße 22, 77883 Ottenhöfen

Schellinger, Uwe; Friesenheimer Hauptstraße 20, 77948 Friesenheim

Schmid, Adolf; Steinhalde 74, 79117 Freiburg i. Br.

Schrader, Frank, Klosterweg 28 E 511, 76131 Karlsruhe

Schwarzmaier, Lore und Dr. Hansmartin; Generallandesarchiv, Nördliche  
Hildapromenade 2, 76133 Karlsruhe

Steckner, Carl-Helmut; Honsellstraße 8, 77694 Kehl

Uibel, Ludwig; Dannenmannstraße 6, 79117 Freiburg i. Br.

Werner, Alexander; Flughafenstraße 15, 76149 Karlsruhe

Werner, Dr. Johannes; Steinstraße 21, 76477 Elchesheim

Werner, Josef; Rathaus, 77770 Durbach

Zoche, H. über Helene Heinrich, Birkenweg 11, 79336 Herbolzheim

# DER HISTORISCHE VEREIN FÜR MITTELBADEN e. V.

gibt zur Weckung und Förderung der Heimatliebe und Heimatkenntnis die  
Zeitschrift

## „Die Ortenau“

als Jahresband heraus. Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur  
Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kulturgeschichte, Familien-  
forschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Le-  
bensgeschichten bekannter mittelbadischer Persönlichkeiten können Auf-  
nahme finden.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle 77605 Offenburg,  
Postfach 15 69 sowie die Obleute der Mitgliedergruppen jederzeit entge-  
gen.

Nach der Wahl in der Mitgliederversammlung 1990 in Kehl/Rh. setzen sich  
der Vorstand und Beirat des Vereins zusammen aus:

Dr. Dieter Kauß, Präsident, Hildastraße 89, 77654 Offenburg,  
Tel. 07 81 / 8 05-5 34

Kurt Klein, 1. stellvertr. Präsident,  
Haselwanderstraße 11, 77756 Hausach i. K., Tel. 0 78 31 / 61 25

Manfred Hildenbrand, 2. stellvertr. Präsident,  
Georg-Neumaier-Straße 15, 77716 Hofstetten-Haslach i. K.,  
Tel. 0 78 32 / 28 67

Karl Maier, Redakteur der „Ortenau“,  
Jakobstraße 6, 77767 Appenweier, Tel. 0 78 05 / 6 95

Theo Schaufler, Kassen- und Geschäftsführung,  
Postfach 15 69, 77605 Offenburg, Tel. 07 81 / 2 41 68

Leiter der Fachgruppen:

Fachgruppe Archäologie:

Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 77972 Mahlberg, Tel. 0 78 25 / 74 84

Fachgruppe Denkmalpflege:

Dr. Dieter Kauß, Hildastraße 89, 77654 Offenburg, Tel. 07 81 / 8 05-5 34

Fachgruppe für neuere und Zeitgeschichte:

Dr. Wolfgang Gall, Friedrichstr. 66, 77654 Offenburg, Tel. 07 81 / 3 77 39

Fachgruppe Mundart:

Werner Kopf, Akazienweg 13, 77743 Neuried-Altenheim, Tel. 0 78 07 / 6 98

Fachgruppe Museen:

Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, 77855 Achern, Tel. 0 78 41 / 13 47

Fachgruppe Grenzüberschreitende Zusammenarbeit:

Carl Helmut Steckner, Honsellstraße 8, 77694 Kehl, Tel. 0 78 51 / 39 94

Fachgruppe Grenzstein-Dokumentation:

Gernot Kreutz, Am Hungerberg 3, 77654 Offenburg-Zell-Weierbach

Fachgruppe Flurnamen:

Dr. Ewald Hall, Sundgaullee 26, 79110 Freiburg/Br.

Beiräte:

Dr. Hans-Joachim Fliedner, Espenstraße 24, 77656 Offenburg

Adolf Hirth, Kastanienweg 23, 77876 Kappelrodeck

Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 77972 Mahlberg

Erwin Steurer, Metzgerstraße 14, 77933 Lahr

Ursula Schäfer, Sommerstraße 34, 76534 Baden-Baden-Steinbach

Rainer Fettig, Straßburger Straße 6, 77728 Oppenau

Gerhard Hoffmann, Oepelner Straße 8, 76437 Rastatt

Rudolf Zwahl, Ludwig-Trick-Straße 17, 77694 Kehl

## Mitgliedergruppen:

- 77855 Achern: Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, Tel. 0 78 41 / 13 47
- 77767 Appenweier: Karl Maier, Jakobstr. 6, Tel. 0 78 05 / 6 95
- 76530 Baden-Baden: Hannes Leis, Sophienstr. 20, Tel. 0 72 21 / 2 42 93
- 77740 Bad Peterstal-Griesbach: Siegfried Spinner, Renchtalstr. 17,  
Tel. 0 78 06 / 5 33
- 77781 Biberach i. K.: Wolfgang Westermann, Sonnenhalde 7,  
Tel. 0 78 35 / 83 09
- 77815 Bühl/Baden: Egon Schempp, Meisenstr. 2, Tel. 0 72 23 / 2 13 05
- 77955 Ettenheim: Bernhard Uttenweiler, Sonnenberg 14,  
Tel. 0 78 22 / 58 00
- 77723 Gengenbach: Eugen Lang, Kastanienweg 1, Tel. 0 78 03 / 10 48
- 77716 Haslach i. K.: Manfred Hildenbrand, Hofstetten,  
Georg-Neumaier-Str. 15, Tel. 0 78 32 / 28 67
- 77756 Hausach: Kurt Klein, Haselwanderstr. 11, Tel. 0 78 31 / 61 25
- 77749 Hohberg: Michael Bayer, Reisengasse 7, Tel. 0 78 08 / 37 16
- 78132 Hornberg-Triberg: Wolfgang Neuss, Hauptstraße 43, Hornberg,  
Tel. 0 78 33 / 66 31
- 77694 Kehl-Hanauerland: Dr. Friedrich Fluhr, Holzhauser Str. 45,  
Rheinau-Linx, Tel. 0 78 53 / 2 78
- 77933 Lahr: Ekkehard Klem, Jasminstr. 28, 77948 Friesenheim,  
Tel. 0 78 21 / 6 22 02
- 77974 Meißenheim: Karl Schmid, Friederike-Brion-Weg 7,  
Tel. 0 78 24 / 23 62
- 77743 Neuried: Werner Kopf, Akazienweg 13, Neuried-Altenheim,  
Tel. 0 78 07 / 6 98
- 77784 Oberharmersbach: Karl-August Lehmann, Küblerweg 4,  
Tel. 0 78 37 / 2 88

- 77704 Oberkirch: Horst Schneider, Stadtgartenstr. 7, Tel. 0 78 02 / 46 29
- 77656 Offenburg: Dr. Hans-Joachim Fliedner, Espenstr. 24,  
Tel. 07 81 / 7 66 38
- 77799 Ortenberg: Hermann Litterst, Rathaus, Tel. 07 81 / 3 20 51
- 77728 Oppenau: Rainer Fettig, Straßburger Str. 6, Tel. 0 78 04 / 20 24
- 76437 Rastatt: Gerhard Hoffmann, Oppelner Str. 8, Tel. 0 72 22 / 2 29 01
- 77866 Rheinau: Walter Demuth, Oberfeldstraße 7, Rheinau-Freistett,  
Tel. 0 78 44 / 25 42
- 77836 Rheinmünster: Adolf Hirth, Kastanienweg 23,  
77876 Kappelrodeck, Tel. 0 78 42 / 26 15
- 77871 Renchen: Erich Huber, August-Ganther-Str. 6, Tel. 0 78 43 / 77 37
- 77776 Schapbach: Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1,  
77776 Bad Rippoldsau 2, Tel. 0 78 39 / 3 78
- 77761 Schiltach: Theo Becker, Hohensteinstr. 11, Tel. 0 78 36 / 24 42
- 77746 Schutterwald: Artur Hohn, Bahnhofstr. 4, Tel. 07 81 / 5 23 81
- 77960 Seelbach-Schuttertal: Gerhard Finkbeiner, Modoscher Str. 24,  
77978 Schuttertal, Tel. 0 78 23 / 6 04
- 77790 Steinach i. K.: Peter Schwörer, Im Kirchgrün 17,  
Tel. 0 78 32 / 86 56
- 77709 Wolfach: Ernst Bächle, Messnergasse 6, Tel. 0 78 34 / 66 26
- 76534 Yburg: Ursula Schäfer, Sommerstr. 34, 76534 Baden-Baden-  
Steinbach, Tel. 0 72 23 / 5 89 82
- 77736 Zell a. H.: Bertram Sandfuchs, Bergstr. 6, Tel. 0 78 35 / 34 48

überregionale Mitgliedergruppe (früher Hauptverein):

Theo Schaufler, Postfach 15 69, 77605 Offenburg, Tel. 07 81 / 2 41 68

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. April jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte nur druckfertige Originalbeiträge! Für Inhalt und Form der Arbeiten sind die Verfasser verantwortlich. Die Zeit der Veröffentlichung der angenommenen Arbeiten muß sich die Schriftleitung vorbehalten. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet. Wegen vieler Anfragen weisen wir darauf hin, daß jedermann Sonderdrucke einzelner Beiträge in beliebiger Zahl bestellen kann, spätestens gleich nach Zustellung des Jahrbuchs. Danach können die Einzelbeiträge nicht mehr geliefert werden, nur noch der ganze Band, solange der Vorrat reicht.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrbücher sowie die Registerbände I (1910–1981) und II (1982–1990) nimmt die Geschäftsleitung (Postfach 15 69, 77605 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Damit unsere Jahresbände, aber auch andere für unsere Vereinsbibliothek wertvolle Literatur aus Nachlässen verstorbener Mitglieder nicht verlorengehen, bitten wir die betreuenden Erben, sich mit unserer Geschäftsstelle in Verbindung zu setzen. Wir könnten dann auch den zahlreichen Wünschen auf Lieferung früherer Jahrbücher besser nachkommen.

Laut Beschluß der Jahresversammlung 1988 beträgt der Jahresbeitrag derzeit:

30,- DM für natürliche Personen und Schulen

50,- DM für juristische Personen und Körperschaften

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e. V. ist nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes Offenburg vom 29. Juni 1992 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit, weil er ausschließlich und unmittelbar steuerbegünstigten gemeinnützigen Zwecken im Sinne der §§ 51 ff. AO. dient.

Die Mitglieder der Mitgliedergruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedergruppe (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V. (Volksbank Offenburg: Nr. 6 295 509, BLZ 664 900 00, Sparkasse Offenburg: Nr. 00-361 618, BLZ 664 500 50 oder Konto Nr. 6057-756, Postgiroamt Karlsruhe, BLZ 660 100 75).